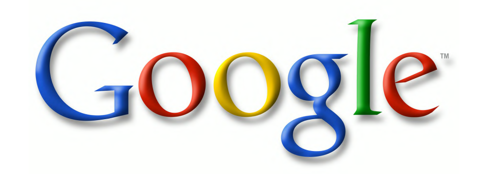


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

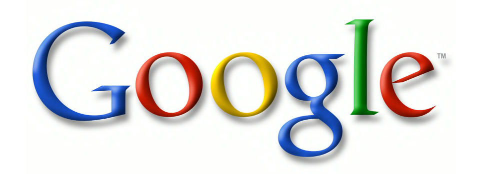
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

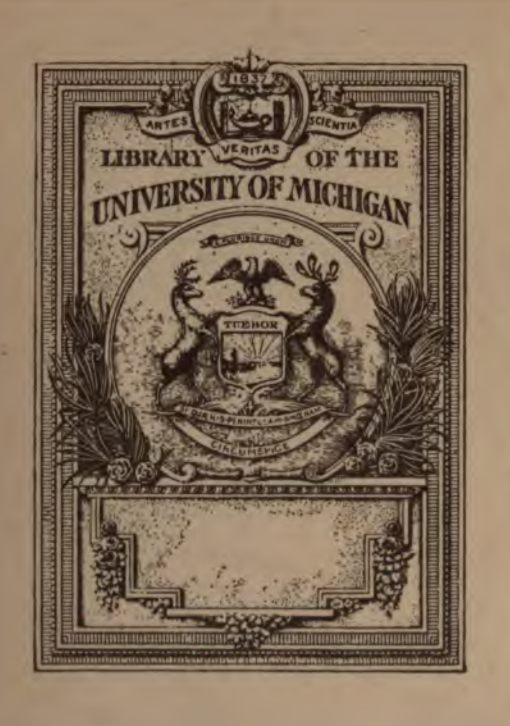
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

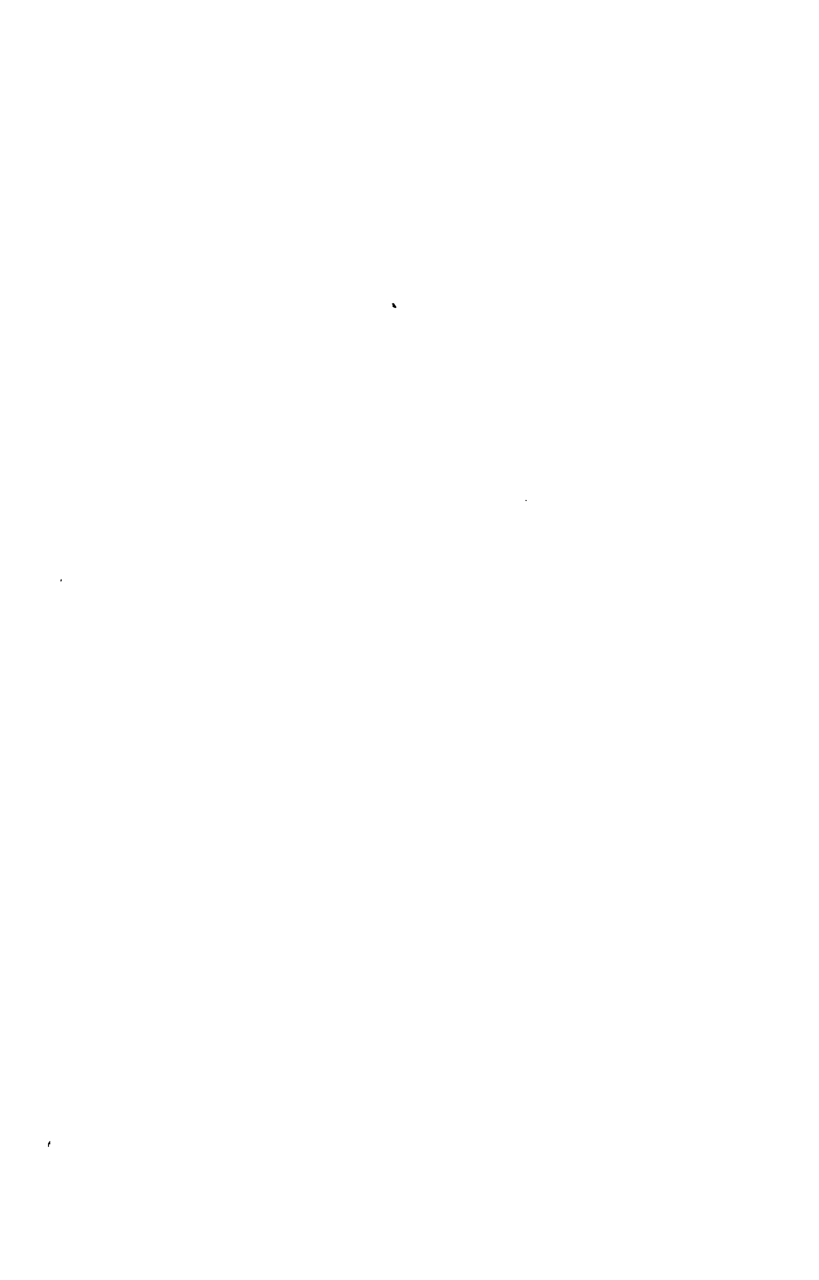
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

PT
2256
.A1
1878
v. 9-10



Grillparzers

Sämmtliche Werke

in zehn Bänden.

Dritte Ausgabe.

Neunter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1880.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort
(zur ersten Ausgabe).

Gleich den Gedichten fanden sich die hier und im 8. Bande gesammelten „Studien und Aphorismen“ in dem Nachlasse des Dichters, ungeordnet, auf Hunderten von Blättern.

In seinem Stillleben, mit einer alle Fächer des Wissens umschließenden Lektüre beschäftigt, warf Grillparzer Gedanken, die sich mächtig in ihm regten und nach Ausdruck rangen, auf das Blatt Papier, das ihm nächst zur Hand lag, unbekümmert, was er früher schon auf dasselbe verzeichnet, und schloß es für immer in seinen Schreibtisch ein.

Es war die Aufgabe der Herausgeber, diese Blätter zu sichten und ihren reichen, mannigfaltigen Inhalt, wenigstens annähernd, nach Fächern und Kategorien zu ordnen.

Wenn auch mancher der größeren Aufsätze augenscheinlich für die Veröffentlichung vom Dichter selbst gleich bei der Niederschrift bestimmt war, so erscheint doch unseres Wissens, mit Ausnahme einer Studie über das Drama (S. 115), welche 1838 in einer Wiener Zeitschrift (Archiv von Kaltenbäck) zur Hälfte erschien und 1869 in der officiellen Wiener Zeitung reproducirt wurde, Alles, was dieser Band enthält, zum ersten Male vor dem Publikum.

402642

Da Grillparzer wahrscheinlich, was er einmal aphoristisch geschrieben und zur Seite gelegt, nie wieder angesehen, konnte es nicht fehlen, daß in diesen Studien, welche ein halbes Jahrhundert umfassen, ein und derselbe Gedanke oftmals wiederkehrt.

Die Herausgeber glaubten um so weniger eine Abänderung oder Kürzung vornehmen zu dürfen, als diese wiederholt auftretenden Gedanken eben nur beweisen, wie unablässig sie den Dichter zu allen Zeiten beschäftigten, und sie überdies immer in einer andern Form und so mit dem ganzen Gange der Untersuchung verwebt, wieder erscheinen, daß sie nicht weggenommen werden könnten, ohne die logisch gekettete Gedankenreihe zu zerstören.

Eine Reihe philologischer und ästhetischer Untersuchungen über die klassischen griechischen Dramatiker sind in diese, für das große Lesepublikum bestimmte Ausgabe vorläufig nicht aufgenommen.

Wenn sich in den Anschauungen des Dichters manchmal Widersprüche finden, so war sich Grillparzer selbst dessen bewußt; er schrieb diese Studien weniger im Hinblick auf Andere, als um in sich selbst über Manches ins Klare zu kommen. Folgender Ausspruch, der sich im Nachlasse fand, möge dem Leser den rechten Standpunkt zur Beurtheilung geben:

> „Ich nehme mir vor, ohne Rücksicht auf ein System, Dasjenige nieder zu schreiben, was mir aus seinem eigenen Wesen zu fließen scheint. Die entstehenden Widersprüche werden sich am Ende von selbst heben oder, indem sie nicht wegzuschaffen sind, mir die Unmöglichkeit eines Systems beweisen."

Wien, Juli 1872.

Heinrich Laube.
Josef Weilen.

Studien
zur
Philosophie und Religion.



Ich möchte die Philosophie eine Brille für das geistige Auge nennen. Personen von schwachem Gesichte können sich ihrer mit gutem Erfolg bedienen. Für ganz Gesunde und für ganz Blinde ist sie ganz überflüssig. Man hat sogar Fälle, daß bei Ersteren durch unvorsichtigen Gebrauch dieser Brille das Augenlicht etwas geschwächt wurde.

Braucht keine Worte, möchte ich den Philosophen zurufen, die in einer andern Bedeutung, als in der ihr sie braucht, schon gang und gäbe geworden sind! Es ist der erste Schritt zur Begriffs-Erschleichung. Was haben die Worte: Glaube, Heilig, Gott für Verwirrungen angerichtet in unsern Tagen!

Man kann jedes Ding dieser Welt entweder einzeln für sich oder in Verbindung mit den übrigen Dingen betrachten. Im ersten Falle nimmt man die zu Grunde liegende Idee zum Maßstabe und schätzt das Ding nach dem Grade seiner Uebereinstimmung mit dieser, d. h. mit sich selbst, und spricht ihm sonach eine Würde zu oder ab; im zweiten betrachtet man es als Zweck für andere Mittel oder als Mittel zu andern Zwecken, in stufenweiser Unterordnung und Fortbildung bis zu einem letzten Menschheitszweck. Man ertheilt dadurch dem Dinge einen Werth, und die Individualität sinkt herab zum Träger jener neuen, einer allgemeinen Geltung.

Ich begreife nicht, wie die Idee vom moralischen Uebel jemals den Weltweisen eine Schwierigkeit machen konnte. Wenn wir nicht eine individuelle und specielle Vorsehung wollen, so mußte die Natur, um die Existenz des Geschlechtes zu sichern, doch jedem Individuum einen ins Unbestimmte fortwirkenden Erhaltungs- und Vervollkommnungstrieb mitgeben. Wenn nun zwei solche unabgegränzte Bestrebungen zusammentreffen, müssen sie sich nothwendig fassen, und das Uebel ist da. Mißgunst, Neid, List, Gewalt, was weiß ich? Eine genau abgegränzte Sphäre aber, wie wäre die — um in der Sprache jener Leute zu reden — mit der Freiheit vereinbarlich? oder um vernünftiger zu reden — mit der Perfektibilität?

Die Idee fängt beim obersten Kettengliede an und läßt sich zum untersten herab, der Begriff beginnt beim untersten Gliede und steigt zum obersten hinauf: so gut es nämlich gehen will bei Beiden. In der Mitte der Kette pflegen gewöhnlich einige Glieder unsicher und mangelhaft zu sein, bei dem Begriff mehr gegen oben zu, bei der Idee, wenn es näher gegen die Erde kommt.

Wenn Jemand glaubt, eine neue Idee (metaphysische, moralische, anthropologische) gefunden zu haben, so kann er 99 unter hundertmal darauf zählen, daß sie falsch sei; denn es haben bis jetzt so viel gescheite, ja ausgezeichnete Menschen gelebt, daß die wahren (bei vielen falschen) schon wiederholt gedacht, gesagt und geschrieben worden sind. Hievon machen nur die naturwissenschaftlichen eine Ausnahme, da ihr Feld unbegränzt ist und dasselbe erst seit etwa drei Jahrhunderten zweckmäßig bebaut wird.

Die Vernunft ist nur der durch die Phantasie erweiterte Verstand.

Erinnerung ruft den Eindruck auf das Subjekt zurück, Einbildungskraft stellt zugleich das Objekt dar, von dem der Eindruck ausging. Ich erinnere mich eines gelesenen Satzes; ich stelle mir die Seite, die Zeile vor, auf denen er stand.

Der erste Schritt vom Wahrnehmen zum Denken ist nämlich, daß von den unter Einer Gattung zu subsumirenden Gegenständen sich ein Typus bildet, dessen Vorhandensein und Zugrundeliegen bei jedem Begriffe man, auch noch in der höchsten Ausbildung der geistigen Kräfte, mit größerer oder geringerer Deutlichkeit gewahr wird. Dieser Typus vertritt Anfangs die Stelle des Begriffes, und sein Ausdruck ist die Sprache, die eigentlich erst den Begriff möglich macht. Durch öfteres Wiederkommen auf denselben Gegenstand und öfteres Hervorrufen seines Typus wird die Bildlichkeit dieses letztern immer schwächer, und es bleibt endlich nur noch seine Form, der Eindruck, den er gemacht, gleichsam die Erinnerung, daß er da gewesen: so geht er in den Begriff über, den ich in seinem Entstehen die Erinnerung einer Erinnerung nennen möchte.

Der Geist ist nicht ein Ruhendes, sondern vielmehr das absolut Unruhige, die reine Thätigkeit, das Negiren oder die Idealität aller festen Verstandesbestimmungen — nicht abstrakt einfach, sondern in seiner Einfachheit zugleich ein Sich-von-sich-selbst-unterscheiden — nicht ein vor seinem Erscheinen schon fertiges, mit sich selber hinter dem Berge der Erscheinungen haltendes Wesen, sondern nur durch die bestimmten Formen seines nothwendigen Sichoffenbarens in Wahrheit wirklich, und *nicht (wie jene* Psychologie meinte) ein nur in



Ich möchte die Philosophie eine Brille für das geistige Auge nennen. Personen von schwachem Gesichte können sich ihrer mit gutem Erfolg bedienen. Für ganz Gesunde und für ganz Blinde ist sie ganz überflüssig. Man hat sogar Fälle, daß bei Ersteren durch unvorsichtigen Gebrauch dieser Brille das Augenlicht etwas geschwächt wurde.

Braucht keine Worte, möchte ich den Philosophen zurufen, die in einer andern Bedeutung, als in der ihr sie braucht, schon gang und gäbe geworden sind! Es ist der erste Schritt zur Begriffs-Erschleichung. Was haben die Worte: Glaube, Heilig, Gott für Verwirrungen angerichtet in unsern Tagen!

Man kann jedes Ding dieser Welt entweder einzeln für sich oder in Verbindung mit den übrigen Dingen betrachten. Im ersten Falle nimmt man die zu Grunde liegende Idee zum Maßstabe und schätzt das Ding nach dem Grade seiner Uebereinstimmung mit dieser, d. h. mit sich selbst, und spricht ihm sonach eine Würde zu oder ab; im zweiten betrachtet man es als Zweck für andere Mittel oder als Mittel zu andern Zwecken, in stufenweiser Unterordnung und Fortbildung bis zu einem letzten Menschheitszweck. Man ertheilt dadurch dem Dinge einen Werth, und die Individualität sinkt herab zum Träger jener neuen, einer allgemeinen Geltung.

Ich begreife nicht, wie die Idee vom moralischen Uebel jemals den Weltweisen eine Schwierigkeit machen konnte. Wenn wir nicht eine individuelle und [illegible] Vollendung wollen, so müßte die Natur, um die Erhaltung des Geschlechtes zu sichern, doch jedem Individuum einen ins Unbestimmte fortwirkenden Erhaltungs- und Vervollkommnungstrieb mitgeben. Wenn nun zwei solche entgegengesetzte Bestrebungen zusammentreffen, müssen sie sich nothwendig stoßen, und das Uebel ist da. Mißgunst, Haß, List, Gewalt, was weiß ich! Eine genau abgegränzte Schranke aber, wie weit die — um in der Sprache jener Leute zu reden — mit der Freiheit vereinbarliche? oder um vernünftiger zu reden — mit der [illegible]?

Die Idee steigt beim obersten Kettengliede an und läßt sich zum untersten herab, der Begriff beginnt beim untersten Gliede und steigt zum obersten hinauf; so gut es nämlich gehen will bei Beiden. In der Mitte der Kette pflegen gewöhnlich einige Glieder unsicher und mangelhaft zu sein, bei dem Begriff mehr gegen oben zu, bei der Idee, wenn es näher gegen die Erde kommt.

Wenn Jemand glaubt, eine neue Idee (metaphysische, moralische, anthropologische) gefunden zu haben, so kann er 99 unter hundertmal darauf zählen, daß sie falsch sei; denn es haben bis jetzt so viel gescheite, ja ausgezeichnete Menschen gelebt, daß die wahren (bei vielen falschen) schon wiederholt gedacht, gesagt und geschrieben worden sind. Hievon machen nur die naturwissenschaftlichen eine Ausnahme, da ihr Feld unbegränzt ist und dasselbe erst seit etwa drei Jahrhunderten zweckmäßig bebaut wird.

Die Vernunft ist nur der durch die Phantasie erweiterte Verstand.

Erinnerung ruft den Eindruck auf das Subjekt zurück, Einbildungskraft stellt zugleich das Objekt dar, von dem der Eindruck ausging. Ich erinnere mich eines gelesenen Satzes; ich stelle mir die Seite, die Zeile vor, auf denen er stand.

Der erste Schritt vom Wahrnehmen zum Denken ist nämlich, daß von den unter Einer Gattung zu subsumirenden Gegenständen sich ein Typus bildet, dessen Vorhandensein und Zugrundeliegen bei jedem Begriffe man, auch noch in der höchsten Ausbildung der geistigen Kräfte, mit größerer oder geringerer Deutlichkeit gewahr wird. Dieser Typus vertritt Anfangs die Stelle des Begriffes, und sein Ausdruck ist die Sprache, die eigentlich erst den Begriff möglich macht. Durch öfteres Wiederkommen auf denselben Gegenstand und öfteres Hervorrufen seines Typus wird die Bildlichkeit dieses letztern immer schwächer, und es bleibt endlich nur noch seine Form, der Eindruck, den er gemacht, gleichsam die Erinnerung, daß er da gewesen: so geht er in den Begriff über, den ich in seinem Entstehen die Erinnerung einer Erinnerung nennen möchte.

Der Geist ist nicht ein Ruhendes, sondern vielmehr das absolut Unruhige, die reine Thätigkeit, das Negiren oder die Idealität aller festen Verstandesbestimmungen — nicht abstrakt einfach, sondern in seiner Einfachheit zugleich ein Sich-von-sich-selbst-unterscheiden — nicht ein vor seinem Erscheinen schon fertiges, mit sich selber hinter dem Berge der Erscheinungen haltendes Wesen, sondern nur durch die bestimmten Formen seines nothwendigen Sichoffenbarens in Wahrheit wirklich, und *nicht (wie jene* Psychologie meinte) ein nur in

äußerlicher Beziehung zum Körper stehendes Seelending, sondern mit dem Körper durch die Einheit des Begriffes innerlich verbunden.

Was wir Gefühlsvermögen nennen, ist vielleicht Eines und Dasselbe mit dem Denkvermögen. Dann wäre der Gedanke eine klare Vorstellung, das Gefühl eine dunkle. Jeder Gedanke wirkt schon als Bejahung oder Verneinung, als Steigerung oder Herabstimmung der Persönlichkeit auf das Bewußtsein (Brüste). Diese Wirkung ist natürlich um so stärker, je mehr Gedanken auf einen und denselben Punkt coincidiren. Klare Vorstellungen können aber ihrer scharf gezogenen Gränzen wegen nur weniger Associationsberührungen haben; bei dunkeln Vorstellungen aber laufen, eben des Unbegränzten wegen, die Berührungen wie an einer elektrischen Kette ins Unermeßliche fort, und jede der nach- und mitklingenden trägt ihren Theil zur Nervenwirkung bei; es kann daher, wenn sie auf ein weitausgreifendes Feld gerathen, wohl eine Oscillation des ganzen Wesens entstehen, die so mächtig ist, daß sie sich nicht dem Grade, sondern der Gattung nach von der Wirkung des Gedankens zu unterscheiden und als Gefühl abgesondert dazustehen scheint. Wie der Gedanke auf das sogenannte Physische wirke, muß man freilich nicht fragen, sondern er wirkt, und das ist genug.

Man hat von dem Gewissen auf die wunderlichste Art gesprochen, ja es geradezu für eine göttliche Stimme erklärt. Nun hat aber z. B. das point d'honneur, die lächerlichste Empfindung, die je in eines Menschen Brust Platz genommen, ein eben so lebhaftes Gewissen, als das Moralgesetz, und der Offizier, der in einem Streithandel eine Ohrfeige bekommen, bietet alle innern Erscheinungen des Todtschlägers oder Betrügers und dgl. Das Gewissen ist eine angebildete Empfindung, heißt das: im besten Sinne des Wortes; und steht in

genauer Verbindung mit dem Grade der Einsicht in die Natur der Handlung und ihrer Folgen. Wo es nicht zusammenfällt mit der Furcht vor Entdeckung und Strafe und halb thierisch erscheint, ist es die Mißbilligung der That, verbunden mit dem entsetzlichen Gefühl der verlornen Selbstachtung.

Wenn das Schreiben den Seelenzustand erleichtert, so sollte man das Mittel auch nicht so selten in Anwendung bringen. Das Schreiben ist für das Denken das Nämliche, was der Gegenstand für die Vorstellung ist, nur dort von innen heraus, wie hier von außen hinein. Es fixirt die Kraft und ordnet, indem es bestimmt. Wir glauben oft von etwas überzeugt zu sein, weil uns das Resultat anzieht und wir uns der Mittelglieder nicht völlig bewußt sind. Indem wir uns die Gedankenverbindung einzeln vor die Augen legen, bemerken wir erst den Abgang oder den Fehler, das Schreiben ist daher zur Verdeutlichung nützlicher als das Reden, weil das Wort entschwindet, die Schrift aber bleibt.

Die übertriebene Religiosität kann in ihrer Wurzel ganz verschieden sein. Einmal entsteht sie bei Personen von heißem Gefühl und glühender Einbildungskraft, die die Ueberspannung dieser Grundkräfte wie auf Alles, so auch auf die Religion übertragen. Dann findet sie aber auch statt bei Personen von dürftigem Gefühl und ohne alle Einbildungskraft, welche, da es der Mensch in einer solchen Wüste nicht aushalten kann, gerade die bereits fertigen Gestalten der Religion mit hartnäckigem Eifer ergreifen. Dieser Enthusiasmus ist bei all seiner anscheinenden Erhitzung doch seinem Wesen nach kalt, weil er nicht aus Wärme entsteht, sondern nach Wärme trachtet.

Unsterblichkeit der Seele.

Nehmt ihr einen frühern Zustand der Seele an vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? — Nein? — Also ist sie bei der Geburt des Menschen entstanden; und warum soll sie nicht vergehen können, wenn sie entstanden ist?

Ja? — Von diesem frühern Zustande hat sie keine Erinnerung, es ist also folgerecht zu schließen, daß sie nach dem Tode auch von ihrem dermaligen keine haben werde. Ist das aber noch meine Seele, was keine Erinnerung, mithin kein Bewußtsein der Identität, keine Persönlichkeit hat?

Könnte es denn nicht eine Unsterblichkeit geben für Diejenigen, die den höhern Theil ihres Wesens ausgebildet haben bis zur Geistigkeit, indeß die andern rohen Körper sterblich wären, wie das Thier, das auch einen geistigen Theil hat, aber untergeordnet und schwach, so daß mit dem Tode des Körpers auch dieser feinere Anflug zerstäubt und vergeht? Das Vorherrschende überwöge, und die Unsterblichkeit wäre der Lohn, die eigentliche Seligkeit der Auserwählten.

Wenn man einmal die Sterblichkeit der Seele und das Nichtdasein Gottes glaubte, dann wäre es allerdings traurig und um alles Heil und Glück, um Tugend und Kunst geschehen; so lang man aber nur die Unsterblichkeit der erstern und das Dasein des letztern nicht glaubt, hat es nicht viel zu bedeuten, und es geht Alles seinen gehörigen Gang.

Der Grundfehler des deutschen Denkens und Strebens liegt in einer schwachen Persönlichkeit, zufolge dessen das Wirkliche, das Bestehende nur einen geringen Eindruck *auf den Deutschen* macht. Diese Eigenschaft äußert sich in

verschiedenen Perioden auf eine ganz entgegengesetzte Weise. Einmal läßt sie ihn, wenn nicht ein gewaltiger Anstoß dazu kommt, Jahrhunderte lang in dumpfem Hinbrüten fortvegetiren; ist der Anstoß aber einmal gegeben, so wirkt er beinahe mechanisch fort, unaufgehalten, endlos, wie die Wurfkraft ohne Reibung thun würde, weil er in nichts einen Widerstand findet. Wie Scheidewasser greift der deutsche Geist Alles an: Gott, Willensfreiheit, Moral, Materie. Er bleibt bei keinem letzten stehen, weil nichts einen so starken Eindruck auf ihn macht, daß es eine Ueberzeugung für ihn in sich selbst führte. So ist die deutsche Philosophie wesentlich atheistisch, und wenn in neuerer Zeit viel von Gott die Rede ist, so ist das nur eine willkürlich-gesetzte Gedanken-Barriere, um nicht ganz in die bodenlose Kluft hineinzufallen, die dahinter unausweichlich gähnt. Sie nehmen einen Gott an, statt von ihm überzeugt zu sein; er hat keine Wirklichkeit für sie, sie achten ihn als ihr Werk, nicht sich als seines.

Man hat die französische Literatur unmoralisch genannt, die deutsche ist es viel mehr. In Frankreich tritt die Unsittlichkeit mit Frechheit auf, und der congeniale Theil des Publikums genießt sie mit Uebermuth. In Deutschland macht sich das Unmoralische als höhere Weltansicht geltend, mitunter wie eine Art Gottesdienst, und das Publikum nimmt es hin als etwas, das sich von selbst versteht und wogegen nichts einzuwenden ist. Letzteres ist bei Weitem das Gefährlichere, denn gegen Spitzbuben gibt es Kerker und Galgen, gegen die Grundsatzlosigkeit aber findet sich keine Schranke und kein Gesetz. Nichts desto weniger ist der Deutsche moralisch im gewöhnlichen Leben, aber ohne Energie, weil ohne Ueberzeugung.

So sind sie Idealisten, weil sich die Materie nicht beweisen läßt, und zwar aus demselben Grunde, warum man das Licht nicht hören und den Schall nicht sehen kann.

Und wenn die Menschen einen Gott denken können, so ist dieser Gedanke schon ein Gott; vielleicht aber auch kein anderer Gott als dieser Gedanke.

Es ist höchst wahrscheinlich ein Mittelpunkt und Complex des Göttlichen, wohl gar ein Anordnendes, Schaffendes, dem wir aber vielleicht näher kommen, wenn wir sagen: es ist kein Gott, als wenn wir nach unsern Begriffen aussprechen: es ist ein Gott.

Könnte nicht ein Atheist sagen: die Idee der Gottheit sei eine rein formale? Ohne Inhalt, bloß durch die Technik in der Einrichtung des menschlichen Verstandes bedingt? Wenn der menschliche Geist so eingerichtet ist, daß er seiner Natur nach von Wirkung auf Ursache schließen, von der Mannigfaltigkeit zur Einheit dringen muß, so wäre ja wohl möglich, daß er noch fortschließt und fortsubsumirt, wenn er, ihm unbewußt, in eine Sphäre geräth, wo andere Grundlagen ganz andere Resultate bedingen, wo ihm ganz eigentlich der Stoff ausgeht, und seine mechanisch fortgehenden Funktionen gleich und denen eines leeren Magens, oder einer Mühle, die einmal in Gang gesetzt, fortmahlt, wenn auch alles Getreide bereits verschroten und kein neues aufgeschüttet worden ist.

Der Satz: die Dinge müssen ursprünglich gedacht sein, weil ich sie sonst nicht denken könnte, ist gerade so, als wenn ich sagte: [illegible] müssen ursprünglich gemahlt sein, weil sie sonst das Mehl nicht mahlen könnten.

[illegible] alle Dinge [illegible]; [illegible] kann [illegible] und [illegible] mit [illegible]

kaum gelingen wird. Die Gedanken spielen überhaupt da die Hauptrolle. Weil man etwas Nichtübereinstimmendes denken kann, glaubt man, es könne auch sein. Das ist aber nicht wahr. Sein und Zweckmäßigkeit sind Eins und Dasselbe. Die ärgste Mißgeburt, die nur Eine Stunde lebt, ist in Bezug auf das Leben dieser Stunde zweckmäßig.

Die Systeme der Philosophen sind wie die Sternbilder am Himmel und die Benennungen, die man ihnen gibt. Die Grund-Fakten des Bewußtseins sind die Fixsterne, nach denen, als den gegebenen Punkten, Jeder die Linien zu einer beliebigen Figur zieht, die er dann benennt nach Dem, was ihm individuell das Bedeutendste scheint, und leicht seine Buchdruckerwerkstätte, seine Friedrichs-Ehre, seinen poniatowskischen Stier u. s. w. am Himmel wiederfindet. Da nun aber doch Alle dieselben Sterne gelten lassen müssen, so liegt eigentlich an der Verschiedenheit der Bilder so viel eben nicht.

Wenn die Menschen von Gott reden, so kommen sie mir vor, wie Lichtenbergs Kahlenberger Bauern, die, wenn ein Messer fehlt, dafür ein Stück Holz in die Scheide stecken, damit diese nicht leer sei.

Es ist falsch, daß die Vor-Kantische Philosophie das Ding-an-sich nicht gekannt habe. Wenn Spinoza an die Spitze seines Systems den Satz stellt: Gott ist die Substanz, bestehend aus unendlichen Attributen, von denen uns aber nur zwei, das Denken und die Ausdehnung, bekannt sind, so gibt er ja stillschweigend zu, daß eine unendliche Menge Modifikationen dieser unendlichen, uns unbekannten Attribute gar nicht in unsere menschliche Vorstellung fallen, ja es hindert nichts, daß selbst in jenem Kreis, den wir vorstellen, Bestandtheile jener uns unfaßbaren, göttlichen Wesenheiten enthalten sind, die eben daher von uns unerkannt bleiben

und so das eigentliche Ding=an=sich bilden, nicht allein unserm Vorstellen, sondern selbst unserm Denken unerreicht.

Spinoza mag sich wenden, wie er will: er hat sich seinen Gott doch geistig gedacht. Seine Schöpfung hängt immer vom Verstande Gottes ab, und wenn er Alles auf motus und quies reducirt, so sind Ruhe und Bewegung Eigenschaften, die aus dem Begriffe selbst nur dem Denken, der Materie aber nur aus der Erfahrung oder aus einer Abhängigkeit vom Denken zukommen können. Seine Materie ist daher kein Attribut, sondern nur ein, wenn auch nothwendig mit der Substanz verbundener Modus, allenfalls ein Außereinander des Hegel.

Kant schikanirt den Aristoteles offenbar mit seinem Tadel gegen dessen Aufstellung und Begründung der Kategorieen. Aristoteles stellte aber seine Kategorieen durchaus zu keinem transscendentalen, sondern zu einem rein logischen Zwecke auf. Sie sprechen ihm die Form der Prädikate in allen möglichen Urtheilen aus, ohne daß er sich um ihre Herstammung gerade besonders bekümmerte. Ja, selbst die Genauigkeit der Eintheilung liegt ihm nicht gar so sehr am Herzen. Er will lieber ein Eintheilungsglied zweimal in zwei Gattungen aufführen, als daß es der Schüler vermissen sollte, wie er es selbst bei Erwähnung jener Gränzlinien ausspricht, wo die *προς τι* und die *ποια* zusammenlaufen.

Gerade für Menschen, bei denen das Gemüth vorherrscht, sind Kants Schriften höchst nützlich. Da sie von dem Ihrigen da anzustücken vermögen, wo Kant aufhört, indeß er ihnen Ordnung machen hilft in der Sphäre, die in seinem Bereich liegt. Trockene Verstandesmenschen müssen durch Kants Philosophie nothwendig ganz austrocknen.

Trendelenburg glaubt Kant widerlegt zu haben, wenn er das Princip der Bewegung aufstellt. Wie aber, wenn die Bewegung allerdings die primitive, wesenhafte Eigenschaft der Dinge wäre, den Geist gleichfalls als Ding (ens) genommen, könnte dann nicht Zeit und Raum noch immer die Form sein, in der sie der Vorstellung erscheinen? Ueberhaupt wenn Kant gemeint hätte, daß Zeit und Raum nur Formen der Anschauung seien, so hätte er dadurch indirekt erklärt, daß er das Ding an sich kenne, was er immer geleugnet.

Schelling fängt seine Philosophie der Mythologie gleich von vornherein mit einem Unsinn an. Er meint, wenn die gewöhnliche philosophische Ansicht der Mythologie unzureichend sei, so müsse man immer höher steigen, bis man endlich auf die letzte und daher (?) nothwendige Ansicht gelange. Wenn aber Mythologie nichts wäre, als ein Mangel an Philosophie, so würde im Höhersteigen der Abstand immer größer, und es wäre vielmehr ein Herabsteigen indicirt. Auf dieselbe Weise haben sich die Deutschen ihre Ansicht über die Poesie verdorben, die mit der Mythologie Geschwisterkind ist.

Wenn Einer ein neues Land entdeckt, so macht nicht das entdeckte Land, sondern der entdeckte Weg den Werth der Entdeckung aus. Schelling wäre noch immer kein Philosoph, wenn sein letztes Resultat zufällig auch wahr wäre.

Wenn die neuesten Vertheidiger Hegels sagen: das menschliche Denken sei nur ein Nachdenken Dessen, was in der Welt, den Dingen vorgedacht ist, so muß man dagegen erwidern: Ihr nehmt ja auf die Dinge keine Rücksicht, sondern bewegt euch nur im reinen Denken. Euer Denken ist daher Eins mit dem göttlichen.

[illegible]

Nun kommt mir die Hegel'sche Philosophie vor, wie das Christenthum. Aus dem Gerede der Theologen sollte man schließen, daß nach der Genugthuung Christi und der Tilgung der Erbsünde die Menschen nothwendig hätten besser werden müssen; sie sind aber so schlecht, als sie früher waren. Ebenso wäre natürlich, daß, nachdem Hegel die letzten Gründe und den nothwendigen Zusammenhang alles Wissens und Seins gelehrt, die Wirkungen davon sich in den speciellen Doctrinen zeigen müßten. Sie sind aber sämmtlich auf der Stufe geblieben, auf der sie vor Hegel waren. Die Nothwendigkeit hat auf die Zufälligkeiten keinen Einfluß geübt, und um die Zufälligkeiten eben wäre es uns zu thun.

Die Hegel'sche Philosophie, die monstroseste Ausgeburt des menschlichen Eigendünkels, scheint als Philosophie endlich abgethan, sie spukt aber noch immer als alma in penas in den meisten Zweigen des menschlichen Wissens fort; namentlich in der Geschichte und in der Aesthetik. Die erstere knüpft noch immer Alles an den sich selbst entwickelnden Begriff, an die nachweisbare Nothwendigkeit, an den immerwährenden Fortschritt, indeß die Aesthetik mit ihren dürftigen Begriffsbestimmungen sich den unerklärten Wundern des menschlichen

Innern nicht etwa zu nähern — was erlaubt, ja wünschenswerth wäre — sondern sie vollständig zu erreichen meint. Ich nenne die Erscheinungen des Gemüthes wunderbar und unerklärlich wegen ihrer Zusammensetzung ins Unendliche, oder, wenn man lieber will, wegen des Zusammenwirkens unberechenbarer und unzählbarer Faktoren. Es ist mit der Kunst in der moralischen Welt nicht anders, als mit Dem, was wir in der physischen Leben nennen, dessen Abbild und Gegenbild im Geistigen sie ist. Durch dieses Verfahren verliert die Geschichte ihren praktischen Werth, indem sie den Zusammenhang der Begebenheiten von der sichern Erde weg in ein höchst unsicheres und zweifelhaftes Mittelreich verlegt und das Streben in ein Zuschauen verwandelt. Die Aesthetik wird hemmend, da sie das Zusammenspiel aller menschlichen Kräfte der Gesetzgebung einer einzelnen, der Denkkraft, unterwerfen will, die zwar alle andern überwachen soll, aber nur da entscheidende Macht hat, wo auch die Gründe und Fälle der Entscheidung auf ihrem eigenen Gebiete vorkommen. Daß, nachdem man die Methode Hegels verworfen hat, man noch immer seine Resultate beibehält, liegt einerseits darin, daß die gegenwärtige Generation unter dem Einfluß seines Systems herangewachsen ist, anderseits aber darin, daß diese Resultate der menschlichen Eitelkeit schmeicheln.

Alle Bildung geht schrittweise. Jeder Sprung, wenn er ein wirkliches Vorwärtskommen sein soll, muß zurückgemacht und das Vorwärts schrittweise noch einmal durchgemacht werden. Siehe z. B. die Revolution der Neunziger Jahre. Selbst das Christenthum, scheinbar der grellste Abschnitt, der unsere ganze Geschichte in ein Diesseits und Jenseits theilt, ist keineswegs so verbindungslos, als man glauben will.

Freilich, wenn man die Christuslehre mit dem Saturn zusammenhält, der seine Kinder frißt, und dem Jupiter, der aus Liebe zum Stier wird, ist der Abstand bedeutend genug; aber Sokrates und Plato, Confucius und Zoroaster, das

[illegible] darstellen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] in Verbindung gebracht mit einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Gott. [illegible] Musik.

[illegible] der unmittelbaren [illegible]

[illegible] ad absurdum. [illegible] Bedeutung. [illegible] Zusammenhang der [illegible] dem Menschen [illegible] verstummen. Warum man aber den [illegible] gerade [illegible] nicht ausdrücken.

[illegible] Bewegungsführung des sich bildenden und [illegible] gegebenen Geistes.

[illegible] mancher alten Lieder [illegible] mancher ge[illegible], was die Epoche, [illegible] ganz [illegible] Zustande mit [illegible] als das [illegible] Vorstellung vollkommenen [illegible]

Wohnungen bauen, Wurzeln ausgraben, fischen, jagen u. s. w. hat wohl der Mensch eher von den Thieren, als diese von jenem lernen können. Dadurch muß der ganz rohe Wilde die Thiere wohl in Vielem als seine Gleichen, in manchem sogar als seine Bessern erkennen. Worin sie unter ihm sind, kann er kaum früher bemerken, als bis einige von ihnen ihm Nachbarn und Hausgenossen geworden sind. So entsteht Ehrfurcht für die Thiere, Verehrung. Wenn die Völker in der Folge sich mehr bilden, so verschwinden die mythischen und religiösen Vorstellungen ihrer Urzeit darum nicht, sie modificiren sich nur und erhalten den Reiz des Geheimnißvollen durch das Vergessen des Grundes ihrer Entstehung. Was vorher im buchstäblichen Sinne für wahr galt, gilt nun im symbolischen und bleibt nun brauchbar für alle Zeiten. Auf dieselbe Art erklärt sich das Lächerliche aller alten Götterdienste. Es sind Ueberbleibsel unvordenklicher Zeit, an denen die Nachwelt gebildet, gestaltet, zugeschnitten hat, immer aber den Kern schonen mußte, der eben das Göttliche enthielt. Das Welt-Ei, der Stein des Saturn und die Sichel des Zeus galten gewiß einmal buchstäblich, erst in der Folgezeit wurden sie Symbole und am Ende lächerlich, weil jedes Sinnbild es ist, dem man den Sinn nimmt.

Der Grundfehler bei allen diesen Mythenerklärungen ist, daß man sie von vornherein als ein Ganzes betrachtet, was grundfalsch ist. Ein Geist, der, im Mittelpunkt stehend, die Mythen nur als Versinnlichung der einzelnen Lehrsätze gebraucht und betrachtet, hätte bald diese Mythen selbst weggeworfen und die Wahrheit offen und deutlich ausgesprochen ohne Furcht, dadurch beim Volke anzustoßen, das leichter eine nackte Wahrheit begreift, als sich aus freier Faust ein Faktum aufheften läßt. Diese Mythen sind einzeln erfunden, stehen ursprünglich miteinander in keinem Zusammenhang, haben mitunter so viel *lehrhafte* Bedeutung, als eine mäßige äsopische

Fabel, wirken als Faktum und nicht als Theorem, und werden erst beim Fortschreiten der Bildung in Verbindung gebracht und aus der gegenständlichen Geltung in die sinnbildliche übertragen. Thor ist schon als rüstiger Kämpfer göttlich genug für eine Zeit, die nichts Höheres kennt, als Kampf und Rüstigkeit.

Der Hauptirrthum bei Beurtheilung der alten Religionen besteht darin, daß man sie schon vornherein für ein Ganzes nimmt, indeß sie doch, einige allgemeine Nationalübereinstimmungen vorausgesetzt, atomistisch aus einzelnen Sagen, Zuthaten, Tempelwundern und Priesterlügen sich heranbilden. Dann, daß man die spätere Bedeutung und Symbolik der Kultusobjekte schon auf ihr erstes Vorkommen in den Anfängen der Religion überträgt, indeß sie hier doch nur in ihrer rohesten Geltung zu nehmen sind, so daß die Bedeutsamkeit wie die Gliederung erst als die Frucht jahrhundertlangen Bestehens angesehen werden müssen.

Es ist nicht wahr, daß diesen uralten Religionen pantheistische, kosmologische, astronomisch-physikalische Andeutungen zu Grunde liegen. Sie sind von vornherein roher Unsinn von und für Barbaren; erst die vorgeschrittene Bildung der Nachkommen hat in das ererbt Heilige bildlichen Zusammenhang hineinzudeuten gesucht.

Es ist das schreiendste Mißverständniß, wenn wir die Götter der Alten mit unserm Gott vergleichen. Die Götter waren nicht das Höchste; über ihnen stand das ewige Recht. Das haben wir personificirt und nennen es: Gott. Die Götter sollten nie als Muster des Wandels dienen, sie waren nur die Natur mit ihren Gewalten. Das Recht war als gewiß erkannt in des Menschen Brust, sein Zusammenhang mit einer höhern Quelle ward geahnet und dunkel angedeutet, aber man beschied sich, daß eine Erkenntniß davon nicht möglich.

Strenge Vollzieher des Rechtes waren die unterirdischen, die alten Götter. Sie hatten kein Mitleid, aber auch keinen Haß. Den neuen Göttern war Beides. Sie hatten die Rolle des Gefühls. Sie waren die Versöhner und Versucher der Christen in Einer Person.

Ist denn die heidnische Weltansicht nicht wahr? Das Leben gibt dir nichts! Falsche Götter herrschen drin! Nichts bleibt dir treu, als dein Selbst, wenn du selbst ihm treu bleibst.

Als ob der jüdische Monotheismus minder eine Abgötterei gewesen wäre, als der griechische Polytheismus, und Jehova minder ein anthropomorphistischer National-Abgott, als Zeus, Pallas, Aphrodite ꝛc.? Vergißt man denn immer, daß die griechischen Gottheiten eigentlich gar keine Götter (Gott nach unsern Begriffen genommen) waren, sondern Dämonen, Elohim, die wohl über die Menschen gesetzt waren und die Erscheinungen des Luftkreises regierten, aber selbst unter einem höheren Gesetze standen und, statt das All hervorgebracht zu haben, vielmehr selbst von ihm und seinen Stellvertretern hervorgebracht worden waren? Wenn wir sie Götter nennen, haben wir ihr Wesen schon mißverstanden, wir sollten sie eigentlich Naturgeister nennen. Das Unausgesprochene, Unerklärte, Vorausbestimmende, das als über diesen Dämonen Waltende Homers Zeus so häufig bekennt, das können wir unserm Gott parallel setzen und das war offenbar etwas Höheres und Würdigeres, als der bornirte jüdische Winkel-Gott.

Das indische Brahm kann für einen Gott (für Gott) gelten, ebenso vielleicht das Zeruane Akerene der Parsen, aber die θεοὶ der Griechen würde man vielleicht sachrichtiger mit: die Göttlichen, übersetzen, als: die Götter.

Der gerühmte Monotheismus der Juden rührt vielleicht nur daher, daß *sie ursprünglich* ein vereinzelter, verachteter

Stamm waren, der sich gar nicht getraute, anzunehmen, daß mehr als Ein himmlisches Wesen sich speziell um sie bekümmern sollte. Es ist derselbe Separatismus, der sie das ganze Menschengeschlecht von einem einzigen Menschenpaare herleiten ließ. In seiner Ursprünglichkeit kommt dieser Glaube etwa noch bei Jakob und seinen Söhnen vor. Die mosaische Ansicht ist schon eine erweiterte, als sie ein Volk unter Völkern geworden waren. Aber auch damals bezweifelten sie die fremden Götter nicht, sie hielten nur ihren Gott für den mächtigsten und höchsten. Sie waren übrigens eifersüchtig auf seinen Alleinbesitz, und es fiel ihnen nie ein, fremde Völker an ihm Theil nehmen zu lassen. Der Monotheismus als ververedelter Fetischismus war in den urältesten Zeiten wahrscheinlich häufiger, als man zu glauben geneigt ist.

Das Christenthum ist seiner frühesten Beschaffenheit nach offenbar nur als Sekte berechnet. Es hat all das Abgeschlossene, sich Ausschließende, Ueberspannte, aber auch Liebenswürdige, das von jeher den „Stillen im Lande" eigen war. Das Papstthum wußte aus dem einfachen Grundstoffe allerdings etwas zu machen, wodurch diese Lehre, obgleich mit Aufopferung seines besten Theiles, eine Weltreligion für liebende und hassende, hoffende und fürchtende Menschen werden konnte. Der Protestantismus hingegen hat das Christenthum als Religion von Grund aus und unwiederbringlich zerstört.

Das Evangelium Johannis hat einen Punkt der Sonderbarkeit, der mir bisher nicht genug hervorgehoben erscheint. Die Hinneigung zum philosophisch-mystischen Geschwätz in seinem Lieblingsjünger mußte Christus doch bekannt sein, und da ist denn zu verwundern, daß er ihm nicht gesagt: Freund, laß diese Thorheiten und halte dich gleich mir an die Sache, um so mehr, als sie eine göttliche ist und deine Phrasen nur *menschliche* Spitzfindigkeiten. Hat er ihn aber davon nicht

abgemahnt, so dürfte er wohl selbst nicht ohne Zusammenhang mit der Philosophie seiner und der vorhergegangenen Zeiten gewesen sein, so daß das Ursprüngliche seiner Lehre und Haltung in eine etwas schiefe Stellung geriethe.

Man hat die christliche Religion so oft als die Hauptursache der neuern Bildung, als ihre letzte und wesentliche Bedingung bezeichnet. Sie ist es auch, aber nur negativ. Die christliche Religion hindert nämlich keine Art der Bildung, und das zwar darum, weil sie außer dem vortrefflichen Satze: liebe Gott über Alles und den Nächsten, wie dich selbst, durchaus nichts Festes in ihren Anordnungen hat. Sie bereitet daher allerdings durch ihren Charakter einer allgemeinen Humanität der Bildung den Weg, dann aber geht sie ihr nach, statt ihr vorzugehen, und wird selbst gebildet, statt Andere zu bilden. Daher war das Christenthum in seinen Anfängen quietistisch und separatistisch, später sektirerisch, im Mittelalter roh und abgöttisch, dann grausam und fanatisch, und erst in der neuesten Zeit hat es mit der Bildung Frieden geschlossen, aber sehr auf eigene Kosten.

Die christliche Religion hat Das vor allen andern voraus, daß sie sich so leicht allen Kulturstufen, gewissermaßen sogar den höchsten anpaßt. Dieß rührt von dem Unbestimmten ihrer Lehrsätze und Vorschriften her, das wieder in dem Fragmentarischen ihrer heiligen Schriften seinen Grund hat. Ihre Moral ist, wenn auch überspannt, doch gut und löblich, ihre Mythen kann man symbolisch nehmen, wenn sie Einem krud nicht anstehen, und der schrankenlose Geist ist endlich froh, sich durch etwas Positives zu beschränken, besonders wenn die Schranke nicht gar zu unverrücklich ist. So könnte man wohl sagen, die christliche Religion werde dauern bis ans Ende der Welt. Wenigstens wird sie nicht leicht von einer andern verdrängt werden.

Das Christenthum ist die Religion der Melancholiker und Hypochondristen. Wenn dagegen der Islam das Phlegma begünstigt und der Judäismus seinen Anhängern eine gewisse cholerische Heftigkeit mittheilt, so kann man den griechischen Heiden wohl recht gut den glücklichen Sanguiniker nennen.

Wenn man die praktische Seite des Heidenthums mit der des Christenthums in zwei Worten vergleichen wollte, könnte man sagen: das Heidenthum hielt Den am Höchsten, der die meisten Vorzüge, das Christenthum Den, der die wenigsten Fehler hat.

Das Gräßlichste in der neuesten Religiosität oder der Religiosität der Gelehrten ist, daß sie von einem theoretischen Bedürfniß ausgeht. Sie wollen das Geheimniß des Werdens, das Wesen der Substanz, das Verhältniß der Nothwendigkeit zum Willen einsehen, indeß der Kern des Christenthums kein theoretischer, sondern ein praktischer ist. Zwar nicht die Moral, wie die Aufklärung meinte, wohl aber die Heiligung, die Rehabilitirung des Menschengeschlechtes, die Austilgung der bösen Anlage, die durch die Erbsünde in unser Thun und Wollen gekommen sein soll. Wenn der Zweck Jesu die Erleuchtung des Verstandes gewesen wäre, so läge der Haupteinwurf gegen die Göttlichkeit seiner Sendung in dem Unzureichenden seiner Erklärungen.

Es ist in neuester Zeit ein großes Gejammer über die an verschiedenen Orten auftauchenden Versuche, antiquirte Confessions- und Aberglaubens-Elemente wieder ins Leben zu rufen. Die Sache ist für den Augenblick wohl unangenehm genug. Manches und mancher Vernünftige dürfte sich dadurch in der Gegenwart auf eine betrübende Art gestört und gehemmt finden. Für die entferntere, ja für die nächste Zukunft ist daraus aber durchaus kein Schaden zu besorgen.

Warum für die sittliche Verbesserung des gegenwärtigen Zeitalters auf dem Wege der positiven Religion durchaus nichts zu hoffen ist, liegt in dem Aphoristischen und rein Gelegenheitlichen der heiligen Schriften des Christenthums. Diese Religion hat keinen abgeschlossenen Codex ihrer Lehren, wie der Koran oder die mosaischen Bücher sind. Erst die Zusammenfassung und Auslegung einer Kirche bringt Ganzheit und Zusammenhang in die Masse von Andeutungen, Parabeln, scheinbaren Widersprüchen und Uebertreibungen. Nun wird aber keine Macht des Himmels und der Erde unsere pragmatische, auf Untersuchung, Verfeinerung, Luxus, Gewinn nicht bloß gestellte, sondern basirte neue Zeit auf jenen Standpunkt der Unschuld zurückbringen, um sich fremde Auslegungen in irgend etwas blind gefallen zu lassen. Die atomistischen Lehren und Sagen der Schriften des alten und neuen Bundes aber, in ein unruhiges, zerrissenes, eigenwilliges Gemüth gegossen, müssen darin nothwendig eine solche Gährung, ein solches Hexengebräu hervorbringen, daß der unselige Experimentator bald sehen würde, er hätte besser gethan, die gefährliche Mischung ihrer eigenen Abklärung zu überlassen. Wenn die französischen Liberalen, wie es wohl theilweise kommen möchte, sich auch noch auf die Religion werfen, dann erst ist des Unheils kein Ende und keine Hilfe. In Deutschland ist das Amalgam schon halb vor sich gegangen, da macht es aber der Mangel an Thatkraft unschädlich.

Der Charakter der neuen Zeit ist der Geist der Untersuchung. Theils die vorgeschrittene Verstandesbildung (Naturwissenschaft), theils das durch Uebervölkerung gesteigerte materielle Bedürfniß treibt unabweislich zur Analyse, um durch Kenntniß der Gründe und Bestandtheile hier zu neuen Entdeckungen, dort zu neuen Erfindungen und Befriedigungsmitteln fortzuschreiten.

Wenn nun einmal der Geist der Untersuchung allgemein

geworden ist, so setzt er sich nicht leicht Schranken, am Allerwenigsten aber läßt er sich solche von außen und willkürlich setzen. Der Verstand gibt gern zu, daß es etwas für ihn Unlösliches gibt, und erkennt daher als eine Wohlthat, wenn der für ihn unüberschreitbare Abgrund durch ein Ehrfurchtgebietendes ausgefüllt wird, das seinem eigenen Wesen nicht geradezu widerspricht, aber ein Uebergreifen dieses Traditionellen in die von ihm erkannten Gesetze der Natur und in die Grundlagen der moralischen Werthbestimmung läßt er sich nun und nimmermehr gefallen. Von einer Schöpfung aus Nichts, von einer Gestaltverwandlung, einer Erbsünde und Erlösung durch fremdes Verdienst wird wohl ernsthaft nicht mehr die Rede sein. Aber in einer gewissen magischen Ununterscheidbarkeit kann das fort und fort bestehen, so daß, den moralischen Werth des Christenthums dazu genommen, diese Religion das Menschengeschlecht hoffentlich bis an sein Ende begleiten wird. Die confessionellen Unterschiede aber wieder zu beleben, dazu reicht keine Macht der Erde hin. Dazu müßte man sie erst lebhaft ins Bewußtsein rufen, wo sie sich dann in Nichts auflösen.

Die Religion ist endlich dahin gekommen, wo sie eine eigentliche Wohlthat für die Menschen wird. Daß die peinigende Lehre des Unbegreiflichen eine gegenständliche Ausfüllung, daß das Gute und Wahre eine objective Geltung erhält, deren supernaturalistische Gebilde zugleich aber nicht mehr stark genug sind, um im Widerspruch mit dem Guten und Wahren eine bestimmende Macht auszuüben, das wäre vor der Hand der Gipfelpunkt der schwer erkauften Fortschritte. Man sollte sich hüten, dieses glückliche Verhältniß durch gewaltsame Verstärkung des einen der beiden Factoren zu stören. Und wenn ja, eher durch ein minus des Positiven, als durch ein plus.

I. Abtheilung.

Politische Studien.



Fürst Metternich.

1839.

> Das Urtheil über Fürst Metternich dürfte bald fertig sein: Ein ausgezeichneter Diplomat und ein schlechter Politiker. Grillparzer.

Man hält den Fürsten Metternich ziemlich allgemein für einen großen Staatsmann. Ich war nie dieser Meinung. Das ist ziemlich gleichgültig für das Urtheil der Welt; übrigens hindert mich auch nichts, meine eigene Meinung zu haben. Gehen wir einmal die hervorragendsten Epochen seiner Laufbahn durch, vielleicht daß sich Manches zur Begründung einer so abweichenden Ansicht vorfindet. Vor dem Jahre 13 kann von ihm nicht die Rede sein, denn bis dahin war seine Laufbahn rein diplomatisch, und ihn für einen der gewandtesten Diplomaten zu halten, darin vereinige ich mich gern mit der allgemeinen Stimme. Die Frage ist nur, ob er auch ein großer Politiker sei. Im Jahre 13 nun ist zuerst die Allianz gegen Napoleon. Man hat darin viel Großes gefunden. Wenn man aber weiß, daß es sich dort nur um einen Interessenschacher handelte und, wenn Napoleon sich hätte entschließen können, die illyrischen Provinzen mit Triest an Oesterreich zurückzugeben, letzteres seiner Partei treu geblieben wäre, so fällt das Großartige der Sache so ziemlich von selbst weg. Das Gelingen war ein Zufall, die Schlacht von Dresden hatte entschieden, und wenn Vandamme sich nicht so

unvorsichtig bei Kulm benahm, war die Allianz zersprengt, denn nichts hätte den Kaiser Franz abgehalten, nach seiner Art in vierzehn Tagen einen Separatfrieden zu schließen. Ein Unbilliger könnte dem Fürsten Metternich daraus einen Vorwurf machen, daß er vor seinem Beitritt zum Bund der Mächte nicht die Theilung der Beute im Voraus sichergestellt und dadurch die ungeheure Vergrößerung Rußlands verhindert hätte, das unmittelbar nach Napoleons Sturze sich an dessen Stelle setzte, nur mit einer nachhaltigern Furchtbarkeit, eben weil diese nicht wie dort auf einer Person, sondern auf Sachen beruhte. Dieser Vorwurf aber wäre unbillig. Die Mächte ließen sich ihre Successe nicht träumen. Das Unerwartete, der Zufall trat ins Spiel, was aber andererseits wieder den Ansichten und Planen der vereinigten Staatsmänner ihr Großartiges und Voraussichtiges benimmt. Daß er dazu half, den Enkel seines Kaisers zu entthronen, daran that er ganz recht, denn es galt, nicht bloß Napoleon zu stürzen, sondern sein System, das unter einem Nachfolger früh oder spät wieder aufgelebt hätte. Die Gründe aber, die ihn zunächst bestimmten, mögen wohl einer materielleren, in Zahlen auszudrückenden Natur gewesen sein. Genz' Briefe werfen auf diese Seite des politischen Charakters unseres Mannes ein ziemlich helles Licht. Wenn ein Vorgesetzter die Geschenkannahme bei Untergebenen duldet, so nimmt er es gewöhnlich in dem Punkte selbst nicht gar genau, und der ungeheure Aufwand des Fürsten, sein Ankauf von Gütern, er, der den Nachlaß seines Vaters in Cridastand übernahm, deutet ziemlich klar auf diplomatische pour boire. Doch das mag so Sitte sein.

Die Einsetzung der Bourbons, die materialistische Vertheilung der Welt unter die Nachfolger und Nachahmer von Napoleons Gewaltherrschaft sei ihm geschenkt, denn wer weiß, ob er diese Dinge gewollt und ob er sie hätte verhindern können. Das Geheimniß der heiligen Allianz, die wohl vornehmlich auf einer romanhaften Idee Alexanders im ersten

Momente des Gelingens beruht haben mag, ist noch unerforscht; unzweifelhaft aber ist die diplomatische Geschicklichkeit, mit der man durch Niederträchtigkeiten aller Art, in denen Religion und Gewissensbisse wohl eine große Rolle spielen, den von Natur edeln russischen Kaiser bis zur völligen Sinnesänderung brachte. Aber, wie gesagt, an Metternichs diplomatischem Talente hat noch Niemand gezweifelt.

Daß dieser Staatsmann unterließ, die gute Stimmung Deutschlands zu benützen, um die Reichskrone auf Oesterreich zurückzubringen, daran that er Recht. Wer nicht zu antworten weiß, handelt klug, der Frage aus dem Wege zu gehen. Daß er sich aber von Preußen verlocken ließ, Oesterreich an die Spitze der antiliberalen Reaktion zu stellen, Oesterreich, das bei der Gesinnung seiner Völker der Streit gar nichts anging, und er dadurch die Neigung Deutschlands in Haß und Abscheu verkehrte, das zeigt, wie wenig großartig sein Blick von jeher war, eng auf die Kabinette beschränkt und ohne Ahnung, daß die Zeit der Völkerpolitik gekommen war. Hier fing auch offenbar der nachtheilige Einfluß Genzens auf ihn an. Dieser Mann von hellem Verstand, aber eine sybaritische, feige Natur, als Deutscher Pedant, trotz früherer Beweglichkeit, brachte durch den Einfluß seiner Unterhaltung die Idee von System in das mousseux der geistreichen Natur des Fürsten. Ohne Instruktion, von einem mehr weiblichen, taktartigen, als männlichen, denkenden Verstande (wie er in den diplomatischen Gesellschaften und Antichambern ausgebildet wird), hatte der Fürst seine bisherigen Successe der augenblicklichen geschickten Benützung der Umstände zu verdanken. Nun kam ein neues Agens hinzu: Principien, von denen er bisher nichts geträumt hatte. Dieses neue Element schmeichelte seiner Eitelkeit, weil es Würde und scheinbare Consequenz in seine Handlungen brachte; seinen aristokratischen Neigungen, denn der Aushängeschild hieß: Bestehen, Legitimität; ohne auf der andern Seite seinem aphoristischen Geiste zu enge Schranken zu setzen, denn

es hinderte ihn nicht, von Zeit zu Zeit mit einzelnen Intriguen dazwischen zu fahren und sein diplomatisches Gelüsten zu büßen, auf die Gefahr, durch solche Husarenstreiche all Das wieder zu zerstören, was ein methodischer Gang seit Jahren festgestellt hatte. Hierbei kam ihm sein an Auskunftsmitteln fruchtbares Talent zu Statten, das immer wieder einzulenken und aus allen Zufällen Vortheil zu ziehen wußte. So oder so aber blieb der eigentliche Leitstern seiner Handlungen immer das Gelüsten und sein Haupt-, wenn nicht einziges Mittel: die Intrigue. Napoleon, der freilich seinen Feinden nicht gern Gutes nachredete, hat ihn auf St. Helena bezeichnet als: bugiardo, bugiardo e niente che bugiardo. Das klingt freilich hart. Wenn man aber die etwas grobe Wachstubensprache in Salonausdrücke übersetzt: Intriguant, Intriguant und nichts als Intriguant, so ist man der Wahrheit vielleicht ziemlich nahe gekommen.

Dieses Sich-Andichten und Vorlügen von Gesinnungen und Principien hatte nur die üble Folge, daß à force de repetition der Fürst endlich anfing, seine eigenen Lügen zu glauben, was immer der Zeitpunkt ist, wo der Betrüger in den Betrogenen übergeht. Auch der Fürst entging dieser Klippe nicht, und der als gran tacaño anfing, hat als Don Quixote aufgehört.

Die erste üble Wirkung dieses Hervorstellens legitimistischer Gesinnungen war, wie gesagt, daß es Preußen möglich wurde, den Haß des constitutionellen Deutschlands von sich auf Oesterreich zu wälzen. Geschah dieß nicht, so konnte erstere Macht nie daran denken, unter dem Aushängschild eines Zollvereines die politische Suprematie über Deutschland sich vorzubereiten.

Wir übergehen hier die Ungeschicklichkeit des in diese Zeitfolge fallenden Vertrages mit Bayern über Salzburg und Berchtesgaden, wo der Wiener Staatsmann eine Unkenntniß der gemeinsten geographischen Verhältnisse an den Tag legte und endlich zum Abschluß der Convention seinen Haus- und

Tischnarren sendete, bloß um dem armseligen Gecken zu einem Orden zu verhelfen. Besagter Geck ließ sich auch wirklich übertölpeln, was zur Folge hatte, daß die reichsten Bezirke Salzburgs nebst ganz Berchtesgaden an Bayern kamen, ja die Oesterreich gebliebenen Salzwerke nebst den Betriebswaldungen sich im Augenblicke des Abschlusses schon auf bayerischem Grund und Boden befanden, was eine neue Convention und neue Opfer erforderlich machte. Wir übergehen die Ungeschicklichkeit, die Sieben-Inseln, die (wie Metternich wenigstens selbst gegen einen venezianischen Bevollmächtigten versicherte) Oesterreich angeboten wurden, den Engländern zu überlassen, was den venezianischen Handel in einen immerwährenden Blokadezustand versetzte und (wie wieder die Venezianer versichern) jeden Aufschwung desselben für alle Zeit unmöglich machte.

Nach Uebergehung aller dieser secundären Griffe und Mißgriffe gelangen wir auf den zweiten Fall, wo der helle Verstand des Fürsten sich von Eitelkeit und aufgedrungenen Systemen irre, und zwar wie folgenschwer für die Zukunft! irre leiten ließ. Es ist dieß die griechische Frage. Sonderbarerweise hat gerade dieses Ereigniß am Meisten dazu beigetragen, den Ruf des Fürsten als vollendeter Politiker festzustellen. Daß er von allen Staatsmännern der Einzige war, der die aus jener Verwicklung hervorgegangene Uebergewalt Rußlands vorhersah, der Einzige, der den allgemeinen Schwindel nicht theilte, das hat ihn, sowie in jener Zeit zum Abscheu, doch, nach ausgekühltem Enthusiasmus, zum Gegenstande der Bewunderung von Jung und Alt gemacht.

Laßt einmal sehen, was an der Sache ist! Daß er und sein Kaiser die Einzigen in Europa waren, die kein Mitgefühl für die Leiden der Griechen hatten, die Einzigen, bildungslos genug, um an der Erhaltung des Landes, von dem alle Bildung ausging, kein Interesse zu nehmen, oder endlich die Einzigen, die von vornherein entschlossen waren, keinem menschlichen *Gefühl* Einfluß auf den Gang ihrer winkel-

zügigen Politik zu gestatten — diese Seite der lobenden Anerkennung wird am Ende nicht so beneidenswerth sein.

Aber, wird man einwenden (obwohl es nicht wahr ist), sie haben gefühlt wie die Andern, aber ihr Gefühl dem Verstande untergeordnet, die Nothwendigkeit der Erhaltung der Türkei sammt der Größe der russischen Gefahr erkannt und darnach gehandelt. Das klingt ganz gut, ohne darum ein großes Lob zu sein. Niemand, ohne besondern Aufwand von Scharfsinn, erkennt die Gefährlichkeit der Katze besser als die Maus, sowie die Nothwendigkeit der Erhaltung von Mauerlöchern und Vorrathskammern. Jedes Land hat, wie seine Vorurtheile, so auch seine Wahrheiten, die Jedermann weiß, durch die besondere Lage und das Bedürfniß belehrt, indeß sie andern, weit vorgeschrittenen Nationen noch lange ein Geheimniß bleiben. So ist es in Oesterreich mit der orientalischen Frage. Ein Drittheil des industriellen und zwei Drittheile des commerciellen Gewinnes knüpfen sich an den Orient, und jeder Fiaker auf der Straße wird euch sagen, wie nothwendig die Erhaltung der Türkei für Land und Leute sei. Daß nun der Staatsmann Oesterreichs Das gewußt hat, was jeder Lohnkutscher weiß, ist nicht so bewundernswerth. Die Frage ist aber: welche Mittel hat er ergriffen, um das drohende Unheil abzuwenden, und welche Folgen haben diese Mittel nothwendig nach sich gezogen? Hier wollen wir ihn erwarten und dann loben, wenn wir können.

Sein erster Irrthum also war, daß er glaubte, es sei möglich, die Befreiung Griechenlands zu hintertreiben. Die bejahende Antwort auf diese Freiheitsfrage war zu einem Völkeraufschrei geworden, und keine der Regierungen Europa's hätte es wagen dürfen, der allgemeinen Stimme der civilisirten Welt diese Genugthuung zu versagen. Aber Metternich, unbelehrt durch die französische Revolution, durch den spanischen und den deutschen Befreiungskrieg, war mit seiner Politik noch immer in der Zeit zurückgeblieben, wo die Kabinette in strenger Sonderung von den Völkern dastanden,

wo man nur die Mätresse des Fürsten oder den Kammerdiener des Günstlings bestochen zu haben brauchte, um jedes politischen Erfolges sicher zu sein. Oder vielmehr sein ganzes Bestreben ging dahin, diese Zeit des diplomatischen Schachspiels wieder zurückzubringen. Er glaubte sie also schon zurückgebracht und verzweifelte daher nicht an der Möglichkeit des Gelingens. Diesen Irrthum wollen wir ihm verzeihen; als aber die Erfahrung die Unmöglichkeit der Verwirklichung seiner konservativen Politik gezeigt hatte, welche Thorheit, welcher Aberwitz, sich von der orientalischen Frage, einer Lebensfrage für Oesterreich, entweder aus gekränkter Eitelkeit selbst auszuschließen oder aus Ungeschicklichkeit ausschließen zu lassen. Der Mißgriff wirkte nach zwei Seiten: Einmal gab das Nichtanschließen Oesterreichs an die allgemeine Forderung der Pforte Muth zum Widerstand und führte dadurch den russischen Feldzug herbei. Zweitens beraubte sich Oesterreich durch sein Ausschließen von der Procedur auch seines Votums bei der Entscheidung und mußte ruhig mit ansehen, wie der Vertrag von Adrianopel die Selbstständigkeit der Türkei auf immer vernichtete. Der Fürst hat sich in späterer Zeit, bei Entstehung der Dampfschifffahrt, mit wohlgefälligem Lächeln die neue Handelsverbindung als seine Idee zuschreiben lassen. Hätte er bei Gelegenheit der griechischen Frage eine Ahnung gehabt, daß die Donau etwas Anderes sei als ein großes Wasser, das beim Ausgange des Winters große Verheerungen anrichte, er würde nicht unthätig geblieben sein bei einer Verhandlung, die den Russen die Donau-Mündung und dadurch das Schicksal des Donauhandels für immer in die Hände gab.

Die nächste Reihenfolge trifft nun die Julirevolution. Dieß Ereigniß war zu drohend, nicht nur für die absoluten Staaten, sondern für die ganze Welt, als daß man es nicht verzeihlich, ja klug finden sollte, wenn die drei Mittelmächte, für den Augenblick ihre gegenseitigen Beschwerden vergessend, sich zu einem engen Bündniß gegen das in der Entwicklung begriffene Monstrum *vereinigten*; vorausgesetzt, daß jeder der

Theilhaber klug genug war, nach Vorübergehen der Gefahr wieder seine persönlichen Interessen zu besorgen und die nicht weniger monstrose Verbindung geheimer Feinde unter einander wieder aufzugeben. Aber auch abgesehen von der Versäumung dieses Zeitpunktes, ließ sich der Fürst gleich anfangs zwei unersetzliche Fehler zu Schulden kommen. Beide betreffen die innern Verhältnisse Oesterreichs und sind daher bei der Abschätzung des Ruhmes unseres Mannes von Ausländern nie gehörig gewürdigt worden.

Oesterreich war die erste Macht, welche unmittelbar auf die Nachricht von der Julirevolution ihre Militärmacht verstärkte. Diese Vermehrung war unnöthig, den aufrichtigen Bund der drei Mächte vorausgesetzt; unzureichend, wenn Rußland eine Doppelrolle spielen wollte; in einem und andern Falle aber für die Finanzen verderblich. Oesterreich, durch absurd unternommene und geführte Kriege, durch eine geistlose Verwaltung zu Grunde gerichtet, durch wiederholte Bankrutte um alles Vertrauen gebracht, hatte eben im Jahre 1830 angefangen, sich aus seiner Zerrüttung zu erholen. Das Budget dieses Jahres bot, seit einem Menschenalter zum ersten Mal, einen unbedeutenden Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben dar.

Diese günstigen Ansichten wurden durch die neuen Rüstungen für alle Zukunft zerstört. Der vermehrte Militäretat, in den der Adel sehr froh war seine jüngeren Söhne unterzubringen oder für die schon untergebrachten schnelle Avancements zu erhalten, vermehrte die nur durch Anlehen zu deckenden Auslagen dergestalt, daß Oesterreich nach Verlauf von neun Jahren seine Staatsschuld um 200 Millionen vergrößert und sich der Lage nahe gebracht sah, neue Anlehen bloß zur Deckung der Zinsen aufzunehmen, was, wie man zugeben wird, bereits der ausgesprochene Bankrutt ist. Aber noch nicht genug! Die Unmöglichkeit, die vermehrte Last zu tragen, machte eine allmählige Reduktion des Heeres zur unerläßlichen Nothwendigkeit, und heute, am Schlusse jener neun

Jahre, wo die orientalischen Verwicklungen die Stütze einer Armee gebieterisch forderten, sieht sich Oesterreich, wie beim Beginne, wieder ohne schlagfertige Heeresmacht, aber auch ohne Geldmittel, eine solche ins Feld zu stellen! Man wird einwenden: die jetzige Gefahr ist groß, aber die damalige war es nicht minder. Was hätte man thun sollen? Antwort: was Preußen gethan hat, das auf seiner Hut war, aber nicht um einen Thaler mehr ausgegeben hat, als seine finanzielle Lage erlaubte. Aber freilich haben dafür seine Staatsmänner der Eitelkeit entbehrt, die Schiedsrichter von Europa zu heißen und den Schuldenmachern zu gleichen, die, indem sie das Geld mit vollen Händen wegwerfen, dafür von dem Pöbel als wichtige Leute angestaunt werden.

Hatte den einen Fehler die Eitelkeit begangen, so beging den andern der Schreck. Ungarns wurmstichige, zeitunangemessene Constitution durch allmähliges Ignoriren nach und nach außer Uebung zu bringen, war seit jeher eine der Hauptaufgaben der österreichischen Staatskunst gewesen. Wenn der Billigkeitssinn einerseits der Willkür abgeneigt ist, so mußte er andererseits wohl erkennen, daß in der egoistisch-aristokratischen Tendenz eines ungarischen Landtages wenig Heil für das Beste des Landes zu erwarten und — Willkür gegen Willkür — selbst der vorübergehende Druck eines einzelnen Gewaltherrschers noch leichter zu ertragen sei, als der durch Privilegien verewigte einer unwissenden rohen, hab- und machtgierigen Adelsclique, die nur in der Niederhaltung jeder Entwicklung eine Bürgschaft für ihre unsinnigen Vorrechte finden konnte. Dasselbe System hatte Kaiser Franz während einer dreißigjährigen Regierung befolgt, Landtage wurden selten gehalten, Rekruten ohne Bewilligung der Stände ausgehoben. Die unbedeutenden Geldbeiträge gingen regelmäßig ein. Man murrte dagegen in Adelsconventikeln, schmähte, ließ seinem Unmuth gegen die sogenannten Schwaben (Deutsche) freien Lauf und hatte sich endlich daran gewöhnt. Da kam die Julirevolution. Im ersten Schreck wußte die Regierung

(und das war Metternich in allen Staatsrechtsfragen) kein besseres Mittel, als dem auftauchenden demokratischen Princip ein aristokratisches entgegenzusetzen. Landtage wurden wieder gehalten, die ungarische Constitution mit Bewußtsein der Lügenhaftigkeit belobt (habetis bonam constitutionem, sagte ihnen Kaiser Franz, et mantenebo illam), und so ging der Unsinn seinen erneuten Gang. Ja, man vergaß sogar der Rückwirkung, welche die durch die Julirevolution rege gewordenen Ideen auf den ungarischen Adel ausüben mußten, der unscharfsichtig genug ist, um gar nicht zu begreifen, daß ihr Fall gerade das Gegentheil der französischen Freiheits- und Gleichheitsfrage ist. Weil sie Reden hielten, schrieen und Opposition machten wie die französischen und englischen Liberalen, so hielten sie sich für Freiheitsmänner und Liberale wie jene. In diesem Lärm nun trotzten sie der Regierung ein Zugeständniß nach dem andern ab, und wenn die Ausbeute gleich jedes einzelne Mal nicht bedeutend ist, so wird sie doch im Laufe der Jahre zu einer Masse anwachsen, gegenüber welcher die Ausübung einer geordneten Staatsgewalt nicht ferner möglich ist.

Wie viel zu weit man nun aber auch in der ersten Furcht vor jener Revolution gegangen sein mochte, gerecht war, auf das gehörige Maß zurückgebracht, die Besorgniß allerdings, und klug, daß man sich gegen mögliches Weitergreifen stärkte und verbündete. Nur hätte man, als die Furcht vorüber war, nicht den Haß an deren Stelle setzen und aus Kastengeist dem Manne sein Amt erschweren sollen, dem es gelungen war, den überschwellenden Strom in seinen natürlichen Ufern zurückzuhalten. Statt dessen benützte man jeden Anlaß, um den Bürgerkönig fühlen zu lassen, welcher ungeheure Unterschied zwischen ihm und den Tröpfen von Gottes Gnaden befestigt sei, um die Nationaleitelkeit der Franzosen bis aufs Innerste zu kränken, gerade als ob die Aufgabe gewesen wäre, einen Ausbruch herbeizurufen, statt ihn zu hintertreiben.

Wenn Rußland so handelte, war es gewissermaßen natür-

lich, denn es wollte die Zerwürfniß. In Preußen ist einmal das Russisch-Thun und die Großsprecherei zu Hause. Oesterreich aber hätte begreifen sollen, daß vielleicht in kurzer Zeit Frankreich in der orientalischen Frage dieselbe Rolle spielen werde, die es, Oesterreich selbst, in der Julifrage spielte, die Rolle des mindestbetheiligten Schiedsmannes. Statt dessen wurden die Abgesandten Louis Philipps in den Salons des Fürsten Metternich von dessen eigener, plump-hochmüthigen, verstandlosen Gemahlin öffentlich beschimpft, man ergriff jede Gelegenheit, um die Erinnerung an die vom Throne gefallene — gestürzt wäre ein zu heroischer Ausdruck — also vom Throne gefallene Dynastie wach zu erhalten, ja als Louis Philipp, der Pacificator von Europa, den Bund mit dem Bestehenden durch eine Heirath seines Thronfolgers mit einer österreichischen Erzherzogin besiegeln wollte, schlug man ihm nicht etwa die Hand dieser Prinzessin ab — das wäre der blinden Leidenschaft, dem aristokratischen Hochmuth, der hohlen Theoriemacherei zu wenig gewesen! — nein, man ließ ihn nach Wien kommen, gab das Mädchen dem Freiwerber, der kurz vorher erst eine Schwester des Prinzen plantirt hatte, und schickte ihn so beschimpft und verspottet nach Hause. Man benahm sich, als ob man alle Prinzessinnen von Europa unterm Verschluß hätte, als ob man eine Heiraths-Continentalsperre auf gut Napoleonisch gegen das neue Königshaus verhängen könnte.

Was Oesterreich zurückwies, nahm Preußen an. Geschah es mit beiderseitiger Einwilligung, oder spielte Letzteres dabei seinen hohen Alliirten ein Stückchen aus der Tasche, genug, es geschah, und die Einwirkung auf die Politik ließ nicht lange auf sich warten. Preußen ernannte seinen Gesandten in Paris zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, fing an, in den Tuilerien sich als eine verwandte Macht zu benehmen, die Invectiven gegen Frankreich hörten auf, kurz, die Zeichen einer Annäherung waren nicht mehr zu verkennen. Da mußte Rath *geschafft* werden! Der deutsche Zollverband

noch von früher her, jetzt die Aussicht auf ein Bündniß mit Frankreich in der nächsten Zukunft, wozu noch eine kleine Rancune über die Zillerthaler Religionsgeschichte kam. Was war nur gleich dagegen anzuzetteln? Die Hermesianische Ketzerei bot sich da wie gerufen.

Der Fürst hatte von jeher geliebt, sich mit Lumpen aller Art zu umgeben. Die vorzüglichste Rolle darunter spielten die Renegaten und Convertiten, überhaupt die Ueberläufer religiöser und politischer Gattung. Wer von jeher den Meinungen zugethan war, die Fürst Metternich als sein Evangelium predigte, den verachtete er als einen Dummkopf; hätte er doch selbst diese Meinungen nur zum Behuf seiner Rolle vorangestellt. Wer aber von der entgegengesetzten Partei, mit Bewußtsein der Lügenhaftigkeit, seines Bauches, seines Säckels, seiner Dienstcarriere wegen, zu ihm übertrat, der galt ihm als ein kluger Mann, und verstand er noch die Kunst, ihn zu amüsiren — wäre es auch nur durch Schwächen gewesen, die etwas zu lachen gaben, so war er willkommen. Die meisten dieser Lumpe nun waren religiöser Art. Daß ein dummes und bigottes Volk am Leichtesten zu regieren sei, mochte ihm wohl schon früh vorgeschwebt haben, daher duldete er diese Energumenen schon zu einer Zeit, wo er selbst noch ziemlich Freidenker war. Nun aber kam bei ihm nach und nach das Alter mit der Perspective des Todes heran. Durch den Tod des Kaisers Franz war der Hofeinfluß in die Hände der Damen des kaiserlichen Hauses gekommen, die, nach Art der Besseren dieser Hochgestellten, gewohnt waren, die Langeweile eines unbeschäftigten Lebens mit Religionsübungen auszufüllen, und — der alternde Fürst hatte zum dritten Male geheirathet. Da der Leitstern seiner Handlungen im Privat- wie im öffentlichen Leben immer das Gelüsten war, so nahm er sich ein junges, rasches, ungebildetes, von einer hochmüthigen und bigotten Mutter geleitetes Weib. So sehr sich der Fürst durch großartigen Leichtsinn und vornehmes Behagen conservirt hatte, mußte doch mancher Wunsch der

rüstigen Magyarin unerfüllt bleiben. Um desto mehr galt es, die erfüllbaren Wünsche zu befriedigen. Schenken, Geben, Zuvorkommen war die Loosung. Aber Hals- und Armschmuck, Perlen und Diamanten hatte sie zu Genügen. Was blieb da zu geben, als: zum Geburtstagsangebinde die Jesuiten, zum Neujahrsgeschenke die gemischten Ehen? Der Fürst ward in dieser Umgebung zum Frömmler, oder wußte wenigstens selbst nicht mehr, was er war.

In solcher Verfassung fand ihn die Kölner Angelegenheit. Man würde ihm Unrecht thun, wenn man annähme, daß er die ganze Größe der Verwicklung von vornherein durchschaut, daß er zu einer Zeit, wo Krieg und Aufstand von Belgien her Europa bedrohte, das Ereigniß in seiner nachherigen Ausdehnung gewollt habe, gewiß aber ist, daß der erste Anlaß dazu: die Denunciation der hermesianischen Lehre in Rom, von Wien, von der nächsten Umgebung des Fürsten, mit seinem Vorwissen ausging. Er überließ sich dabei nur seiner gewöhnlichen Neigung zur Intrigue, seiner gereizten Stimmung gegen Preußen und dem Wunsche, der drohenden commerciellen und politischen Vereinigung Deutschlands unter Preußens Aegide eine religiöse Spaltung entgegenzusetzen. Der gewünschte Erfolg schlug jedoch gerade in sein Gegentheil aus. Deutschland vereinigte sich nur noch enger zur Abweisung der römischen Anmaßung: außer Bayern — und das nur für die Lebensdauer des gegenwärtigen Königs — gelang es keinen Proselyten zu machen; Preußen — nach Abwendung der belgischen Gefahr — erwartete fest und ruhig von der Zeit die Ebnung der aufgeregten Meinungswellen; Rußland ernannte aus eigener Machtvollkommenheit einen katholischen Metropoliten, und der römische Hof hat durch seine voreiligen und zeitungemäßen Gewaltstreiche diese seine Gewalt für jetzt und immer zerstört. Von dem Augenblicke, als sich zeigte, daß er noch immer Dasselbe wolle, wie im neunten Jahrhunderte, stößt ihn das neunzehnte unwiderruflich zurück, und verliert er nun auch noch Spanien, so

geht der Romanismus zugleich mit dem Absolutismus zu Grabe.

Der Absolutismus muß aber zu Grabe gehen, seit durch den Tod des Sultans Mahmud und die dadurch neu aufgetauchte orientalische Frage der Streit zwischen den absoluten Mächten selbst ausgebrochen ist. Oesterreich, von seinen Finanzen mit einem Bruche bedroht, durch ein neunjähriges Vergeuden seiner Kräfte mitten im Frieden erschöpft, ist außer Stande, gegen die Anmaßungen Rußlands irgend selbstständig aufzutreten. Es muß sich den liberalen Mächten in die Arme werfen, die es früher zurückstieß, glücklich genug, wenn man es mit Verzeihung sonstigen Hochmuths, und soweit es die eigenen Interessen gestatten, aufnimmt. Frankreich, an das sich anzuschließen man früher versäumt, wird aus einer suchenden Macht die gesuchte. Der Preis der neuen Allianz wird die unbedingte Einwilligung in alles Das sein, was Frankreich und England im Sinne des constitutionellen Liberalismus einzurichten für gut finden. Ehe der Zustand der Hülfsbedürftigkeit eintrat, konnte man als Alliirter derlei Neuerungen hemmen, modificiren, nun muß man sich ihnen fügen. Ja, will man nicht ganz das Spielwerk fremder Mächte sein, so wird man, wie zur Zeit von Napoleons Weltherrschaft, seine Zuflucht zu den eigenen Völkern nehmen müssen, und die gefürchteten Ideen von Nationalität, Völkerfreiheit, Mißbrauch der Gewalt werden, von der Regierung angerufen, wieder auftauchen, wie damals.

Kurz, der Fürst Metternich muß am Ende seiner Laufbahn die zwei Aufgaben seiner conservativen Politik verfehlt sehen: Niederhaltung des Liberalismus und Erhaltung des status quo, namentlich der Türkei; verfehlt durch seine Schuld als nothwendige Folge seiner Maßregeln. Aber Das, was Genz das „rasende Glück" des Fürsten nennt, kam ihm auch hier zu Hülfe. Der Tod Sultan Mahmuds und die Aussicht auf Das, was kommen wird, schlug ihn wie ein Blitzstrahl zu Boden. Eine alle Fakultäten des Geistes zer-

störende Krankheit ersparte erstens seiner Eitelkeit die Demüthigung, vielleicht noch mit einem Herrn Thiers oder Guizot in freundschaftliche, bittweise Correspondenzen treten zu müssen, und ließ seinen Lobrednern die Möglichkeit, sagen zu können: Ja, wenn Metternich noch lebte, oder wenn Metternich noch gesund wäre! indeß doch die Lage so ist, daß auch die höchste Geschicklichkeit nichts daran zu ändern vermöchte.

Wenn der hier ausgesprochene Tadel etwa den Schein der Geringschätzigkeit angenommen hätte, so muß man sich dagegen hiemit ausdrücklich verwahren. Fürst Metternich war von Hause aus ein Mann von Ehre und Gefühl, entschlossen und muthig, der Verstand aber, in den diplomatischen Salons unter Weibern und Höflingen ausgebildet, mehr polirt, als gestählt, mit der Spitze ritzend, statt mit der Schneide trennend und, durch eine glückliche Auffassungsgabe verführt, das Resultat der Untersuchung vor der Operation des Untersuchens anticipirend.

Zur Lehre vom Staate.

Daß der Staat eine Rechtsanstalt ist und die übrigen Zwecke der Gesellschaft nur nebenbei gehen.

Beweis. Als Staat gibt er Gesetze und erzwingt ihre Befolgung, als Gesellschaft überläßt er dem eigenen Ermessen die Benützung seiner Vorsorge.

Aus dem Gesichtspunkte des Staates als Anstalt zur Sicherung der Rechte ist die Strafe ein Mittel zur Abhaltung vom Verbrechen. Als Mittel der Besserung gehört es zu den übrigen moralisch-politischen Zwecken der Gesellschaft.

Um vom Verbrechen abzuhalten, muß die Strafe oder vielmehr ihre Androhung einen starken Eindruck auf die Phantasie und die Sinnlichkeit machen. Der Kerker ist ein Uebel, das seine ganze Schrecklichkeit erst dem schon wirklich Eingekerkerten darstellt. Im Kerker kann der Verbrecher vielleicht gebessert werden, er wird gewiß für die Dauer seiner Haft unschädlich gemacht. Aber die Strafe will schon das erste Verbrechen verhüten. Auch der erste Ermordete hatte ein Recht auf den Schutz, nicht erst der mögliche zweite.

Der Abscheu vor der Todesstrafe ist nur eine Folge der Feigheit der neueren Zeit, die nichts Höheres kennt als das Leben. Der Soldat auf dem Schlachtfeld stirbt einen viel gräßlicheren Tod als der Verbrecher unter der Guillotine oder am Galgen. Die Schande der Hinrichtung trifft das Verbrechen und nicht den Tod. Derselbe Monarch, der mit

Zittern und Thränen ein Todesurtheil unterschreibt, erläßt ganz ruhig eine Verfügung, die einen Krieg zur Folge hat, der tausend Unschuldigen das Leben kosten kann.

Wer die Gesellschaft in ihrer Grundbedingung angreift, schließt sich selbst von der Menschheit aus, die ihre Grundbedingung in der Gesellschaft hat. Er macht sich selbst zum Thier und muß als Thier behandelt werden.

Im Staat geht es wie in der Welt: Wer nicht schwimmen kann, der ersauft.

Der Staat ist eine Anstalt zum Schutz, nicht zur Versorgung. Helfen sollen die Einzelnen. Was der Staat den Verhungernden gibt, muß er den Hungernden nehmen.

Der Staat kann nichts geben als Recht, denn sein einziges Mittel ist der Zwang.

Das Gesetz straft die Verbrechen, die Natur die Ungeschicklichkeit.

Die Frage von der Volkssouveränetät beruht auf einer Art Wortspiel. Die Souveränetät setzt eine Einheit der Gewalt voraus, und diese eine Regierungsform: so daß eigentlich nur die Regierung souverän ist und nie das Volk. Es ist damit, wie mit der Berühmtheit. Der Einzelne für sich allein ist nie berühmt, weil er es durch Andere wird, aber er kann sich berühmt machen, und dann i s t er es. So ist das Volk nie souverän, aber es kann sich einen Souverän g e b e n, der es aber nur ist, weil man ihn dazu gemacht hat.

In manchen Ländern Europa's faselt man noch von der Möglichkeit einer patriarchalischen Regierung, einem blind gläubigen Zusammenleben der Staatsbürger, einer unbewußt zufriedenen Selbstbeschränkung der Ansprüche der Einzelnen. Die Möglichkeit läßt *sich nicht* ableugnen. Zahlt eure Staats-

schulden, reducirt eure stehenden Heere auf das Drittel und eure Abgaben auf das Fünftel, mischt euch nicht in die Weltangelegenheiten, dann könnt ihr zu Hause allerdings einen Versuch machen. Die bisherigen gesteigerten öffentlichen Zustände aber bildet euch nicht ein mit herabgestimmten Mitteln, die ungeheure Last, die ihr euch selber aufgebürdet, mit schlaffen Hebeln emporhalten zu können. Ihr wollt euern durch Bildung großgewordenen Nachbarn gleichstehen und doch in der Bildung zurückbleiben, ihr wollt tüchtige Beamte, aber keine Kenntnisse; Staatsmänner, aber keine Geschichte; Erfinder, aber keine Eigenthümlichkeit; Krieger, aber keine Charakterstärke; Handel, aber keine Freiheit; Kredit, aber keine Wahl des Zutrauens. Vom Stumpfsinn fordert ihr die Früchte der Weisheit.

Es ist lächerlich, wenn man behauptet: der Mensch sei von der Natur zum gesellschaftlichen Zustande bestimmt. Wenn die Natur Das gewollt, so hätte sie uns als Theilwesen gebildet, mit einzelnen Fähigkeiten und Kräften, aus deren Vereinigung erst ein Zustand der Fortdauer und des Genusses möglich wäre. Das hat sie aber nicht gethan, sondern jeder Mensch steht als ein Ganzes da, mit allen Vermögen seines Bruders begabt und nur dem Grade nach verschieden. Jeder Mensch kann als Einzelwesen existiren. Obige Redensart ist überhaupt Unsinn. Die Natur will Alles, was der Mensch kann.

Wenn man mir vom christlichen Staate spricht, so möchte ich die Gewalthaber fragen: wenn man euch einen Backenstreich gibt, haltet ihr die andre Wange hin? Liebt ihr eure Feinde, oder schlagt ihr sie nicht vielmehr todt? Setzt ihr euern Vortheil dem eurer Nächsten (der benachbarten Völker) nach? Erlaubt ihr nicht dem reichen Gläubiger, den armen Schuldner auszupfänden, wenn er dessen Handschrift

in Händen hat? Gebt ihr den Dürftigen, oder fordert ihr nicht vielmehr Steuern von ihnen? Wenn ihr nun als Staat gerade das Gegentheil von Dem thut, was das Christenthum lehrt, wie könnt ihr ein christlicher Staat sein? Die Einzelnen mögen, können und sollen Christen sein, der Staat ist keine christliche, sondern eine weltliche, auf das starre Recht und den Nutzen gerichtete Anstalt. Er ist nur in so fern christlich, als dieses mit dem Menschlichen zusammentrifft.

Es ist schon darum Unsinn, von einem göttlichen Rechte zu sprechen, weil der Begriff von Recht die Idee einer Unvollkommenheit mit sich führt. Das Recht widerstreitet der moralischen Gesetzgebung, indem es das Prinzip des Egoismus über das der Liebe setzt; indeß wir doch Alle übereinstimmen, daß Gottes Wille gerade das Gegentheil sei. Das Recht ist eine Ausgeburt des Bedürfnisses und der Verschlechterung, daher menschlichen Ursprunges. Gottes Wort sagt: liebe deinen Feind; das Recht sagt: schlag ihn todt, wenn er dich beschädigt. Gott befiehlt: sei deinem Bruder hülfreich; das Recht erlaubt mir, meine Forderung einzuklagen, wenn der Schuldner darüber auch verhungern sollte. Es gibt keine göttlichen Rechte. Sagt man aber, das Recht sei von Gott, weil Alles von Gott sei; nun denn, dann ist auch das Uebel und die Sünde von Gott, und wir wollen aufhören, ihn als den Heiligen zu preisen.

Man bespöttelt die Constitutionen, weil die Regierung nur zu häufig Mittel findet, ihren Anträgen eine Mehrheit zu verschaffen. Die Wirksamkeit der Constitutionen ist aber nicht aus den Anträgen zu beurtheilen, die wirklich zurückgewiesen werden, sondern aus denen, die sich die Regierung, der Zurückweisung im Voraus überzeugt, gar nicht zu machen getraut.

Der Sinn der Constitutionen liegt nicht darin, daß das Volk im Stande sei, sich am Besten selbst zu regieren. Das ist aber höchst selten der Fall, sondern darin, daß Jedermann das Recht hat, seine eigenen Angelegenheiten, gleichviel, ob gut oder schlecht, selbst zu verwalten.

Man erzählt sich, der König von Preußen gebe seinem Lande eine Constitution. Das Ereigniß wäre welthistorisch. Wichtig nicht bloß für Preußen, sondern für den ganzen Continent. In Bezug auf Frankreich wird dadurch eine Bresche gebrochen in die feindliche Protestation der absoluten Mächte gegen die dortigen Zustände. Die Julius-Revolution ist anerkannt, und Frankreich tritt in die Familie der übrigen Staaten ein. Die Constitutionen der kleineren deutschen Länder werden jetzt erst eine Wahrheit. So lange die einzelnen Regierungen in ihrer Opposition gegen die Volksstimme sich durch eine überlegene äußere Macht geschützt sahen, mußte die Vertretung des Landes ohnmächtig bleiben und endlich zu einem Beirathe herabsinken. Rußland ist von nun an der gemeinsame Feind. Oesterreich, das seine dynastische Sicherheit in der Vereinzelung seiner Provinzen suchen zu müssen glaubte, wird bald einsehen, daß es gegen die Anziehungskraft von außen einer Schwerkraft nach innen bedürfe, und würde, bei der Auflockerung aller andern Verknüpfungsbande, diese nur in einer Verfassung finden. Wenn der König von Preußen seinem Volke eine gute Constitution gibt, so ist Oesterreich in zehn Jahren von heute constitutionell.

Aber wohlgemerkt, wenn er eine gute gibt. Eine ungenügende würde schlimmer sein als keine. Streng genommen, ist der richtige Zeitpunkt schon versäumt. Bei seiner Thronbesteigung oder ein Jahr später würde jede Form mit Dank und Jubel aufgenommen worden sein. Jetzt ist das Land, oder vielmehr die Meinung schon in Opposition getreten. *Die Gabe ist nicht* mehr ganz freiwillig, oder vielmehr sie

ist erzwungen, nur weil der König ein Ehrenmann ist; wäre er's nicht, so stünde es ihm frei, einen König von Hannover zu spielen, und ich bin überzeugt, es wäre ihm nicht schwer geworden, die Volksstimme niederzuhalten, ja, zum Schweigen zu bringen.

Der diese Zeilen schreibt, ist kein unbedingter Freund der Constitutionen, oder vielmehr er hält ihre erste Einführung für gefährlich. Der Reiz der Ungebundenheit nach langer Bevormundung hat sich schon manchen Pflegbefohlenen als verderblich gezeigt. Staatliche Grundveränderungen gleichen den chirurgischen Operationen: heilbringend für die Zukunft, verdoppeln sie das Uebel für die Gegenwart, und mehr als ein Patient ist schon am Wundfieber gestorben. Der richtige Gang für eine jede solche Veränderung wäre der der englischen Verfassung. Vom Geringen anfangend, durch das Bedürfniß vermehrt, im Gebrauche bestätigt, steht endlich das Ganze als ein nothwendiger Organismus da, in dem selbst die Auswüchse durch den Zusammenhang gerechtfertigt erscheinen. Aber zu einer solchen Entwicklung aus dem Keime ist für Preußen der Zeitpunkt versäumt. Das Wenige genügt nicht mehr, man will etwas Fertiges, schon im Beginne Befriedigendes.

Woher nun den Bauplan für ein solches, nicht mehr natürliches, sondern Kunst-Produkt nehmen? Die Vernunft allein genügt bei derlei praktischen Dingen nicht. Das hat die französische Revolution der Neunziger Jahre gezeigt. Also die Erfahrung, das schon anderwärts, zu andern Zeiten Geschehene: die Geschichte.

Das juste milieu ist freilich ein Unsinn, wenn man es als die Mitte zwischen zwei Entgegengesetzten betrachtet; denn diese Mitte ist die Unbeweglichkeit, die Gleichgültigkeit, die Indifferenz. Sie muß nicht die Mitte zwischen Negation und Affirmation, *sondern die Mitte* zwischen der mindesten Stufe

der Affirmation und ihrem Aeußersten sein. So ist die Mitte zwischen Tyrannei und Zügellosigkeit nicht die Freiheit, sondern die Gesetzlichkeit; und erst zwischen Gesetzlichkeit und Zügellosigkeit liegt mitten inne die Freiheit.

Es ist eigentlich lächerlich, von natürlichen (angebornen) Rechten zu sprechen; Recht ist nichts Anders, als daß ich in irgend einer Kraftäußerung von Andern nicht gehindert werden darf. Wie soll nun zur Natur des Menschen gehören, was nicht in ihm, sondern in Andern liegt?

Horaz sagt sehr richtig: Das Recht entsteht aus dem Unrecht. Der Mensch bringt nichts auf die Welt mit, als seine Persönlichkeit; die ist aber nicht sein Recht, sein Anspruch, sondern er hat sie, er ist sie selbst. Wer sich einen Angriff darauf erlaubt, begeht ein Unrecht, denn er maßt sich etwas an, das einem Andern gehört. Auf die äußern Dinge hat Niemand ein Recht. Wenn ich aber Mühe darauf verwende und so von meiner Persönlichkeit etwas damit verbunden habe, darf letzteres von Niemand angetastet werden, weil er mich sonst zu seinem Diener machen würde, wozu er keine Befugniß hat.

Nichts wird in den menschlichen Dingen, namentlich in der Staatskunst und der Diplomatie, so häufig verwechselt, als die Verständigkeit und die Schlauheit. Sie unterscheiden sich darin, daß die Schlauheit nur das Gegenwärtige im Auge hat und Mittel sucht, das Nächstliegende zu Nutzen und Vortheil zu bringen, indeß die Verständigkeit das Gegenwärtige aus dem Vergangenen herleitet und die wahrscheinliche Zukunft nicht aus dem Auge verliert. Die Schlauheit ist daher oft scharfsichtiger und fast immer geschickter, als ihr verständiges Gegenbild, eben weil sie einen engern Gesichtskreis hat und man Weniger leichter übersieht, als Viel. Nur zu oft aber entgeht ihr der kaum errungene Nutzen, und der

Held von Heute ist das Gespötte von Morgen. Dazu kommt noch, daß dieser Fehler der Einsicht, denn das ist sie, fast immer mit Fehlern des Charakters und des Willens verbunden ist; vor Allem Eitelkeit und Selbstsucht.

Genau genommen sind alle Gräuel der Gegenwart nur dadurch entstanden, daß der Schlechtigkeit, der Unbesonnenheit und dem Unverstand von unten, von oben her statt dem Verstande nur die Schlauheit entgegengetreten ist. Louis Philipp, ein so verständiger Mann, als je auf einem Throne gesessen ist, wollte endlich auch den diplomatischen Schlaukopf spielen, und er ist darüber zu Grunde gegangen. Der Staatsmann Oesterreichs, durch Schmeichelei verführt, knüpfte so viel Fäden an, daß er sich endlich selbst in sie verwickelte und den Staat an den Rand des Untergangs brachte. Wer wird den Wortführern der Ungarn die Schlauheit, ja die Geschicklichkeit absprechen? Ueber den Augenblick hinaus aber war Alles Unsinn und Verrücktheit.

Ein vor Kurzem verstorbener Monarch hat bei einer feierlichen Gelegenheit den Professoren einer Landesuniversität rundheraus erklärt: Ich brauche keine Gelehrten. Diesem Ausspruche hätten wir zwar entgegensetzen können: Wenn Ew. Majestät keine Gelehrten brauchen, so brauchen wir sie. Besagter Monarch aber, der einen zwar wenig ausgedehnten, in seiner Beschränktheit aber ganz richtigen Verstand besaß, hat etwas ausgesprochen, dessen Wahrheit nicht geleugnet werden kann: der Zweck des Staates bei Errichtung und Erhaltung der Universitäten ist nicht die Bildung von Gelehrten.

Man gefällt sich zwar in neuerer Zeit, den Staat als den Inbegriff und die Wesenheit alles Anzustrebenden und menschlich Erreichbaren aufzustellen, wobei man sich aber anderseits ebenso lebhaft gegen jene Bevormundung von Seite des Staates sträubt, die aus einer solchen Ansicht nothwendig hervorgehen müßte. Diese Ansicht und diese Be-

vormundung fand auch wirklich in den Staaten des Alterthums statt, wo Fremder und Feind, oder wenigstens Fremder und Barbar, gleichbedeutende Ausdrücke waren. Wo der bestimmte Staat zugleich Quelle und Hüter alles Menschlichen ist, fällt alles Menschliche nothwendig in seine Bestimmung und seinen Zweck. In neuerer Zeit aber, wo der Freizügigkeit die ganze Erde offen steht und man diesen oder jenen äußern Staat leicht für einen bessern und wünschenswerthern erkennen könnte, als den eigenen, hat sich der Zweck des Staates auf Das reducirt, was jeder leisten kann und muß, wenn er überhaupt ein Staat genannt werden soll: Sicherheit und, als an den Ort geknüpft, Förderung des materiellen Wohles. Die geistigen Interessen fallen dadurch nicht weg, aber sie werden dem Nutzen dienstbar, mit ihrem Ueberschuß reichen sie über die Gränzen des Staates hinaus und gehören der ganzen Menschheit.

Wenn daher der Staat Unterrichtsanstalten gründet, so hat er vor Allem den praktischen Nutzen der Wissenschaften im Auge. Eine Theologie, die, statt die Religion zu unterstützen, ihre Grundfesten angriffe; eine Jurisprudenz, die den Standpunkt des Rechtes als einen dialektisch sich aufhebenden darstellte und das Verbrechen als einen Fehler im Schließen oder ein Unglück betrachtete; eine Medizin, welche, die Heilung außer Acht lassend, sich mit naturwissenschaftlicher Spekulation abgäbe, hätten durchaus keinen Anspruch, in den Kreis seiner speziellen Aufgabe gezogen zu werden.

Man hat zwar schon den Namen Universität, universitas scientiarum, urgirt und daraus gefolgert, daß alles Wissenswürdige auf diesen Anstalten gelehrt werden müsse. Das war auch der Sinn und die Absicht bei Gründung der Universitäten in der letzten Hälfte des Mittelalters. Da es in jener Zeit außer den Klassikern und den theologischen Scholastikern keine Bücher gab, und auch diese nur in seltenen und kostbaren Exemplaren, so war das Vehikel der Bildung *allerdings auf die* Lehrstühle und den mündlichen Vortrag

beschränkt. Gegenwärtig aber, wo die Literatur als eine zweite Sündfluth die Welt überschwemmt und man ein Wunder von Gelehrsamkeit sein kann, ohne je eine Universität besucht zu haben, stellt sich das Verhältniß ganz anders heraus. Das Wissen um des Wissens willen wird in praktisch vernünftigen Ländern der Buchdruckerpresse und dem Privatfleiße überlassen, und die Staatsanstalten beschränken sich auf den Unterricht als Vollendung der Erziehung und als Bildung für praktische Zwecke.

Im Gegensatz mit dieser in allen Ländern Europa's geltenden Ansicht wurden nun in Deutschland die Universitäten auf die Gelehrsamkeit, auf die Befriedigung der Wißbegierde, um nicht zu sagen: wissenschaftlichen Neugierde, basirt. Mit dem Schimpfnamen der Brodstudien bezeichnet, traten die praktischen Fächer in den Hintergrund, und Lern- und Lehrfreiheit ward das Feldgeschrei der Schule. Was nun die Lernfreiheit betrifft, so ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Staatsanstalten fordern bei der Aufnahme eines Kandidaten strenge Fachprüfungen, und wer da seine Lernfreiheit nicht auf das zu Lernende gerichtet hat, fällt durch. Viel schreiender aber ist der Unsinn der Lehrfreiheit. Der Schriftsteller, der für die gelehrte Welt, auf jeden Fall für Männer schreibt, ist Preßgesetzen unterworfen, die seine Richtung controliren und die schädliche bestrafen; der Professor aber, der die unerfahrene und widerstandslose Jugend vor sich hat, soll, verstärkt durch das Gewicht der Autorität und der Persönlichkeit, jede Verkehrtheit und jeden Unsinn in die empfänglichen Gemüther schleudern können. Auf welche Art die Lehrfreiheit zu beschränken sei, gehört nicht hieher — auf keinen Fall durch die Polizei — daß sie aber in ihrer ganzen Ausdehnung nicht bestehen könne, leuchtet ein.

Ueber Censur.

Nichts hat sich in neuerer Zeit allgemeiner gemacht, als die Invektiven gegen die Censur. Ich bin nun gar kein Freund dieser Anstalt, aber die Gründe, die man dagegen anführt, scheinen mir höchst ungeschickt gewählt. Im Ganzen gehen sie gewöhnlich da hinaus: die Censur sei eine Beschränkung des Rechtes des Menschen, seine Meinung zu sagen.

Nun finde ich aber eine Meinung, die nicht Lust hat, sich durch Handlungen zu bekräftigen, eine höchst läppische Sache; die Handlungen finden wir aber allerwege beschränkt. Die Gesellschaft, das Wohlergehen Aller hängt von dieser heilsamen Beschränkung ab. Wenn nun Meinungen, da sie den Willen bestimmen, zu Thaten führen, und gewisse Thaten verboten sind, warum nicht auch die Meinungen, der Anlaß dazu? Sollte wirklich Jedermann das Recht haben, seine Meinung zu sagen? Auch wenn sie schädlich, zum Bösen verlockend, sittenverderbend, das Gute verlachend, heilsame Beschränkungen angreifend wäre? True words are things, sagt Byron, „Worte sind Dinge," und ich glaube, er hat Recht.

Im weitern Verfolge sehe ich nun auch, daß diese Vertheidiger der Meinungsfreiheit allerdings ein Recht zugeben, schädliche Meinungen hintanzuhalten, aber nur durch Strafe *nach* der Begehung (Veröffentlichung). Aber dann hat ja die Meinung schon schädlich gewirkt, man sperrt den Stall zu, wenn das Pferd gestohlen ist. Dasselbe, werdet ihr sagen, ist der Fall bei den Handlungen. Man bestraft Keinen als Dieb, als wenn er schon gestohlen *hat*. Selbst der Mörder wird erst als ein solcher behandelt, wenn die daliegende Leiche keinen Zweifel über seine Verschuldung mehr übrig läßt. — Aber wäre es für die menschliche Gesellschaft nicht unendlich besser, wenn man die That *verhüten* könnte, statt sie zu *bestrafen*? Seht selbst zu, ob nicht die Freiheit *unschuldbarer* Handlungen, eine Freiheit, die eben so un-

zweifelhaft ist, als die der Meinungen, in hundert Fällen von vornherein beschränkt wird? Man erlaubt, Gifte, der Arzneikunst und manchen Gewerben unentbehrlich, nur unter Vorsichten zu verkaufen. Das Tragen verborgener Waffen, auch als Schutzmittel, ist verboten. Hazardspiele, dem Besonnenen ein unschuldiges Vergnügen, werden nicht gestattet. Ausweislose Menschen sehen sich einer lästigen Aufsicht unterworfen. Die Verirrungen mancher Genüsse nicht nur moralisch gemißbilligt, sondern auch durch gesetzliche Abhaltungen hintangehalten. Dieser Präventionszwang, diese verhütende Censur der Handlungen würde zum Besten der Gesellschaft bis zum eigentlichen Unmöglichmachen des Verbotenen gehen, wenn es bei Handlungen nur möglich wäre. Aber bei Schriften, bei Druckwerken ist es möglich. Sagt selbst: wäre es nicht ein Glück für die Menschheit und die Literatur, wenn durch eine gute Censur jedes unzweifelhaft schlechte, jedes verderbliche Werk vor der Verbreitung schon im Keime zerstört würde?

Es soll also eine Censur bestehen? — Ja, eine gute. Da aber eine gute Censur nicht möglich ist, eine schlechte aber verderblicher als keine, darum keine; aber nur darum.

Was nun eine gute Censur betrifft, so müßte diese die gewöhnliche Frage: ist dieß Werk, ist diese Meinung schädlich oder nicht schädlich? vor Allem so umstellen: ist diese Meinung wahr, oder ist sie falsch? Denn wäre sie wahr und doch schädlich, so mag sich Dasjenige ändern, dem das Wahre schädlich ist, denn es ist schlecht, das Wahre aber die Quelle alles Guten. Zum Schutz des Schlechten aber, weil es einmal besteht, das Wahre und das Gute abhalten, ist der größte Frevel, dessen die menschliche Natur sich theilhaft machen kann.

Die Censur soll also nur das Wahre (in Künsten das Schöne, was nach den verschiedenen Gesichtspunkten Eins und Dasselbe ist) zulassen, das Falsche und Schlechte aber verbieten. Nun *frage ich:* gibt es nicht ganze Länder, von

es nicht ganze Jahrhunderte gegeben, wo nicht Ein Mensch lebte, der das Wahre und das Schöne in allen seinen Formen unter allen Umständen zu erkennen fähig gewesen wäre? Ja hat, so lang das ganze Menschengeschlecht besteht, nur Ein Mann gelebt, der diese Unterscheidungsgabe sich in allen Fällen hätte zutrauen können? oder auch nur annähernd? Glaubt ihr, die ausgezeichneten Männer, die man noch allenfalls als Surrogat solcher Schiedleute zugeben könnte, würden, statt selbst das Wahre zu suchen und das Schöne darzustellen, sich der geisttödtenden Mühe unterziehen, die endlosen Akten des wunderlichen Prozesses zu durchlesen, dessen Ergebniß die Bildung, die Wahrheit ist, um bei jedem prägnanten Falle zu sagen: mir scheint das so, mir scheint das anders, abzuurtheilen aber fühle ich mich nicht berufen. Und wenn diese sich zurückgezogen haben, was bleibt euch übrig, als zu Miethlingen und Lohnknechten zu greifen, die wahr nennen, was bisher für wahr gegolten hat, und falsch, was sie nicht verstehen. Und diesen nun vertraut ihr die köstlichsten Güter der Menschheit an, das Wahre, das Gute, das Schöne?

Es kann keine Censur geben, weil es keine Censoren gibt.

Zur Geschichte im Allgemeinen.

Ueber den Nutzen des Studiums der Geschichte.

Ich gestehe, daß mich eine Art Schauder bei diesen Worten anwandelt. Jeder Mensch erkennt sein Leben als eine Verkettung von Leidenschaften und Irrthümern, sieht dasselbe in dem Leben der Andern vielleicht in verstärktem Maßstabe, und doch soll aus dem Gesammtleben der Menschheit, diesem Weltsystem von Irrthümern und Leidenschaften, das Wahre hervorgehen, die Wahrheit. Man spreche nicht von den unzweifelhaften, ungeheuren Fortschritten, die trotz ihrer Verirrungen die Menschheit bis auf diesen Tag gemacht hat; denn dann müßte man ja vielmehr den gegenwärtigen Augenblick studiren, wo die Fortschritte schon gemacht sind, und nicht die Geschichte, wo sie erst zu machen waren. Dieser geheime Schauder nimmt übrigens dem Studium der Weltereignisse nichts von seinem Werthe; nur wird er mehr ein negativer: durch die Kenntniß Dessen, wovor man sich zu hüten, als ein positiver, die Regel angebend für Das, was zu geschehen hat.

Weiter, was ist denn Geschichte? Was gestern geschehen, ist für heute Geschichte, sowie, was heute geschieht, für morgen. Will man aber Geschichte im engern Sinne, als durch die letzten Folgen belehrend, auf jene Zustände beschränken, die bereits zum Abschlusse gekommen sind, so mag man bedenken, daß nichts als abgeschlossen betrachtet werden kann, als was zu Grunde gegangen ist und eben deßhalb nur eine negative Lehre darbietet. Die Entdeckung von

Amerika und das Christenthum sind noch heute nicht abgeschlossen, eben weil ihre Wirkungen noch fortdauern.

Nihil novi in mundo, sagt man. In der Welt geschieht nichts Neues. Der Satz ist ganz richtig, eben so richtig als der andere: das Alte kommt nie wieder. Wer in der Zeit immer nur das Alte sieht, ist ein Pedant. Wer in ihr nur Neues erblickt, ist ein Dummkopf, und ich fürchte, daß meine lieben Landsleute, die von einer neuen Welt, einer neuen Literatur, einer neuen Kunst faseln, sehr in dieses letztere Prädikament fallen. Das Alte unter immer neuen Umständen ist der ewige Gang der Welt. Wer die Geschichte richtig anwenden will, muß aus den neuen Umständen den alten Kern heraus erkennen und über den alten Bestandtheilen die neue Zusammenfügung nicht übersehen. Das ist nicht leicht, und ein Geschichtskenner ist deßhalb noch kein Welterfahrner. Durch diese Betrachtung wird das Maßgebende der Geschichte sehr ins Enge geführt und auf das unter gleichen oder vielmehr ähnlichen Umständen Vorkommende eingeschränkt.

Welche Geschichte soll also den Maßstab abgeben? Da läge als nächste: die Geschichte des eigenen Volkes, die deutsche. Nur fürchte ich sehr, daß die deutsche Nation allerdings Begebenheiten, wichtige, erhebende, großartige Begebenheiten aufzuweisen hat, aber keine Geschichte, insofern dadurch ein Zusammenhang der Ereignisse, eine Entwicklung nationeller Anlagen und Zustände bezeichnet wird. Namentlich kommt Das, was wir jetzt suchen, das Merkmal der Freiheit, nur in den absurdesten Verzerrungen darin vor. Um auf die frühesten Zeiten zurückzugehen (denn später erscheint es nirgends mehr), gibt der Roman des Tacitus de moribus Germanorum keinen Anhaltspunkt, eben weil es ein Roman ist; daß es aber ein solcher ist, geht schon daraus hervor, daß seine Schilderung der Deutschen mit denen der übrigen römischen Schriftsteller, des Julius Cäsar, der Beschreiber der cimbrisch-teutonischen Kriege, ja mit denen des Tacitus *selbst in seinen* übrigen historischen Schriften durchaus nicht

zusammenstimmt. Indeß wir nach dem erstgenannten Werke uns die Deutschen als eine einfach-verständige, sich selber maßgebende, patriarchalische Nation denken müssen, kommen sie sonst überall, ja in den Annalen des Tacitus selbst, als ein zügelloser, tumultuarischer, fast nur durch Wildheit tapferer Haufen, als eigentliche Barbaren vor. Der Hang nach Ungebundenheit ist allen Wilden gemein. Für die Freiheit ist aber da nichts zu lernen, wo der Begriff von Ordnung fehlt. Von da abwärts durch die Völkerwanderung, das Auftreten der Longobarden in Italien, der Franken in Gallien, der Sachsen in Britannien, beim Jornandes und Gregor von Tours, überall dasselbe Bild von roher Gewaltthat, Grausamkeit, ja Treulosigkeit und Verrath. Ja selbst mit der Thatkraft jener Völker ist es übel bestellt, die den Antrieb dazu aus der Wildheit schöpfen. Wir sehen dieß, um der Deutschen zu geschweigen, bei den Skandinaviern, die bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte ihre deutschen Brüder an Heldensinn und eigentlicher Ritterlichkeit weit übertreffen, welchen Eigenschaften aber die Fortschritte der Civilisation nur zu bald ein Ende gemacht haben.

Die Geschichte des darauf folgenden Mittelalters ist eine Geschichte der fortschreitenden Knechtschaft, und die deutsche Reichsfreiheit hat mit der menschlichen Freiheit nichts gemein. Ueberhaupt möchte ich die Anpreiser des Mittelalters fragen: welche der verschiedenen Epochen dieses Zeitabschnittes scheint euch denn wünschenswerth oder auch nur erträglich, mit Rücksicht auf Freiheit oder sonst? Wo aber alle Theile schlecht sind, da ist das Ganze nicht gut.

Es bliebe uns daher nichts übrig, als in der Geschichte fremder Nationen Belehrung zu suchen, und da böten sich denn als stammverwandt zuerst die Engländer dar. Aber nicht alle Brüder sind sich ähnlich. Die Grundlage des englischen Charakters sind die Tüchtigkeit und die Beharrlichkeit. Nun fällt mir nicht ein, den Deutschen sowie den meisten andern Nationen Tüchtigkeit abzusprechen; aber wie steht es

mit der Beharrlichkeit? Einerseits scheint freilich dieser Zweifel wunderlich, da man den Deutschen ein Beharren an dem Gewohnten seit dreihundert Jahren zum Vorwurfe macht; andererseits aber dürfte es mit dieser Beharrlichkeit ebenso gehen, wie wir oben mit der Tapferkeit gesehen haben; sie dürfte ein Ergebniß der Unkultur sein und mit den Fortschritten der Kultur sich verlieren. In der That auch, je tiefer wir auf der Stufenleiter der Bildung hinabsteigen, um so beharrlicher finden wir noch heut zu Tage den Deutschen, je höher wir aber dieselbe Leiter hinaufsteigen, um so veränderlicher. Betrachten wir zum Beispiel die Phasen der Literatur in den letzten fünfzig Jahren. Man weise dieses Beispiel nicht als zur Sache ungehörig zurück. Denn einerseits wollen wir ja gerade die gebildeten Stände abschätzen, andererseits geht die Billigung und Mißbilligung in der Literatur von der Urtheilskraft aus, und von der Festigkeit des Urtheils hängen zugleich alle praktischen Dinge ab.

Einer der schielenden Ausdrücke unserer Zeit ist, wenn man von der Macht der Geschichte spricht. Ich weiß nicht, warum man nicht lieber sagt: die Macht der Begebenheiten, welche allerdings die größte ist, die es gibt. Die Geschichte ist nur unser Wissen von den Begebenheiten, und letztere haben gewirkt, ehe es noch eine Geschichte gab, und wirken noch jetzt, wenn auch Niemand von ihnen weiß. Es gibt eine Macht der Geschichte, nämlich die alles Wissens und Erkennens, welche aber auf die Begebenheiten oder den Weltlauf eine nur sekundäre Wirkung ausübt. Derlei Worte werden von den Pedanten in Gang gebracht, um ihrem armseligen Wissen ein Scheinleben anzudichten, oder von Phantasten, die sich im Besitz einer natürlichen Magie glauben, weil die Natur allerdings für uns eine Magie ist.

Die Forderungen an die Geschichte sind, nach Verschiedenheit des Standpunktes der Leser, verschieden. Das gewöhn-

liche Publikum, wenn es sich je mit Geschichte befaßt, verlangt Fakten, unbekümmert um die Richtigkeit, wenn sie nur interessant sind, weil es Anregung und Unterhaltung sucht, wie sie allenfalls von einem Roman zu verlangen sind. Die sogenannten Gebildeten wollen Reflexionen, Resultate, Gedanken, weil sie sich nicht die Mühe geben wollen oder unfähig sind, Gedanken zu haben. Der Selbstdenker verlangt vor Allem Richtigkeit der Fakten, verbunden mit genauer, lebendiger Schilderung der Zeit, weil nur aus dem Leben derselben, aus ihren Sitten, Gewohnheiten, Ueberzeugungen, Vorurtheilen, Bestrebungen die wahre Geltung der Fakten hervorgeht. Zu viel Reflexionen machen ihm die Genauigkeit des Verfassers verdächtig, und Mangel an Lebendigkeit verfälscht den Standpunkt, aus dem sie beurtheilt werden sollen.

Ich zweifle nicht, daß in den menschlichen Dingen, also auch in der Geschichte, eben so gut eine Nothwendigkeit ist, als in den Naturdingen. Aber jeder Mensch hat zugleich seine Separat-Nothwendigkeit, so daß Millionen Richtungen parallel, in krummen und geraden Linien nebeneinander laufen, sich durchkreuzen, fördern, hemmen, vor- und rückwärts streben und dadurch für einander den Charakter des Zufalls annehmen und es so, abgerechnet die Einwirkung der Naturereignisse, unmöglich machen, eine durchgreifende, alle umfassende Nothwendigkeit des Geschehenden nachzuweisen. Es geht damit wie mit der Witterung, die gewiß so bestimmte Gesetze hat, als der Umlauf der Welten, aber durch die Mannigfaltigkeit der Einwirkungen es unmöglich gemacht hat, auch nur für eine kurze Periode etwas Bestimmtes vorauszusagen, oder das wirklich Eingetroffene folgerichtig zu erklären.

Man beginnt gewöhnlich die sogenannte Weltgeschichte mit Darstellung fremder Märchen oder eigener Muthmaßungen über den Ursprung des Universums: Dinge, welche vielleicht

in einer allgemeinen Naturgeschichte Platz verdienten, aber im Anfange einer Weltgeschichte (Menschengeschichte möchte ich sie lieber nennen) eine seltsame Figur machen. Die Abgeschmacktheiten eines Moses sind uns einmal geläufig geworden, und man nimmt und gibt sie wie Papiergeld, von dessen Unwerth Jedermann überzeugt ist, das aber doch in Handel und Wandel gilt — aus Mangel an besserer Münze. Es ist in der That lächerlich genug, unsere größten Köpfe die plumpen Dichtungen eines rohen Naturkindes, der Gott die Welt wie einen Taglöhner zusammenzimmern läßt, nachbeten zu hören. Man entschuldigt diese Sonderbarkeit gewöhnlich damit, daß man doch nichts habe, was man an die Stelle der mosaischen Kosmogonie setzen könne; aber muß man das Absurde annehmen, weil man das Wahre nicht weiß? Wer wird die Sterne mit einigen Alten für Löcher im Himmelsgewölbe halten, weil er ihre eigentliche Natur nicht kennt?

Das hat wohl schon Mancher empfunden, demungeachtet sehen wir noch immer in unsern historischen Werken den lieben Gott rüstig an seine sechstägige Arbeit gehen, nachdem er die Erde, das unendliche Sonnensystem aus dem Nichts hervorgewinkt, sein Werk endlich mit der Schaffung des ersten Menschen krönen (eine Idee, ganz der selbstgenügsamen Barbarei unwissender Völker angemessen) und endlich am Sonntag sich auf gut handwerksburschenmäßig einen guten Tag anthun und ausrasten von den Beschwerden der Woche. Daß man den Schreiber dieser Nachrichten lange Zeit für inspirirt hielt, mag ein Beweis sein, wie fest in der Jugend eingesogene Ideen ankleben. Wenn auch der gute Mann kein Philosoph war, so war er doch ein desto besserer Dichter. Nicht als ob ich das berühmte: Es werde Licht! so sehr bewunderte. Jeder Wilde würde sich über dieselbe Sache ebenso ausdrücken, es ist weiter nichts, als die Sache mit so wenigen Worten gesagt, als möglich; aber die Geschichte der beiden ersten Menschen hat in der That sehr viel Poetisches.

Zur Zeitgeschichte.

Jedermann ist darüber einig, daß das Concordat in Oesterreich ein großes Unglück für die Unterthanen war, weil es die Erziehung, den Unterricht, die Ehe, alle bürgerlichen und menschlichen Verhältnisse mehr oder weniger unter die Herrschaft einer Kirche gebracht hat, die nothgedrungen ist, sich aller Verstandesentwicklung entgegenzusetzen, weil nur der Unverstand ihre übernatürlichen Voraussetzungen annehmen kann. Das ist aber nur die eine Hälfte des Unglücks, das Uebel nach unten. Das Uebel nach oben ist, daß die Kirche sich diese Vorzüge nicht schenken läßt, sondern etwas dafür gibt: das göttliche Recht des Monarchen. Das ist nun die reine Despotie. Der Monarch kann Alles thun, was ihm beliebt, und ist nur seinem Gewissen und Denen also, die sein Gewissen dirigiren, verantwortlich. Ueber den Satz: Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand, lacht Jedermann; denn Gott gibt die bürgerlichen Aemter nicht, sondern die Menschen geben sie, und die Menschen können wohl ein Amt geben, aber die Fähigkeiten dazu nicht. Aber wenn Gott selbst dem Monarchen das Amt gibt, so kann und muß er ihm dazu auch die Fähigkeiten geben. Daher entsteht nun nebst der Willkür auch der Eigendünkel, die Meinung, Alles besser zu verstehen, der dieses Land zu Grunde richten wird und den guten Anfang dazu bereits (1859) gemacht hat.

Herr Professor Palacky ist wahnsinnig geworden. Er stellt in einem ernsthaft gemeinten Aufsatze an die Regierung die Anforderung den einzelnen Kronländern eigene Ministerien des Innern, des Unterrichts u. s. w. zu gewähren. Er ist also durch die letzten Erfahrungen in Ungarn nicht belehrt worden. Glaubt er nun, daß die Regierung, die nothgedrungen die Sache in die Hand genommen hat, auf derlei Vorschläge wirklich eingehen werde? Und wenn nicht, was ist seine Absicht mit jenem Aufsatze? Will er nur der Eitelkeit seiner Landsleute schmeicheln und seiner eigenen dazu? Die Lage ist zu ernst für derlei Spielereien. Oder will er Unzufriedenheit mit der Regierung erwecken, indem er sie hindert, auf dem konstitutionellen Wege fortzugehen, den sie eingeschlagen und, wie wir glauben, redlich einhalten will? Will er die baldige Zusammenberufung der Reichsstände unmöglich machen und Ausnahmszustände verlängern, deren Aufhören jeder Rechtschaffene wünscht? Das wäre boshaft, und die Voraussetzung von Wahnsinn wäre noch ein Lob gegenüber der von Heimtücke.

Glücklicherweise aber ist Herrn Palacky's Gesinnung nicht die der Mehrheit seiner Landsleute, sondern nur einer kleinern Fraktion, der Partei der germanisirten Czechen. Nachdem sie Alles, was sie wissen und können, von den Deutschen gelernt haben, ahmen sie ihnen, zum schuldigen Danke, auch ihre neuesten Narrheiten nach. Denn woher stammt dieses Geschrei von Nationalität, dieses Voranstellen von einheimischer Sprach- und Alterthumswissenschaft anders als von den deutschen Lehrkanzeln, auf denen gelehrte Thoren den Geist einer ruhig verständigen Nation bis zum Wahnsinn und Verbrechen gesteigert haben? Dort ist die Wiege eurer Slavomanie, und wenn der Böhme am Lautesten gegen den Deutschen eifert, ist er nichts als ein Deutscher, ins Böhmische übersetzt.

Glücklicherweise aber, wiederhole ich, gibt es noch einen *Kern der Nation*, der von diesem slavischen Deutschthum

nicht angesteckt ist. Es sind jene eigentlichen Czechen, verständig natürliche Menschen, die ihre Sprache reden, weil sie eben ihre Muttersprache ist, aber auch nichts dagegen hätten, sich einer andern zu bedienen, wenn sie zufällig zehn Meilen weiter rechts oder links geboren wären. Sie wissen, daß die Sprache allerdings ein hohes Gut des Menschen ist, daß aber sein Werth in Dem besteht, was er denkt und will, nicht in den Lauten, in denen er Beides ausdrückt. Sie wissen, daß jahrhundertalte Verhältnisse sich nicht auf gut-deutsch durch einen täppischen Enthusiasmus über Nacht aufheben lassen, und daß Gleichberechtigung nicht Eins und Dasselbe ist mit Gleichgeltung, so wie mein Eigenthum gleichberechtigt ist mit dem des Fürsten Liechtenstein, was aber nicht hindert, daß er eben so viele Millionen besitzt, als ich Hunderte. Es fällt ihm nicht ein, zu glauben, daß sein von ein paar Millionen gesprochener Dialekt sich je von dem Einflusse einer der vier oder fünf herrschenden Weltsprachen werde frei halten können, und wenn man ihm sein Böhmisch durch das Prädikat Slavisch in den Adelstand erheben will, so lacht er ungläubig, wie der Engländer lacht, wenn ihn ein Berliner Sprachgelehrter als germanischen Stammverwandten in seine deutsche Familie aufnehmen will. In der Erziehung seines Sohnes endlich hat er nicht Lust, ihn auf vaterländisches Salz und Brod zu setzen, wenn hart daneben eine reichbesetzte Tafel die nahrhaftesten Speisen darbietet, noch glaubt er ihn auf eine böhmische Universität geschickt zu haben, wenn der Professor für seinen böhmischen Vortrag sich vorher aus deutschen Büchern vorbereiten und der Schüler in denselben deutschen Büchern sich Raths erholen muß, ob sein Lehrer sie richtig verstanden oder nicht.

Ich stelle die Sprachfrage voran, weil Herrn Palacky's Begeisterung wesentlich eine neu-deutsche, d. h. antiquarisch-literarische ist. Das Wohl und Wehe seiner Landsleute liegt ihm weniger am Herzen, als die Sprache, in der sie über ihr Unglück jammern.

Es ist etwas Eigenes um das Aufblühen und Verwelken der Völker. In jedem ist eine hervorstechende Kraft, die heilsam wirkt, so lange sie Hindernisse zu besiegen hat, nach diesem Siege aber sich gegen sich selbst kehrt. So war's mit dem Geiste der Freiheit in Athen zur und nach der Zeit des Perikles, so war's mit der Tapferkeit der Römer, nach Besiegung der Welt, in den Bürgerkriegen. Cäsar kam schon zu spät, zudem wurde er von kurzsichtigen Enthusiasten ermordet. Augustus wußte nichts Besseres zu thun, als die schädlich gewordene Kraft niederzuhalten. Darauf kamen seine unmittelbaren Nachfolger, die man kurz abgethan hat, indem man sie als Wahnsinnige bezeichnet. Sie waren aber nicht wahnsinnig, Caligula so wenig als Nero, der in seinen ersten Jahren als Weiser regierte. Ihr Wahnsinn war die rohe Selbstsucht und der Uebermuth der Gewalt. Das alles hat nichts Erstaunliches; aber nachdem die eigenthümliche Kraft der Römer einmal gebrochen war, kam eine Reihe der vortrefflichsten Fürsten; Vespasian, Titus, Trajan, Hadrian, die Antonine; es entstand sogar eine zweite höchst achtbare Literatur. Das alles aber konnte dem Verwelken keinen Einhalt thun. Die natürlichen Energien der Nation waren zerstört, Vaterlandsliebe und Heldenmuth in der Selbstsucht untergegangen.

Einen solchen Culminationspunkt hatte das grübelnde und untersuchende Deutschland in der Epoche zwischen Kant und Goethe's Tode erreicht. Schon beginnt die Kraft, sich gegen sich selbst zu wenden. Wenn nicht bald ein Mann oder ein Ereigniß das Gleichgewicht wieder herstellt, wird ein Späterer oder ein späteres die Nation verwelkt und unfähig finden, sich aus der Zerstörung wieder emporzuarbeiten, wie es mit Italien z. B. schon wirklich der Fall scheint.

1849.

Das Traurigste in den Ereignissen der letzten Zeit besteht nicht in dem Unglück, das sie über die Gegenwart gebracht

haben, sondern darin, daß der Glaube an die Perfektibilität der Menschheit, an die sogenannte Erziehung des Menschengeschlechtes darin höchst wankend geworden ist. In dem Augenblicke, als man die Welt auf einer weiß Gott wie hohen Stufe der Bildung glaubte, kommt der Tag der Prüfung, und sie steht schlechter und alberner da, als jemals. Ja sie zeigt geradezu die Erscheinungen einer abwärts gehenden oder sich auflösenden Kultur. Das ist kein hypochondrischer Pessimismus, denn es kann allerdings ein Mann oder ein Ereigniß Alles wieder ins Gleichgewicht bringen. Aber das Unternehmbare außer Rechnung gebracht, dürfte es unserer Bildungsepoche nicht anders ergehen, als es der griechischen und römischen vor uns ergangen ist. Das natürliche Denken durch ein künstliches Gedankenspiel verdrängt, die Vorurtheile entfernt, aber durch keine Urtheile ersetzt; die Empfindung nur noch in der Selbstsucht lebendig; Autorität und Vertrauen erloschen und die Rechtschaffenheit einer erlogenen oder geträumten Großartigkeit untergeordnet: wo wäre da noch ein fester Punkt, an den man den Hebel für ein Emporziehen des Versunkenen ansetzen könnte? Am Uebelsten daran ist Frankreich durch seine moralische und Deutschland durch seine geistige Verworrenheit. Ja, letzteres noch schlimmer, da man aus dem Verstande eine wenigstens nothgedrungene Ehrlichkeit machen kann, aus der Ehrlichkeit aber — selbst diese den Deutschen zugegeben — ewig keinen Verstand. Wie die Deutschen dazu kommen sollen, ihrem Eigendünkel zu Trotz von der hohen Stufe herabzusteigen, die sie erreicht zu haben glauben, und die Sache wieder anzufangen, wo Lessing und Kant und Goethe sie gelassen haben, das übersteigt jede Voraussagungsgabe. Ein Mann, ein Mann! ein Königreich für einen Mann! In einer gleich prekären Lage befinden sich aber Rußland und England. Die andern Staaten gehen zu Grunde, weil sie wollen, England, weil es muß. Sein erkünstelter Produktionszustand muß brechen. Lord Palmerston hatte als eigensüchtiger Engländer ganz Recht, den Continent

anzuzünden, denn nur der Brand der Welt gibt Wärmestoff für ihre Maschinen, und nur Bettler sind Käufer für ihre Fabrikate. Nichts desto weniger ist Englands Untergang ein Unglück für die Welt. England hat die Macht Napoleons gebrochen, und seine gesicherte Stellung gäbe den alleinigen festen Punkt, um dem allgemeinen Verderben einen Damm zu setzen. In Rußland aber macht die ungeheure Kluft zwischen den gebildeten Ständen und der rohen Masse des Volkes, daß die Durchschnittslinie der Bildung, die die Regierung einhalten muß, sich von der gebildeten Hälfte allzuweit entfernt. Das werden sie unter dem Einfluß der europäischen Traditionen auf die Länge nicht ertragen, und eine Revolution kann kaum ausbleiben. Aber was dann? Dann steht Polen als ein natürlicher Alliirter Frankreichs da und Italien als unnatürlicher, aber für den Augenblick unzweifelhafter. Vielleicht daß ein neuer Napoleon der Revolution in Frankreich dann den gewohnten Abfluß durch Raub und Eroberung verschafft und die Welt den Kreislauf wieder durchzumachen hat, dem kein Winter und kein Moskau ein elementarisches Ziel setzt. Ich will nicht an derlei glauben, aber man muß ein starkes Vertrauen in die Vorsehung haben, um nicht schwarz zu sehen. Ich stehe am Rande meiner Tage. Es ist nicht Besorgniß um mich, es ist meine begeisterte Liebe für das Gute und Schöne, was mich kleinmüthig macht.

Wenn die Ungarn den Slaven die magyarische Sprache wenigstens für die öffentlichen Verhandlungen aufdringen wollen, so bedienen sie sich vornehmlich zweier Argumente. Das erste ist, daß sie die erobernde Nation seien und daher ein Recht hätten, ihre volle Nationalität auf die Besiegten zu übertragen. — Wenn aber die Magyaren in frühester Zeit Ungarn erobert haben, so ist Dasselbe in späterer Zeit von den Deutschen geschehen, die das Land den Türken entrissen haben, und die Deutschen hätten daher dasselbe Recht für

ihre Sprache geltend zu machen, was auch unter Kaiser Joseph geschehen ist und, genau besehen, für die ganze Einwohnerschaft das Vernünftigste wäre, wieder nur für die öffentlichen Verhandlungen, versteht sich.

Das zweite Argument ist, daß die Slaven bei Erlernung der magyarischen Sprache doch nichts verlieren, da sie auch früher die lateinische hätten erlernen müssen; dabei ist nur der kleine Unterschied, daß bei Aneignung der lateinischen Sprache man zugleich einen großen andern Besitz erwirbt, den der gesammten römischen Literatur nämlich, indeß man mit der magyarischen Sprache nichts erhält als ein Ausdrucksmittel, das kein Kulturmittel ist und auch nie eines werden wird. Die Ungarn sollten vielmehr selbst bedenken, daß, wenn bei der allgemeinen Kulturlosigkeit ihrer eigenen Nation sich in ihren bessern Köpfen, wie nicht zu leugnen, eine gewisse Originalität und Kraft kund gibt, sie dieß vielleicht hauptsächlich der von Kindheit auf betriebenen römischen Literatur verdanken. Ich will der ungarisch-lateinischen Sprache nicht das Wort reden, sie hatte aber wenigstens Einen Vorzug, das allgemeine Verständigungsmittel für drei verschieden redende, gleichberechtigte Nationen zu sein.

Die magyarische Sprache wird dem Lande nie Das werden, was die lateinische war. Dieselbe Nationalität, welche die Ansprüche der Magyaren hervorgerufen hat, ist im verdoppelten Maßstabe, wie immer bei den Unterdrückten, unter den Slaven rege geworden; sie werden sich die Sprache ihrer Bewältiger nie, als höchstens zu den öffentlichen Verhandlungen, aufdringen lassen, und zwar um so mehr, als die ungarische Sprache keine Zukunft hat. Ohne Zusammenhang mit irgend einem europäischen Idiom und auf ein paar Millionen größtentheils unkultivirter Menschen beschränkt, wird sie — abgesehen davon, daß in der ungarischen Nation sich nie ein wissenschaftliches oder Kunsttalent bemerkbar gemacht hat — nie ein Publikum haben. Und ohne Leser keine Literatur. Wenn Kant seine Kritik der reinen Vernunft

in ungarischer Sprache geschrieben, so hätte er vielleicht drei Exemplare abgesetzt. Gedichte und allenfalls einzelne Romane, Zeitungsartikel und politische Diatriben können, besonders so lang die Mode warm ist, mit Glück in der Landessprache debitirt werden; das ist aber die Literatur des Augenblicks und der Oberflächlichkeit, wo bleibt da die sonstige, die eigentliche Bildung? Ein Ungar, der nichts als Ungarisch kann, ist ungebildet und wird es bleiben, wenn seine Fähigkeiten auch noch so gut wären. Anders dagegen ist es schon mit dem Slaven. Er gehört einem weit verbreiteten Stamme, dessen Zeit nahe bevorsteht und schon da wäre, wenn nicht an der Spitze das mit Recht verabscheute Rußland stände. Er hat also für seine Sprache wenigstens eine Aussicht, der Ungar keine, obwohl für die Gegenwart dem Slaven seine Aussicht eben auch nichts hilft und er, wie der Ungar, genöthigt ist, zu einer andern Sprache als Bildungsmittel seine Zuflucht zu nehmen, und das ist die deutsche.

Was folgt nun aus Dem allem? Es folgt, daß, was die Ungarn gegen die lateinische Sprache gethan haben, Alles nicht für die ungarische, sondern für die deutsche Sprache geschehen ist. Ungarn ist germanisirt und wird's mit jedem Jahre mehr werden. Jeder Kandidat der Bildung ist zugleich ein Kandidat der deutschen Sprache. Hier ist von keinem gewaltsamen Aufdrängen die Rede, wie Kaiser Joseph gethan hat, sondern die Sache nöthigt, und das ist der rechte Zwang. Fünf oder sechs große Nationalitäten haben den Raum der Welt eingenommen, und nur für die slavische ist noch Platz. Kleinere Corporationen gelangen nicht mehr an die Oberfläche. Der Schotte und Irländer befindet sich, was Sprache betrifft, wohl dabei, sich mit den Schätzen der englischen zu bereichern, und der Baske dieß- und jenseits der Pyrenäen liest und schreibt französisch oder spanisch, je nachdem er diesem oder jenem Völkerverbande angehört, obschon von gleichem Stamme und im Verkehr mit Stammverwandten der mütterlichen Ursprache noch immer und mit Vorliebe sich

bedienend. Sollten die Ungarn, um sich vor der zwingenden Gewalt des deutschen Idioms zu retten, auf die Möglichkeit einer Bildung durch die französische oder englische Sprache hinweisen, so wird dadurch die Verwirrung nur größer, der Viellern- und Nichtswisserei fände sich Thür und Thor geöffnet, und die magyarische Sprache gewänne doch auch nichts dabei.

Bildet daher eure ungarische Sprache aus und verbreitet sie ohne andern Zwang, als den ihrer Vorzüge, nach Möglichkeit, besonders da einmal die Mode der Nationalität gekommen ist, ein Artikel, den ihr wie eine Kinderkrankheit eben von den perhorrescirten Deutschen durch Ansteckung ererbt oder doch in neuen Schwung gebracht habt. Aber bedenkt: mit Umschlag der Mode wird die jetzt verspottete Humanität wieder in ihre früheren Rechte treten, und man wird einsehen, daß das Beste, was der Mensch sein kann, eben ist, ein Mensch zu sein, ob er nun einen Attila trägt und Ungarisch spricht, oder trotz seiner deutschen Sprache in einem englischen Frack und französischen Hut einhergeht.

Kirchenstaat.

1846.

Die gegenwärtige Erledigung des römischen Stuhles böte Gelegenheit, die politische Lage des Kirchenstaates auf eine bleibende Art zu reguliren. Ueberhaupt ist die ganze Idee eines Kirchenstaates nur in sofern zuläßig, anderseits aber nothwendig, als dadurch dem Haupte der katholischen Kirche die erforderliche Unabhängigkeit verschafft wird. Sein dermaliges Gebiet aber macht ihn gerade abhängig, von jenen Nachbarn nämlich, die ihn nach Umständen entweder bedrohen oder beschützen. Es müßte ihm daher eine isolirte Stellung gegeben werden, von jeder unmittelbaren Nachbarschaft getrennt, und das wäre nur auf einer Insel möglich,

die durch ihre Lage mit Niemand und mit Jedermann in Berührung kommt. Sollte auch eine einzelne Macht auf die Meere einen vorzüglichen Einfluß ausüben, so wäre dieß glücklicherweise eine protestantische, England nämlich, deren Einwirkung durch eine glückliche Glaubens-Antipathie so ziemlich paralysirt würde. Soviel für das Interesse des Katholicismus im Allgemeinen. Zugleich aber haben die Bewohner des römischen Staates speziell den Anspruch auf eine bürgerliche und politisch regulirte Existenz, der bei der gegenwärtigen Pfaffenregierung niemals verwirklicht werden wird und jenes Mißvergnügen und jene Unruhe erzeugt, deren Ende, weil ohne Abhülfe, nicht abzusehen ist.

Glücklicherweise gibt die geographische Lage von Italien ein Auskunftsmittel an die Hand. Man räume dem Könige von Neapel den Kirchenstaat ein und gebe dem Papste die Insel Sicilien in voller Souverainetät. Die Unterschiede der Einkünfte ließen sich leicht durch Oktroirung dieser oder jener Gefälle unter Garantie der englischen Regierung ausgleichen. Da aber die Erinnerungen des Katholicismus wesentlich an der ewigen Weltstadt haften, so hätte das Trastevere mit der Petruskirche und dem Vatikan als ausgeschiedene Domaine dem römischen Hofe zu verbleiben und zwar so, daß, wenn von Zeit zu Zeit der Papst selbst oder, bei vorher festzusetzenden Gelegenheiten, durch einen Stellvertreter die großen kirchlichen Ceremonien der katholischen Kirche in Rom abhält, das Trastevere in das Verhältniß einer vollkommenen Unabhängigkeit von der neapolitanischen Regierung tritt. Der Weg von Sicilien nach Rom auf einem guten Dampfschiffe ist weder weit noch beschwerlich, und der Papst macht ja jährlich Reisen und hält Villeggiaturen.

Sicilien, um vor dem Schicksale des dermaligen Kirchenstaates gesichert zu sein, müßte eine Constitution bekommen, was bei der Romagna, der Nachbarschaft wegen, nun und niemals stattfinden kann. Es müßten dann die Geistlichen auf immer für unfähig erklärt werden, ein Staatsamt zu

bekleiden, mit Ausnahme allenfalls desjenigen Kardinals, der die Stelle des Papstes in weltlichen Angelegenheiten zu vertreten hätte, da das Zusammentreffen des politischen Machiavellismus mit der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in ein und derselben Person auf jede Art zu vermeiden wäre.

Bei einer solchen Scheidung der Obliegenheiten würde vor Allem der Katholicismus selbst gewinnen. Das Zwitterwesen eines römischen Monsignore hörte auf, und man brauchte nicht abgefeimte Staatsmänner dahin zu stellen, wo Seelenhirten erforderlich sind. Der Vorschlag mag abenteuerlich scheinen, und er ist es auch. Aber das Abenteuerliche ist immer noch besser als das Unmögliche; daß aber ein Fortbestehen des Kirchenstaates in den gegenwärtigen Verhältnissen unter die Unmöglichkeiten gehört, leuchtet Jedermann ein.

Das Beste, was man für das Papstthum sagen kann, ist, daß für eine so kenntnißlose, rohe, alberne Zeit, als das Mittelalter war, eine so brutale, unsinnige, aber nachhaltige Zwangsgewalt noch immer ein Glück zu nennen ist. Menschen mag man lehren und ermahnen, aber für Thiere gehört ein Maulkorb. Objektiv genommen, möchte man sagen: Alles ist gut, was sich erhalten kann, denn es zeigt sich dadurch als mehr oder weniger nothwendig; aber es subjektiv vertheidigen, wie Hurter gethan, ist eine Schändlichkeit oder Verrücktheit.

Ein Erklärungsgrund des weiten Umsichgreifens der päpstlichen Macht gegen die weltliche im Mittelalter mag unter andern wohl auch in dem Umstande zu finden sein, daß die Päpste gewählt wurden, wobei man doch immer mehr oder weniger auf ihre Eigenschaften Rücksicht nahm, indeß die weltlichen Regenten Erbherrn waren. Wirklich findet sich im ganzen Mittelalter beinahe kein Papst ohne ausgezeichnete Talente.

Zur Geschichte einzelner Persönlichkeiten.

Napoleon I.

Napoleon, in der Schilderung, die er dem Direktorium von den Generalen seiner Armee macht (Oeuvres I, 58), vergißt bei Aufzählung ihrer Eigenschaften nicht, beizusetzen, ob sie in ihren Unternehmungen glücklich seien, oder nicht.

Fürchterlich ist schon bei seinem ersten Auftreten die Art, wie Napoleon überall nichts sieht als seine Ideen und bereit ist, ihnen Alles aufzuopfern. Er ist nicht grausam von Natur, kaum hart, und doch begeht er Härten und Grausamkeiten, wenn die Ausführung seiner Plane es erfordert. Gewiß hat er sich aber aus keiner derselben jemals ein Gewissen gemacht, denn seine Gedanken, immer nur auf die Hauptsache gerichtet, ließen ihm die Nebensachen mit ihrer Rechtlichkeit oder Unrechtlichkeit gar nicht in die Augen fallen. Er ist gewiß ruhig gestorben.

Was war es denn, was Napoleon zu all seinen ungeheuren Unternehmungen antrieb? — Frankreich, die Welt zu beglücken? Daran hat er wohl nie so eigentlich gedacht. — Nachruhm? Er hat wohl nicht fest genug an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, als daß die Unsterblichkeit des Namens ein so gewaltiges Motiv für ihn sein konnte. — Was also denn? Das Bedürfniß seines unablässig bewegten Geistes nach immer neuen, nach immer stärkeren Reizmitteln. Es fehlte ihm die Fähigkeit, zu *genießen*, darum mußte er immer *handeln*, wenn er sich nicht selbst verzehren wollte.

Wie der Branntweinsäufer zuletzt Scheidewasser trinken muß, um nur einen Reiz auf der Zunge zu fühlen, so gingen seine Unternehmungen immer mehr ins Kolossale, bis sie sich im Schrankenlosen verloren. Nicht Ehrsucht war der Hebel, sondern Thatendurst.

Was mag er vom Uebersinnlichen gedacht haben? Ueber das Ganze im Zusammenhang dachte er vielleicht gar nicht. Einzelne Erscheinungen erklärte er, wie überhaupt die Phantasie pflegt, außer dem Zusammenhange aus sich selbst, immer mit Außerachtlassung eines höchsten, letzten Grundes, den nächsten ins Auge fassend. So glaubte er an eine Vorherbestimmung und an ein Glück. Das war von jeher die Weise der Thätigen.

Was nicht auf den Körper und die Denkkraft sich bezieht, bezeichnet er mit dem Beiwort: morale; in diesen weiten Bezirk gehört der Muth nicht weniger als das Ehrgefühl und die Rechtlichkeit. Napoleon hatte Lieblingsausdrücke, im Jahr 1796 war es das Adjektiv moral.

Robespierre.

In Robespierre ist etwas, das selten vorkommt, dafür aber auch furchtbar ist, wie nichts Zweites: die Exaltation eines kalten Gemüthes. Thiers findet den Schlüssel zu seinem Charakter im Neide. Ich glaube, er hat seine Gegner mehr verachtet, als beneidet. Er war der Pedant der Revolution. Er hielt sich allein für klug, weil kein Gefühl Zutritt in seinem Innern hatte. Wenn er Diktator sein wollte, so geschah es, weil er sonst Niemanden dazu fähig glaubte, und hat er später mit den Feinden Frankreichs oder den Bourbons unterhandelt, so war gewiß weniger Eigennutz die Ursache, als Geringschätzung.

Fouché.

Fouché gibt in seinen Memoiren einen Grund für die Verurtheilung Ludwigs XVI., der furchtbar stichhaltig ist, den nämlich: alle Machthaber der Nationalversammlung gleichmäßig zu compromittiren, so daß keiner an eine Rückberufung der Bourbons ferner denken konnte. So viel ich weiß, hat das Niemand aufgegriffen.

Talleyrand.

Mr. de Talleyrand voulut donc deux chambres et un pouvoir exécutif. C'est vers ce but, qu'il a constamment marché. In der That? So glaubt man, daß es Talleyrand je um ein Prinzip zu thun war? Zwar in seiner Jugend vielleicht. Später hat er wohl gewiß nur sein Interesse, wenn möglich ohne zu großen Nachtheil des Ganzen, gesucht; wenn mit dessen Vortheil, um so lieber. Talleyrand kann seiner ganzen Natur nach kein Constitutioneller sein. Man denke sich ihn als Minister in einer Kammer!

Karl I.

Ich weiß nicht, ob jene Anekdote, die Mad. Motteville I. 266 erzählt, in die Geschichte übergegangen ist. Daß König Karl, im Begriff, ins Parlament zu gehen, seiner Gemahlin zusagte: in einer Stunde wolle er frei sein; er gedachte nämlich, seine vorzüglichsten Gegner im Parlamente gefangen nehmen zu lassen. Die Königin sah ungeduldig auf die Uhr, und da die Stunde vorüber war, theilte sie der Gräfin Carlisle jene Worte des Königs mit und bezeichnete die zu Verhaftenden mit Namen. Diese, ohne sich etwas merken zu lassen, geht hinaus und schreibt auf der Stelle einige Zeilen an die Bedrohten. Der König aber war durch einige Bittsteller aufgehalten worden und trat erst ins Parlament, als Jene bereits die Zettel erhalten und das Parlament demgemäß gestimmt hatte. Dadurch ging denn natürlich der ganze Anschlag verloren. Mad. Motteville versichert übrigens, die Geschichte aus dem Munde der Königin selbst zu haben.

Cromwell.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß Cromwell trotz seiner Heuchelei und Schurkerei doch wesentlich religionsgläubig war, an das Uebernatürliche der Religion nämlich, mit Uebergehung

des Natürlichen, menschlich Begründeten. Das geht auch hervor aus den Briefen des talentvollern seiner Söhne, Heinrich, unmittelbar nach dem Tode des Vaters, an Thurlon (Guizot 5. Bd., S. 12): „Je ne connais personne qui égale mon père, et pourtant lui même ne suffirait pas à une telle tâche s'il n'était en intime communion avec Dieu."

Gregor VII.

Aehnlichkeit der Bestrebungen Gregors VII. mit denen des Lykurg. Nur war die Verfassung des Letztern möglich, denn — der überall schlagendste, hier aber vielleicht einzige Beweis der Möglichkeit — sie bestand wirklich und erhielt sich. Gregors Voraussetzungen existirten nirgends, als in seinem Kopfe. Die Reinheit des Herzens und der Aufschwung der Geister beim Klerus, die allein seinen Plan ohne horreur denkbar machten, war durchaus nie in so hohem Grade und so allgemein vorauszusetzen, und sein System hat höchstens der Form nach ab und zu, dem Gehalt nach aber nicht einen Augenblick bestanden. Die Neuern mögen ihn loben, wie sie wollen, was man ihm an Schurkerei nimmt, muß man ihm an Verrücktheit zulegen.

Pius IX.

1847.

Die Welt hat sich noch nicht erholt von ihrem Erstaunen über das Benehmen des neuen Papstes. Eine Gewalt, die nur durch Uebereinstimmung mit sich selbst, durch eiserne Consequenz Das geworden ist, was sie ist, aus dieser Consequenz hinauswerfen und auf einen neuen Weg bringen; die blinde Ehrfurcht der Diskussion preisgeben, indem man selbst diskutirt, um Nützlichkeiten Gehör zu geben, wo bisher nur Nothwendigkeit gesprochen, das hat allerdings etwas in Erstaunen Setzendes. Der neue Papst ist entweder ein sehr

rechtschaffener, ja geistreicher, aber etwas unvorsichtiger Mann, oder er ist schlauer, als man denkt. Wie, wenn er eingesehen hätte, daß das Papstthum in seiner bisherigen Fassung eine Unmöglichkeit geworden, daß die Zeit der Wunder und Zaubereien für immer vorüber sei? Wie, wenn er ein menschlicherer Hildebrand wäre, der die päpstliche Gewalt zu einer Zuflucht der Völker gegen den Druck und die Anmaßung der Regierungen machen wollte? Der das alte Sprichwort: unterm Krummstab ist gut wohnen, in neue Geltung zu bringen gedächte? Ob das Mittel auf lange vorhielte, wäre die Frage, aber Rettung für die nächste Zukunft läge allerdings darin. Die Zerwürfnisse in der katholischen Kirche hörten mit Eins auf. Der Protestantismus, der sich seiner Haltlosigkeit eben jetzt am Deutlichsten bewußt worden ist, müßte froh sein, einen Mittelpunkt gewonnen zu haben. Die in Deutschland auftauchenden Ideen von Einheit kämen auf die natürlichste Art entgegen. Die unmittelbarste Wirkung wäre auf Italien, das, als ein Fürsten- und Völkerbund unter der Suprematie des Papstes, innere Consistenz gewänne. Es träte ein Waffenstillstand zwischen Wissen und Glauben ein, während dessen man nach und nach, halb unmerklich, versuchen könnte, die Grenzen des letztern auf Kosten des erstern zu erweitern. Aber würde das angegriffene Pfaffenthum ruhen? Würde der unfehlbare Papst nicht gerade bei seinen Anhängern den größten Widerstand finden? Meuchelmord und Gift sind schon einmal ähnlichen Bestrebungen entgegen getreten. Dann, wo fände sich ein Nachfolger oder vielmehr eine Reihe von Nachfolgern, das begonnene Werk im Geiste des Anfangs fortzuführen? Hildebrand hat sie gefunden, aber an Schurken und Tyrannen war nie ein Mangel; die Ehrlichkeit, selbst die halbe, ist selten mit der Gewalt verbunden. Was es sei, das Ganze ist ein Problem, dessen Lösung im negativen Wege nur zu bald, fürchte ich, eintreten wird.

II. Abtheilung.

Aesthetische Studien.

Zur Aesthetik im Allgemeinen.

Wenn man das Wort Aesthetik ausspricht, so kann man damit Zweierlei meinen: Aesthetik als einen Theil der Philosophie, und Aesthetik als Kunstlehre. In ersterem Sinne soll der Mensch über Alles denken, nicht aufhören, zu versuchen, auf die Gefahr, das Letzte seines Strebens nie zu erreichen. Denkt er doch über den Zusammenhang der Welt nach, obwohl Tausend an Eins zu setzen ist, daß er diesen Zusammenhang nie einsehen wird. Da zeigt sich eben gleich ein großer Unterschied: die wirkliche Welt besteht, gleichviel, ob wir sie begreifen oder nicht; die Welt des Kunstschönen soll aber erst hervorgebracht werden, und da dürfte eine falsche Auffassung leicht von den nachtheiligsten Folgen sein. Glücklicherweise ist die Natur der Beschränktheit des menschlichen Geistes schon von vorneherein zu Hülfe gekommen. Man kann richtig denken ohne Logik, rechtschaffen handeln ohne Moral und das Schöne empfinden, ja hervorbringen ohne Aesthetik. Außer allem Zweifel werden unsere natürlichen Vermögen durch die Wissenschaft geschärft, erhöht, ja berichtigt, aber die Wichtigkeit jener Theorien liegt weniger in dem Nutzen der wahren als in der absoluten Schädlichkeit der falschen. Es ist schon oft gesagt und wiederholt worden, daß die vorzüglichsten Dichtwerke entstanden sind, ehe man von Regeln nur einen Begriff hatte, und die entgegengesetzte Erscheinung, daß in neuerer Zeit, je mehr man sich mit Aesthetik beschäftigt, die praktische Poesie immer leerer und

matter wird, scheint Eins wie das Andere nicht sehr zu Gunsten einer solchen Wissenschaft zu sprechen. Ohne Zweifel würde eine richtige Aesthetik ein großer Gewinn für die Kunst sein. Sie würde zwar die specifische Begabung oder das Talent nie entbehrlich machen, uns aber doch vor dem ganz Verkehrten oder Absurden bewahren, das in unserer Zeit eine so große Rolle spielt, nicht gerechnet die demüthigende Erscheinung des immerwährenden Geschmackwechsels, die ihren Wohnsitz vor Allem in unserm Deutschland aufgeschlagen hat.

Wozu also eine Aesthetik, wenn sie weder lehren kann, wie das Schöne hervorzubringen, noch, wie es mit Geschmack zu genießen ist? Dazu, weil es die Sache eines vernünftigen Menschen ist, sich von allen seinen Handlungen und Urtheilen einen Grund angeben zu können. Wenn die Aesthetik auch keine Rechenkunst des Schönen ist, so ist sie doch die Probe der Rechnung.

Ich hätte fast Lust, jene Eintheilung der Aesthetiker geradehin zu leugnen, nach welcher das Erhabene als ein eigenes Genus dem Schönen an die Seite gesetzt wird. Das Erhabene ist nichts als ein Modus des Schönen und als solcher dem Lieblichen entgegengesetzt, beide als letzte Gränzpunkte des Schönen, über die hinaus das Reich der Schönheit aufhört, in den Bezirken des Kleinlichen und Gigantesken. Das Gefühl des Erhabenen über sich selbst, das den Menschen beim Ansehen des Erhabenen ergreifen soll und als charakteristisches Zeichen desselben angegeben wird, muß die Betrachtung jedes Schönen begleiten und ist eben das Merkzeichen, an dem sich das Schöne von dem bloß Wohlgefälligen ausscheidet.

Die Schönheit ist die vollkommene Uebereinstimmung des Sinnlichen mit dem Geistigen.

Schön ist, was durch die Vollkommenheit in seiner Art die Idee der Vollkommenheit im Allgemeinen erweckt.

Schön ist Dasjenige, das, indem es das Sinnliche vollkommen befriedigt, zugleich die Seele erhebt. Was dem Sinnlichen allein genug thut, ist angenehm. Was die Seele erhebt, ohne durch das vollkommene Sinnliche dahin zu gelangen, ist gut, wahr, recht, was man will, aber nicht schön.

Man sagt: der Zweck des Schönen ist Vergnügen! Erstens: was heißt denn das: Zweck des Schönen? Der Zweck des Wahren ist das Wahre und der Zweck des Schönen das Schöne, denn, wenn man je auf die praktischen Wirkungen des Schönen achten will, wer wird da bloß das Vergnügen nennen, das auch das Angenehme hervorbringt und das Schöne nur in so fern, als es auch angenehm ist, was nicht immer der Fall ist. Rechnet man für nichts die Erhebung des Geistes, die Erhöhung des ganzen Daseins, das Thätigwerden von Gefühlen, die oft im ganzen wirklichen Leben eines Menschen nicht in Anregung kommen? Den Ueberblick über das Ganze des Lebens, die Einsicht in die eigene Brust, in das Getriebe eigener und fremder Leidenschaften? Das Wacherhalten des Enthusiasmus jeder Art, wenn die engen Verhältnisse der Bürgerwelt so leicht einschläfern? Ist Das alles nichts, daß man nöthig hat: durch das Unterschieben des bloßen Vergnügens als Zweck der Kunst den Künstler mit dem Taschenspieler in eine Klasse zu setzen?

A priori läßt sich das Gefühl des Schönen durchaus nicht deduciren. Es ist zwar von vornherein gewiß, daß Dasjenige, was Ordnung und Harmonie in unsere Theilvorstellungen bringt, indem es das Auffassen erleichtert, eben dieser Erleichterung wegen ein großes Vergnügen erregen müsse, aber

dieses Wohlgefallen ist von dem ästhetischen so himmelweit unterschieden, als die Berechnung der Quinte von ihrem Klang.

A priori betrachtet, müßte das systematisch geordnete Lehrgebäude einer Wissenschaft eben so viel Vergnügen machen, als das schönste Kunstwerk.

Das Gefühl des Schönen ist ein unendliches, weßhalb es auch unter dessen charakteristische Zeichen gehört, daß dabei die Wirkung weit die veranlassende Ursache übersteigt. Was liegt denn in dem Materiellen oder selbst in den Verhältnissen einer wohlgeordneten Säulenreihe, daß es mit einem Schlage dein ganzes Wesen erhebt, dich anzieht, fesselt, dich bis zu Thränen entzückt, Alles, was du Großes und Herrliches gesehen, gelesen, gehört, empfunden, mit einem Zauberschlage emporregt und in lauen Wellen durch die erweiterten Adern strömen läßt? Warum bist du besser, milder, gütiger, muthiger in dem Augenblicke der Beschauung und bald darauf, so lange der Eindruck noch in deinem Innern wogt? Warum entzückt dich die Natur selbst in dieser Stimmung mehr, so daß selbst Gräser und Mücken eine Bedeutung gewinnen? Kannst du hassen, grollen, beneiden, hinterhalten in dieser Stimmung? Scheint nicht der ewige Zwiespalt der sittlichen und sinnlichen Natur, des Wollens und Sollens, in diesem Augenblicke ausgeglichen? Ist dir Gott noch unbegreiflich und unverständlich das All? Fühlst du nicht deine Verwandtschaft mit den Wesen unter dir und mit Etwas über dir? Ist es nicht, als ob unsichtbare Fäden sich aus deinem Innern ausspannten und in ungeahnten Beziehungen die ganze Welt verbänden? Und Das alles hätte der armselige Säulengang aus hartem Sandstein, nach dem oder jenem Verhältnisse geordnet, bewirkt? Oder wäre es nicht das Gefühl der Ganzheit; das momentane Aufhören der Zersplitterung, in die das Leben unser Wesen versetzt; das Gefühl der Einheit alles Endlichen in einem Unendlichen, was diese Wirkungen hervorruft? Ferner zum deutlichen

Beweis, daß nicht bloß die Phantasie auf Kosten der übrigen Vermögen erhöht wird — du denkst auch leicht in diesem Zustande, alle Wahrheiten, höchstens die mathematischen ausgenommen, die eben die strengste Sonderung fordern, sind dir einleuchtender, selbst die philosophische Abstraktion gelingt besser, zum deutlichen Beweise, daß die durch das Schöne bewirkte Erhöhung der innern Kräfte nicht eine theilweise, sondern eine allgemeine ist.

Bouterwek erklärt sehr gut das ästhetische Gefühl aus dem Urgefühle des Menschen, mit dem derselbe, außer dem Zustande der Rohheit, aber noch vor der Sonderung seiner einzelnen Vermögen gedacht, die Welt mit all seinen Auffassungsmitteln, physischen, Geistes- und Gemüthskräften ungetheilt in sich aufnimmt, so daß in dem entstehenden Wahrnehmungsbilde Beziehungen aller Art sich zu Einem, erfreuenden, erhebenden, aber zugleich unbestimmten Eindruck vereinigen.

Es ist unstreitig, daß durch öftere Wahrnehmung mannigfaltiger Individuen, die zu einer Gattung gehören, sich der Einbildungskraft ein gewisses abgezogenes Bild, ein Typus der Gattung eindrückt, der sodann beim Formen von Begriffen die Grundlage macht. Die gewöhnliche Aufmerksamkeit auf die Operation des Denkens zeigt dieß. In dem Augenblicke z. B., als ich den Begriff „Farbe" denke, zuckt, beinahe zugleich, ein gewisses undeutliches Bild von Etwas, das, ohne eigentlich eine bestimmte Farbe darzustellen, doch mit jeder Farbe mehr Aehnlichkeit hat, als mit sonst irgend etwas in der Welt — dieses undeutliche Bild, sage ich, dieses ununterscheidbare Aggregat von Bildergliedern zuckt wie ein Blitz zugleich mit dem Gedanken durch die Seele und gibt der Form des Begriffes erst den Inhalt. Dieses Phantasiebild liegt selbst den abstraktesten Begriffen und Ideen, denen von Zeit, Ewigkeit, Gott u. s. w. zu Grunde, sonst sind sie undenkbar.

Dieser Typus der Einbildungskraft nun, weiter verfolgt, in seinen Theilen zu größerer Klarheit des Bewußtseins gebracht, gibt die Grundlage des Ideals für die Kunst.

Die Einbildungskraft ist entweder reproduktiv, wenn sie bloß das Gegebene, Anwesende oder Abwesende vorstellt, oder sie ist produktiv, wenn sie bloß das Abwesende, als solches noch nicht Gegebene darstellt. Jedoch gibt auch die produktive nicht den Stoff, den sie aus der Natur nimmt, sondern nur die Form, insofern sie den erhaltenen Stoff in neue Verbindungen bringt. Sie erhebt sich insofern über die Erfahrung und wird Phantasie genannt. Diese äußert sich entweder 1) als Combinationsvermögen, indem sie die gegebenen Formen zu neuen, über die Erfahrung hinausgehenden Bildern vereinigt. Dieß geschieht entweder unwillkürlich, wie im Traum, oder mit Willkür, und Letzteres zwar entweder zu einem bestimmten Zwecke, unter der unmittelbaren Leitung des Verstandes, wie bei den mechanischen Künsten, oder ohne eigentlichen Zweck, in welchem Falle sie das Dichtungsvermögen heißt. —

2) Aeußert sie sich als Vermögen der Grundanschauungen (des Raumes, der Zeit, der Gestalt, der Dauer, des Grades, der Zahl ꝛc.), welche Vorstellungen uns nicht durch die Erfahrung gegeben werden, daher sie auch reine Anschauungen heißen und die Einbildungskraft in Beziehung auf sie transscendental genannt wird.

Die combinirende Phantasie liefert entweder 1) Bilder, die aus den Gesetzen der Gedankenassociation (durch das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Vorstellungen, sowie deren Beziehungen auf das individuelle Subjekt) zu erklären sind; oder 2) ihre Wirkungen sind aus dem Gesetze der Gedankenassociation nicht zu erklären; hier ist sie selbstthätig und macht die Grundbedingung des Dichtungsvermögens aus.

Man hat die Nachahmung der Natur als das höchste Gesetz der Kunst aufgestellt. Ich frage aber: kann man die Natur nachahmen? — Die Bildhauerkunst gibt Formen, aber des höchsten Reizes, der Bewegung, der Farbe, entbehrt sie. Die Malerei stellt Landschaften dar, und das Höchste, was sie erreichen kann, ist, daß sie das äußere Ansehen des Baumschlages, der Gräser, der Wolken so täuschend als möglich darstellt; kann sie uns aber auch das Rauschen dieser Bäume, das Wallen dieser Gräser, das Ziehen dieser Wolken, was gerade in einer wirklichen Landschaft den Hauptreiz ausmacht, wiedergeben? Wo bleibt der Gesang der Vögel, das Murmeln des Baches, das Geläute der Glocken? Von einer beschriebenen Landschaft, die das Bewegliche darin allerdings, wenn auch matt, wieder geben kann, ist wieder hinsichtlich der Anschaulichkeit an keine Vergleichung mit der wirklichen zu denken. Und doch bewegt die einfärbige, regungslose Natur, die gemalte, beschriebene Landschaft in der Kunst Menschen, welche die wirkliche kalt ließ in der Natur! Wie kommt es nun, daß das matte Abbild stärker anspricht, als das lebendige Urbild? Denn die technische Vollendung der Nachahmung kann doch keine Rührung hervorbringen, höchstens ein Erstaunen, wie es die Kunststücke eines sogenannten starken Mannes oder die unzähligen Gesichter in den Kirschkernen unserer Kunstkammern erregen. Ferner: wirkt denn die Natur (insofern sie nämlich nicht Befriedigungsmittel unserer Bedürfnisse darbeut) wirklich unmittelbar auf uns, und warum wirkt sie denn nicht auch auf die Thiere, warum nicht auf alle Menschen gleich? Was liegt denn in der Röthe der Wolken, im Verglimmen des Lichtes, im Hereinbrechen der Schatten beim Untergange der Sonne Rührendes, daß mir darüber die Thränen in den Augen stehen? Warum gehe ich die frischen, grünenden Bäume vorüber und bleibe stehen vor dem blitzgetroffenen, betrachte ihn, bleibe versunken stehen und kehre mich zuletzt mit einem Seufzer ab? Was beseufze ich? den Baum? Er fühlt seine Verletzung nicht. Oder beseufze ich halb unbewußt

das Fallen alles Großen, das Verblühen des Blühenden, das Loos des Schönen auf der Erde? Trage ich meine Empfindung auf den Baum über, und ist er mir nur ein Bild Dessen, was ich dabei denke? Wenn es nun so ist, und es ist so, so wird es auch begreiflich, warum die Natur bloß tiefer denkende und empfindende Menschen bewegt, indeß die andern, durch zufällige Nebendinge zerstreut, gar nicht zum Bewußtsein des eigentlich Wirksamen kommen.

Wenn nun aber der zum Auffassen und Wiedergeben des Gemüth-Ansprechenden in der Natur Fähige sich hinsetzt, um seine Empfindung bleibend darzustellen, und er demnach aus dem beobachteten Naturgegenstande, mit Hinweglassung des für die Wirkung Gleichgültigen oder Störenden, Dasjenige aufzeichnet, was die gefühlte Wirkung auf ihn hervorgebracht hat; so wird nun auch der flachere Beschauer auf diese Art zur Aufmerksamkeit angeregt und durch das Wegschneiden der gleichgültigen Nebendinge auf den eigentlichen Punkt gefesselt, die vorher ihm entzogene Beziehung deutlich werden, und er wird vor dem Kunstwerke fühlen, was er an dem Naturgegenstande weder bemerkte, noch ohne den Künstler je bemerkt hätte, da es weniger der Gegenstand dem Beschauer, als vielmehr der Beschauer dem Gegenstande mitgetheilt hat. Er wird die Idee des Künstlers erkennen, und die Nachahmung des Gegenstandes wird nur das Mittel der Verständlichung gewesen sein.

Man hat die Kunst eine Nachahmung der Natur genannt. Warum sollten wir aber etwas nachmachen, das wir schon ohnehin in der Wirklichkeit besitzen. Die Porträtmalerei ahmt die Natur nach, damit wir einen Gegenstand, selbst dann, wenn er von uns entfernt ist, vor uns haben können. Wie tief steht aber die Porträtmalerei auf der Stufe der Künste. Und wäre die Kunst überhaupt nichts als Das? — Sie ist auch keine Verschönerung der Natur: denn wer könnte die Natur

im Einzelnen schöner machen, als sie ist. Vergleicht einen gemalten Baum mit einem lebendigen, eine beschriebene Landschaft mit einer wirklichen, die mediceische Venus mit eurer Geliebten! — Was ist denn also die Kunst? Sie ist die Hervorbringung einer andern Natur, als die, welche uns umgibt, einer Natur, die mehr mit den Forderungen unseres Verstandes, unserer Empfindung, unseres Schönheitsideals, unseres Strebens nach Einheit übereinstimmt. Wenn wir dabei die äußere Natur nachahmen, so geschieht es nur, weil wir unserer Schöpfung auch eine Existenz geben und sie von einem leeren Traumbild unterscheiden wollen. Nun sind aber, so sehr es in unserer Willkür steht, den Dingen eine Essenz zu leihen, doch unsere Vorstellungen von Existenz durchaus nur vom Existirenden abstrahirt und gehen nicht weiter als dieses; daher müssen wir wieder zur Natur unsere Zuflucht nehmen, und ihre Nachahmung ist nicht der Punkt, von dem wir ausgehen, sondern der, auf den wir zurückkommen.

Auch das Wunderbare ist der Nachahmung der Natur nicht enthoben. Nicht zwar, als ob es in seiner Bilderverbindung an das wirklich in der Natur Vorkommende oder selbst an das physisch Mögliche gebunden wäre, sondern dadurch, daß es eine aus der Menschennatur fließende, durch den Lauf der Jahrhunderte bewährte und ausgebildete Form des Wunderglaubens gibt, der es treu bleiben muß, wenn es poetisch geglaubt werden oder praktisch wirksam sein soll. Als unangreifbar für das Wunderbare erscheinen: das Urfactum des Selbstbewußtseins; das Gesetz der Causalität (vermöge dessen wohl die Ursache erdichtet sein kann, aber nie die Wirkung, oder deutlicher: das Erdichtete der Wirkung schon in der Ursache vorkommen muß). Auf gleiche Weise können beim Fühlen und Wollen allerdings die Motive außer dem Kreise der Natur liegen, aber aus diesen Motiven muß psychologisch natürlich der Gefühls- und Willensakt fließen. Die thätige Aeußerung

des Willens gehört wieder unter den oben gegebenen allgemeinen Beschränkungen völlig dem Reiche des Wunders an.

Es gibt auch eine teleologische Begeisterung (aus abbildloser Betrachtung der Natur). Diese unterscheidet sich von der ästhetischen dadurch, daß letztere durch unmittelbare Beziehung auf ein begränztes Objekt der Anschauung zur Einheit gebracht und befriedigt wird.

Die volle Uebereinstimmung eines Gegenstandes mit unserem Erkenntnißvermögen ist ein Begriff; er begründet das Wahre; im Schönen liegt gleichsam bloß eine dunkle Vorahnung einer solchen Uebereinstimmung.

Nicht der Gedanke macht das Kunstwerk, sondern die Darstellung des Gedankens. Das bei den Deutschen so beliebte Vorherrschen der Idee hat den Nachtheil, daß dabei leicht die Nachahmung der Natur als untergeordnet erscheint; ohne Naturgemäßheit aber gibt es in der Kunst keine Wahrheit, und ohne Wahrheit keinen Eindruck. Worüber ist denn der reiche Zacharias Werner zu Grunde gegangen, als durch diese immerwährende Unterordnung der Natur unter den Begriff? Alle unsere Vorstellungen von Existenz sind nur vom Existirenden abgezogen, und wenn man das letztere aus den Augen verliert, so gibt es nur Träume und keine Wesen, logische Möglichkeiten, aber keine Wirklichkeiten, nicht einmal den Schein davon. Die Kunst soll aber eine, wenn auch höhere, Welt mit Wesen sein, ein erhöhtes Wachen mit glänzenden Gestalten; nicht ein Schlaf voll Träume.

Kants Zweckmäßigkeit ohne Zweck und Zusammenstimmung zur Erkenntniß überhaupt ohne Begriff, in seiner Erklärung

der Schönheit, verstehe ich ungefähr so: Außer der objektiven Beschaffenheit eines Gegenstandes, die vor Allem dem Begriff zu Grunde liegt, und den subjektiven Beziehungen, die am Vorherrschendsten in der Empfindung des Angenehmen walten, kann es ja noch einen dritten Bezug geben, das Dasein z. B. eines gemeinschaftlichen Bandes, das, aus einem gemeinschaftlichen Urheber hervorgehend, den Betrachtenden und das Betrachtete umschlingt und sich gegenseitig nähert. Vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich liegt der im Geschmacksurtheil gefühlten Zusammenstimmung ein solches Drittes zu Grunde, welches das Wort des Räthsels, den wirklichen Begriff des Zweckes zur erkannten bloßen Form der Zweckmäßigkeit enthält; dieß Dritte kommt aber nicht in unser deutliches Bewußtsein, und wir müssen es daher beim Denken über das Schöne außer der Rechnung lassen.

Darum ist in der Kunst das Bewußtlose das Höchste, weil auch in der Natur der bewußtlose Zweck das Herrschende ist. Zweckmäßigkeit ohne Zweck hat es Kant genannt. Ich stelle mir die Sache so vor: Der Mittelpunkt des menschlichen Wesens, sinnlichen und geistigen, ist die Seele. In ihr liegt Alles vereinigt und aufbewahrt: Erfahrenes, Erlebtes, Gedachtes, Gefühltes. Dieser Zuwachs ist, was man Bildung nennt. Er ändert in einem gewissen Grade selbst die Substanz der Seele, und durch ihn ist der Mensch im vierzigsten Jahre ein anderer, als im vierten. Den Gesammtausdruck der Seele, insofern ihr Streben nicht nach außen geht, nenne ich die Empfindung. Die Empfindung ist nicht ohne Unterscheidung, weil das Geistige eben auch in ihr liegt. Wird die Empfindung durch starke Eindrücke angeregt, so verliert sich diese Unterscheidung, und sie wird Gefühl, sowie andererseits durch gemäßigte Anlässe die Unterscheidung vom Geiste aus sich mehr und mehr Platz macht und Das entsteht, was Kants Urtheilskraft ist, ein anschauender Verstand, der die Regel

aus dem Geiste und die Theile aus dem sich glänzenden, unermeßlichen Vorrathe von aufbewahrten Eindrücken nimmt. Diese Urtheilskraft liegt dem gesunden Menschenverstande zu Grunde. Im vollständigen Auseinandertreten verfällt die Empfindung einerseits dem sinnlichen Bedürfniß, andererseits verfeinert sie sich zum Verstande, oder Vernunft, oder Geiste, wie man es eben nennen will.

Der Sitz der Kunst ist in der Empfindung, die einerseits den Unterscheidungen der Urtheilskraft nahe steht, andererseits aber durch ihr Hineinreichen in den ganzen Menschen eine ungeheure Verknüpfung — Ideenassociation — anregt, deren Vorstellungen ihrem Ursprunge von außen nach sich zu Bildern verkörpern und als Phantasie die natürliche Auffassung des Menschen nachahmen, die sinnlichen Eindrücke mit Gedanken verbindet, nur daß hier die Bilder sich schon nach einem Gesichtspunkte einstellen, indeß die äußern Eindrücke zufällig und unvermittelt überraschen.

Ich weiß wohl, daß Das alles dummes Zeug ist, aber die Welt würde in diesem Augenblicke zusammen brechen, wenn ihre Verbindungen solche wären, die wir einsehen könnten.

Daß sich über die Kunst durch den Vernunftgebrauch von vornherein nichts ausmachen läßt, erhellt schon daraus, daß der Gegenstand der Kunst: das Schöne, durchaus ein Ergebniß der Erfahrung ist. Ob der Gedanke, in inniger Verbindung mit dem sinnlich wohlgefälligen Bilde, mehr Vergnügen über die Veredlung des sinnlichen Eindrucks, oder mehr Mißvergnügen über den unadäquaten Ausdruck des Gedankens hervorbringen wird, läßt sich vom Standpunkte des Geistes nicht voraus bestimmen. Ich sage: unadäquater Ausdruck, weil sich der Gedanke nur durch Gedanken völlig entsprechend ausdrücken läßt. Und wenn wir auch den Menschen als so vorherrschend sinnlich annähmen, daß ein Bild ihn mehr befriedigte, als eine Ausführung durch Gedanken, so wäre doch

erst das Wohlgefallen an der Kunst vorausbestimmt, aber noch nicht die Begeisterung, das Entzücken, das Hinreißende der Kunst.

Andere Nationen suchen in der Kunst Befriedigung, die Deutschen Anregung: Aufregung, vielmehr ein unbestimmtes, endloses Vibriren gehört unter ihre Genüsse.

Die Wissenschaft überzeugt durch Gründe, die Kunst soll durch ihr Dasein überzeugen, wie die Wirklichkeit, wie die Natur.

Das Aesthetische ist vielleicht Eins mit dem Eindrucke, den das Vollkommene in seiner Art auf uns macht. Eben weil letzteres im Individuum gewöhnlich nicht vorkommt, erweckt es den Begriff der Gattung, des Zusammenhanges der Wesen, des Ganzen, und erhebt den Menschen so über sich, ja über die Welt.

Wenn man vom Verderben eines Strebens, einer Richtung, einer Kunst spricht, so meint man wie natürlich nicht die mangelhaften Schritte, die vom Anfange aus bis zur Gewinnung eines, der Vollkommenheit sich nähernden Standpunktes gemacht werden. Sie sind förderlich, nothwendig und in ihrer Unvollkommenheit verehrungswürdig, ob es gleich lächerlich ist, wenn eine übersättigte Zeit ihnen einen höheren Werth zuschreiben will, als den, den sie wirklich haben. Verderben heißt: eine schon vorgeschrittene Kunst durch falsche Bestrebungen wieder rückgängig machen. Da stößt man denn freilich bei den Vertheidigern eines immerwährenden Fortschrittes gewaltig an. Aber wollte man diesen auch, gegen alle Erfahrung, im Ganzen der Welt zugeben, so stößt man doch im Einzelnen damit gewaltig an, besonders wenn es sich um Begabungen und Energien handelt, die nur bei Einzelnen

vorkommen, ja ihrer Natur nach eine Art Abgeschlossenheit, um nicht zu sagen Einseitigkeit bedingen. Kenntnisse lassen sich mittheilen, Kräfte nicht. Die Bildung, die allerdings in den letzten drei Jahrhunderten in immerwährendem Fortschritt war, beruht auf einem Gleichgewicht aller menschlichen Fähigkeiten; Bestrebungen, die wesentlich ein Uebergewicht besonderer Eigenschaften voraussetzen, sind weit entfernt, durch solche Allgemeinheiten gefördert zu werden. Bildung haben und seine Bildung am gehörigen Orte vergessen zu können, sind für den neuern Dichter gleich wichtige Erfordernisse, ja letzteres beinahe wichtiger, wie es schwerer ist.

Man kann eine Kunst theoretisch oder praktisch verderben. Die falschen Theorien verderben eigentlich die Kunst nicht, sie kommen erst, wenn sie bereits verdorben ist. Die Produktion hat eine so überwältigende Macht, daß ästhetisches Gefasel dagegen unwirksam bleibt. Erst wenn die Ausübung ermattet oder sich selber untreu geworden ist, dann machen sich die falschen Grundsätze breit und erschweren, ja machen die Rückkehr für die Masse halb unmöglich. Erst ein neues schaffendes Talent bricht oft spät genug den Bann; denn die ächten Grundsätze liegen im Talente selbst und, als erweckbarer Keim, auch in der Masse.

Also nur die Künstler verderben die Kunst. Das ist oft gesagt worden und daher nichts Neues. Meistens aber wurde der Satz so gebraucht, als ob es die eigentlich schlechten Künstler wären, die dieses Verderbniß herbeiführen. Das ist aber ganz unwahr. Die schlechten Dichter bleiben unbeachtet, und die mittelmäßigen unterhalten, oft ganz mit Recht, die Menge, die aber recht wohl zu unterscheiden weiß, daß, wenn sie Wallensteins Tod sieht, sie auf eigentlichem Kunstgebiete steht, indeß sie sich gestern bei Kotzebue oder Iffland ganz einfach nur unterhalten hat.

Die *ausgezeichneten* Künstler sind es, die die Kunst verderben, wenn sie sich individuellen Richtungen mit zu großer Vorliebe hingeben. Der Tadel trifft aber dann eigentlich nicht

sie. Jede Begabung hat das Recht, zu sein, was sie ist, und wenn die Kunst ein Allgemeines hat, das aus der Sache selbst fließt und in dem Zusammentreffen mit allen großen Künstlern desselben Faches sich kund gibt, so macht das Individuelle den eigentlichen Reiz aus, der unterscheidet und erfrischt. Wollte Gott, jeder Künstler wäre ein Anderer. Wenn aber die Nachahmer, durch den Glanz des Namens und das Einschneidende der Besonderheit verführt, sich auf das Individuelle werfen, ohne die Individualität zu besitzen, die es naturgemäß erzeugt und eben so rechtfertigt als entschuldigt, dann weicht die Kunst von ihrem Wege ab, und die Verwilderung tritt ein, entweder augenblicklich, wenn das Nachgeahmte leidenschaftlicher Natur war, oder später, als Nachwirkung gegen reflektive Kälte und launische Ablehnung.

Man muß daher unter den ausgezeichneten Künstlern einen großen Unterschied machen, zwischen den vortrefflichen als solchen und den mustergültigen (der eigentliche Begriff für Das, was man klassisch nennt). Die Ersteren gehen einen Pfad, der nur für sie gangbar ist, die Zweiten den Weg, der für Alle paßt. Der Ausdruck originell ist daher sehr zweideutiger Natur, und es gehört eine große Begabung dazu, um einen Künstler nicht schon durch diese Bezeichnung in die zweite Rangstufe zu setzen. Auf den eigentlich großen Künstler übt das von seinen Vorgängern Uebernommene als Vorhandenes die Macht eines Natürlichen, und er macht es wie alle Andern, nur unendliche Male besser. So ist in der Musik Beethoven vielleicht ein so großes musikalisches Talent als Mozart oder Haydn, nur hat etwas Bizarres in seiner Naturanlage, verbunden mit dem Streben, originell zu sein, und allbekannte traurige Lebensumstände ihn dahin geführt, daß, in weiterer Ausbildung durch talentlose Nachtreter, die Tonkunst zu einem Schlachtfelde geworden ist, wo der Ton mit der Kunst und die Kunst mit dem Ton blutige Bürgerkriege führen.

Allerdings ist es falsch, daß die Form das Höchste in der Kunst sei, aber das Höchste ist in der Kunst nur insofern Etwas, als es in der Form erscheint; d. h. insofern es der Künstler nicht bloß gedacht und empfunden, sondern das Vorgestellte auch adäquat dargestellt hat.

Jede Entfernung von der Natur in der Kunst ist entweder Stil oder Manier. Stil, wenn die Entfernung nach den Forderungen des Ideals geschieht; Manier, geschieht sie aus was immer für einem andern Gesichtspunkte.

Die sogenannte moralische Ansicht ist der größte Feind der wahren Kunst, da einer der Hauptvorzüge dieser letzteren gerade darin besteht, daß man durch ihr Medium auch jene Seiten der menschlichen Natur genießen kann, welche das Moralgesetz mit Recht aus dem wirklichen Leben entfernt hält.

Ein Kunstwerk muß sein wie die Natur, deren verklärtes Abbild es ist: für den tiefsten Forscherblick noch nicht ganz erklärbar; und doch schon für das bloße Beschauen etwas und zwar etwas Bedeutendes. Wer etwas schafft, das der gemein-menschlichen Fassungskraft nichts ist und erst der tiefsinnigen Reflexion sich gestaltet, hat vielleicht ein philosophisches Problem glücklich in poetischer Einkleidung gelöst, aber er hat kein Kunstwerk gebildet.

Das Grundübel unserer neuesten deutschen Literatur und Kunst scheint mir in dem Vorherrschen eines gewissen Dilettantismus zu liegen.

Der Dilettant ist ein gesteigerter Liebhaber. So wie dieser, kann auch er viele, ja bedeutende Einsicht in das Wesen einer Kunst, ja selbst eigene Ideen von größerem oder

geringerem poetischen Gehalte haben, und fehlt ihm bei allem Streben doch das Vermögen einer genügenden Darstellung. Solche Leute kommen im Leben häufig vor. Sie sind, wenn ihre Auffassungsgabe mit Selbsterkenntniß und Bescheidenheit gepaart ist, höchst liebenswürdig und interessant. Was sie hervorbringen, entzückt ihre Freunde, weil diese im Stande und in der Stimmung sind, das Fehlende der Darstellung aus ihrer Kenntniß des Verfassers zu suppliren, und eine gewisse Unbeholfenheit in der Anwendung der Mittel wird nicht selten zu einem eigenen Reiz, wie das Lallen des Kindes der Mutter entzückender klingt, als aller Wohllaut der Dichtkunst im Munde der Musik.

Beim Dilettanten gilt immer der Wille fürs Werk, indeß ein Künstler nur Derjenige genannt werden kann, der auch ins Werk zu setzen vermag, was er will. Jede Kunst liegt in der vollkommenen Darstellung der mehr oder weniger vollkommenen Idee; und dieß zwar so sehr, daß nur darin ihr charakteristischer Unterschied von der Wissenschaft zu suchen ist.

Wer das Schöne weder weiß noch fühlt, ist ein Tropf; wer es fühlt, ein Liebhaber; wer es weiß, ein Kunstphilosoph; wer, was er davon fühlt und weiß, auszuführen strebt, ein Dilettant; wer es ausführt, ein Künstler. Wer mit einem beschränkten Ideenkreise seinen kleinen Vorrath selbständig außer sich hinzustellen vermag, ist ein Künstler, indeß der Ideenreichste, dem die Gabe, das Gedachte von seinem Innern abzulösen, mangelt, dieses Namens ewig wird entbehren müssen. Hölty in seiner Nußschale wird ein Dichter bleiben bis ans Ende der Welt, und die Schlegel werden es nicht sein, wären sie auch tiefer als die Tiefe des Weltmeers. Die niederländischen Kuh- und Gemüse-Raphaels sind Maler, und der sinnige Schnorr wird es täglich weniger, je mehr er sinnt.

Es liegt aber diese Darstellung, die ich als das charakteristische Merkmal jedes Kunstwerkes betrachte, wie schon oben bemerkt wurde, in der vollkommenen Ablösung des Hervor-

gebrachten von dem hervorbringenden Gemüthe. Erst wenn die Frucht von dem Mutterleibe getrennt und die letzte verbindende Schnur abgeschnitten ist, dann erst tritt ein neuer Mensch ins Dasein, der das Prinzip seines Daseins in sich selbst trägt und als Geschöpf wandelt nach eigener Richte.

Es gibt, besonders in Deutschland, Kunstliebhaber und Dilettanten, die in einem fremden Werke nur Das lieben, was sie von ihrem Eigenen hineingetragen haben. Wie gewisse Insekten, die, da sie nicht Lebenswärme genug haben, ihre Jungen selbst auszubrüten, die Eier in fremde lebende Körper hineinlegen. So gefällt Tieck, der mit dem Erhabenen nur durch das Medium Shakespeare's zusammenhängt, an dem großen Briten eigentlich nur Das, was er in ihn hineindeutet und dichtet. Solche Leute, an sich ziemlich unschädlich, sind als Kritiker und Freunde besonders gefährlich für ausübende Künstler.

Die Kunst ist keine Frucht der Bildung, denn das Wesen der Bildung ist Vielseitigkeit, die Kunst aber beruht auf einer Einseitigkeit. Ihr muß nämlich ein Stoff und ein Gedanke im Augenblicke des Schaffens und des Genießens an die Stelle der ganzen übrigen Welt treten.

Die Kunst verhält sich zur Natur, wie der Wein zur Traube.

Was den Deutschen vor Allem fehlt, ist der Kunstsinn. Dieser besteht darin, den Gedanken im Bilde zu genießen. Die Deutschen gehen aber auf den Gedanken los, ohne sich um das Bild viel zu bekümmern. Diese Geistesverfassung gehört der Wissenschaft an, zerstört aber die Kunst.

Wenn eine Zeit in der Kunst für das Hohe und Tiefe schwärmt, so ist der Geschmack verdorben; denn der wahre Sinn — um nicht zu sagen, das Verständniß — für das Tiefe und Hohe ist immer nur das Vorrecht einzelner Begabter, die Andern beten nach.

Die Betrachter von Kunstwerken lassen sich nach drei Stufen der Ausbildung eintheilen. Die ersten sehen bloß aufs Außen- und Machwerk; das sind die rohesten und gemeinsten, und die meisten. Die zweiten, die, obschon über die vorige Stufe hinaus, doch selbst nicht überflüssig Ideen haben und bei denen die wenigen vorhandenen als Embryonen unentwickelt daliegen, sehen auf Gehalt, Gefühl, Rührung, Begriff, moralischen Werth, weil sie sich durch diese Eigenschaften eines Kunstwerkes ihrer eigenen Empfindungen und unentwickelten Ansichten erst bewußt werden und zu einem wohlthätigen Gefühl ihres eigenen Selbst gelangen. Die dritten endlich, die selbst was zu machen im Stande sind, oder die wenigstens wissen, worauf es dabei ankommt, sehen auf die Darstellung. Sie, denen hundertmal die herrlichsten Ideen durch den Kopf gehen, bis sie einmal zur künstlerischen Ausbildung einer einzigen gelangen können, wissen, daß Ideen wohlfeil sind und nur dann ein Verdienst begründen, wenn sie durch Verschmelzung mit der Natur zum äußern Leben gekommen, wenn das Begriffs-Skelett mit dem weichen Fleisch des Daseins bekleidet worden ist. Sämmtliche Neu-Altdeutsche mit ihrer Bewunderung der Kunstwerke des Mittelalters sind auf der zweiten Kunststufe. Der Umstand, daß trotz alles Redens und Theoretisirens keiner von ihnen etwas Tüchtiges hervorbringt, könnte sie schon über ihre Impotenz belehrt haben und über ihr Verkennen Dessen, worauf es ankommt.

Schlendrian und Pedantismus in der Kunst urtheilen immer gern nach Gattungen, diese billigen, diese ver-

werfen sie; der offene Kunstsinn aber kennt keine Gattungen, sondern nur Individuen.

Wenn Geister vom ersten Range sich nicht bloß in der Lösung ihrer Aufgaben, sondern auch schon darin als solche beurkunden, daß sie sich keine anderen Aufgaben machen, als, welchen vollkommen Genüge zu leisten inner dem Maß ihrer Kräfte liegt, so pflegt dagegen jene von minderen Ordnungen oder von noch nicht völlig ausgebildeten Gaben oft gerade das, gewöhnliche Menschenkräfte Uebersteigende vorzugsweise anzuziehen. Wenn sie nun nicht erreichen, was eigentlich zu erreichen unmöglich war, so verdammt man sie doch nicht geradezu, sondern schätzt den Werth ihres Strebens nach dem größeren oder geringeren Grad der Annäherung zum Ziele. Billig aber sollten wenigstens Diejenigen, denen auch nur einen solchen Grad zu erreichen nicht gegönnt ist, vor dergleichen Leistungen immer noch Achtung haben und nicht bespötteln, was weder sie noch ihre Freunde und Angehörigen besser machen können.

Die Idee ist ein Sprung, den der Geist aus seinem diskursiven Fortschreiten heraus ins Weite macht. Ist sie einmal da, so sucht er sie nachträglich mit seinem übrigen Besitzthum einspinnend zu verbinden. Gelingt es ihm, so wird die Idee zum Vernunftbegriff. Die Idee als solche gehört der Philosophie nicht an, sondern der Poesie.

Die Welt mit den Gesetzen der Empfindung in Uebereinstimmung zu bringen, das ist die Aufgabe der Poesie, oder vielmehr der Kunst im Allgemeinen.

Philosophisch wahr ist, was sich erweisen läßt; poetisch wahr Das, wovon man überzeugt ist, oder besser, was man

als wahr fühlt, im Gegensatze zu Dem, was man als wahr weiß.

Was dem empfindenden Menschen wahr ist, ist poetisch wahr, und was dem denkenden Menschen wahr ist, philosophisch wahr.

Der Kunst die Erkenntniß der Ideen zuzuschreiben, ist lächerlich, da der Ausdruck Idee doch immer eine objektive Gültigkeit beansprucht, wo es denn endlich auf die Urbilder der Dinge hinausgeht, deren Erkenntniß dem Menschen wohl nicht gegeben sein dürfte. Daß dem Künstler bei vollständiger Concentration aller Kräfte (der Philosoph concentrirt nur die geistigen) das innere Wesen der Gegenstände deutlicher werde als den übrigen Erdensöhnen, ist allerdings anzunehmen, aber wie weit ist es da noch bis zu den Urbildern. In früherer Zeit hat man statt Ideen Ansichten gesagt, und da kann es denn allerdings höchst vernünftige und annähernd richtige geben.

Was ist komisch? Ist komisch und lächerlich das Nämliche? Wenn lächerlich Das ist, worüber man lacht, so ist auch der Witz lächerlich, ohne darum komisch zu sein. Der Witz ist korrosiv, das Komische ist expansiv. Witzige Menschen sind oft nicht gute Menschen, komische sind fast nie böse. Der Witz gehört dem Geiste an, die Komik jener gemischten Region, die man Gemüth nennen kann, wenn es Einem beliebt, wo Empfindung und Gefühl, Fürwahrhalten (Glauben?) und Phantasie, Neigung und Wärme ihren Sitz haben. In der Wirkung steht das Komische am Nächsten dem Spaßhaften, obwohl die Hervorbringung des letztern etwas Bewußtes hat, das bei dem Komischen nicht nothwendig ist. Man macht einen Spaß, und man ist komisch. — Hier wäre vielleicht einzubohren! — Wie, wenn das Komische das Objektiv-Lächer-

liche wäre, gegenüber dem Spaßhaften, dem Witzigen, dem Satirischen, das in der Wendung liegt und subjektiver Natur ist.

Man schreit jetzt in allen Künsten so sehr gegen die Regeln und daß das Genie sich durch sie nicht könne binden lassen. Das Letztere ist wohl auch wahr. Aber durch gänzliches Aufheben der Regel auch jene Köpfe davon zu befreien, die keine Genie's sind, muß doch nothwendig zum Unsinn führen; und das thut es auch.

Der Blinde und der Sehende.

Gewissen Kritikern gewidmet.

Der Sehende: Welch herrlicher Garten!

Der Blinde: Ja, ja, es geht noch an! Wir haben uns heiß gegangen; die Luft weht erquickend. — Uph — Meine Nase fetirt sich mit Düften.

Der Sehende: O! daß Sie doch ganz genießen könnten! — Armer Mann!

Der Blinde: Ganz? Ich thue es. — Diese Blätter, wie sammtweich! Diese Birne — Oh! — wie schmackhaft, wie saftig! Die Birnen sind denn doch eines Gartens Hauptzierde. Man weiß doch, was man hat.

Der Sehende: Und diese Blumen! Welche Farben!

Der Blinde: Farben? Was will das sagen?

Der Sehende (für sich): Armer Unglücklicher!

Der Blinde: Farben. Ich habe öfter schon von Farben reden hören. Mir scheint das ganze Wort Unsinn.

Der Sehende (ablenkend): Horchen Sie —

Der Blinde: Nicht doch! Bei der Farbe geblieben! — Merken Sie das Wortspiel? Von der Farbe zu reden. Definiren Sie mir die Farbe.

Der Sehende: So was definirt sich auch! Die Farbe selbst vielleicht zur Noth, aber auch ihr Reiz?

Der Blinde: Nicht wahr? Was ist Farbe? Antwort! He, he, he, Antwort! Hört man die Farbe? Riecht man sie? Schmeckt man sie? — Antwort!

Der Sehende: Unglücklicher, man sieht sie.

Der Hauptgrund der Verschiedenheit in den Kunsturtheilen der Männer und denen der Frauen liegt darin, daß letztere in der Regel keiner Abstraktion fähig sind und nur Das bewundern können, was sie zugleich auch vollkommen billigen.

Das Unerwartete darf allerdings und soll in der Kunst vorkommen, aber wie es eintritt, muß es wirken wie ein Nothwendiges und durch sich selbst Gerechtfertigtes.

— Unser Entzücken über ein Kunstwerk ist offenbar aus diesen drei Empfindungen zusammengesetzt: Das ist nicht bloß möglich; das ist! — So mein Innerstes ansprechend, so auf einen Punkt vereinigt, so Eins mit meinem Wesen habe ich es selbst in der Natur nicht gesehen! — Und das hat ein Mensch gemacht! —

Was ist denn nun diese Begeisterung, die zum Schaffen in der Kunst als nothwendig bezeichnet wird? Es ist nicht jene Steigerung der Gemüths- und Geisteskräfte, die, von ähnlichen physischen Zuständen begleitet und unterstützt, gewöhnlich mit einem solchen Namen bezeichnet wird. Diese Begeisterung ist bloß theils die äußere Erscheinung, theils die Folge einer vorausgegangenen anderen Ursache. Sonst würden ja Kunstwerke Ausgeburten eines kranken Zustandes, einer Art geistig-körperlichen Trunkenheit heißen müssen. Die eigentliche Begeisterung ist die Concentration aller Kräfte und Fähigkeiten auf Einen Punkt, der für diesen Augenblick die ganze übrige Welt nicht sowohl verschlingen, als repräsentiren muß.

Die Steigerung des Seelenzustandes entsteht dadurch, daß die einzelnen Kräfte, aus ihrer Zerstreuung über die ganze Welt in die Enge des einzelnen Gegenstandes gebracht, sich berühren, wechselseitig unterstützen, heben, ergänzen. Durch diese Isolirung nun wird der Gegenstand gleichsam aus dem flachen Niveau seiner Umgebungen herausgehoben — statt nur an der Oberfläche, von allen Seiten umleuchtet, durchdrungen — gewinnt Körper, bewegt sich, lebt. Dazu gehört aber die Concentration aller Kräfte. Nur wenn das Kunstwerk für den Künstler eine Welt war, wird es auch eine Welt für den Beschauer. In neuerer Zeit aber breiten sich die Richtungen zu sehr aus. Der Raum des Kunstwerkes scheint dem Künstler zu eng, er will daneben und dazwischen noch Dieß und Das, und wie ihm das Gefühl der Nothwendigkeit des Geschaffenen fehlt, stellt es sich auch bei dem Beschauer nicht ein.

Die neueste Zeit unterscheidet sich von ihrer Vorgängerin auch darin, daß sie in allen Dingen einen ganz neuen Weg gefunden zu haben glaubt, obgleich diese Neuerungen, genau betrachtet, eben auch nur Nachahmungen oder Umkehrungen oder Verwechslungen längst dagewesener, allgemeiner oder besonderer Erscheinungen sind. — So ist die neueste Kriegskunst wahrscheinlich nur dadurch entstanden, daß die improvisirten Generale der französischen Revolution instinktmäßig die Kriegführung der wilden Horden nachahmten und dadurch ihre taktisch gebildeten, aber geistlosen Gegner in heillose Verwirrung setzten, bis endlich der letzte Vervollkommner der kannibalischen Methode in eigener Waghalsigkeit ein seiner glänzenden Laufbahn unwürdiges Ende fand. Und so wird das System in künftigen Horden-Feldzügen fortdauern, bis einmal ein Mann von Geist etwa die Grundsätze Friedrichs des Großen als eine neue Neuheit hervorsucht und die stumpfgewordene Genialität mit denselben Waffen besiegt, die es siegreich verspottete.

Was von den garstigen Künsten gilt, gilt auch von den schönen. Sie haben sich in neuester Zeit sämmtlich erweitert, weil sie theils in ihre wechselseitigen Gebiete, theils in die Prosa hinübergriffen, und halten sich nun für reicher, weil sie mehr Geld in der Kassa haben, wenn auch geborgtes.

Ich will hier vorzugsweise von der Musik sprechen; einmal weil ich sie liebe und immer mit Eifer getrieben habe, dann weil es die einzige Kunst ist, in der wir Deutsche einen eigenen Weg gebrochen haben, indeß wir in den übrigen viel zu spät gekommen sind, um auf etwas Anderes, als auf den Ruhm mehr oder weniger glücklicher Nachahmer Anspruch machen zu können.

Meine Behauptung geht nun dahin, daß die Musik, abgesehen von dem Mangel an Talenten, in Deutschland auf dem Wege der Verschlechterung sei, weil sie sich aus ihrem eigenen Gebiete in das der Poesie hinüber begeben hat.

Hier ist nun vor Allem nöthig, daß wir die Gebiete der verschiedenen Künste zu bestimmen suchen.

Wie unähnlich sie jedoch im Einzelnen sein mögen, so kommen sie doch in den Hauptbestimmungen, als einer und derselben Richtung des menschlichen Geistes, der Kunst angehörig, wie natürlich überein. Diese Grundbedingungen oder wesentlichen Bestandtheile aller Kunst nun sind: der sinnliche Eindruck, die Empfindung, der Gedanke. Was Einen dieser Faktoren entbehrt, gehört nicht mehr der Kunst an, verschieden aber ist das Maß des Antheils und die Stufenfolge, in der die verschiedenen Künste an denselben Theil nehmen.

Die Malerei (die Plastik mit einbegriffen) geht vom sinnlichen Eindruck aus, erweckt dadurch den Gedanken und durch diesen die Empfindung. Die Musik, gleichfalls vom Sinn empfangen, geht jedoch unmittelbar auf die Empfindung über, und der Gedanke, der kaum je zum völligen Bewußtsein gelangt, ist in seiner Unbestimmtheit der letzte, gleichgültigste Bestandtheil des Wohlgefallens oder Mißfallens. Die Poesie endlich, die freilich auch sinnlich gehört oder gesehen werden

werfen sie; der offene Kunstsinn aber kennt keine Gattungen, sondern nur Individuen.

Wenn Geister vom ersten Range sich nicht bloß in der Lösung ihrer Aufgaben, sondern auch schon darin als solche beurkunden, daß sie sich keine anderen Aufgaben machen, als, welchen vollkommen Genüge zu leisten inner dem Maß ihrer Kräfte liegt, so pflegt dagegen jene von minderen Ordnungen oder von noch nicht völlig ausgebildeten Gaben oft gerade das, gewöhnliche Menschenkräfte Uebersteigende vorzugsweise anzuziehen. Wenn sie nun nicht erreichen, was eigentlich zu erreichen unmöglich war, so verdammt man sie doch nicht geradezu, sondern schätzt den Werth ihres Strebens nach dem größeren oder geringeren Grad der Annäherung zum Ziele. Billig aber sollten wenigstens Diejenigen, denen auch nur einen solchen Grad zu erreichen nicht gegönnt ist, vor dergleichen Leistungen immer noch Achtung haben und nicht bespötteln, was weder sie noch ihre Freunde und Angehörigen besser machen können.

Die Idee ist ein Sprung, den der Geist aus seinem diskursiven Fortschreiten heraus ins Weite macht. Ist sie einmal da, so sucht er sie nachträglich mit seinem übrigen Besitzthum einspinnend zu verbinden. Gelingt es ihm, so wird die Idee zum Vernunftbegriff. Die Idee als solche gehört der Philosophie nicht an, sondern der Poesie.

Die Welt mit den Gesetzen der Empfindung in Uebereinstimmung zu bringen, das ist die Aufgabe der Poesie, oder vielmehr der Kunst im Allgemeinen.

Philosophisch wahr ist, was sich erweisen läßt; poetisch wahr Das, wovon man überzeugt ist, oder besser, was man

als wahr fühlt, im Gegensatze zu Dem, was man als wahr weiß.

Was dem empfindenden Menschen wahr ist, ist poetisch wahr, und was dem denkenden Menschen wahr ist, philosophisch wahr.

Der Kunst die Erkenntniß der Ideen zuzuschreiben, ist lächerlich, da der Ausdruck Idee doch immer eine objektive Gültigkeit beansprucht, wo es denn endlich auf die Urbilder der Dinge hinausgeht, deren Erkenntniß dem Menschen wohl nicht gegeben sein dürfte. Daß dem Künstler bei vollständiger Concentration aller Kräfte (der Philosoph concentrirt nur die geistigen) das innere Wesen der Gegenstände deutlicher werde als den übrigen Erdensöhnen, ist allerdings anzunehmen, aber wie weit ist es da noch bis zu den Urbildern. In früherer Zeit hat man statt Ideen Ansichten gesagt, und da kann es denn allerdings höchst vernünftige und annähernd richtige geben.

Was ist komisch? Ist komisch und lächerlich das Nämliche? Wenn lächerlich Das ist, worüber man lacht, so ist auch der Witz lächerlich, ohne darum komisch zu sein. Der Witz ist korrosiv, das Komische ist expansiv. Witzige Menschen sind oft nicht gute Menschen, komische sind fast nie böse. Der Witz gehört dem Geiste an, die Komik jener gemischten Region, die man Gemüth nennen kann, wenn es Einem beliebt, wo Empfindung und Gefühl, Fürwahrhalten (Glauben?) und Phantasie, Neigung und Wärme ihren Sitz haben. In der Wirkung steht das Komische am Nächsten dem Spaßhaften, obwohl die Hervorbringung des letztern etwas Bewußtes hat, das bei dem Komischen nicht nothwendig ist. Man macht einen Spaß, und man ist komisch. — Hier wäre vielleicht einzubohren! — Wie, wenn das Komische das Objektiv-Lächer-

liche wäre, gegenüber dem Spaßhaften, dem Witzigen, dem Satirischen, das in der Wendung liegt und subjektiver Natur ist.

Man schreit jetzt in allen Künsten so sehr gegen die Regeln und daß das Genie sich durch sie nicht könne binden lassen. Das Letztere ist wohl auch wahr. Aber durch gänzliches Aufheben der Regel auch jene Köpfe davon zu befreien, die keine Genie's sind, muß doch nothwendig zum Unsinn führen; und das thut es auch.

Der Blinde und der Sehende.

Gewissen Kritikern gewidmet.

Der Sehende: Welch herrlicher Garten!

Der Blinde: Ja, ja, es geht noch an! Wir haben uns heiß gegangen; die Luft weht erquickend. — Ach — Meine Nase feiert sich mit Düften.

Der Sehende: O! daß Sie doch ganz genießen könnten! — Armer Mann!

Der Blinde: Ganz? Ich thue es. — Diese Blätter, wie sammtweich! Diese Birne — Oh! — wie schmackhaft, wie saftig! Die Birnen sind denn doch eines Gartens Hauptzierde. Man weiß doch, was man hat.

Der Sehende: Und diese Blumen! Welche Farben!

Der Blinde: Farben? Was will das sagen?

Der Sehende (für sich): Armer Unglücklicher!

Der Blinde: Farben. Ich habe öfter schon von Farben reden hören. Mir scheint das ganze Wort Unsinn.

Der Sehende (ablenkend): Horchen Sie —

Der Blinde: Nicht doch! Bei der Farbe geblieben! — Merken Sie das Wortspiel? Von der Farbe zu reden. Definiren Sie mir die Farbe.

Der Sehende: So was definirt sich auch! Die Farbe selbst vielleicht zur Noth, aber auch ihr Reiz?

Der Blinde: Nicht wahr? Was ist Farbe? Antwort! He, he, he, Antwort! Hört man die Farbe? Riecht man sie? Schmeckt man sie? — Antwort!

Der Sehende: Unglücklicher, man sieht sie.

Der Hauptgrund der Verschiedenheit in den Kunsturtheilen der Männer und denen der Frauen liegt darin, daß letztere in der Regel keiner Abstraktion fähig sind und nur Das bewundern können, was sie zugleich auch vollkommen billigen.

Das Unerwartete darf allerdings und soll in der Kunst vorkommen, aber wie es eintritt, muß es wirken wie ein Nothwendiges und durch sich selbst Gerechtfertigtes.

— Unser Entzücken über ein Kunstwerk ist offenbar aus diesen drei Empfindungen zusammengesetzt: Das ist nicht bloß möglich; das ist! — So mein Innerstes ansprechend, so auf einen Punkt vereinigt, so Eins mit meinem Wesen habe ich es selbst in der Natur nicht gesehen! — Und das hat ein Mensch gemacht! —

Was ist denn nun diese Begeisterung, die zum Schaffen in der Kunst als nothwendig bezeichnet wird? Es ist nicht jene Steigerung der Gemüths- und Geisteskräfte, die, von ähnlichen physischen Zuständen begleitet und unterstützt, gewöhnlich mit einem solchen Namen bezeichnet wird. Diese Begeisterung ist bloß theils die äußere Erscheinung, theils die Folge einer vorausgegangenen anderen Ursache. Sonst würden ja Kunstwerke Ausgeburten eines kranken Zustandes, einer Art geistig-körperlichen Trunkenheit heißen müssen. Die eigentliche Begeisterung ist die Concentration aller Kräfte und Fähigkeiten auf Einen Punkt, der für diesen Augenblick die ganze übrige Welt nicht sowohl verschlingen, als repräsentiren muß.

Die Steigerung des Seelenzustandes entsteht dadurch, daß die einzelnen Kräfte, aus ihrer Zerstreuung über die ganze Welt in die Enge des einzelnen Gegenstandes gebracht, sich berühren, wechselseitig unterstützen, heben, ergänzen. Durch diese Isolirung nun wird der Gegenstand gleichsam aus dem flachen Niveau seiner Umgebungen herausgehoben — statt nur an der Oberfläche, von allen Seiten umleuchtet, durchdrungen — gewinnt Körper, bewegt sich, lebt. Dazu gehört aber die Concentration aller Kräfte. Nur wenn das Kunstwerk für den Künstler eine Welt war, wird es auch eine Welt für den Beschauer. In neuerer Zeit aber breiten sich die Richtungen zu sehr aus. Der Raum des Kunstwerkes scheint dem Künstler zu eng, er will daneben und dazwischen noch Dieß und Das, und wie ihm das Gefühl der Nothwendigkeit des Geschaffenen fehlt, stellt es sich auch bei dem Beschauer nicht ein.

Die neueste Zeit unterscheidet sich von ihrer Vorgängerin auch darin, daß sie in allen Dingen einen ganz neuen Weg gefunden zu haben glaubt, obgleich diese Neuerungen, genau betrachtet, eben auch nur Nachahmungen oder Umkehrungen oder Verwechslungen längst dagewesener, allgemeiner oder besonderer Erscheinungen sind. — So ist die neueste Kriegskunst wahrscheinlich nur dadurch entstanden, daß die improvisirten Generale der französischen Revolution instinktmäßig die Kriegführung der wilden Horden nachahmten und dadurch ihre taktisch gebildeten, aber geistlosen Gegner in heillose Verwirrung setzten, bis endlich der letzte Vervollkommner der kannibalischen Methode in eigener Waghalsigkeit ein seiner glänzenden Laufbahn unwürdiges Ende fand. Und so wird das System in künftigen Horden-Feldzügen fortdauern, bis einmal ein Mann von Geist etwa die Grundsätze Friedrichs des Großen als eine neue Neuheit hervorsucht und die stumpfgewordene Genialität mit denselben Waffen besiegt, die es siegreich verspottete.

Was von den garstigen Künsten gilt, gilt auch von den schönen. Sie haben sich in neuester Zeit sämmtlich erweitert, weil sie theils in ihre wechselseitigen Gebiete, theils in die Prosa hinübergriffen, und halten sich nun für reicher, weil sie mehr Geld in der Kassa haben, wenn auch geborgtes.

Ich will hier vorzugsweise von der Musik sprechen; einmal weil ich sie liebe und immer mit Eifer getrieben habe, dann weil es die einzige Kunst ist, in der wir Deutsche einen eigenen Weg gebrochen haben, indeß wir in den übrigen viel zu spät gekommen sind, um auf etwas Anderes, als auf den Ruhm mehr oder weniger glücklicher Nachahmer Anspruch machen zu können.

Meine Behauptung geht nun dahin, daß die Musik, abgesehen von dem Mangel an Talenten, in Deutschland auf dem Wege der Verschlechterung sei, weil sie sich aus ihrem eigenen Gebiete in das der Poesie hinüber begeben hat.

Hier ist nun vor Allem nöthig, daß wir die Gebiete der verschiedenen Künste zu bestimmen suchen.

Wie unähnlich sie jedoch im Einzelnen sein mögen, so kommen sie doch in den Hauptbestimmungen, als einer und derselben Richtung des menschlichen Geistes, der Kunst angehörig, wie natürlich überein. Diese Grundbedingungen oder wesentlichen Bestandtheile aller Kunst nun sind: der sinnliche Eindruck, die Empfindung, der Gedanke. Was Einen dieser Faktoren entbehrt, gehört nicht mehr der Kunst an, verschieden aber ist das Maß des Antheils und die Stufenfolge, in der die verschiedenen Künste an denselben Theil nehmen.

Die Malerei (die Plastik mit einbegriffen) geht vom sinnlichen Eindruck aus, erweckt dadurch den Gedanken und durch diesen die Empfindung. Die Musik, gleichfalls vom Sinn empfangen, geht jedoch unmittelbar auf die Empfindung über, und der Gedanke, der kaum je zum völligen Bewußtsein gelangt, ist in seiner Unbestimmtheit der letzte, gleichgültigste Bestandtheil des Wohlgefallens oder Mißfallens. Die Poesie endlich, die freilich auch sinnlich gehört oder gesehen werden

muß, wo denn aus dem guten oder schlechten Fall der Verse allerdings ein Minimum von Lust oder Unlust entstehen mag, fängt doch eigentlich erst mit dem den Worten entsprechenden Gedanken an, erregt durch ihre Verknüpfung die Empfindung, und die nicht von außen hinein, sondern von innen herausgehende Versinnlichung ist erst die letzte Stufe der Vollendung.

Diese Unterschiede, wie gleichgültig sie von vornherein scheinen mögen, bestimmen doch wirklich das Gebiet der Künste.

Von seinem Ursprunge kann sich nichts lossagen. Der sinnliche Eindruck, wo er den Anfang macht, ist so stark, daß die später folgende Billigung oder Mißbilligung des Verstandes die Wirkung nie mehr ausgleichen kann, die das Individuum durch seine natürlichste Wahrnehmungsquelle, den Sinn, empfangen hat; es könnte höchstens dadurch ein Umkehren, eine Art Reue entstehen, die aber immer einen zusammengesetzten Eindruck gäbe, nie einen einfachen ganzen, wie ihn die Kunst fordert.

Das Urtheil ausübender Künstler über Kunstwerke ist nicht immer das verläßlichste. Denn von Neid und absichtlicher Parteilichkeit abgesehen, überschätzt unter ihnen der Thor Das, was er selbst hat, auch in der fremden Gabe; der Einsichtige hingegen Das, was er nicht hat und wornach er strebt.

Der Künstler, an dem man die Originalität als charakteristische Eigenschaft hervorhebt, gehört schon deßhalb in den zweiten Rang, denn die Geister ersten Ranges charakterisirt der Sinn für das Natürliche. Sie machen es wie alle Andern, nur unendliche Male besser.

Ihr Elenden, die ihr Geist habt, aber nur nicht, um eure Werke damit zu begeistigen! Was kümmert mich der

Mensch in euch! Das geht eure Angehörigen, eure Frauen und Kinder an.

Im Künstler lebt nur Das, was er zu verarbeiten, was er zum Zwecke der Kunst zu verwenden weiß. Eure Werke sind Ihr. Wer hat nicht Geist? Der Philister hat ihn auch. Nicht die Hand gibt einen Werth, sondern was man mit der Hand macht.

Man hört in neuerer Zeit nichts häufiger als den Ausdruck: genial. Da fragt sich's nun zuerst, was das heißen solle. Will man damit von Jemanden sagen, er sei ein Genie? oder nur, er sei etwas annähernd dem Genie Aehnliches? Im ersten Falle sollte man bedenken, daß das Genie, wie die Aloe, kaum alle hundert Jahre einmal blüht. Es hat ganze Zeiträume gegeben, die nicht ein einziges Exemplar dieser seltenen Pflanze aufzuweisen hatten, und sollte die neuere Zeit daran auf einmal so fruchtbar geworden sein? Wodurch und wie? da es sich hier um eine Naturgabe handelt und nicht um etwas Erworbenes, Angebildetes, wie Jedermann zugibt. Nimmt man aber genial nur für etwas dem Genie Aehnliches, so muß vor Allem genauer bestimmt werden, was denn das Genie eigentlich sei, um es auch in seiner Aehnlichkeit wiederzuerkennen und von verwandten Gaben zu unterscheiden. Die nächstverwandte Gabe aber ist das Talent. Betrachtet man nun Talent und Genie nur als Stufenleiter eines und desselben Vermögens, nur dem Grade nach verschieden, so würden die Ausdrücke: ein großes, ein außerordentliches Talent, und: ein Genie, gleichbedeutend sein, was man wieder nicht zugibt. Schon die Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens unterscheidet hier sehr genau. Wer viele Sprachen mit Leichtigkeit erlernt und mit Fertigkeit gebraucht, ist ein Sprachtalent; wer die Uebereinstimmung und die allgemeinen Bezüge derselben Sprachen oder vielmehr der Sprache überhaupt durchschaut, von den Zweigen zum Stamm, vom Stamm zur Wurzel verfolgt und nachweist, ist ein Sprach-

genie, wenn er sich auch in keinem einzigen fremden Idiome mit Bequemlichkeit auszudrücken vermöchte. So nennen wir den Abbé Mezzofanti ein außerordentliches Sprachtalent, Jakob Grimm, wenn man will, ein Sprachgenie. Es bleibt also nichts übrig, als einen spezifischen Unterschied zuzugeben und das Genie in die Eigenthümlichkeit der Auffassung und das Talent in die Geschicklichkeit der Ausübung zu setzen.

Da leuchtet nun sogleich ein, daß in den geistigen Bestrebungen, die auf Erforschung der Wahrheit, auf Erweiterung unserer Kenntnisse gehen, das Genie und nur das Genie es ist, in dem alles Heil liegt. Wer eine neue Wahrheit gefunden hat, gesetzt, er drückte sich auch so unbeholfen aus, als Kant oder Hegel, ist ein Wohlthäter des Menschengeschlechtes.

Anders aber dürfte es in den Künsten sein. Wenn irgend ein Künstler, ein Dichter zum Beispiel, eine neue Idee, eine Wahrheit nämlich gefunden hätte — obwohl mir im ganzen Bereich der Poesie kein Dichter bekannt ist, von dem man so etwas sagen könnte — so hätte er sich dadurch nur in die Reihe der Philosophen oder Naturkundigen gestellt, als Dichter aber noch gar nichts geleistet. Denn die Kunst besteht in der Lebendigmachung der Idee, in der Zurückführung des Gedankens auf die Wirklichkeit, in der D a r s t e l l u n g mit einem Worte. Wenn man sich hier durch eine Unterscheidung der philosophischen von der poetischen Idee helfen wollte, so wäre dabei wenig gewonnen, denn die poetische Idee ist schon eine Einkleidung, eine Versinnlichung, eine Verkörperung der philosophischen, und somit sie selbst schon eine Darstellung. Was bei den Philosophen gegenüber der Auffindung des Gedankens Nebensache ist: die Auffaßbarkeit von Seite des Zuhörers, ist bei dem Künstler die Hauptsache; die Kunst ist eben nichts, als der Complex der Mittel, seine Gedanken lebendig auf den Zuhörer übergehn zu machen. Wer die höchsten Gedanken hat, aber sie nicht darzustellen vermag, kann ein außerordentlicher Mensch sein, ein Künstler aber ist er nicht.

Da man aber anderseits doch Gedanken haben muß, wenn

n ihrer darstellen will, so ist allerdings Genie, ver-
nden mit dem Talente, Eigenthümlichkeit der Auffassung,
nd in Hand mit der Gabe der Lebendigmachung, das
chste, was die Kunstwelt aufzuweisen hat. Nur kommt das
ng, wie gesagt, oft in Jahrhunderten nicht einmal vor.
s eigentliche Genie ausgeschlossen, kann daher die Bezeich-
ng genial nur auf einen Theil jenes weltbeglückenden Gan-
gerichtet sein, und da die als genial Bezeichneten den
inamen: Talent mit Entschiedenheit, als eine Art Un-
mpf, zurückweisen, so bleibt für sie vom Genie, mit Aus-
luß der Darstellungsfähigkeit, nur das Eigenthümliche der
ffassung, die Originalität des Gedankens übrig. Da kommt
n zu bemerken, daß in einer Zeit, wo die Ideen fixirt sind,
Eigenthümlichkeit der Ansicht allerdings eine gewisse Stärke
Geistes voraussetzt. Sind die Ideen aber einmal im Fluß,
sich die Zeit von Ehrfurcht und Ordnung emanzipirt, so
nichts leichter, als aus dem wirbelnden Strudel ein paar
danken: qui heurlent de se trouver ensemble, heraus-
greifen und gewaltthätig zu verbinden. Wenn man es nur
t der Richtigkeit nicht genau nimmt, so hat dann die Eigen-
ümlichkeit wenig Schwieriges. Jeder Gedanke, auf den
pf gestellt, gibt einen neuen, und ein Narr im Narren-
use hat mehr originelle Einfälle, als alle Dichter seit Er-
affung der Welt zusammengenommen.

Aber auch die Originalität im besten Sinne zugegeben, so
doch in der Kunstwelt Derjenige, der eigenthümliche Ge-
nken hat und sie nicht angemessen darzustellen vermag, Das,
s man im gewöhnlichen Leben einen Stümper nennt, d. h.
Solcher, der Das nicht machen kann, was er machen
öchte.

Ich bin hier bei dem Punkte angekommen, auf den ich
n vornherein mein Augenmerk richtete. Genialität ohne
lent ist der Teufel der neueren Kunst. Wenn ich sage:
ne Talent, so meine ich nicht, als ob diese Gabe der
uern Zeit ganz fehlte. Aber je größer der Gedanke, um

so schwieriger die Ausführung. Ein Talent, welches für einen mäßigen Stoff ausgereicht hätte, wird lächerlich, wenn es sich mit einem großen befaßt, und so haben wir denn lauter verunglückte Meisterwerke, statt genießbarer Kunstprodukte. Wenn hierin in Deutschland die bildende Kunst eine Ausnahme macht, so beruht dieses auf der einfachen Ursache, daß die Natur in ihrer unerforschten Machtvollkommenheit sich entschlossen hat, nach langer Sparsamkeit einige dem Genie nahkommende, wenn nicht gar es erreichende Talente hervorzubringen, die dann den andern die Richtung geben. Poesie und Musik aber sind gleichmäßig in jenem Grundübel befangen.

Genialität ist Eigenthümlichkeit der Auffassung; Talent Fähigkeit des Wiedergebens; Genialität ohne Talent gibt keinen andern Werth, als einen höchst persönlichen. Sie geht nur den Besitzer und seine nächste Umgebung an. Was nicht ausgeführt wird, ist leer; was nicht ausgeführt werden kann, ist verrückt. Das Talent gehört der Welt. Es ist das Vermögen, der Idee eine Ueberzeugung oder ein Gegenbild beizugesellen. Das heutige Deutschland ist die Heimat der Genialen und Talentlosen.

In Deutschland pflegt man Genie und Talent als Stufengrade derselben Kraft, als quantitativ verschieden zu betrachten. Ihr Unterschied ist aber qualitativ. Genialität bezeichnet die Eigenthümlichkeit der Auffassung, Talent die Fähigkeit des Wiedergebens und der Ausführung; das Genie faßt einen großen Gedanken, das Talent fügt ihm eine Ueberzeugung oder ein Gegenbild bei. Das neueste Deutschland ist vielleicht genial, aber gewiß talentlos. Gott, gib uns für jedes Dutzend unserer Genies nur Ein Talent, und wir sind geborgen.

Das Genie bezieht sich auf die Auffassung, das Talent auf die Ausführung. Talent ohne Genie behält immer seinen

Werth; Genie ohne Talent ist ein Vorsatz ohne That, ein Wollen ohne Können, ein Satz ohne Ueberzeugung. Niemand spricht mehr von Genie als die Talentlosen.

Wenn ein Talent und ein Charakter zusammenkommen, so entsteht das Genie.

Leute von Talent, wie man gewisse Leute zu nennen pflegt, unterscheiden sich, außer manchen andern Fällen, noch darin von großen Köpfen, daß es ihnen sehr leicht wird, etwas Angewöhntes abzulegen; z. B. ein solcher Mensch wird, wenn er im Griechischen die Reuchlinische mit der Erasmischen Aussprache vertauschen soll, es leicht thun und in acht Tagen so lesen, als ob er nie anders gelesen hätte; ein wahrer Kopf, der einmal eine Sache seinem Geiste eingeprägt hat, nimmt sehr schwer etwas Widersprechendes auf, und wenn es ihm ja die Vernunft anräth, wird ihn das Alte noch oft genug in den Nacken schlagen.

Sich des Geistes der Zeit bemächtigen, ist die Sache des großen Talentes; sich vom Geiste der Zeit fortziehen lassen, bezeichnet das gewöhnliche. Beides unterscheidet sich wie Handeln und Leiden.

Zur Poesie im Allgemeinen.

Die Poesie ist wie der Lichtnebel im Schwert des Orions. Ein ungeheures Lichtmeer läßt dort den Mittelpunkt des Sonnensystems ahnen, aber beweisen kann man nichts.

Was die Lebendigkeit der Natur erreicht, und doch durch die begleitenden Ideen sich über die Natur hinaus erhebt, das und auch nur das ist Poesie.

Poesie ist die Verkörperung des Geistes, die Vergeistigung des Körpers, die Empfindung des Verstandes und das Denken des Gefühls.

Nichts ist abgeschmackter, als von schönen Wissenschaften zu sprechen. Die Poesie ist eine bildende Kunst, wie die Malerei.

Die Wissenschaft und Kunst (Poesie) unterscheiden sich darin, daß die Wissenschaft die Erscheinungen auf das Wesen oder den Grund zurückführt und dadurch die Erscheinung als solche aufhebt, die Poesie dagegen läßt die Erscheinung als solche bestehen und rechtfertigt sie nur dadurch, daß sie sie auf eine tiefer liegende Grunderscheinung bezieht, die, ohne weitere Beglaubigung, durch ihr Vorkommen in allen Menschen sich als eine der Grundlagen der menschlichen Natur im All-

gemeinen ausweist. Omni autem in re consensio omnium gentium lex naturae putanda est. (Cicero Tuscul. I. 13.)

Wissenschaft und Kunst oder, wenn man will: Poesie und Prosa, unterscheiden sich von einander, wie eine Reise und eine Spazierfahrt. Der Zweck der Reise liegt im Ziel, der Zweck der Spazierfahrt im Weg.

Der Geist der Poesie ist zusammengesetzt aus dem Tiefsinn des Philosophen und der Freude des Kindes an bunten Bildern.

Die Enunciationen und Eindrücke des Lebens in ihrer Fülle sind der Gegenstand der Poesie. Alles, was den Menschen im Gefühl einer Realität über sich selbst, d. h. über seinen gewöhnlichen Zustand erhebt, hat ihn begeistert, und diese Begeisterung ist die Poesie. Jede Realität nimmt hieran Theil. Die Vorstellung oder Darstellung einer Idee erweckt das Gefühl des Aehnlichen im Menschen, bringt ihn für länger oder kürzer seinem Ursprunge, dem Urbilde der Menschheit näher, macht ihn sich wesenhaft fühlen, und der Genuß dieser Wesenhaftigkeit ist die Poesie. Die moralische Kraft gehört auch in den Kreis der Poesie, aber nicht mehr, als jede andere Kraft, und nur insofern sie Kraft, Realität ist; als Negation, als Schranke liegt sie außer der Poesie; und gerade um die Lebensgeister von den ewigen Nergeleien dieser lästigen Hofmeisterin etwas zu erfrischen, dem innern Menschen neue Spannkraft zu geben, flüchtet man von Zeit zu Zeit aus der Werkstube des Geistes in seinen Blumengarten.

Die Poesie ist die Aufhebung der Beschränkungen des Lebens.

Die Poesie stellt die Naturverhältnisse wieder her, welche die konventionellen Verhältnisse gestört, und sie ist daher nothwendig um so unmoralischer, je verwickelter diese Verhältnisse im Gange der Civilisation werden. Das Verhältniß Achills zur Briseis, das unschuldigste zur Zeit Homers, würde revoltant im Munde eines neuern Dichters sein, eben weil die neue Civilisation das Verhältniß zwischen Mann und Weib...

Religiöse Entzückungen unterscheiden sich dadurch von poetischen, daß erstere nur einer innern Wahrheit bedürfen (gleichviel, sei sie nun objektiv oder subjektiv), letztere aber nebst der formalen inneren noch auch eine äußere Wahrheit brauchen, d. h. daß sie sich auf das allgemeine Menschengefühl stützen, mit dem wirklichen oder möglich geglaubten Gang der Natur zusammentreffen müssen. Worauf die Vernunft in stetigem Fortschreiten nach Prinzipien folgerecht kommt, das ist wahr, gleichviel, ob sie dafür ein entsprechendes Bild nachweisen kann oder nicht, sie ist ihre eigene Gesetzgeberin, und in der Uebereinstimmung mit sich selbst liegt der Rechtstitel und der Erweis ihrer Ansprüche. Die Phantasie als Schöpferin der Kunst hat aber keine eigene Gesetzgebung aus sich selbst; je weiter sie fortbildet, je mehr ist sie in Gefahr, sich zu verirren, und der Dichter wäre ein Wahnsinniger, wenn er sich ihr allein überließe. Der Verstand muß die Wirksamkeit der Phantasie zwar allerdings formell leiten, wie er denn der formale Leiter aller unserer inneren Vermögen ist; hinsichtlich des eigentlichen Zweckes der Kunst aber kann er uns nichts helfen, da sie nicht auf formale Möglichkeit, sondern auf ideale Wirklichkeit ausgeht und als höchstes Prinzip ihrer Entscheidungen ein dunkles Gefühl des Schönen anzunehmen genöthigt ist, das, indeß es manches anerkannt Wahre als Nicht-Schön vorbeiläßt, seinen ganzen Beifall oft dem rein Erdichteten zuwendet, insofern es mit jenem dunklen Ideale zusammenstimmt.

Jedes Streben ist prosaisch, das einer Realität nachgeht. Kants Definition wird ewig wahr bleiben: Schön ist Dasjenige, was ohne Interesse gefällt. Aller Poesie liegt die Idee einer höhern Weltordnung zum Grunde, die sich aber vom Verstande nie im Ganzen auffassen, daher nie realisiren läßt, und von welcher nur dem Gefühl vergönnt ist, dem Gleichverborgenen in der Menschenbrust, je und dann einen Theil ahnend zu erfassen. Zweckmäßigkeit ohne Zweck hat es Kant ausgedrückt, tiefer schauend, als vor ihm und nach ihm irgend ein Philosoph.

Das Symbolische der Poesie besteht darin, daß sie nicht die Wahrheit an die Spitze ihres Beginnens stellt, sondern, bildlich in Allem, ein Bild der Wahrheit, eine Inkarnation derselben, die Art und Weise, wie sich das Licht des Geistes in dem halbdunkeln Medium des Gemüthes färbt und bricht.

Die prosaische Wahrheit ist die Wahrheit des Verstandes, des Denkens. Die poetische ist dieselbe Wahrheit, aber in dem Kleide, der Form, der Gestalt, die sie im Gemüthe annimmt. Man hat die poetische Wahrheit auch die subjektive genannt. Unrichtig: denn die Grundlage ist ebenso objektiv, als die andere, denn alle Wahrheit ist objektiv. Aber die Gestalt, das Bild, die Erscheinung ist aus dem Subjekt genommen. Man würde sie am Besten die symbolische Wahrheit nennen. Warum nimmt denn aber die Wahrheit Gestalt? Weil alle Kunst auf Gestaltung, Formgebung, Bildung beruht und die nackte Wahrheit ihr Reich ohnehin in der — Prosa hat.

Die Gewalt des bildlichen, also uneigentlichen Ausdrucks in der Poesie kommt daher, daß wir bei dem eigentlichen Ausdruck schon längst gewohnt sind, nichts mehr zu denken oder vorzustellen. Das Bild und, weiter fortgesetzt, das Gleichniß

nöthigt uns aber aus dieser stumpfen Gewohnheit heraus, und die unentsprechende Bezeichnung wirkt stärker als die völlig gemäße.

Dieses matte Schaukeln zwischen Himmel und Erde, Prosa und Poesie, das die neuere Lyrik charakterisirt, macht eine Uebelkeit; will ich einmal den Boden verlassen, so geschehe es im Luftball steilrecht in die Wolken hinauf.

Die Gegenwart ist nie poetisch, weil sie dem Bedürfnisse dient: das Bedürfniß aber ist die Prosa.

Es handelt sich nicht darum, was die Poesie in ihren ersten Anfängen war: gegenwärtig ist sie da, um in erhabener Einseitigkeit jene Eigenschaften herauszuheben und lebendig zu erhalten, die das menschliche Beisammenleben, die Unterordnung des Einzelnen unter eine Gesammtheit, nothwendig und nützlich beschränkt und zurückdrängt; die aber eben darum — köstliche Besitzthümer der menschlichen Natur und Erhaltungsmittel jeder Energie — ganz verlöschen würden, wenn ihnen nicht von Zeit zu Zeit ein, wenn auch nur imaginärer Spielraum gegeben würde.

Es geht der Poesie gerade so, oder vielmehr umgekehrt, wie der Philosophie. Letztere ist bei ihrem Entstehen mit der Religion vereinigt und umfaßt das gesammte Schauen, Ahnen und Denken des Volkes, bis sie sich endlich von ihr scheidet und sich auf das durch den Verstand Erweisbare beschränkt. Ebenso ist die Poesie Anfangs das Organ für den Gesammtinhalt des menschlichen Geistes. Später, nach Erfindung der Prosa, überläßt sie dieser das Lehrhafte und behält für sich die Darstellung, die Empfindung, statt der Einsicht die Aussicht.

Es ließe sich sehr gut durchführen, daß der Poesie die natürliche Ansicht der Dinge zu Grunde liege, der Prosa aber die gesellschaftliche. Die Poesie würdigt Personen und Zustände nach ihrer Uebereinstimmung mit sich selbst, oder der ihnen zu Grunde liegenden Idee; die Prosa nach ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen. Sie sind daher wesentlich von einander getrennt, zwei abgesonderte Welten; und wer poetische Ideen in die wirkliche Welt einführt, steht in Gefahr, mit prosaischen die Poesie zu verfälschen.

Des Menschen unabweisliches Streben ist, sich mit der Welt in Uebereinstimmung zu setzen. Wo Das nun nicht gehen will, sucht die Philosophie am Menschen zu bessern, die Poesie kehrt es um und ändert die Welt.

Die Prosa der neueren Zeit besteht besonders darin, daß sie das Symbolische der poetischen Wahrheit nicht anerkennen wollen und nichts zulassen, was nicht eine Realität ist.

Wenn man von einem goldenen Zeitalter der Literatur spricht, so meint man gewöhnlich den Gipfelpunkt, den die Redekünste, namentlich die Poesie eines Landes erreicht haben. Und mit Recht. Einestheils ist die Poesie der Ausdruck und die Zusammenfassung der literarischen und menschlichen Bildung einer Nation; ihr Einfluß ist der durchgreifendste und weitgreifendste, und so lange es keine Wissenschaften im strengsten Verstande gibt, wird die Poesie immer an der Spitze der geistigen Bestrebungen stehen, da sie Das ist oder wenigstens sein kann, was sie sein soll, ein Ziel, das den Wissenschaften entweder für immer, oder doch für jetzt streng versagt ist. Wenn die letzteren einmal demonstrativ werden sollten, wenn sie je die ersten und letzten Gründe ihrer Folgerungen angeben könnten, würde die Poesie zu einem angenehmen Spielzeug herab-

sinken, für jetzt aber hat sie den Vorzug, wie die Natur sagen zu können: Das ist, und wenn das Gemüth die Wahrheit empfunden hat, ist von einem Erweis oder Zweifel weiter nicht die Rede.

Man hat lange darüber gestritten, ob die Nachahmung der Natur der Zweck der Kunst überhaupt sei, und die Vernünftigen sind darüber einig, daß diese Naturnachahmung, wenn auch nicht der Zweck, doch gewiß das Mittel der Kunstdarstellung sei. Ja, man könnte sogar sagen, ohne darum ein Anhänger der prosaischen Kunstschule zu sein, daß der Künstler, der sich darauf beschränkt, die Natur vortrefflich nachzuahmen, dabei alle Empfindungen und Gedanken mit in den Kauf bekomme, die dem Beschauer bei der Betrachtung des Originals der Nachahmung in der Wirklichkeit unmittelbar in der Seele entstehen, indeß der Künstler, der von Ideen und Empfindungen ausgeht, nichts weniger als sicher ist, jene Gestaltung zu finden, die seine Intentionen aus dem Reich der Möglichkeit zur Anschauung und Wirklichkeit bringt. Die eigentliche Naturnachahmung aber, und die mit dem Abklatschen des Wirklichen nichts zu thun hat, besteht darin, daß den Beschauer des Kunstwerkes, das sich möglicherweise weit von dem gewöhnlich Vorkommenden entfernt, dasselbe Gefühl des Bestehens anwandelt, wie bei Betrachtung der Natur. Das oben erwähnte: Es ist, hat das ächte Kunstwerk mit der Natur gemein. Es schließt ab, weil die Gestalt in ihren Gränzen bestimmt ist, und es befriedigt, weil der ewig bewegte Gedanke froh ist, endlich auch einmal zur Ruhe zu kommen.

Das, was aller Poesie zu Grunde liegt, womit sie anfängt, ist etwas, das dem geistigen Wissen gar nicht zur Ehre gereicht. Sie fängt nämlich an mit dem Bilde, dem Gleichniß. Worin liegt es denn nun, daß das poetische Bild, der Tropus, das Gleichniß, einen Eindruck macht, den die zu Grunde liegende Wahrheit ewig nimmer machen würde? Darin

— worüber sich eben die Metaphysik die Haare ausraufen sollte — daß ein wirklich existirendes Staubkörnchen mehr Ueberzeugung mit sich führt, als all die erhabenen Ideen, die unserer geistigen Bildung zu Grunde liegen sollen, oder wirklich liegen.

Ihr habt die Poesie zu etwas Menschlichem gemacht, sie ist aber ein Göttliches; sie ist nicht die Prosa mit einer Steigerung, sondern das Gegentheil der Prosa.

Die Prosa ist des Menschen Speise, die Poesie sein Trank, der nicht nährt, sondern erquickt. Man kann aber auch, wie die neuesten Deutschen, Bier trinken, in dem Nährungsstoffe zur Gährung gebracht sind, wovon man fett wird und noch dazu einen schweren Dusel in den Kauf bekommt.

Es besteht die Poesie aus zwei Theilen: Poesie der Auffassung und Poesie der Darstellung; der Roman ist deßhalb auch nur höchstens halbe Poesie.

Die Personifikation, als Versinnlichung eines Begriffes, wird dann zur Allegorie, wenn nicht die Schönheit der Darstellung, sondern der Begriff selbst als Hauptsache und Zweck erscheint und die Versinnlichung nur als Mittel zur Möglichkeit (wie in der bildenden Kunst) oder zur größeren Eindringlichkeit und Annehmlichkeit der Darstellung des Begriffes (wie in der Poesie) angewendet wird. Die Allegorie gehört daher, wie die äsopische Fabel, nur zum Theile ins Gebiet der Kunst.

Die Richtigkeit der Empfindung, die erste und wesentlichste Eigenschaft des Dichters, ist nicht Eins und Dasselbe mit der Wahrheit des Gefühls. Letztere geht den Menschen an und bestimmt seinen Werth, nicht aber den Werth des Gedichtes.

Die Richtigkeit der Empfindung besteht in der Fähigkeit, sich durch starke Anschauung in die Gemüthslage eines wahr Fühlenden zu versetzen. Verstand und Phantasie haben dabei eben so viel zu thun, als das Gefühl.

Inhalt! Inhalt! Was kann der Dichter für einen Inhalt geben, den ihm der denkende, fühlende Leser nicht überbietet? Aber die Form ist göttlich. Sie schließt ab wie die Natur, wie die Wirklichkeit. Ueber das wahrhaft Vorhandene geht kein Gesund-Organisirter hinaus. Durch die Form beruhigt die Kunst und ist allem Wissen überlegen.

Was Schiller die naive und sentimentale, Schlegel die antike und romantische Poesie genannt hat, wo aber allen diesen Bezeichnungen theils falsche, theils unbestimmte Nebenbestimmungen anhängen, möchte ich die Anschauungs- und Empfindungspoesie nennen.

Nicht die Ideen machen den eigentlichen Reiz der Poesie aus; der Philosoph hat deren vielleicht höhere; aber daß die kalte Denkbarkeit dieser Ideen in der Poesie eine Wirklichkeit erhält, das setzt uns in Entzücken. Die Körperlichkeit der Poesie macht sie zu Dem, was sie ist, und wer sie, wie die Neuern, zu sehr vergeistigt, hebt sie auf. — Hierher gehört der Reiz des Bildes, der Metapher, der Vergleichung, und warum z. B. eine Fabel mehr überzeugt, als der ihr zu Grunde liegende moralische Satz.

Die Poesie beruht häufig auf nicht bis zum Ende ausgedachten Gedanken, wie sie denn überhaupt den Habitus des empfindenden Menschen ausspricht und voraussetzt. So im Prometheus vinctus. Wenn er wirklich die Zukunft vor-

aus weiß, worin liegt das Verdienstliche seines Widerstandes, da er doch nicht anders handeln kann, als er wirklich handelt.

Die vollendete Form ist es, wodurch die Poesie ins Leben tritt, ins äußere Leben. Die Wahrheit der Empfindung gibt nur das innere; es ist aber Aufgabe aller Kunst, ein Inneres durch ein Aeußeres darzustellen.

Den Gedanken festzuhalten auch in einem größern poetischen Werke, ist nicht schwer, wenn man die Theile über der Idee des Ganzen vernachlässigen will. Aber mannigfaltig und lebendig bis ins Kleinste sein, und dabei doch nie den Grundgedanken aus den Augen zu verlieren, Das ist die Schwierigkeit.

Eigentlich absurde, aber durch ihr immerwährendes Vorkommen als in der innersten Natur des Menschen begründet anzusehende Vorstellungen, daher für die Philosophie verwerflich, für die Poesie aber von hohem Werthe sind: Strafe der Unthat bis ins späteste Geschlecht. Wirkung von Elternfluch und Segen. Vorbedeutende Träume. Das Schicksal, mit Vorauswissen und Vorausbestimmen gedacht. Die Gottheit leidenschaftlich. Eine von den natürlichen Folgen der That verschiedene Nemesis. Wahrsagung. Gespensterglauben. Spezielle Erhörung des Gebetes. Glück und Unglück, objektiv gedacht.

Wenn man von der neuen Zeit und der Nothwendigkeit einer neuen Richtung der Poesie spricht, so fallen mir die Griechen ein, die in der Zeit ihrer wüthendsten Demagogie noch immer in ihrem monarchischen Homer das höchste Ideal der Poesie verehrten und sich poetisch von ihm ganz befriedigt fanden. Ja, als alle Dynastengeschlechter gestürzt waren und sie die Freiheit bei Salamis und Marathon mit ihrem Blute

erkauft, wußte sich die neu entstandene dramatische Poesie keinen gemäßeren Gegenstand, als die Schicksale und Großthaten jener Könige und Machthaber. Den Bedürfnissen der Gegenwart klebt immer etwas Prosaisches an, nur die Erinnerung ist poetisch.

Die komische Poesie strebt dem Ideal ebenso nach, wie die ernsthafte. Nur spricht letztere das Ideal aus, indeß erstere Dasjenige angreift und verspottet, was dem Ideal entgegen steht.

Die Poesie der Deutschen hat alle die Fehler, die daraus hervorgehen, daß sie gegen den natürlichen Entwicklungsgang erst nach der Wissenschaft entstanden ist. Lauter Sinn, lauter Sinn! indeß die Poesie der Prosa gegenüber doch eine Art Unsinn sein sollte.

Warum die Alten besser sind und, bei gleichen Gaben, bessere sein müssen, als die Neueren? Weil ihnen das große Feld des Einfachen und Natürlichen auszubeuten frei stand und sie, um neu zu sein (was jeder Schriftsteller will), nicht gekünstelt zu sein brauchten.

Die Streitfrage über den Vorzug des Klassischen und Romantischen kommt mir vor, wie wenn ein Hauswirth an der Mittagstafel seine Gäste fragte: ob sie lieber essen oder trinken wollten? Ein Vernünftiger wird antworten: Beides.

Das Unterscheidende des Romantischen gegenüber dem Klassischen ist, daß ersteres bloß die Gemüthswirkung bezweckt, gleichviel, auf welche Art sie bewirkt wird; das Interessante, das Geistreiche, das Bedeutende, ja das Häßliche, Alles ist ihr willkommen, wenn nur die beabsichtigte Aufregung dadurch hervorgebracht wird.

Die alte Kunst aber ging bloß auf das Schöne, d. h. auf jene Gemüthserhebung, die einzig und allein aus dem sinnlich vollkommenen Eindruck entspringt.

Es ist das Grundübel der Poesie (der lyrischen besonders) aller neueren (neuesten) Nationen, daß sie sich zur Prosa hinneigt. Nicht dadurch, daß sie trivial wird (Das geschah eher in früheren Zeiten), sondern gerade, wenn sie sich erhebt. Ihre höchste Erhebung ist nämlich bis zum Gedanken, indeß nichts poetisch ist als die Empfindung.

Diese neuere Lyrik ist kein Fluß, in dem man schwimmen kann; sie ist ein Weiher, in dem sich zwar auch Sonne und Sterne spiegeln, der aber durchrankt von Wasserpflanzen ist, durchstreckt von Gedankenstämmen, besandet mit Niederschlag aller Art, so daß es ohne Waten nicht abgeht. Man kann darin allerdings noch baden, aber schwimmen nicht. Und es schwimmt sich so erquicklich in Gottes freier Luft!

Die älteren lyrischen Dichter der Deutschen unterscheiden sich von den neueren besonders darin: jenen war das lyrische Ganze das Höchste. Um die Continuität des schwellenden Zuges nicht zu unterbrechen, nahmen sie es mitunter mit dem Gedankenreichthum nicht zu genau. Der Gedanke mußte sich dem Ausdruck fügen. Die Neuern setzen sich den Gedanken vor und suchen dann die Einkleidung. Ausdruck und Gedanken sollen aber zugleich geboren werden; wenigstens darf keines vorherrschen.

Die Novelle ist das erste Herabneigen der Poesie zur Prosa; der Roman das Hinaufsteigen der Prosa zur Poesie. Jede gute Novelle kann man in Verse bringen, sie ist eigentlich ein unausgeführtes poetisches *Sujet*; ein versifizirter Roman wäre

ein Unding. Daher im Roman die Begebenheiten vielfach vermittelnd, in der Novelle positiv auftretend, so daß in ersterm die Ursachen vorherrschen, in zweiter die Wirkungen. Der Roman psychologisch, die Novelle psychopathisch; der Roman, wie schon Goethe bemerkt hat, retardirend, die Novelle fortschreitend.

Das Heer der deutschen Poesie hat schwere und leichte Reiterei, wie jede Kriegsmacht. Die schwere ist Mann und Roß dichtgepanzert, unangreifbar und undurchdringlich. Das Rüstzeug besteht zwar nur aus vielfältig verdoppeltem Papier und Pappdeckel; aber man weiß, daß ein Buch, Druckpapier oder Makulatur, selbst einer Flintenkugel widersteht. Leider hindert sie das Gewicht des Apparats, weiter zu kommen. Selbst unangreifbar, sind sie auch nicht im Stande, zu ergreifen, zu bewegen, zu erobern, zu gewinnen. Unbeweglich stehen sie und schwingen den Flammberg ins Blaue. Was freiwillig in ihre Nähe kommt, wird ihre sichere Beute.

Die leichte Reiterei ist eben so leicht, als die andere schwer ist. Ihre Armatur klafft von allen Seiten. Unfähig, den Wind zu durchschneiden, werden sie vielmehr vom Windzuge vor sich hergetrieben. Sie besiegen Alles, was im jeweiligen Strich der Windrose von ihnen überritten wird.

Der größte Theil der Dichter aber gehört zum Fußvolk. Sie sind zwar wie die Reiter und noch dazu meistens schwer gerüstet, haben aber keine Pferde. Sie begnügen sich daher, mit den Füßen zu trappeln und dazu in die hohle Faust Schnetterdeng, Schnetterdeng zu blasen. Die gefeiertsten Dichternamen der neuern Zeit gehören zu dieser Abtheilung. In ihrer Fahne führen sie eine Rose mit einem ganz kleinen p davor.

Weh dem Dichter, der sich seinen Stoff und die Behandlung desselben vom Publikum diktiren läßt. Aber wehe auch *Dem*, der vergißt, daß seine Aufgabe ist, sein Werk der all-

gemeinen Menschennatur verständlich und empfindbar zu machen. Von dieser allgemeinen Menschennatur kennen wir aber keinen unzweideutigeren Ausdruck, als die Stimme der allgemeinen Menschheit.

Warum man in der Poesie die Gattungen nicht mischen soll? Weil jede ihren eigenen Standpunkt der Anschauung, einen anderen Grad der Verkörperung mit sich führt und erfordert, welche, gemischt, sich stören und aufheben: Lyrik, Epos, Drama, Aussicht, Umsicht, Ansicht.

Die Poesie muß schlechterdings ihre willkürlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben suchen; und nur dadurch unterscheidet sie sich von der Prosa und wird Poesie. Die Mittel, wodurch sie dieses thut, sind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Silbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichnisse u. s. w. Alle diese Dinge bringen die willkürlichen Zeichen den natürlichen näher, aber sie machen sie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich sind alle Gattungen, die sich nur dieser Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poesie zu betrachten, und die höchste Gattung der Poesie ist die, welche die willkürlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das ist aber die dramatische, denn in dieser hören die Worte auf, willkürliche Zeichen zu sein, und werden natürliche Zeichen willkürlicher Dinge. Daß die dramatische Poesie die höchste, ja die einzige Poesie ist, hat schon Aristoteles gesagt, und er gibt der Epopoe nur insofern die zweite Stelle, als sie größtentheils dramatisch ist oder sein kann.

Zur Dramaturgie.

Von allen poetischen Formen die strengste ist die dramatische. Alle andern gehen formell von einer Wahrheit aus, die dramatische von einer Lüge, und ihre Aufgabe ist, diese Lüge aufrecht zu erhalten, ja sie in letzter Ausbildung zu einer Wahrheit zu machen. Die Lyrik spricht ein Gefühl aus; das Epos erzählt ein Geschehenes (für die Form gleichviel, ob wahr oder erdichtet); das Drama lügt eine Gegenwart.

Man hat sich in neuerer Zeit sehr lustig gemacht über die Täuschung, welche man in früherer einem Schauspiele zum Erforderniſſe machte, und gewiß, eine unabweisliche, zwingende Täuschung würde alle Kunst von vornherein aufheben, eine einschneidendere Wirklichkeit an deren Stelle setzen und namentlich die Tragödie zu einem Schauspiele für Schlächter und Kannibalen machen. Es gibt aber noch eine andere, willkürlich selbst gewählte (übernommene) Täuschung, eine Supposition, die der Zuseher übernimmt (in die der Zuschauer eingeht), auf die stillschweigende Bedingung, sie wegzuwerfen, wenn ihre Wirkungen lästig, wenn sie quälend würden. Die Aufgabe der dramatischen Kunst, als Form, besteht nun darin, daß diese Supposition einer Gegenwart (ja nicht mit Wirklichkeit zu verwechseln) aufrecht erhalten, ihre Bewahrung dem Zuschauer erleichtert und nicht gestattet werde, daß er sie aus Langeweile oder Zerstreuung fallen lasse, oder wohl gar im Widerwillen wegwerfe.

Wer diese Sätze leugnen wollte, müßte erst verhindern,

daß als gegenwärtig dargestellte Personen nicht auch wie gegenwärtige wirken; er müßte ungeschehen machen, daß die dramatischen Meisterwerke aller Zeiten, gut gespielt oder gelesen, jenen tiefen Eindruck machen, den nur die Gegenwart gewährt; er müßte endlich erklären, warum man überhaupt die in jeder anderen Rücksicht unbequeme dramatische Form wählt, wenn es dabei bloß auf kühle Möglichkeiten und behagliche „Es war einmal" abgesehen ist.

Dieß vorausgeschickt, fragt es sich: Durch welche Mittel kann nun bewirkt werden, daß eine niemals dagewesene oder längst vergangene Begebenheit als eine, wenn auch nur angenommene (vorausgesetzte) Gegenwart wirke? Die bloßen Gegenreden der Personen mit: tritt auf, und: geht ab und dergl., reichen dazu nicht hin, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt. Was ist es also sonst?

Die Wirklichkeit zwingt. Die Häuser in meiner Straße abzuleugnen, fällt mir nicht ein, und wenn ich morgen einen Stein vom Himmel fallen sehe, muß ich mir's gefallen lassen, ich mag es begreifen oder nicht. Wenn mir aber Jemand erzählt, er habe ein Schiff in der Luft fahren gesehen, so werde ich es erst dann glauben, wenn ich es, durch Ursache und Wirkung vermittelt, in den Kreis meiner Ueberzeugungen aufnehmen kann. Causalität zwingt den Geist, wie das Wirkliche die Sinne; und was als Gegenwart gelten will, muß vor Allem als Ursache und Wirkung streng verknüpft sich erweisen. Daher verweigert auch das Drama dem Zufall sein Spiel, und die eifrigsten Verfechter der Willensfreiheit, die täglich von Jedermann die tugendhaftesten Handlungen wie aus der Kanone verlangen, sind höchst erzürnt, wenn derlei unmotivirt auf dem Theater vorkommt. Der Charakter sei nicht gehalten, sagen sie.

Scharf und bestimmt sind die äußern Gestalten der Wirklichkeit. Mit nebelhaften Abschattungen wird Niemand eine Gegenwart anschaulich machen.

Ebenso incisiv sind ihre inneren Auskündungen. Glück-

licherweise verlangt die Kunst eine Milderung mancher Gefühle des wirklichen Lebens, wer würde sonst auslangen? Und auch Das, was übrig bleibt, wer erreicht's?

Endlich fügt sich das Wirkliche in seiner Bestimmtheit allerdings der Anwendung des Begriffes, ist ihm aber nirgends adäquat. Eine Menge Zufälligkeiten begleiten es und machen das Lebendige desselben aus, unterscheiden das wirkliche Ding von dem Gedankending.

Alles Dieß zugegeben, wird man von dem dramatischen Dichter, alle andern poetischen Qualitäten eingerechnet, außerdem noch in besonders hervorstechendem Grade folgende Eigenschaften fordern:

Scharfen, sichtenden Verstand zur Motivirung und Begründung.

Bildliche Phantasie: sie erfindet und stellt dar.

Warmes, richtiges Gefühl.

Endlich Empfindung, im Verstande der Maler genommen, wo es den Sinn für die Abstufungen und das Verfließende in den Zufälligkeiten der Naturtypen bedeutet.

Man könnte hier stehen bleiben und im Entgegenhalt der deutschen Naturanlage zu ermitteln suchen, welche von diesen Eigenschaften den Nationalvorzügen entsprechen und welche, im mindern Maße vorhanden, dem Gelingen dramatischer Composition schon von vornherein störend im Wege stehen.

Es würde sich vielleicht zeigen, daß der deutsche Verstand seine Stärke mehr im Vorarbeiten für die Zwecke der Vernunft zeige, als in rein analytischer Brauchbarkeit für die Aufgaben des Wirklichen, daß die Abweisung des gemeinen Menschenverstandes von Seite der deutschen Philosophie ihre Wirkungen mitunter weiter erstrecke, als auf jene abstrakten Höhenpunkte, für die sie eigentlich gemeint war, und unbefangener, gesunder Sinn, unbeschadet aller anderen Vorzüge unter deutschen Literatoren vielleicht seltener gefunden werde, als irgend anderswo.

Die deutsche Phantasie könnte man beschuldigen, gar zu gern ins Weite zu gehen und dadurch unbildlich zu werden. Je höher diese Kraft sich versteigt, um so nebelhafter werden ihre Gebilde, bis sie endlich zu blassen Schematen einschwinden, die den Gedanken wohl unterstützend begleiten, aber nicht mehr versinnlichen, nicht darstellen. Der Werth der Phantasie für die Kunst liegt in ihrer Begränzung, welche die Gestalt ist. Die deutsche Phantasie liebt, ihre Bilder nach einwärts, auf den Hintergrund des Gefühls zu werfen, was in der lyrischen Poesie oft hinreicht; die epische, besonders aber die dramatische Poesie fordert bestimmte Gestalten nach auswärts, die selbständig für sich dastehen und keiner Nachhülfe von Seite des Gemüthes bedürfen. Das deutsche Gefühl sei in Ehren gehalten. Was sich dagegen, außer einer gewissen Vorliebe für die Halbtinten, sagen läßt, wird am Besten in Verbindung mit dem folgenden Absatze ausgesprochen.

Dieser begreift die Empfindung in dem oben angedeuteten Sinne. Hier liegt vielleicht die poetische Hauptschwäche der Deutschen, was um so trauriger ist, da das Geheimniß der Composition damit allernächst zusammenhängt. Gewohnt, von scharfbestimmten Begriffen auszugehen, verlieren sie nur zu leicht den Takt für die Zufälligkeiten des Lebendigen. Da nun zugleich ihr Gefühl warm und wahr ist, an welchen Eigenschaften sie sich zu versündigen glaubten, wenn sie davon im Einzelnen auch nur ein Jota abgehen ließen, so werden nur zu häufig die verschiedenen Figuren, ihre Erlebnisse, Gesinnungen, Gefühle und deren Aeußerungen so haarscharf und ungeschwächt aneinander gefügt, daß man dabei an die Kartenmalerei und, wenn's gut geht, an die unbehülflichen Uranfänge der bildenden Kunst erinnert wird, die noch keine Ahnung davon hat, daß die schönsten Einzelnheiten zusammen ein schlechtes Bild machen können. Da ist nichts refüsirt, das eben Emportauchende macht seine Wirkung geltend, ohne auf den Eindruck eines Vorher oder Nachher Rücksicht zu nehmen; Licht sammelnde und sparende Gegensätze werden als Effekt-

macherei verworfen, an Ruhepunkte zur Erleichterung der Auffassung ist nicht zu denken, und so rollt denn die ganze Composition (!) als ein unentwirrbares Chaos belästigender Schönheiten um ihre eigene Achse, und der Leser (denn bis zum Zuschauer gelangt derlei selten) weiß sich nicht anders Rath, als den Knäuel hinzulegen, um sich zu besinnen und Kraft zu sammeln, wo ihm denn keine Ahnung beikommt, daß, wenn er sich nun orientirt hat und fortfährt, er kein Drama mehr mitlebt, sondern ein Buch liest.

Die Deutschen können nicht componiren. Was in Frankreich der letzte Scribler (bei allen Mängeln des Inhaltes) kann, ist in Deutschland höchstens die Gabe Einzelner. So war es aber nicht immer. Unsere großen Dichter verstanden, zu componiren, und es gab eine Zeit, wo es auch die mittelmäßigen konnten. Was hat also in neuerer Zeit die Deutschen für die Anforderungen der dramatischen Kunst weniger tauglich gemacht? Das sei der Inhalt des zweiten Theils meiner Predigt.

Was für Erscheinungen haben in Deutschland während der neuern und neuesten Zeit Platz gegriffen, um das Gelingen dramatischer Compositionen noch mehr zu erschweren, als dieß bereits früher der Fall war?

Die hieher gehörigen Erscheinungen lassen sich, so mannigfach sie sind, vielleicht auf folgende beide Hauptpunkte bringen: Mißbrauch der Gelehrsamkeit und Mißachtung der Rechte des Publikums. Die Gelehrsamkeit, oder, wenn man will, Belesenheit, so schätzbar sie an sich und so förderlich sie für alle Seiten des menschlichen Erkennens, ja Vollbringens ist, hat doch auch mitunter hemmende Einflüsse, und diese äußerten sich in Bezug auf unsern Gegenstand:

1) In Gestalt der Ideologie.

Die deutsche Philosophie hatte kaum durch Kant ihre große *Umwälzung* vollbracht und in ihren ersten Ausbildungsformen

Bestand und Platz gewonnen, als sie auch, ziemlich revolutionär, anfing, ihre Usurpationen über benachbartes und weltfremdes Gebiet auszudehnen. — Wobei jedoch vor Allem Kant selbst ausgenommen werden muß. Nie hat ein Philosoph aneignender über die Vorfragen gesprochen, als er, und wenn, was er sagte, nicht künstlerisch förderlich war, so liegt die Ursache nur darin, daß aus dem Standpunkte der Philosophie die Kunst überhaupt nicht zu fördern ist. — Damals also, wo man Prinzipien für Alles auffand, ging, wie natürlich, die Kunst auch nicht leer aus. Das Schöne war aprioristisch erwiesen, die Kunstformen deßgleichen, so daß, wenn sie zufällig verloren gegangen wären, man sie augenblicklich aus freier Faust wieder hätte erfinden können. Große Schubfächer wurden gezimmert für die Hervorbringungen aller Zeiten; da mußten sie unterkriechen, und was für das eine Schubfach als Grundwahrheit galt, war für das andere grundfalsch, als ob der Unterschied zwischen Mensch und Mensch in allen Lagen und Zeiten weiß Gott wie groß wäre. Dem gesammten Alterthum ward als Marionettendraht die Schicksalsidee beigegeben, und Atriden und Labdakiden mußten sich abmartern, bloß um den breitgetretenen Heischesatz: daß Niemand seiner Bestimmung entgehen könne, beispielsweise einzuschärfen. Der Chor war der idealisirte Zuseher, auch da, wo er Mitspielender, auch da, wo er Hauptperson, auch da, wo er einseitiger befangen ist, als der Zuseher selbst. Was nun, obschon man es mit der Consequenz nicht sehr genau nahm, durchaus der Anwendung widerstrebte, ward als unwürdig und schlecht ausgeschieden; wie denn Euripides, einem schlechtbestandenen Schüler gleich, bis auf diesen Tag mit dem schwarzen Täfelchen herumgeht.

Mit dem Schubfach für die neuere Zeit ging Das nicht so leicht an. Daß namentlich das Tragische im Kampfe der Freiheit mit der Nothwendigkeit liege, darüber war man bald einig; nur darüber nicht, ob der Freiheit oder ihrer Gegnerin der Sieg bleiben solle. Ein kleiner Unterschied, wie man sieht.

Statt eines allgemeinen Princips ward daher jeder einzelnen Hervorbringung ein besonderes zugewiesen, eine Schulidee, deren Versinnlichung die Aufgabe des Kunstwerkes sein sollte; ein Satz, und zwar kein moralischer — worauf hingearbeitet zu haben, man den Vorgängern sehr übel nahm — sondern wo möglich ein theoretisch-dogmatischer, was weniger veraltet, dafür aber bedeutend lächerlicher war. Fand Das schon unter der Herrschaft der kritischen Philosophie statt, so ward der Drang noch heftiger, nachdem durch Beimischung von Gefühls- und Phantasie-Elementen die Philosophie selbst eine Art Poesie geworden war, wo man denn, um doch auch eine Philosophie zu haben, gerne die Poesie dazu gemacht hätte.

Entstünde nun die Frage: ob man überhaupt Ideen an die Spitze dramatischer Hervorbringungen stellen solle? so wäre die Antwort: Warum nicht? wenn man sich einer so gewaltig lebendig machenden Kraft bewußt ist, als z. B. Calderon. Sonst haben aber die großen Dichter meistens den Gang der Natur zum Muster genommen, die Ideen anregt, aber vom lebendigen Factum ausgeht.

Auch müßte jederzeit der Unterschied zwischen philosophischer und poetischer Idee im Auge behalten werden, von denen die erste auf einer Wahrheit beruht, die zweite auf einer Ueberzeugung. Denn es ist die Aufgabe der Philosophie, die Natur zur Einheit des Geistes zu bringen; das Streben der Kunst, in ihr eine Einheit für das Gemüth herzustellen.

Die hier bezeichnete Richtung der sogenannten Kunstphilosophie hatte ein so allgemeines Erlahmen jeder Productionskraft zur Folge, daß sie sich unmöglich lange halten konnte. Sie ist im Ganzen aufgegeben und spukt nur noch unter dem recensirenden Troß, wenn er seine Sachunkenntniß hinter Worten verschanzen will.

Länger, und bis auf unsere Tage nachwirkend, dauerte die zweite Ausgeburt falsch angewendeter Gelehrsamkeit: Uebertreibung der Forderungen an die Production.

Hatte man sich in früherer Zeit mit der Kenntniß der

ewigen Alten und etwas förmlichem Franzosenthum begnügt, so entstand, unmittelbar vor und mit dem neuen Jahrhundert, plötzlich eine Entdeckungswuth unbekannter Regionen, den portugiesisch-spanischen Ost- und Westindienzügen vergleichbar.

Mit nicht genug zu preisendem Eifer ward Shakespeare den Deutschen näher gebracht, und eine neue Welt that sich auf, als Calderon seine ersten Strahlen durchs weichende Gewölk herübersandte. Die klassische Welt, bisher ausschließliches Eigenthum der Gelehrten, ward durch Uebersetzung Gemeingut für Alle. Was man den Römern entzog, häufte man um desto überschwänglicher auf die Griechen; und im schwindelnden Wirbeltanze drehten sich Kunstvollkommenheiten und Meisterwerke um den staunenden Lehrling. Aber durch einen leicht begreiflichen Irrthum vergaß man, daß, was so mit einem Male und in einem Maße die nächste Nähe vereinigte, in der Wirklichkeit durch Länder und Meere, durch Völker und Jahrhunderte getrennt war.

Weil man Das alles wußte, glaubte man sich zu der Forderung berechtigt, Das alles zu können, und Shakespeare und Sophokles wurden als Wegsäulen und Meilenzeiger hingestellt, indeß sie Sterne sind, nach denen man aus unendlicher Entfernung allenfalls seinen Lauf einrichten kann. Das Gute erschien klein im Vergleich mit jenen ewigen Heroen, und das Dankenswerth-Annehmbare schrumpfte zum Atome ein, im Gegenhalt eines Maßstabes, dessen Grade Volksbildungen waren, und dessen Ganzmaß die Cultur des Menschengeschlechtes.

Daß nun Niemand erreichen konnte, was gefordert ward, setzte die Fordernden scheinbar hoch hinauf über die nach Erfüllung Strebenden, d. h. die Kritik über die Production, was allemal und jederzeit ein sicheres Zeichen des Verfalles der Kunst war.

Ja, selbst ein Theil des Publikums fand die dauernde Stellung auf den unfruchtbaren Höhen des Ueberschwänglichen lohnender für das Selbstgefühl, als die Unterordnung, die Jeder übernimmt, der einen Eindruck auf sich wirken läßt, und

der Dichter fand ablehnende Grübler, wo er dankbare Zuhörer vorausgesetzt hatte.

All diese Verkehrtheit wäre noch zu ertragen gewesen, ohne die nothwendige Rückwirkung, die dieses Hetzen und Drängen endlich auf die Producirenden selbst ausüben mußte. Ueber all dem Vermeiden und sich Hüten ward die Aufgabe des Dichters zuletzt halb negativ. Um doch einigermaßen zu wirken, mußte sich Jeder mit einem solchen Apparat, einem solchen Rüsthaus von Offensiv- und Defensivwaffen beladen, daß unter ihrem Gewichte kein freier Schritt mehr möglich war. Jedes Vornehmen ging so ins Ungeheure und Weite, daß das Continuum zur innern Ausfüllung ermangelte. Das natürlich Genießbare verschwand, und man sah nichts mehr, als verunglückte Meisterstücke.

Der Schreiber dieses Aufsatzes läßt Das alles gern auf sich und seine eigenen Werke anwenden. Er wollte nicht Diesen oder Den tadeln, sondern die Richtung einer Zeit, zu der er auch gehört. Man mag sich verwahren, wie man will: ist einmal derlei in der Luft, so saugt Jeder seinen Theil davon im Athemholen ein.

In letzter Ausbildung gedieh diese Richtung — was entsetzlich zu sagen ist — bis zur Verfälschung des Gefühls.

Kenntnisse und Wahrheiten werden von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, und Der wäre ein Thor, der sich keine andere Bildung aneignen wollte, als die er selbst aus sich selbst gefunden. Das eben unterscheidet den Menschen von den übrigen Naturwesen, daß der späte Enkelsohn, weiterbildend, fortsetzt, was der Urahn, dunkel ahnend, begonnen; indeß der Sprößling des am Besten abgerichteten Thieres genau von demselben Punkte wieder anfangen muß, von dem sein gelehrter Vorfahr gleichmäßig ausging: das Palladium der Geistesbildung ist die ungehinderte Mittheilung. Das Gefühl dagegen ist der Ausdruck der besondern Existenz des Einzelnen; es stirbt mit Jedem und wird mit Jedem neu geboren. Ich kann ebenso *wenig* das Gefühl eines Andern annehmen, als die Person

mit ihm tauschen; und die eigene Art, zu fühlen, aufgeben, heißt so viel, als seine Individualität verleugnen, sich als Mensch vernichten.

Das Wesen des Drama ist, da es etwas Erdichtetes als wirklich geschehend anschaulich machen soll, strenge Causalität. Im Lauf der wirklichen Welt bescheiden wir uns gern, daß Manches vorkommen könne, was sich für uns in die stetige Kette von Ursache und Wirkung nicht fügt, weil wir einen unfaßlichen Urheber des Ganzen anzunehmen genöthigt sind und immer hoffen können, daß Das, was für unsere Beschränktheit unzusammenhängend ist, in ihm einen uns unbegreiflichen Zusammenhang habe: im Gedicht aber kennen wir den Urheber der Begebenheiten und ihrer Verknüpfung und wissen in ihm einen dem unsern ähnlichen Verstand, daher sind wir wohl auch berechtigt, anzunehmen, was in seiner Schöpfung für unsere und überhaupt für die menschlich-endliche Denkkraft nicht zusammenhänge, habe überhaupt keinen Zusammenhang und gehöre daher in die Klasse der leeren Erdichtungen, die der Verstand, von dessen formaler Leitung sich auch die schaffende Phantasie, wie jedes innere Vermögen, nicht losmachen kann, unbedingt verwirft, oder die wenigstens die beim Drama beabsichtigte Annäherung an das Wirkliche ganz ausschließt.

Das Causalitätsband ist nun, den Begriff der Freiheit vorausgesetzt, seiner Möglichkeit nach ein doppeltes: Nach dem Gesetze der Nothwendigkeit, d. i. der Natur, und nach dem Gesetze der Freiheit. Unter dem Nothwendigen wird hier alles Dasjenige verstanden, was, unabhängig von der Willensbestimmung des Menschen, in der Natur oder durch Andere Seinesgleichen geschieht, und was, durch die unbezweifelte Einwirkung auf die untern, unwillkürlichen Triebfedern seiner Handlungen, die Aeußerungen seiner Thätigkeit, zwar nicht nöthigend, aber doch anregend bestimmt. Die Einwirkung dieser äußern Triebfedern ist bekanntlich so stark, daß sie bei Menschen von *heftigen*, durch verkehrte Erziehung und un-

glückliches Temperament genährten Neigungen oft alle Thätigkeit der Freiheit aufzuheben scheint, und selbst die Besten unter uns sind sich bewußt, wie oft sie dadurch zum Schlimmen fortgerissen wurden, und wie diese Triebfedern einen Grad von extensiver und intensiver Größe erreichen können, wo fast nur ein halbes Wunder möglich machen kann, ihnen zu entgehen. Das nun, was außer unserem Willenskreise, unabhängig von uns, also nothwendig vorgeht und, ohne daß wir es nach Willkür bestimmen könnten, auf uns bestimmend (nicht nöthigend) einwirkt, nennen wir, im Zusammenhange und unter dem für die ganze Natur geltenden Causalitätsgesetze als Ursache und Wirkung stehend gedacht, Verhängniß, und insofern wir einen Verstand voraussetzen, der, ohne Einwirkung auf die Verhängnisse, das Verhängniß denkt und, außer der Beschränkung von Raum und Zeit, von vorher und nachher erkennt, Schicksal (Fatum). Das Schicksal ist nichts, als eine Vorhersehung ohne Vorsicht, eine passive Vorsehung möchte ich sie nennen, entgegengesetzt der aktiven, die als die Naturgesetze zu Gunsten des Freiheitsgesetzes modificirend gedacht wird. Im Trauerspiele nun wird entweder der Freiheit über die Nothwendigkeit der Sieg verschafft, oder umgekehrt. Die Neuern halten das Erstere für das allein Zulässige, worüber ich aber ganz der entgegengesetzten Meinung bin. Die Erhebung des Geistes, die aus dem Siege der Freiheit entspringen soll, hat durchaus nichts mit dem Wesen des Tragischen gemein und schließt nebstdem das Trauerspiel scharf ab, ohne jenes weitere Fortspielen im Gemüthe des Zuschauers zu begünstigen, das eben die eigentliche Wirkung der wahren Tragödie ausmacht. Das Tragische, das Aristoteles nur etwas steif mit Erweckung von Furcht und Mitleid bezeichnet, liegt darin, daß der Mensch das Nichtige des Irdischen erkennt, die Gefahren sieht, welchen der Beste ausgesetzt ist und oft unterliegt; daß er, für sich selbst fest das Rechte und Wahre hütend, den strauchelnden Mitmenschen bedaure, den Fallenden nicht aufhöre, zu lieben, wenn er ihn

gleich straft, weil jede Störung vernichtet werden muß des ewigen Rechts. Menschenliebe, Duldsamkeit, Selbsterkenntniß, Reinigung der Leidenschaften durch Mitleid und Furcht wird eine solche Tragödie bewirken. Das Stück wird nach dem Fallen des Vorhanges fortspielen im Innern des Menschen, und die Verherrlichung des Rechts, die Schlegel in derber Anschaulichkeit auf den Brettern und in den Lumpen der Bühne sehen will, wird glänzend sich herabsenken auf die stillzitternden Kreise des aufgeregten Gemüths.

Es ist ein Schicksal, das den Gerechten hienieden fallen läßt und den Ungerechten siegen, das „unvergoltene" Wunden schlägt, hier unvergolten. Laßt euch von der Geschichte belehren, daß es eine moralische Weltordnung gibt, die im Geschlechte ausgleicht, was stört in den Individuen; laßt euch von der Philosophie und Religion sagen, daß es ein Jenseits gibt, wo auch das Rechtthun des Individuums seine Vollendung und Verherrlichung findet. Mit diesen Vorkenntnissen und Gefühlen tretet vor unsere Bühne, und ihr werdet verstehen, was wir wollen. Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck, sagt irgendwo Goethe, und wer ein Künstler ist, wird ihm beifallen. Das Theater ist kein Correctionshaus für Spitzbuben, und keine Trivialschule für Unmündige. Wenn ihr mit den ewigen Begriffen des Rechts und der Tugend vor unsere Bühne tretet, so wird euch das zerschmetternde Schicksal ebenso erheben, wie es die Griechen erhob; denn der Mensch bleibt Mensch „im Filzhut und im Jamerlonk," und was einmal wahr gewesen, muß es ewig sein und bleiben.

Wenn das Drama in einen Mittelpunkt zusammengeht, so geht das Epos von einem Mittelpunkte aus. Wenn das Verhältniß des Einzelnen im ersten wie das von Mittel zum Zweck ist, so stellt es sich im zweiten mehr als Verhältniß des Theils zum Ganzen dar.

Die Ursache, warum das Gräßliche nicht auf der Bühne erscheinen darf, ist, weil es durch seine, ich möchte sagen: physische, Wirkung auf die Nerven sich als ein Wirkliches darstellt. Selbst das Tragische müßte von der Bühne verbannt bleiben, wenn nicht das Bewußtsein, daß es erdichtet sei, es immer begleiten könnte.

Offenbar liegt ein Theil des Grundes von dem Wohlgefallen an dem Tragischen in der Poesie auch darin, daß der unbestimmte, formlose Schmerz über die Uebel des Lebens durch die bildende Kunst Gestalt bekommt und nun nicht mehr als ein Unbegränztes in dumpfer Marter, sondern als ein zu Ueberschauendes bei vollem Bewußtsein wirkt. — Das bliebe, meine ich, selbst dann noch übrig, wenn man beim Sprechen über Poesie von der Poesie selbst absähe.

Man gefällt sich in neuester Zeit darin, einen Unterschied zwischen Dramatischem und Theatralischem zu machen. Ganz falsch, wie mir scheint. Das ächt Dramatische ist immer theatralisch, wenn auch nicht umgekehrt. Das Theater ist der Rahmen des Bildes, inner welchem die Gegenstände Anschaulichkeit und Verhältniß zu einander haben. Ueber den Rahmen hinaus sind sie nicht mehr mit Einem Blicke zu umfassen, die Anschauung wird schwächer und verwirrt sich, sie nimmt mehr die Form der epischen Succession als der dramatischen Gleichzeitigkeit und Gegenwart an.

Die neuesten Aesthetiker wollen der Stoffe suchenden tragischen Kunst bloß allein die Geschichte anweisen, deren Facta, als unmittelbare Ausflüsse des Weltgeistes, allein die nöthige Tiefe und Würde hätten. Lächerlich! Die Begebenheiten mögen wohl allerdings das Werk des Weltgeistes sein, aber die Geschichte? Was ist denn die Geschichte anders, als die Art, wie der Geist des Menschen diese ihm undurch-

dringlichen Begebenheiten aufnimmt; das, weiß Gott, ob Zusammengehörige, verbindet; das Unverständliche durch etwas Verständliches ersetzt; seine Begriffe von Zweckmäßigkeit nach außen einem Ganzen unterschiebt, das wohl nur eine nach innen kennt; Absicht findet, wo keine war; Plan, wo an kein Voraussehen zu denken, und wieder Zufall, wo tausend kleine Ursachen wirkten. Was anders ist die Geschichte? Was anders, als das Werk des Menschen? Da es nun aber nicht die Begebenheiten, sondern ihre Verbindung und Begründung ist, worauf es dem Dichter ankommt, so laßt ihn in Gottes Namen sich auch seine Begebenheiten selbst erfinden, wenn er anders dazu Lust hat.

Ein historisches Drama in dem Sinne statuiren, daß der Werth desselben in der völlig treuen Wiedergabe der Geschichte bestehe, ist eben so lächerlich, als wenn man einst die Aufgabe der Kunst im Allgemeinen in der getreuen Nachahmung der Natur suchte und zu finden glaubte. Die Natur in Handlung (Geschichte) ist Natur wie die leblose, und beide Bestreben sind eins so absurd und prosaisch als das andere.

Die Aufgabe der dramatischen und epischen Poesie gegenüber der Geschichte besteht hauptsächlich darin, daß sie die Planmäßigkeit und Ganzheit, welche die Geschichte nur in großen Partien und Zeiträumen erblicken läßt, auch in dem Raum der kleinen gewählten Begebenheit anschaulich macht.

Die Handlung unterscheidet sich dadurch von der Begebenheit, daß bei letzterer hauptsächlich auf die Folgen einer gegebenen Lage Werth gelegt wird, bei der Handlung aber auf ihre Ursachen, wo dann freilich wieder die Lage selbst in die Reihe der Ursachen tritt und mit einer letzten Folge endlich abschließt.

Man hat öfter über die Bedeutung des Wortes **Handlung** in poetischer Beziehung gesprochen, und wodurch sie sich vom Ereigniß unterscheide. Eben darin, wodurch sie sich historisch oder ethisch unterscheiden. Handlung ist ein Ereigniß, dem **Absicht** zu Grunde liegt. Diese Absicht kann aber entweder in dem Subjecte der Thätigkeit liegen, oder ihrer Thätigkeit von außen entgegengesetzt werden, und zwar wieder entweder von einer andern Person, oder von Umständen, die die Form von Absicht annehmen. Letzteres nennen wir Schicksal.

Ueber Fatum und Schicksal.

Es ist in der neuesten Zeit so viel über das **Schicksal** und seine Anwendbarkeit oder Unanwendbarkeit für die neuere Tragödie gesagt und geschrieben worden, daß ich, da besonders mein Trauerspiel die Ahnfrau den Streit neu entzündet hat, es für meine Schuldigkeit achte, dem Publikum meine Ansichten von dieser vielbesprochenen Sache vorzulegen.

Um nicht weitläufig zu sein, gleich zur Sache: Vor Allem: was verstanden die Alten (die Griechen nämlich) unter dem Worte **Fatum**, und in welchem Sinne machten sie davon Gebrauch in ihrer Tragödie? Da stoßen wir nun gleich auf verschiedene Meinungen. Der Eine findet in dem Fatum der Griechen bloß eine Naturnothwendigkeit, ein Zweiter die strafende Weltgerechtigkeit, ein Dritter eine feindselig einwirkende Macht. Unsere Verwunderung über diese Verschiedenheit der Meinungen nimmt ab, wenn wir die Werke der alten Dichter und insbesondere der Tragiker in dieser Beziehung durchgehen und das Schicksal in eben so vielen Gestalten wieder finden. Bald erscheint es als ausgleichende, selbst die Götter fesselnde Gerechtigkeit, wie im Prometheus, bald als unbedingt nothwendige Vorherbestimmung, wie in der Fabel vom Untergange des Labdakosstammes, bald als rächende Nemesis über den Tantaliden. Einmal in Opposition mit den Göttern, ein andermal (wie bei dem Geschlechte des Tantalos) zusammen-

fallend mit dem Willen der Olympier. Ja, im Euripides treten meistentheils die Götter selbst an die Stelle des Schicksals. Alles Dieses muß uns auf den Gedanken bringen, daß wohl die Griechen selbst mit dem Worte Fatum keinen bestimmten, genau begränzten Begriff verbanden, daß es ihnen erging, wie uns mit den Worten Zufall, Glück und andern, die wir gebrauchen, um gewisse Erscheinungen zu bezeichnen, die da sind, ohne daß wir sie erklären könnten, Worte, die Jedermann versteht, wenn sie auch Niemand begreift. Und so ist es auch. Die Griechen nannten Schicksal die unbekannte Größe = x, die den Erscheinungen der moralischen Welt zu Grunde liegt, deren Ursache unserem Verstande verborgen bleibt, ob wir gleich ihre Wirkungen gewahr werden. Der ganze Begriff war lediglich ein Ausfluß des dem menschlichen Geiste angeborenen Strebens, dem Begründeten einen Grund aufzufinden, des Strebens, ein Causalitätsband unter den Erscheinungen der moralischen Welt herzustellen.

Dieses Streben des menschlichen Geistes liegt in seiner Natur und besteht gegenwärtig noch ebenso, wie unter den Heiden. Es sollte zwar scheinen, als ob das Christenthum hierin die Lage der Dinge ganz geändert hätte, es scheint aber nur so. Das Christenthum hat uns einen allmächtigen Gott gegeben, der in seinen Händen die Gründe alles Seins hält, und von dem alle Veränderungen ausgehen. Das ist genug, um das ahnende Gemüth zu befriedigen. Aber auch, um den grübelnden Verstand, die schwelgende Phantasie zu bezähmen? Die Erfahrung von 1800 Jahren hat das Gegentheil gezeigt. Wir kennen Gott als den letzten Ring in der Kette der Dinge, aber die Mittelglieder fehlen, und gerade eine Reihe sucht der Verstand. Statt, wie das Gemüth, von oben anzufangen und das Irdische an jenes zu knüpfen, beginnt der Verstand, seiner Natur nach, von Dem, was er faßt, von dem untersten Gliede nämlich, und sucht nun zu dem obersten auf einer Leiter ohne Stufen emporzusteigen. Hat er sich hier eine Weile vergebens abgemattet, so bricht

die Phantasie, die er bisher zügelte, los und verknüpft die hier und dort sichtbaren Ringe der in Dunkel gehüllten Kette mit ihrem Bande, und — nihil novi in mundo! Tausend Dinge, die wir nicht begreifen, tausend Schickungen, deren ausgleichenden Grund wir nicht einsehen und die uns ewig an die lästige Beschränktheit der menschlichen Natur verweisen, machen uns irre; die Gewohnheit, Erscheinungen, die auf einander folgen, in dem Verhältniß von Ursache und Wirkung zu betrachten, trägt das Ihrige bei. Daß das wirklich so ist, zeigt der so allgemein verbreitete Glaube an Glück, Zufall, Vorbedeutung; unheilbringende Tage, Worte, Handlungen; die Astrologie, die Chiromantie u. s. w. Der Glaube an einen gütigen und gerechten Gott wird dadurch nicht aufgehoben — auch devote Personen hängen an derlei Aberglauben — sondern nur für Augenblicke aus dem Gesichte gerückt. Die Phantasie ist zufrieden, ihr Gebäude bis zu einer Höhe geführt zu haben, deren Entfernung ein klares Weiterschauen unmöglich macht, und ergötzt sich an den verfließenden Umrissen. So ist es, und so wird es bleiben, bis es das Gemüth mit seinem Ahnen und Glauben bis zur Deutlichkeit der Verstandesbegriffe und Phantasiebilder gebracht hat, das heißt, bis ans Ende der Welt.

Dieses vorausgeschickt, erhellt, daß die Idee des Schicksals, obschon für die Philosophie verwerflich, für die Poesie von höchster Wirkung ist. Nicht theoretisch Erwiesenes, sondern praktisch Vorhandenes braucht diese Letztere, und was könnte ihren Phantasiegebilden erwünschter sein, als ein von der Phantasie selbst gemalter Hintergrund, der in seiner Unermeßlichkeit ihr Raum zur freiesten Bewegung gibt. Die Frage über Anwendbarkeit des Fatums in der Poesie fällt hiedurch zusammen mit der Frage über die Anwendbarkeit der Gespenster, der vorbedeutenden Träume u. s. w., welche letztere sogar die geisterscheuen Franzosen in ihren Tragödien so wichtige Rollen spielen lassen.

Soll daher die Idee des Fatums in der neuen Tragödie

ebenso vorherrschen, wie in der antiken? Nichts weniger als Das. Bei der religiösen Tendenz, die den Tragödien der Alten, von ihrem Ursprunge her, anhing, war das Fatum so gut, als das Göttersystem, nothwendige Voraussetzung; bei den Neuern wird sie — Maschine, eine schwer zu behandelnde, vorsichtig zu brauchende Maschine, und zwar lediglich für die Tragödie, mit Ausschluß jeder andern Dichtungsart, der Epopöe zum Beispiel. Aus dem Grunde dieses Unterschiedes wird zugleich die Art des Gebrauches folgen.

Der Begriff Schicksal ist bei uns nicht eine Frucht der Ueberzeugung, sondern der dunkeln Ahnung. In allen andern Dichtungsarten spricht der Dichter selbst; was er sagt, ist *seine* Meinung, und daher wäre ein auf die Idee des Fatums gegründetes neues Epos ein Unding. Im Drama sprechen die handelnden Personen, und hier liegt es in der Macht des Dichters, ihre Charaktere so zu stellen, den Sturm ihrer Leidenschaften so zu lenken, daß die Idee des Schicksals in ihnen entstehen muß. Wie das Wort ausgesprochen oder die Idee rege gemacht worden ist, schlägt ein Blitz in die Seele des Zusehers. Alles, was er hierüber in schmerzlichen Stunden ausgegrübelt, gehört, geahnt und geträumt, wird rege, die dunkeln Mächte erwachen, und er spielt die Tragödie mit. Aber nie trete der Dichter vor und erkläre den Glauben seiner Personen für den seinigen. Dasselbe Dunkel, welches über das Wesen des Schicksals herrscht, herrsche auch in seiner Erwähnung desselben; seine Personen mögen ihren Glauben daran deutlich aussprechen, aber immer bleibe dem Zuschauer unausgemacht, ob er dem launigen Wechsel des Lebens oder einer verborgenen Waltung das schauderhafte Unheil zuschreiben soll, er selber ahne das Letztere, es werde ihm aber nicht klar gemacht; denn ein ausgesprochener Irrthum stößt zurück.

Auf diese Art hat Müllner die Idee des Schicksals gebraucht, auf diese Art, schmeichle ich mir, sie gebraucht zu haben, und die Wirkung, die dieselbe auch auf den gebildeten Theil des Publikums gemacht hat, bekräftigt meine Meinung.

Mit dieser Erklärung werden vielleicht gerade die eifrigsten Vertheidiger des Fatums am Wenigsten zufrieden sein, die demselben einen großen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie es in Verbindung mit den Grundsätzen der christlichen Religion zu bringen suchten und der Tragödie, wer weiß, was für eine hohe moralische Bestimmung anwiesen. Aber sie mögen sich vorsehen. Das eben ist das Unglück der Deutschen, daß sie ewig all ihr Wissen zu Markte bringen und nicht glauben, eine rechte Tragödie gemacht zu haben, wenn sie nicht im Nothfall zugleich als ein Compendium der Philosophie, Religion, Geschichte, Statistik und Physik gelten kann, so daß man in ihren dramatischen Werken Alles bis auf das Dramatische antrifft. Ich kann einmal nicht helfen, und alle eigentlich productiv poetischen Köpfe werden mir hoffentlich beistimmen. Menschliche Handlungen und Leidenschaften sind der Vorwurf der tragischen Kunst, alles Andere, und wäre es auch das Höchste, bleibt zwar nicht ausgeschlossen, aber ist — Maschine. Religion auf die Kanzel, Philosophie auf den Katheder, der Mensch mit seinem Thun und Treiben, seinen Freuden und Leiden, Irrthümern und Verbrechen auf die Bühne. Und somit genug.

Der vorzüglichste Grund, warum die (sogenannte) heidnische Idee vom Fatum der Poesie, namentlich der dramatischen, mehr zusagt, als die Vorstellung von Vorsehung, fließt schon aus der Betrachtung des Wesens der Poesie, als Gegensatz der Wissenschaft. Die Wissenschaft bringt das Besondere unter das Allgemeine, sie erhebt die Wahrnehmung zum Begriff. Die Poesie hingegen, in ihrer Function der Wissenschaft entgegengesetzt, sucht das Besondere aus dem Allgemeinen heraus, indem sie, ihrem Wesen nach, das letztere anschaulich zu machen, zu versinnlichen sucht. Die Wissenschaft hat es mit Begriffen zu thun, die Poesie mit Bildern. Hieraus fließt, wenn beide ihre Erzeugnisse nach dem dem Men-

schen einwohnenden Bedürfnisse aneinander reihen und verbinden, eine wesentliche Verschiedenheit. Die Wissenschaft sucht den denkbar letzten Grund auf, die Poesie den letzten sinnlich erkennbaren, bildlich darstellbaren. Die Philosophie ist zufrieden, wenn sich in den Gliedern der Kette, durch die sie die Erscheinung an ihren letzten Grund knüpft, nur kein Widerspruch ergibt, die Poesie muß jedes Glied vorzeigen können, wenn es für sie da sein soll, und sie läßt sich lieber einen wirklich verborgenen als einen scheinbaren, obgleich in der That nicht vorhandenen, Widerspruch gefallen.

Das ist der innere Zusammenhang des Drama, daß jede Scene ein Bedürfniß erregen und jede eines befriedigen muß.

Das Publikum fordert unnachsichtlich Eines, wodurch es eben zu einer so vortrefflichen Controle für den dramatischen Dichter wird, und dieses Eine ist Leben.

Fragt mich aber nun Jemand, ob ein Drama eine Idee zur Grundlage haben könne und solle? so antworte ich: warum nicht, vorausgesetzt, daß sich der Verfasser einer großen lebendigen Kraft bewußt ist, wie Calderon allenfalls. Die übrigen großen Dichter haben es aber nur selten prakticirt und sind in ihren Hervorbringungen zu Werke gegangen mit ihrer großen Meisterin, der Natur: Ideen anregend, aber von lebendigen Facten ausgehend. Im Anfange war die That.

Die Consequenz der Leidenschaften ist das Höchste, was gewöhnliche Dramatiker zu schildern und gewöhnliche Kunstrichter zu würdigen wissen, aber erst die aus der Natur gegriffenen Inconsequenzen bringen Leben in das Bild und sind das Höchste der dramatischen Kunst; nur faßt diese Niemand auf, als etwa noch das unbewußte Gefühl der Menge,

und der Kritiker höchstens an abgeschiedenen Klassikern auf Autorität.

Es ist eine große Frage: ob das zu scharfe Individualisiren der Charaktere, wie wir es bei Shakespeare finden, dem dramatischen Effect nicht schädlich ist. Der Mensch verschwindet in eben dem Verhältnisse, in welchem das Individuum hervortritt.

Die Kunst des Schauspielers hat drei Stufen: eine Rolle verstehen, eine Rolle fühlen, und das Wesen einer Rolle anschauen.

Man eifert jetzt gegen die Declamation im versificirten Trauerspiele. Man kann allerdings die Emphase zu weit treiben, darf aber auch nie vergessen, daß der Vers die Mitte zwischen der Rede und dem Gesange ist.

Ein großer Theil der Beschränktheit der französischen Tragödie entspringt gewiß aus der vorherrschenden Neigung der Zuhörer, überall ein Lächerliches zu finden. Alles daher, was einen Doppelsinn veranlassen, was ins Komische gezogen werden könnte, muß von dem Dichter vermieden werden. Dadurch wird seine Aufgabe größtentheils negativ, und diese negative Kälte muß sich nothwendigerweise auch auf sein Werk ausdehnen. Daher vermeiden sie auch soviel als möglich alle äußere Handlung, weil da ein einziger Mißgriff eines Schauspielers die ganze Wirkung des Stückes bei dem lachlustigen Publikum aufheben könnte. So lange den Franzosen diese Charakterseite bleibt, ist ihre Tragödie für sie die möglichst beste, und sie sollten sich hüten, durch Vermengung mit der ausländischen sich und ihre Dichter irre zu machen.

Was die dramatische Poesie der Spanier so verschieden von der deutschen macht, ist der Charakter der beiden Völker.

Der Deutsche ist weich und sentimental. Er will die Poesie ins Leben ziehen und sich mit der Wirklichkeit des Gedichtes schmeicheln. Daher interessirt ihn im Drama die Auflösung mehr als die Verwicklung, denn durch jene bekommt diese erst einen realen Gehalt. Dem Spanier dagegen ist das Schauspiel eben ein Spiel. Er gibt sich der Verwicklung mit Antheil und Begeisterung hin, hat aber nichts dagegen, ja liebt es vielmehr, wenn das Interesse aufs Höchste gesteigert und der Persönlichkeit des Zuschauers gewissermaßen Gewalt angethan worden ist, durch eine abrupte Auflösung enttäuscht und sich selbst wiedergegeben zu werden; daher selbst bei dem viel consequenteren Calderon, noch vor dem Fallen des Vorhanges, die handelnden Personen als Schauspieler das Publikum anreden und mit einem perdonen sus muchas faltas (man möge ihre vielen Fehler verzeihen) die Illusion zerstören. Dem Deutschen ist die Poesie ein Haus, in dem er wohnen möchte; dem Spanier ein Garten, in dem er sich ergeht. Das Erstere scheint poetischer, das Letztere ist es. (Griechen, Chor, Tanz, Musik beim Drama.)

Die zweite Hauptverschiedenheit entsteht aus der verschiedenen Geltung des Haupthebels der neueren Poesie, der Liebe. Bei dem Deutschen tritt sie als Gemüthsbedürfniß auf, bei dem Spanier verleugnet sie nie ihren sinnlichen Ursprung. Er umkleidet den Naturtrieb mit Phantasie, Geist und Gefühl und veredelt ihn so zum Ideale. Aber am Ziele angelangt, oder das Ziel verfehlt, gibt er die erborgten Illusionen den Gläubigern zurück. Das Verhältniß tritt ihm in die Reihe des Natürlichen, und statt die gesteigerte Stimmung zum Thema seines Lebens zu machen, wendet er die Kraft seines Innern gebieterischern Nothwendigkeiten zu. Daher ist dem Deutschen im Gang der Liebe das Ziel der poetische Glanzpunkt, dem Spanier der Weg. Die Heirathen werden im spanischen Drama mit einer Unbekümmertheit geschlossen, vor der die Sentimentalität zurückschaudert.

Das spanische Theater scheint keinen vom Anfang und nach dem Ende den Schauplatz verhüllenden Vorhang nach Art der heutigen Bühnen gehabt zu haben, denn in der Aurora (Morgenröthe) de Copacabaña kommt zum Schluß, als etwas Außergewöhnliches, die Vorschrift vor, daß die dort aufgeführte Prozession der heiligen Jungfrau, damit das Abgehen so vieler Personen keine Verwirrung errege, durch eine herabzulassende Cortine bedeckt werden solle (caerà una cortina, que lo cubra todo). Daß außer dem gewöhnlichen Podium noch eine schmale, erhöhte Bühne um das ganze Theater herumlief, leidet keinen Zweifel. Uebrigens hatten sie nicht bloß ihre einzelnen Versetzstücke, die den Ort der Handlung oder einzelne besonders herauszuhebende Lokalobjekte bezeichneten, sondern mitunter ganze Dekorationen, el teatro serà de bosque (das Theater stellt einen Wald vor), Verwandlungen, die durch Emporziehen eines ganzen Vorhanges angedeutet werden. Maschinen und Flugwerke ohnehin. Daß der Ort als verändert gedacht wird, während die Personen das Theater nicht verlassen, kommt häufig vor (wahrscheinlich wurde da ein Versetzstück geändert).

Ein Hauptunterschied des spanischen Theaters von dem gleichzeitigen englischen ist, daß auf ersterem die weiblichen Rollen von Frauenzimmern gespielt wurden, ja diese gaben auch Jünglinge und Knabenrollen, z. B. las mocedades de Roldan (die Jugend Rolands). Ein wesentlicher Vorzug! Denn wenn bei den Griechen und Römern Männer die Weiberrollen spielten, so war dafür auch bei ihnen nie das Geschlechtsverhältniß der Gegenstand der Handlung, dagegen Shakespeare's Julietta aus dem Munde eines Mannes oder Jünglings der Gipfel der Geschmacklosigkeit, ja Widerwärtigkeit scheint. Welche Wirkung die so häufigen Verkleidungen von derlei Weibern in Männer, die Viola's u. dgl. machen mußten, wo ein Mann in Mannesleidern als Weib gedacht werden sollte, läßt sich nun gar nicht bestimmen.

Zur Musik.

Der übelste Dienst, den man in Deutschland den Künsten erweisen konnte, war wohl der, sie sämmtlich unter den Namen der Kunst zusammenzufassen. So viel Berührungspunkte sie unter sich allerdings wohl haben, so unendlich verschieden sind sie in den Mitteln, ja in den Grundbedingungen ihrer Ausübung.

Wenn man den Grundunterschied der Musik und der Dichtkunst schlagend charakterisiren wollte, so müßte man darauf aufmerksam machen, wie die Wirkung der Musik von Sinnenreiz, vom Nervenspiel beginnt und, nachdem das Gefühl angeregt worden, höchstens in letzter Instanz an das Geistige gelangt, indeß die Dichtkunst zuerst den Begriff erweckt, nur durch ihn auf das Gefühl wirkt und als äußerste Stufe der Vollendung oder der Erniedrigung erst das Sinnliche Theil nehmen läßt; der Weg beider ist daher gerade der umgekehrte. Die eine Vergeistigung des Körperlichen, die andere Verkörperung des Geistigen. Aus diesem theoretischen Unterschiede ergibt sich nun aber ein wichtiger praktischer, in Bezug auf den Gebrauch des Häßlichen nämlich. Die Poesie darf das Häßliche (Unschöne) schon einigermaßen freigebig anwenden. Denn da die Wirkung der Poesie nur durch das Medium der unmittelbar von ihr erweckten Begriffe an das Gefühl gelangt, so wird die Vorstellung der Zweckmäßigkeit den Eindruck des Häßlichen (Unschönen) von vornherein in soweit mildern, daß es als Reizmittel und Gegensatz sogar die höchste Wirkung hervorbringen kann. Der Eindruck der Musik aber wird un-

mittelbar vom Sinn empfangen und genossen, die Billigung des Verstandes kommt zu spät, um die Störungen des Mißfälligen wieder auszugleichen. Daher darf Shakespeare bis zum Gräßlichen gehen, Mozarts Gränze war das Schöne.

Der oft gebrauchte Satz: Die Musik ist eine Poesie in Tönen, ist ebenso wenig wahr, als es der entgegengesetzte sein würde: Die Poesie ist eine Musik in Worten. Der Unterschied dieser beiden Künste liegt nicht bloß in ihren Mitteln; er liegt in den ersten Gründen ihres Wesens.

Drei Hauptunterschiede im Wesen der Musik und Poesie müssen nothwendig auch eine große Verschiedenheit in den Gesetzen ihrer beiderseitigen Hervorbringungen veranlassen. Diese sind:

Erstens, daß eine Verbindung von Tönen gefallen, ja sogar auf das Gemüth wirken kann, ohne daß man sich etwas dadurch Ausgedrücktes dabei bestimmt zu denken braucht, was bei Worten nicht der Fall ist, die immer nur durch ihren Sinn wirken.

Zweitens, daß die Worte zunächst auf den Verstand und höchstens durch ihn auf die Sinne, die Töne aber zunächst auf die Sinne und nur durch sie und höchst entfernt auf den Verstand wirken.

Drittens, daß Töne nur höchst allgemein und vag bezeichnen, und zwar fast allein Gefühle, nie Sachen; indeß das Wort mit der Schärfe des Begriffes bezeichnet. Ich möchte ein Gegenstück zu Lessings Laokoon: über die Gränzen der Musik und Poesie schreiben.

Es müßte darin gezeigt werden, wie unsinnig es sei, die Musik bei der Oper zur bloßen Sklavin der Poesie zu machen und zu verlangen, daß erstere, mit Verleugnung ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit, sich darauf beschränke, der Poesie un-

vollkommen nachzulallen mit ihren Tönen, was diese deutlich spricht mit ihren Begriffen. Es müßte aufmerksam darauf gemacht werden, um wie viel und worin der Kreis der Musik weiter ist und worin enger; wie verschieden die Art ihrer Wirkung ist, bei der Musik zuerst als Sinn- und Nervenreiz, nur mittelbar den Verstand berührend; bei der Poesie erst durch das Medium des Verstandes auf das Gemüth wirkend. Wie die Musik als eine für sich bestehende Kunst ihre eigenen, an Regeln gebundenen und in ihrer eigenen Wesenheit gegründeten Bedingungen habe, die sie Niemanden, auch der Poesie zu Liebe nicht, aufgeben kann und darf; daß sie, wenn sie ein Thema aufgefaßt hat, es organisch ausbilden und zu Ende führen muß, die Poesie mag auch dagegen einwenden, was sie will. (Hier darauf hingedeutet, wie selbst die größten, ja darunter die denkendsten Tonsetzer in ihren Opern das vielmalige Wiederholen einzelner Worte und Sätze, ja oft ganzer Stellen, zum großen Skandal der Dichter nicht aufgeben wollen.)

Als Grundsatz gelte: Keine Oper solle vom Gesichtspunkte der Poesie betrachtet werden — von diesem aus ist jede dramatisch-musikalische Composition Unsinn — sondern vom Gesichtspunkte der Musik: als ein musikalisches Bild mit darunter geschriebenem, erklärendem Texte. Ballet-Musik wäre eigentlich der Triumph der Tonkunst, wenn sie einmal aus sich herausgeht, vorausgesetzt, daß wir nämlich eigentliche Ballete hätten und nicht Gauklersprünge.

Es wird keinem Operncompositeur leichter sein, genau auf die Worte des Textes zu setzen, als dem, der seine Musik mechanisch zusammensetzt; da hingegen der, dessen Musik ein organisches Leben, eine in sich selbst gegründete innere Nothwendigkeit hat, leicht mit den Worten in Collision kömmt. Jedes eigentlich melodische Thema hat nämlich sein inneres Gesetz der Bildung und Entwicklung, das dem eigentlich musikalischen Genie heilig und unantastbar ist, und das er den Worten

zu Gefallen nicht aufgeben kann. Der musikalische Prosaist kann überall anfangen und überall aufhören, weil Stücke und Theile sich leicht versetzen und anders ordnen lassen; wer aber Sinn für ein Ganzes hat, kann es nur entweder ganz geben, oder ganz bleiben lassen. Das soll nicht der Vernachlässigung des Textes das Wort reden, sondern sie nur in einzelnen Fällen entschuldigen, ja rechtfertigen. Daher ist Rossini's kindisches Getändel doch mehr werth als Mosels prosaische Verstandesnachäffung, welche das Wesen der Musik zerreißt, um den hohlen Worten des Dichters nachzustottern; daher kann man Mozarten häufig Verstöße gegen den Text vorwerfen, Gluсken nie; daher ist das so gepriesene Charakteristische der Musik häufig ein sehr negatives Verdienst, das sich meistens darauf beschränkt, daß die Freude durch Nicht-Traurigkeit, der Schmerz durch Nicht-Lustigkeit, die Milde durch Nicht-Härte, der Zorn durch Nicht-Milde, die Liebe durch Flöten und die Verzweiflung durch Trompeten und Pauken mit obligaten Contrabässen ausgedrückt wird. Der Situation muß der Tonsetzer treu bleiben, den Worten nicht; wenn er bessere in seiner Musik findet, so mag er immer die des Textes übergehen. Dieß führt wieder auf den schon öfter bemerkten Unterschied zwischen Singspiel und Oper. Im erstern (wozu fast alle Opern des wahrhaft großen Gluck gehören) dient die Musik dem Text, in der zweiten ist der Text die Unterschrift des musikalischen Bildes.

Wäre die Musik in der Oper nur da, um Das noch einmal auszudrücken, was der Dichter schon ausgedrückt hat, dann laßt mir die Töne weg, ich will die Worte des Dichters allein lesen, denn die Musikbegleitung wäre in diesem Falle denn doch nur ein Kunststück, ein Gauklerversuch, mit andern, scheinbar unzureichenden Darstellungsmitteln Das zu erreichen, was der Andre leichter, verständlicher und genügender schon erreicht hat. Oder soll dadurch der Eindruck des Gedichtes

verstärkt werden? Das mag bei Gedichten gelten, die keine sind, wie z. B. bei italienischen Operntexten; dann aber enthaltet euch von eigentlichen Dichterwerken und hört auf, zu klagen, daß nur schlechte Dichter euch Textbücher machen wollen. Aber Das alles ist's nicht. Sämmtliche Künste, wenn gleich aus gemeinschaftlicher Wurzel entsprossen, sind streng getheilt in ihren Gipfeln. Wo die Poesie aufhört, fängt die Musik an. Wo der Dichter keine Worte mehr findet, da soll der Musiker mit seinen Tönen eintreten. Wer deine Kraft kennt, Melodie! die du, ohne der Worterklärung eines Begriffs zu bedürfen, unmittelbar aus dem Himmel, durch die Brust wieder zum Himmel zurückziehst, wer deine Kraft kennt, wird die Musik nicht zur Nachtreterin der Poesie machen: er mag der letztern den Vorrang geben (und ich glaube, sie verdient ihn auch, wie ihn das Mannesalter verdient vor der Kindheit), aber er wird auch der erstern ihr eigenes, unabhängiges Reich zugestehn und beide wie Geschwister betrachten und nicht wie Herrn und Knecht, oder auch nur wie Vormund und Mündel.

Die von einer Oper eine rein dramatische Wirkung fordern, sind gewöhnlich Jene, die dagegen auch von einem dramatischen Gedichte eine musikalische Wirkung begehren (d. i. Wirkung mit blinder Gewalt).

Mein Herr!

Ich habe die Ouvertüre zum Tannhäuser gehört und bin entzückt. Heißt das: gegenwärtig, denn während des Anhörens thaten mir die Ohren ziemlich weh. Ich bemerkte aber gleich, daß es sich hier nicht um ein Vergnügen für das Ohr, sondern um den Sinn und die tiefere Bedeutung handle. Ueber diese Bedeutung waren übrigens ich und einige neben mir sitzende Kunstfreunde, die damals gleich mir nicht einmal den Titel des Werkes kannten, sehr im Zweifel.

Der Eine *meinte, die* Musik drücke den russisch-türkischen

Krieg aus, wo die Posaunen und Trompeten des christlichen Chorals den Todesmuth der Russen, und das Zittern der Violinen die Furcht der Türken versinnlicht, obwohl in Wahrheit die Türken sich nicht sehr zu fürchten schienen.

Ein Zweiter meinte, es stelle den Eisstoß dar.

Zwei Andere dachten, der Eine auf die Erschaffung, der Andere auf den Untergang der Welt.

Endlich gab uns ein freundlicher Mann, leider erst am Schlusse der Ouvertüre, das Programm des Verfassers. Nun erst waren wir im Klaren und beschloßen, diese herrliche Ouvertüre bei keiner späteren Aufführung zu versäumen.

Ein alter Herr, der hinter uns saß, meinte zwar, man sollte lieber nur das Programm lesen und die Musik gar nicht hören, um die Meinung des Tondichters ganz zu fassen; aber wer wird auf Leute achten, die hinter der Zeit zurückgeblieben sind?

Es lebe der Fortschritt!

Wenn man über den Unterschied der französischen und italienischen Opernmusik urtheilen will und über das Charakteristische und Nichtcharakteristische, das in ihnen herrscht, so muß man sich vor Allem auf den Standpunkt setzen, von dem aus beide Nationen das Verhältniß des Textes zur Musik betrachten. Dem Franzosen soll die Musik die Wirkung der Worte verstärken, weßhalb er auch auf seine Opernbücher viel Fleiß verwendet und der Werth oder Unwerth des Gedichtes mehr als zur Hälfte sein Urtheil über die Oper bestimmt; dem Italiener gelten die Worte kaum mehr, als eine Ueberschrift über das Tongemälde des Componisten, weßhalb auch ihre Bücher schlecht und bloß darauf berechnet sind, dem Tonsetzer Gelegenheit zu effektvollen Musikstücken zu geben.

Es heißt, man will die Instrumentalmusik in den Kirchen verbieten. Damit ist erstens das Todesurtheil über die Musik *ausgesprochen*, die einzige geistige Bestrebung, in der Oestreich

noch bis vor Kurzem in der Welt einen Rang eingenommen hat. Die ausübenden Musiker werden ihren Unterhalt verlieren; die Dorfschulmeister werden sich nicht mehr mit den Regeln des Satzes und der Begleitung beschäftigen, der katholische Süden wird musikalisch mit dem protestantischen Norden in Eine Reihe treten. Ja, aber der Pabst ist gegen die Instrumentalmusik in den Kirchen! Der Pabst, dessen Ansehen in Glaubenssachen allerdings entscheidend ist, kennt die deutsche Kirchenmusik nicht, er kennt nur die italienische, die Opernarien und Militärmärsche während der heiligen Handlung spielt und dadurch allerdings revoltant wird. In Deutschland hat man einen Kirchenstil, der in seiner größern oder mindern Strenge dem Ohr der großen Masse nicht sehr schmeichelt, und wenn in den Hauptstädten wohl ein Theil der sogenannten Musikkenner vielleicht nur der Musik wegen in den Gottesdienst geht, so fühlt dagegen in den kleinern Orten der schlichte Einwohner sich durch die Musik nicht zerstreut, vielmehr gesammelt, erhoben und in seiner Andacht unterstützt. Ihr wollt die Musik wegnehmen? Warum nicht auch die Bilder? Warum nicht die Pracht in der Ausschmückung der Kirchen, der Gewänder und Aufzüge? Warum nicht so manche fromme Ceremonie, denen von den Andersgläubigen etwas Dramatisches, ja Theatralisches vorgeworfen wird? Entkleidet den Katholicismus nicht seiner Kunstgewänder, der Protestantismus ist nackt.

Der Text zur Schöpfung war eigentlich von van Swieten für Mozart geschrieben. Als er ihn in der Folge Haydn zur Composition übergab, ließ van Swieten, ein großer Musikkenner, sich jedes Musikstück, so wie es fertig ward, mit kleinem Orchester vorprobiren. Vieles verwarf er, als für den großen Stoff zu kleinlich. Haydn fügte sich gern, und so kam jenes erstaunliche Werk zu Stande, das die kommenden Zeiten noch *bewundern* werden. Alles Dieß habe ich aus

dem Munde eines wohlunterrichteten Zeitgenossen, der bei jenen ersten Theilproben selbst mitwirkte.

Merkwürdig ist die große Vorliebe Napoleons für die Musik. Große Orchestermusik aber mißfiel ihm. Nebst der militärischen, die ihm wahrscheinlich die sie begleitenden Erinnerungen lieb machten, zog er sanfte Musik, italienischen Gesang allem Andern vor. Dann schien er sich ganz dem Genusse zu überlassen; aber diese Musik mußte immer gleichsam von einer Farbe sein; kein Instrument durfte vorherrschen und kein Forte vorkommen. „Meine Herren, ich will nur einen Tonhauch," sagte er oft. Ein sanfter Ton hatte überhaupt einen großen Reiz für ihn, und eine Person, deren Stimme seinem Ohr schmeichelte, mißfiel ihm selten. Wenn aber ein Name übel lautete, so kauete er ihn gleichsam zwischen den Zähnen und sprach ihn niemals gehörig aus. (Memoiren Josephinens.)

Ueberhaupt mögen wohl alle bedeutenden Menschen die sanfte und somit die italienische Musik jeder andern vorgezogen haben. Leute, die zu denken im Stande sind, mögen dafür aber über nichts denken, als wo etwas des Denkens Werthes dabei herauskommt. Sie suchen die Musik als ein Besänftigungsmittel; Thoren lieben zusammengesetzte Musik zur Erregung.

Menschen von Talent sind weniger Musiker, als vielmehr musikalische Instrumente; ohne fremde Hülfe bringen sie keinen Ton hervor, aber bei fremder, auch der leisesten Berührung entwickelt sich aus ihnen herrliche Melodie.

Sind die Molltonarten nicht die Weiber der Musik? die sich von ihrem Vater (der Durtonart, von der sie entstanden) trennen und die Vorzeichnung ihres Gatten (der Durtonart ihrer nächsten Verwandtschaft) annehmen?

Ist diese wohltemperirte Stimmung der neuern Musik nicht wie ein wohltemperirter Staat? Die armen einzelnen Terzen und Quinten müssen so viel ab- und zugeben, damit nur das Ganze einen irgend erträglichen Zusammenklang erhält! Was werden die interessanten Kinder alltäglich, wenn sie, als Erwachsene, unter dem Stimmhammer der geselligen Verhältnisse durchgegangen sind! Arme zweite Stufe mit deinen verstümmelten Gliedmaßen; noch ärmere siebente, über deine geräderte Quint. Ist denn nur Das im Menschen etwas, was dem Andern nützt? Ist denn nicht jede Realität ein Vorzug?

Es ist nur zu offenbar, daß die Musik als für sich bestehende Kunst bei den Griechen eigentlich gar nicht existirte, sondern immer nur als Begleiterin der Poesie erschien. Das zeigt unter Anderm auch schon die dürftige Besaitung und die sonderbare Stimmung ihres Hauptinstrumentes, der Lyra. Es ist schlechterdings nicht möglich, daß mit der Stimmung auf die enharmonische Scala irgend eine für menschliche Ohren hörbare, selbständige Melodie hätte hervorgebracht werden können; wohl aber konnte gerade diese sonderbare Stimmung dienen, zur Unterstützung des Singenden die schwersten Töne des gewählten Modus anzugeben und so der Intonation zum Leitfaden zu werden. Dasselbe beweist der Mangel an aller Taktbezeichnung, wozu lediglich die Länge und Kürze der Silben des Textes dienen mußten. Wenn in späterer Zeit auch Musik ohne Worte vorkommt, so war es immer nur die für sich allein gespielte Melodie eines bekannten Liedes, wo nur für den Augenblick die Worte weggelassen wurden. So war der Kriegsmarsch der Spartaner die Melodie zu einem Hymnus an den Kastor. Die Musik als selbständige Kunst ist daher gänzlich für eine Erfindung der Neuern zu halten, und Das ist auch das Einzige, was sie in Künsten vor den Alten voraus haben.

Wie, wenn ein Theil unserer Irrthümer über die griechische Musik daher entstünde, daß man auf ihre Art, die Intervallen zu berechnen, nicht genug Acht gegeben hätte? Es scheint, daß die Besaitung ihrer Leier nicht, wie unsere Geige oder Guitarre, mit der tiefsten Chorde anfing, sondern wie unsere Harfe mit der höchsten, daher auch der Name der ersten (vom Körper des Spielenden an gerechnet), ὑπάτη, die Höchste, sowie der entferntesten νεάτη, νήτη, die Letzte. Ist es nun so, so zählten sie ihre Intervalle nicht aufwärts, wie wir, sondern abwärts, und ihr διατέσσαρον ist eine Unterquarte, d. i. eigentliche Quinte. Daß ihnen die Terz keine Consonanz war, ist natürlich, weil die untere Terz mit der Sekunde zusammenfällt, die eine Dissonanz ist.

Drieberg in seiner „Musik der Griechen" hält die Lyra bloß für ein ideales Instrument, das mit seinen 3, 4, oder 7 und 8 Saiten als solches nie existirt habe. Aber, alles Andere unberücksichtigt, reicht die einzige von ihm selbst angeführte Anekdote von dem spartanischen Ephor, der dem Timotheus bei dem Wettkampf, indem er ihm ein Messer reichte, befahl, die von ihm erfundenen Saiten von dem Instrument abzuschneiden; — diese einzige Anekdote reicht hin, diese Meinung zu widerlegen und die Wirklichkeit der Lyra, als eines bestimmten musikalischen Instrumentes, zu beweisen. Ferner: wenn sie auch unmöglich ein melodisches Instrument sein konnte, war sie nicht vielleicht ein harmonisches, d. h. bloß gebraucht, um die Stimme zu unterstützen, dieser die feststehenden Töne, die sich in allen drei Tongeschlechtern gleich blieben, anzugeben; mit einem Wort, mehr das Instrument des Direktors oder des Gesang-Akkompagnirenden, als des eigentlichen Tonkünstlers, Virtuosen? Auf diese Art verschwände das scheinbar Widersinnige ihrer Besaitung und Stimmung.

Zur Malerei.

Die Maler kann man en gros in zwei Hauptrubriken theilen. Die einen betrachten die Darstellung der Natur als Hauptaufgabe, die andern jene des Gedankens. So sehr nun der eigentliche Maler Beides vereinigen müßte, so ist doch nicht zu leugnen, daß, die Spaltung einmal als vorhanden zugegeben, die erstere Klasse im Vortheil ist. Denn wer die Natur nachahmt, bekommt jene Gedanken, die in der Natur selbst liegen, gratis in den Kauf mit, indeß in dem Gedanken keineswegs noch die äußere Naturwahrheit mit eingeschlossen ist.

Die Deutschen sind in der neuesten Zeit sehr geneigt, die sogenannte erste (jugendliche) Manier großer Künstler den Werken ihrer Reife vorzuziehen. Ob ihnen dabei nicht der Verdacht kommt, daß sie vielleicht im Allgemeinen knabenhafte Forderungen an die Kunst machen!

Eigentliche Ideenmaler sind die Kinder. Bei diesen ist ein vierbeiniger Schragen und darauf ein paar senkrechte Striche mit einem Säbel und Federbusch, ein Husar. Das drückt die Idee vollkommen aus.

Dieser neuern deutschen Malerschule fehlt, bei manchen Vorzügen, doch die starke Empfindung der Natur. Ueberall bloß Gedanken- und Gefühlszwecke.

Ein großer Theil von dem angenehmen Eindruck, den die Gemälde der ältern Meister auf uns machen, mag wohl auch in dem Rührenden liegen, das jedes redliche Streben hat, dem der Erfolg aus Mangel der Mittel entgeht. So zieht auch das Steife in alten Gedichten und Chroniken an. Die Unbeholfenheit scheint Unschuld, und die Manier einer verflossenen Zeit wird, wenn man sie, statt mit ihrer, mit unserer Zeit vergleicht, zum Charakter, wohl gar zum Stil. Ein Chinese ist in Europa eine Sonderbarkeit, in China eine Gemeinheit.

Kunstgespräch.

Liebhaber. Welch kolossale Figur! Was für Verhältnisse! Der Mund ungeheuer; die Grübchen in den Wangen, daß man allenfalls die Faust hineinlegen könnte. Lächerlich! Abscheulich!

Künstler. Mir däucht, Sie haben nicht den rechten Standpunkt gewählt. Belieben Sie, etwas zurückzutreten. Derlei will nicht so aus der Nähe betrachtet werden.

Liebhaber. Ich liebe die Bilder von leicht übersehbarem Maß.

Künstler. Ich gleichfalls. Ich verstehe aber auch, die darüber hinausgehenden zu betrachten.

Wie leer ist, was Gaudy (Römerfahrt) über Michel Angelo's letztes Gericht sagt. Es soll nicht in Einheit zusammengehn, zu ausgedehnt kolossal sein. Wer hieß ihn die Seitengruppen als Hauptsache betrachten? Der Welterlöser als Richter mit der entsetzlichen Geberde der Verwerfung ist nicht nur der Mittelpunkt, er ist die Essenz des Gemäldes, das Andere ist nur Staffage.

Spath bemerkt bei der Madonna della sedia von Raphael: „Das Kind verstecke die eine Hand zu tief in den

der Mutter, was dem lüsternen Geist Ursache gebe, in
ken sich zu belustigen, welche der Seele beim Anblick
Bildes, das das Heiligste in irdischen Gestalten zeigt,
ıs fremd sein müssen." Elender! für Leute deines
n hat Raphael nicht gemalt. Ja freilich, wer bei dem
dieser Madonna an so etwas nur denken kann, hat
nöthig, religiöse Gesinnungen auch in der Kunst zu
denn Schufte brauchen Religion, damit sie im Zaume
n werden.

Zur Literargeschichte.

Nicht leicht ist die Geschichte je in so hohem Ansehen gestanden, als bei den neuesten Deutschen. Und mit Recht. Die Naturwissenschaften beiseite gesetzt, und so lange es keine Philosophie gibt, ist die Geschichte die Lehrerin des Menschengeschlechtes. Freilich ist ihr Nutzen großentheils ein negativer. Sie zeigt uns den Hochmuth, den Eigennutz, die Leidenschaften, die Irrthümer, die von jeher an den Geschicken der Welt gerüttelt haben, und lehrt, sich davor zu hüten; aber eben dadurch wird ihr Nutzen auch positiv, denn wenn man erst alle falschen Wege bezeichnet hat, fände man wohl auch den rechten. Wer eine solche Ansicht des Menschengetriebes für zu dunkel hielte und dagegen die unleugbaren Fortschritte der Welt zum Bessern anführte, mag in Bezug auf das Trübe der Ansicht unsere Zeit und die nächstverflossene betrachten; was aber den Fortschritt betrifft, nicht vergessen, daß einzelne ausgezeichnete Männer der That, des Wissens und der Kunst allerdings wie Leuchtthürme ihr Licht auf ganze Generationen und Epochen geworfen haben; andererseits aber den glücklichen Umstand in Anschlag bringen, daß das Gute und Rechte, abgesehen von ihrem innern Werth, auch noch den äußern haben, daß sie der Nutzen Aller, gegenüber dem Eigennutz des Einzelnen, sind, so daß jeder Gewinn- und Ehrsüchtige im Großen das ganze Menschengeschlecht gewissermaßen aus dem nämlichen Motiv gegen sich hat, und der gewaltthätige Frevler zuletzt nicht so wohl besiegt als erdrückt wird.

Wenn man nun aber der neudeutschen Verehrung der Geschichte näher nachforscht und, wie in einem Kaufladen, außer der Aufschrift auf der Büchse, in die Büchse selber hinein sieht, so wird die Freude über jene Werthschätzung sehr vermindert. Da ist denn die Geschichte der sich selbst realisirende Begriff, und noch dazu mit nachweisbarer Nothwendigkeit und zu immerwährendem Fortschritt. Hier hört auf einmal der praktische Nutzen der Geschichte auf, und sie bekommt dafür einen theoretischen Heiligenschein. Sie ist das Wandeln Gottes auf der Erde, welcher Gott aber seinerseits durch die Geschichte erst gemacht wird. Die Vergangenheit zu erforschen, wäre ein Geschäft für die Schwachköpfe, die nicht die Gabe haben, sie aus der Gegenwart zu deduciren, und der Geschichtschreiber hätte sich vielmehr an die Zukunft zu wenden, um sie, gleichfalls mit Nothwendigkeit, im Voraus zu bestimmen. Man sage nicht, daß diese Ansichten einer halbverrückten Philosophie unserer wirklichen Geschichtschreibung aufgedrungen seien; in den Werken unserer ausgezeichnetsten Historiker finden sich Spuren davon und werden diese Werke, trotz ihrer Vorzüge, einer aus der Trunkenheit erwachten Nachwelt geradezu ungenießbar machen. Warum ich von dieser Verirrung der Geschichte spreche, ist, weil sie ihren Einfluß auch auf die Literargeschichte ausgeübt hat, von der ich eben sprechen will.

Zwischen dieser, der Literargeschichte und der Menschen- oder Völkergeschichte, zeigt sich nun gleich von vornherein ein ungeheurer Unterschied, der nicht nur ihren Gegenstand, sondern auch ihren Werth und Nutzen betrifft. Die Begebenheiten der Völkergeschichte sind vergangen, und sie zu erforschen und richtig zu stellen, ist die Hauptaufgabe des Historikers; die Begebenheiten der Literargeschichte, die Werke der Schriftsteller sind noch heute da, wie vor Jahrhunderten, ja vor einem Jahrtausend. Homer und Shakespeare stehen vor mir auf meinem Pulte, und ich kann jeden Augenblick sie mir vergegenwärtigen, nicht bloß die Nachricht von ihnen, sie

selbst, als ob ich mit ihnen zugleich lebte. Die Zeit- und Ortsverhältnisse, in denen sie sich befanden, sind allerdings wichtig zum Verständniß ihrer Werke, aber Das leistet die Völkergeschichte, und es braucht dazu keine weitere Beihülfe. Biographische Nachrichten erläutern Manches, vor Allem die Mängel der Schriftsteller; die Welt lebt aber von ihren Vorzügen. An dem Schriftsteller mehr Antheil zu nehmen als an seinen Schriften ist eine sentimental-verhätschelnde Manier, die nur dazu dient, verunglückte Halbgenie's mit dem Troste zu erquicken, was sie alles Erstaunliches geleistet hätten, wenn Zeit und Umstände ihnen günstig gewesen wären.

Wenn auf diese Art die eigentlichen Fakten der Literargeschichte, die Werke der bedeutenden Schriftsteller, Jedermann ohnehin zugänglich sind, so bliebe ihr als Historie nichts übrig, als von den Unbedeutenden zu sprechen. Die mögen aber nur unbekannt bleiben. In der politischen Geschichte ist das Volk oder (wenn ich die Besten weggenommen habe) der Pöbel nicht ohne Bedeutung; er fügt den Unternehmungen der hervorragenden Männer die physische Kraft bei; in der Literatur ist der Schriftstellerpöbel nur da, um durch Nachahmung das Gute zu entstellen und dem Schlechten eine längere Dauer zu geben; mit Ausnahme der Zeiten, die von Originalität und Genialität träumen, wo derlei Subjekte Albernheiten auf eigene Faust treiben.

Man könnte mir einwenden, daß die Literargeschichte wenigstens für jenen Theil des Publikums ihren Werth behalte, der, andern Beschäftigungen hingegeben, nicht Zeit und Gelegenheit hat, von den Werken vieler ausgezeichneter Schriftsteller selbst Kenntniß zu nehmen, sowie daß für dasselbe Publikum, ja für einen Theil der die Literatur ex professo treibenden Personen, das richtige Verständniß jener Werke mitunter schwierig sei und daher eine Nachhülfe nöthig mache. Aber nebstdem, daß letzteres schon aus dem Felde der Geschichte in das der Kritik übergeht, spare ich mir die Besprechung dieser beiden Punkte für den weiteren Verfolg auf.

Mit alle Dem will ich nicht von der Literargeschichte übel gesprochen haben. Sie hat mir selbst zu viel Vergnügen gemacht, als daß ich es nicht dankbar erkennen sollte. Der Mensch will Alles wissen; er soll über Alles denken. Außer der Wißbegierde (ich nenne so, wenn man etwas wissen will, was innern oder äußern Nutzen gewährt) gibt es auch eine erlaubte, ja löbliche Neugier, die vor Allem den geistreichen Menschen befällt und unabläßlich nach Befriedigung strebt. Ich eifere nur gegen den in neuerer Zeit prätendirten Nutzen der Literargeschichte selbst für die praktische weitere Fortbildung der Literaturzweige und zähle sie vielmehr jenen mitunter gefährlichen Bestrebungen zu, die, indeß sie einerseits die Masse der oberflächlichen Kenntnisse, will sagen: Notizen, vermehren, auf der andern Seite den Gesichtskreis ins Unermeßliche erweitern, so daß endlich jene innere Concentration immer schwieriger wird, ohne die eine That oder ein Werk nicht möglich ist. Im Mangel dieser Concentration liegt aber der Fluch unserer Zeit.

Wie wenig gering ich von der Literargeschichte denke, zeigt schon die Ueberschrift dieser Blätter. Ich habe nämlich versprochen, nicht über, sondern zur Literargeschichte zu sprechen, also einen Theil Geschichte selbst und zwar, wie ich mich jetzt näher erkläre, zur Literargeschichte der Gegenwart. Daß ich hierbei, nach der Natur meiner eigenen Beschäftigungen, vor Allem die Poesie im Auge habe, wird wohl Jedermann schon von vornherein vermuthet haben. Ich werde hierbei keine Werke beurtheilen oder Namen nennen; mir ist's um das Ganze der Erscheinung und ihre Gründe zu thun. Wenn ich hierdurch in den Tadel verfalle, den ich kurz vorher über Jene ausgesprochen habe, die aus dem Boden der Geschichte gar zu gern in den der Kritik übergehen, so bleibt allerdings wahr, daß, wer die Geduld hat, all das Mittelmäßige und Schlechte zu lesen, das der Historiker als solcher sich nicht ersparen kann, wohl kaum je die Gabe haben wird, ein berechtigtes Kunsturtheil zu fällen, indeß der künstlerisch Begabte

Ein großer Theil von dem angenehmen Eindruck, den die Gemälde der ältern Meister auf uns machen, mag wohl auch in dem Rührenden liegen, das jedes redliche Streben hat, dem der Erfolg aus Mangel der Mittel entgeht. So zieht auch das Steife in alten Gedichten und Chroniken an. Die Unbeholfenheit scheint Unschuld, und die Manier einer verflossenen Zeit wird, wenn man sie, statt mit ihrer, mit unserer Zeit vergleicht, zum Charakter, wohl gar zum Stil. Ein Chinese ist in Europa eine Sonderbarkeit, in China eine Gemeinheit.

Kunstgespräch.

Liebhaber. Welch kolossale Figur! Was für Verhältnisse! Der Mund ungeheuer; die Grübchen in den Wangen, daß man allenfalls die Faust hineinlegen könnte. Lächerlich! Abscheulich!

Künstler. Mir däucht, Sie haben nicht den rechten Standpunkt gewählt. Belieben Sie, etwas zurückzutreten. Derlei will nicht so aus der Nähe betrachtet werden.

Liebhaber. Ich liebe die Bilder von leicht übersehbarem Maß.

Künstler. Ich gleichfalls. Ich verstehe aber auch, die darüber hinausgehenden zu betrachten.

Wie leer ist, was Gaudy (Römerfahrt) über Michel Angelo's letztes Gericht sagt. Es soll nicht in Einheit zusammengehn, zu ausgedehnt kolossal sein. Wer hieß ihn die Seitengruppen als Hauptsache betrachten? Der Welterlöser als Richter mit der entsetzlichen Geberde der Verwerfung ist nicht nur der Mittelpunkt, er ist die Essenz des Gemäldes, das Andere ist nur Staffage.

Spath bemerkt bei der Madonna della sedia von Raphael: „Das Kind verstecke die eine Hand zu tief in den

Busen der Mutter, was dem lüsternen Geist Ursache gebe, in Gedanken sich zu belustigen, welche der Seele beim Anblick eines Bildes, das das Heiligste in irdischen Gestalten zeigt, durchaus fremd sein müssen." Elender! für Leute deines Gleichen hat Raphael nicht gemalt. Ja freilich, wer bei dem Anblick dieser Madonna an so etwas nur denken kann, hat wohl nöthig, religiöse Gesinnungen auch in der Kunst zu suchen, denn Schufte brauchen Religion, damit sie im Zaume gehalten werden.

Zur Literargeschichte.

Nicht leicht ist die Geschichte je in so hohem Ansehen gestanden, als bei den neuesten Deutschen. Und mit Recht. Die Naturwissenschaften beiseite gesetzt, und so lange es keine Philosophie gibt, ist die Geschichte die Lehrerin des Menschengeschlechtes. Freilich ist ihr Nutzen großentheils ein negativer. Sie zeigt uns den Hochmuth, den Eigennutz, die Leidenschaften, die Irrthümer, die von jeher an den Geschicken der Welt gerüttelt haben, und lehrt, sich davor zu hüten; aber eben dadurch wird ihr Nutzen auch positiv, denn wenn man erst alle falschen Wege bezeichnet hat, fände man wohl auch den rechten. Wer eine solche Ansicht des Menschengetriebes für zu dunkel hielte und dagegen die unleugbaren Fortschritte der Welt zum Bessern anführte, mag in Bezug auf das Trübe der Ansicht unsere Zeit und die nächstverflossene betrachten; was aber den Fortschritt betrifft, nicht vergessen, daß einzelne ausgezeichnete Männer der That, des Wissens und der Kunst allerdings wie Leuchtthürme ihr Licht auf ganze Generationen und Epochen geworfen haben; andererseits aber den glücklichen Umstand in Anschlag bringen, daß das Gute und Rechte, abgesehen von ihrem innern Werth, auch noch den äußern haben, daß sie der Nutzen Aller, gegenüber dem Eigennutz des Einzelnen, sind, so daß jeder Gewinn- und Ehrsüchtige im Großen das ganze Menschengeschlecht gewissermaßen aus dem nämlichen Motiv gegen sich hat, und der gewaltthätige *Frevler* zuletzt nicht so wohl besiegt als erdrückt wird.

Wenn man nun aber der neudeutschen Verehrung der Geschichte näher nachforscht und, wie in einem Kaufladen, außer der Aufschrift auf der Büchse, in die Büchse selber hinein sieht, so wird die Freude über jene Werthschätzung sehr vermindert. Da ist denn die Geschichte der sich selbst realisirende Begriff, und noch dazu mit nachweisbarer Nothwendigkeit und zu immerwährendem Fortschritt. Hier hört auf einmal der praktische Nutzen der Geschichte auf, und sie bekommt dafür einen theoretischen Heiligenschein. Sie ist das Wandeln Gottes auf der Erde, welcher Gott aber seinerseits durch die Geschichte erst gemacht wird. Die Vergangenheit zu erforschen, wäre ein Geschäft für die Schwachköpfe, die nicht die Gabe haben, sie aus der Gegenwart zu deduciren, und der Geschichtschreiber hätte sich vielmehr an die Zukunft zu wenden, um sie, gleichfalls mit Nothwendigkeit, im Voraus zu bestimmen. Man sage nicht, daß diese Ansichten einer halbverrückten Philosophie unserer wirklichen Geschichtschreibung aufgedrungen seien; in den Werken unserer ausgezeichnetsten Historiker finden sich Spuren davon und werden diese Werke, trotz ihrer Vorzüge, einer aus der Trunkenheit erwachten Nachwelt geradezu ungenießbar machen. Warum ich von dieser Verirrung der Geschichte spreche, ist, weil sie ihren Einfluß auch auf die Literargeschichte ausgeübt hat, von der ich eben sprechen will.

Zwischen dieser, der Literargeschichte und der Menschen- oder Völkergeschichte, zeigt sich nun gleich von vornherein ein ungeheurer Unterschied, der nicht nur ihren Gegenstand, sondern auch ihren Werth und Nutzen betrifft. Die Begebenheiten der Völkergeschichte sind vergangen, und sie zu erforschen und richtig zu stellen, ist die Hauptaufgabe des Historikers; die Begebenheiten der Literargeschichte, die Werke der Schriftsteller sind noch heute da, wie vor Jahrhunderten, ja vor einem Jahrtausend. Homer und Shakespeare stehen vor mir auf meinem Pulte, und ich kann jeden Augenblick sie mir vergegenwärtigen, nicht bloß die Nachricht von ihnen, sie

Zur Literargeschichte.

Nicht leicht ist die Geschichte je in so hohem Ansehen gestanden, als bei den neuesten Deutschen. Und mit Recht. Die Naturwissenschaften beiseite gesetzt, und so lange es keine Philosophie gibt, ist die Geschichte die Lehrerin des Menschengeschlechtes. Freilich ist ihr Nutzen großentheils ein negativer. Sie zeigt uns den Hochmuth, den Eigennutz, die Leidenschaften, die Irrthümer, die von jeher an den Geschicken der Welt gerüttelt haben, und lehrt, sich davor zu hüten; aber eben dadurch wird ihr Nutzen auch positiv, denn wenn man erst alle falschen Wege bezeichnet hat, fände man wohl auch den rechten. Wer eine solche Ansicht des Menschengetriebes für zu dunkel hielte und dagegen die unleugbaren Fortschritte der Welt zum Bessern anführte, mag in Bezug auf das Trübe der Ansicht unsere Zeit und die nächstverflossene betrachten; was aber den Fortschritt betrifft, nicht vergessen, daß einzelne ausgezeichnete Männer der That, des Wissens und der Kunst allerdings wie Leuchtthürme ihr Licht auf ganze Generationen und Epochen geworfen haben; andererseits aber den glücklichen Umstand in Anschlag bringen, daß das Gute und Rechte, abgesehen von ihrem innern Werth, auch noch den äußern haben, daß sie der Nutzen Aller, gegenüber dem Eigennutz des Einzelnen, sind, so daß jeder Gewinn- und Ehrsüchtige im Großen das ganze Menschengeschlecht gewissermaßen aus dem nämlichen Motiv gegen sich hat, und der gewaltthätige *Frevler* zuletzt nicht so wohl besiegt als erdrückt wird.

Wenn man nun aber der neudeutschen Verehrung der Geschichte näher nachforscht und, wie in einem Kaufladen, außer der Aufschrift auf der Büchse, in die Büchse selber hinein sieht, so wird die Freude über jene Werthschätzung sehr vermindert. Da ist denn die Geschichte der sich selbst realisirende Begriff, und noch dazu mit nachweisbarer Nothwendigkeit und zu immerwährendem Fortschritt. Hier hört auf einmal der praktische Nutzen der Geschichte auf, und sie bekommt dafür einen theoretischen Heiligenschein. Sie ist das Wandeln Gottes auf der Erde, welcher Gott aber seinerseits durch die Geschichte erst gemacht wird. Die Vergangenheit zu erforschen, wäre ein Geschäft für die Schwachköpfe, die nicht die Gabe haben, sie aus der Gegenwart zu deduciren, und der Geschichtschreiber hätte sich vielmehr an die Zukunft zu wenden, um sie, gleichfalls mit Nothwendigkeit, im Voraus zu bestimmen. Man sage nicht, daß diese Ansichten einer halbverrückten Philosophie unserer wirklichen Geschichtschreibung aufgedrungen seien; in den Werken unserer ausgezeichnetsten Historiker finden sich Spuren davon und werden diese Werke, trotz ihrer Vorzüge, einer aus der Trunkenheit erwachten Nachwelt geradezu ungenießbar machen. Warum ich von dieser Verirrung der Geschichte spreche, ist, weil sie ihren Einfluß auch auf die Literargeschichte ausgeübt hat, von der ich eben sprechen will.

Zwischen dieser, der Literargeschichte und der Menschen- oder Völkergeschichte, zeigt sich nun gleich von vornherein ein ungeheurer Unterschied, der nicht nur ihren Gegenstand, sondern auch ihren Werth und Nutzen betrifft. Die Begebenheiten der Völkergeschichte sind vergangen, und sie zu erforschen und richtig zu stellen, ist die Hauptaufgabe des Historikers; die Begebenheiten der Literargeschichte, die Werke der Schriftsteller sind noch heute da, wie vor Jahrhunderten, ja vor einem Jahrtausend. Homer und Shakespeare stehen vor mir auf meinem Pulte, und ich kann jeden Augenblick sie mir vergegenwärtigen, nicht bloß die Nachricht von ihnen, sie

selbst, als ob ich mit ihnen zugleich lebte. Die Zeit- und Ortsverhältnisse, in denen sie sich befanden, sind allerdings wichtig zum Verständniß ihrer Werke, aber Das leistet die Völkergeschichte, und es braucht dazu keine weitere Beihülfe. Biographische Nachrichten erläutern Manches, vor Allem die Mängel der Schriftsteller; die Welt lebt aber von ihren Vorzügen. An dem Schriftsteller mehr Antheil zu nehmen als an seinen Schriften ist eine sentimental-verhätschelnde Manier, die nur dazu dient, verunglückte Halbgenie's mit dem Troste zu erquicken, was sie alles Erstaunliches geleistet hätten, wenn Zeit und Umstände ihnen günstig gewesen wären.

Wenn auf diese Art die eigentlichen Fakten der Literargeschichte, die Werke der bedeutenden Schriftsteller, Jedermann ohnehin zugänglich sind, so bliebe ihr als Historie nichts übrig, als von den Unbedeutenden zu sprechen. Die mögen aber nur unbekannt bleiben. In der politischen Geschichte ist das Volk oder (wenn ich die Besten weggenommen habe) der Pöbel nicht ohne Bedeutung; er fügt den Unternehmungen der hervorragenden Männer die physische Kraft bei; in der Literatur ist der Schriftstellerpöbel nur da, um durch Nachahmung das Gute zu entstellen und dem Schlechten eine längere Dauer zu geben; mit Ausnahme der Zeiten, die von Originalität und Genialität träumen, wo derlei Subjekte Albernheiten auf eigene Faust treiben.

Man könnte mir einwenden, daß die Literargeschichte wenigstens für jenen Theil des Publikums ihren Werth behalte, der, andern Beschäftigungen hingegeben, nicht Zeit und Gelegenheit hat, von den Werken vieler ausgezeichneter Schriftsteller selbst Kenntniß zu nehmen, sowie daß für dasselbe Publikum, ja für einen Theil der die Literatur ex professo treibenden Personen, das richtige Verständniß jener Werke mitunter schwierig sei und daher eine Nachhülfe nöthig mache. Aber nebstdem, daß letzteres schon aus dem Felde der Geschichte in das der Kritik übergeht, spare ich mir die Besprechung dieser beiden Punkte für den weiteren Verfolg auf.

Mit alle Dem will ich nicht von der Literargeschichte übel gesprochen haben. Sie hat mir selbst zu viel Vergnügen gemacht, als daß ich es nicht dankbar erkennen sollte. Der Mensch will Alles wissen; er soll über Alles denken. Außer der Wißbegierde (ich nenne so, wenn man etwas wissen will, was innern oder äußern Nutzen gewährt) gibt es auch eine erlaubte, ja löbliche Neugier, die vor Allem den geistreichen Menschen befällt und unabläßlich nach Befriedigung strebt. Ich eifere nur gegen den in neuerer Zeit prätendirten Nutzen der Literargeschichte selbst für die praktische weitere Fortbildung der Literaturzweige und zähle sie vielmehr jenen mitunter gefährlichen Bestrebungen zu, die, indeß sie einerseits die Masse der oberflächlichen Kenntnisse, will sagen: Notizen, vermehren, auf der andern Seite den Gesichtskreis ins Unermeßliche erweitern, so daß endlich jene innere Concentration immer schwieriger wird, ohne die eine That oder ein Werk nicht möglich ist. Im Mangel dieser Concentration liegt aber der Fluch unserer Zeit.

Wie wenig gering ich von der Literargeschichte denke, zeigt schon die Ueberschrift dieser Blätter. Ich habe nämlich versprochen, nicht über, sondern zur Literargeschichte zu sprechen, also einen Theil Geschichte selbst und zwar, wie ich mich jetzt näher erkläre, zur Literargeschichte der Gegenwart. Daß ich hierbei, nach der Natur meiner eigenen Beschäftigungen, vor Allem die Poesie im Auge habe, wird wohl Jedermann schon von vornherein vermuthet haben. Ich werde hierbei keine Werke beurtheilen oder Namen nennen; mir ist's um das Ganze der Erscheinung und ihre Gründe zu thun. Wenn ich hierdurch in den Tadel verfalle, den ich kurz vorher über Jene ausgesprochen habe, die aus dem Boden der Geschichte gar zu gern in den der Kritik übergehen, so bleibt allerdings wahr, daß, wer die Geduld hat, all das Mittelmäßige und Schlechte zu lesen, das der Historiker als solcher sich nicht ersparen kann, wohl kaum je die Gabe haben wird, ein berechtigtes Kunsturtheil zu fällen. indeß der künstlerisch Begabte

nie den Ekel überwinden wird, der eine solche nichtssagende Lektüre mit sich führt. Ein Dichter aber, und ein solcher schmeichle ich mir zu sein, dürfte wohl, mit Vernachlässigung des Einzelnen, seine Meinung über den allgemeinen Standpunkt abgeben dürfen.

Eigentlich ist Geschichte der Gegenwart ein Widerspruch. Die Gegenwart ist ein Augenblick, ein Jetzt, das im nächsten Augenblick in die Zukunft übergeht, von der wir nichts wissen, andererseits aber sich an die nächste Vergangenheit knüpft, die man wohl unter dem Namen der Gegenwart auf ein sogenanntes Menschenalter ausdehnen kann: soweit die Jetztlebenden sich zurückerinnern, und zwar um so mehr, wenn dieser Zeitverlauf zugleich einen Wendepunkt in sich schließt, wo er denn zur Epoche wird. Ein solcher Wendepunkt hat nun in der deutschen Poesie allerdings stattgefunden, und er dürfte so ziemlich mit Schillers Tode zusammentreffen; der große Goethe hat ihn zwar um viele Jahre überlebt; aber an der Poesie zuletzt fast nur durch den Wechselverkehr mit seinem Freunde festgehalten, gab er sich von da an immer mehr und mehr den Naturwissenschaften hin, und seine spätern poetischen Erzeugnisse haben, bei diesem getheilten Interesse, dem Verfalle der Poesie eher Thür und Thor geöffnet, als ihr einen wirksamen Damm entgegengesetzt. Hievon, so frevelhaft es klingen mag, vielleicht später mehr.

Die erste Erscheinung dieser neuen Epoche: die Abnahme des Talents, mit einem immer sich mehrenden Beischmack von Talentlosigkeit, darf uns, was die bloße Abnahme betrifft, weder wundern noch beschämen. Die unmittelbar vorausgegangene Periode war eben das goldene Zeitalter der deutschen Poesie, ja der deutschen Literatur überhaupt. Alle Literaturen haben solche Glanzperioden, deren Gründe zum Theil erklärbar, theils so unerklärlich sind, als alle Erscheinungen der geistigen und körperlichen Natur. Nach einigen anregenden Vorläufern erscheinen Ein, gewöhnlich aber zwei große Dichter, welche die Poesie mit Einem Ruck auf eine bis dahin nicht

geahnte Stufe erheben. Die Nation fühlt sich auf den neuen Weg hingewiesen, die Sprache gewinnt Farbe und Gestalt; Gleichgestimmte werden sich ihrer dunkeln Begabung bewußt; die der allgemeinen Richtung Widerstrebenden werden durch die Gewalt des Mittelpunktes zu einer gewissen Concentricität gezwungen. Selbst das Mittelmäßige arbeitet sich zur Angemessenheit und Brauchbarkeit empor. So weit ist Alles erklärlich. Aber die große Masse und Bedeutenheit der Talente auf Einem Punkt, verglichen mit der frühern Dürre und der darauf folgenden spätern, obgleich den Nachgekommenen das Beispiel der großen Männer mit den Gleichlebenden gemeinschaftlich ist: darin liegt das Räthselhafte der Sache.

Diese Glanzperioden haben nämlich für die nächste Zukunft etwas Gefährliches. Nationen von Geschmack und gesundem Urtheil sind von der Vortrefflichkeit des Vorhergegangenen so durchdrungen, daß sie in der genauen Nachahmung das einzige Heil sehen und so allgemach in leeren Formalismus gerathen, indeß Völker, denen jene Eigenschaften im mindern Grade eigen sind, meinen, das Vortreffliche zu haben, das sie nur besitzen, und sich gedrungen fühlen, darüber hinauszugehen. — Fortschreiten nennt man es. Unsere Landesgenossen haben diesen letztern Weg erwählt. Wie es kam, lohnt der Mühe betrachtet zu werden.

Die Deutschen waren von dem Zeitpunkt an, als die Faust aufhörte, den Werth zu bestimmen, die bescheidenste Nation der Erde. Aus ihrer politischen Bedeutung herabgesunken, von ihren Nachbarn, nicht an löblichen Eigenschaften, wohl aber an Macht, Glanz und Bildung übertroffen, fiel es ihnen nicht ein, von sich selbst groß zu denken. Sie hatten bereits eine große Literatur, und sie maßten sich noch keiner Ueberhebung, ja kaum einer Vergleichung an. Wenn Goethe den oft wiederholten Ausspruch that: „nur die Lumpe seien bescheiden," so fühlte ganz Deutschland, erstens, daß es dem alten Herrn selbst nicht geschadet hätte, wenn er etwas bescheidener gewesen wäre; dann, daß er dabei wohl nur

gemeint habe, wie er eben nicht Lust empfinde, gegen irgend einen seiner Zeitgenossen demüthig zu sein; worin er ganz recht hatte. Selbst die Vormänner der Literatur waren sich bewußt, als die Letztgekommenen, sich an fremden Mustern herangebildet zu haben, und sie schämten sich weder ihrer Lehrlingschaft, noch verleugneten sie ihre Lehrer. Die Anmaßungen der Schlegel, die Selbstüberhebung der Nach-Kantischen Philosophen hielten sich im Kreis der Schule, und die Nation blieb bescheiden wie vorher. Es fehlte nämlich, was auch den Einzelnen über sich selbst aufklärt: die fremde Anerkennung.

Diese Anerkennung wurde Deutschland durch das Werk der Madame Staël de l'Allemagne zu Theil. Obwohl sie selbst ihren Gegenstand größtentheils nur aus fremder Zurichtung kannte und bei ihrem Lob, wie ihr Vorgänger Tacitus, nach einer andern Seite aggressive Hintergedanken im Sinne hatte, so hob sich doch durch die Darstellung der geistreichen Frau, in der Weltsprache geschrieben, das literarische Deutschland wie eine neuentdeckte Insel aus dem Weltmeere der Jahrhunderte empor. Das Ueberraschende des Eindrucks, dort, wo man nichts als Leere vermuthet hatte, eine vollständige und bedeutende Literatur zu erblicken, dazu der Umstand, daß die übrigen Literaturen Europa's eben damals gar nichts hatten und die deutsche, als von Gestern, der Empfindungs- und Anschauungsweise von Heute am Gemäßesten entgegenkam, wirkte magisch, und der Lichtglanz nach außen verklärte, zurückgeworfen, das Land. Hierbei ging es freilich wie mit der gerühmten Weisheit der alten Aegyptier; man lobte, was man nicht kannte. Ueberhaupt hat die deutsche Literatur, unbeschadet ihrer Vorzüge für Den, der sie kennt, etwas ungemein Bestechendes für Den, der sie aus der Entfernung betrachtet. Das kommt von der Vermischung der Gattungen. Man mengt die Philosophie in die Poesie, und dafür wieder letztere in jene. Naturwissenschaft und Geschichte strotzen von sogenannten *Ideen*, die in ihrer Halbwahrheit überraschen. Dadurch

werden die Umkreise ins Ungeheure ausgedehnt, und man muß scharf hinsehen, um zu bemerken, daß die Mitte häufig leer ist.

In dieser Geistesstimmung fanden uns die Befreiungskriege, die den kulturhistorischen Abschluß der früheren Literaturperiode bilden, wie Schillers Tod den literarischen. Deutschland hatte damals seine Schuldigkeit gethan und wohl auch mehr. Die Unabhängigkeit der deutschen Gauen war errungen. Sie hatten, und zwar, wie sie gütigst voraussetzten, allein, den Helden des Jahrhunderts besiegt, nicht auf Geheiß ihrer Fürsten, sondern gewissermaßen selbst gegen den Willen derselben, aus eigenem Antrieb, freiwillig, durch Volksmacht. Ein neues tausendjähriges Reich von Freiheit, Ruhm und Größe schien angebrochen. Wer alt genug ist, um sich jener Zeit, als ein damals schon Gereifter, lebhaft zu erinnern, wird sich leicht die Ungeheuerlichkeiten vergegenwärtigen, die das erwachte Nationalgefühl an das Licht der Sonne brachte.

Augenblicklich wirkte das noch nicht auf die Literatur. Die Schlachtensänger der Zeit hielten sich so ziemlich in den Fußstapfen Schillers, und Goethe, obgleich politisch bemakelt, blieb der Abgott der Nation.

Unglücklicherweise mußte aber der außerordentliche Mann selbst dem Verderbniß in die Hand arbeiten. Einerseits erging es ihm wie Jedem, der widerstrebt; indem er sich nicht fortreißen lassen will, nähert er sich unwillkürlich der entgegengesetzten Seite mehr als billig. Mit Ausnahme Lord Byrons (wo denn der Engländer und der Lord auch mit in Rechnung kommen), widmete er seine Anerkennung nur dem Wirkungslosen, abgeschwächt Ruhigen. Trotz seiner anderweitigen Beschäftigungen konnte er doch nicht unterlassen, sich von Zeit zu Zeit poetisch auszukünden, was aber so nebelhaft, abstrus und matt gerieth, daß nur eine alte Garde von Hochgebildeten den Einbruch der Barbaren in sein Feldlager mühsam abhielt. Ich habe mich in dem Bisherigen so ziemlich als einen Freund des Alten dargestellt; demungeachtet aber muß ich bekennen,

daß der Dalai-Lama-Dienst der damaligen Goetheaner nicht so absurd, aber bedeutend abgeschmackter war, als die Burschikosität unserer heutigen Feuer- und Wassermänner.

Da geschah etwas, was der Urtheilsfähigkeit der deutschen Nation auf ewig zur Schande gereichen wird. Ein obskurer Skribler schrieb falsche Wanderjahre, in denen er Goethe offen angriff, und mit Einem Schlage, so zu sagen, über Nacht, fielen zwei Drittheile Deutschlands von dem für alle Zeiten Ehrfurcht gebietenden Großmeister ihrer Literatur ab. Es wurde offenbar, daß, mit Ausnahme seiner Jugendwerke, Goethe's übriges Wirken der Nation fremd geblieben und seine Verehrung nichts als Nachbeterei war.

Die entstandene Bresche stürmte das junge Deutschland. Die Masse war froh, auf die frühern Nebelbilder und Schauessen wenigstens etwas Substanzielles zwischen die Zähne zu bekommen, und die Verwilderung machte reißende Fortschritte.

Vielleicht wäre bei der sehr geringen Begabung der damals thätigen Geister die Wirkung nur eine vorübergehende gewesen, wenn nicht zwei andere Faktoren thätigst mitgewirkt hätten: die seit den Befreiungskriegen immer fortwuchernden politischen und Freiheitsideen, dann und vor Allem: die Hegelsche Philosophie.

Die erstern machten es jedem Tropf möglich, den Antheil des Publikums zu gewinnen, wenn er nur gegen die Gewalt ankämpfte, den Fürsten bittere Wahrheiten sagte und alles Heil vom Volke, will sagen: von seinen Lesern erwärtete. Ja, diese Ideen wirkten nach einer zweifachen Seite. Selbst die Dichter wurden besser, als sie waren, wenn sie, beim Mangel eigener Begeisterung, sich an der allgemeinen begeisterten. Wie Einer sich am Ofen wärmt, wenn ihm die eigene Wärme ausgeht, oder die Bauernbursche und Mägde, die sonst kein Wort zu sagen wissen, witzig, ja in ihrer Art geistreich werden, wenn das Gespräch auf versteckte Zweideutigkeiten und Unanständigkeiten fällt. Vielen dieser politischen Gedichte kann man eine gewisse Anerkennung nicht versagen,

indeß die Verfasser, als ihnen das Handwerk in dieser Richtung gelegt wurde, entweder ganz verstummten oder über keinen andern gedenkbaren Gegenstand etwas nur Leidliches vorzubringen wußten.

Es ist hier nicht der Ort, und ich bin wohl auch nicht im Stande, die Hegelsche Philosophie philosophisch abzuschätzen, was übrigens auch nicht nothwendig sein dürfte, da sie ihre Geltung bei allen Vernünftigen bereits verloren zu haben scheint. Mir ist nur um ihren Einfluß auf die übrige Literatur zu thun. Und der war nun: der maßloseste Eigendünkel. Was Wunder auch? Die Natur war durchsichtig geworden, die Schlüssel zu allen Räthseln der Welt waren gefunden. Gott war nur noch ein Rattenkönig aus Menschen, oder vielmehr er war ein Deutscher, da die Deutschen ihn nach ihrem Ebenbilde geschaffen, indem sie ihn demonstrirten und allein begriffen. Da die Entwicklung des objektiven Begriffes den immerwährenden Fortschritt nothwendig in sich schloß, so konnten die Mitlebenden nicht zweifeln, ihren Vorgängern unendlich überlegen zu sein, wenn nicht an Talent, doch durch die Höhe des Standpunktes, auf den Alles ankam. Wir haben erlebt, daß bei einer Schillerfeier der große Mann entschuldigt wurde, daß er sich mit der Ausschmückung von romantischen Albernheiten befaßt habe, aber daran trage seine Zeit die Schuld, und nicht er. Wenn Goethe bei den Wortführern in großer Achtung blieb, so verdankte er es weniger seinen Vorzügen, als seinen Fehlern, worunter eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht gehört, so daß das Moralische dem Thatsächlichen untergeordnet wird.

Ueber ihren Mangel an Talent trösteten sie sich damit, daß unsere Zeit eine Uebergangsperiode sei, und ihr Augenmerk ging besonders auf die Zukunft, der sie die Richtung vorzeichneten und den Weg pflasterten. Daß auf diesem Wege das Außerordentliche kommen müsse, zweifelten sie keinen Augenblick. Ich erinnere mich hierbei eines politischen Zeitungsschreibers aus dem Jahre 1848, der sich wunderte, daß die

allgemeine Revolution noch keinen großen Mann hervorgebracht habe, indeß doch die Revolutionen die großen Männer auf die Oberfläche brächten; was auch allerdings wahr ist, wenn nämlich eben große Männer wirklich vorhanden sind.

Dieser Eigendünkel und die damit zusammenhängende Geistesverwirrung schien durch nichts mehr gesteigert werden zu können, und doch geschah es von einer entgegengesetzten Seite, und zwar durch einen Wissenszweig, der für jeden Deutschen höchst interessant wäre, und für den er sich den Urhebern zu wahrem Danke verpflichtet fühlen muß, nur daß die eingerissene Uebertreibung und Nachbeterei auch hier dem an sich Erfreulichen den Samen des Schädlichen beizumischen verstand. Ich meine die deutsche Sprach- und Alterthumswissenschaft. Es fand sich auf einmal, daß die deutsche Nation eine urpoetische sei, obgleich die aufgefundenen Gedichte, mit Ausnahme des räthselhaften Nibelungenliedes, den fremden Ursprung eingeständlich und offen an der Stirn trugen. Man postulirte antediluvianische, mastodontisch-ichthyosaurische Volksepen oder doch Fragmente derselben, die nur ein mittelhochdeutscher Pedant zusammengesetzt und so das Außerordentliche auf mechanischem Wege hervorgebracht hatte. Die Volkslieder, die Niemand gemacht hatte, wurden der rohen Masse in die Schuhe geschoben, und man bedurfte von nun an nur das Volk und ein paar Pedanten, um jede poetische Begabung überflüssig zu machen.

Es theilten sich demzufolge die Dichter in mehrere Richtungen. Die Ideendichter, die irgend einem halb verrückten Satze einen ganz ausgerenkten und verkrüppelten Körper anzupassen strebten; die Alterthümelnden und Volkstondichter, und endlich die Dichter des wirklich Wahren, die nämlich ihre eigenen lumpigen Zustände für so bedeutend hielten, daß sie dieselben von Mund auf in den Himmel der Poesie einzubürgern hofften.

Ich habe früher von der Talentlosigkeit unserer Zeit *gesprochen*. Damit meinte ich keinen gänzlichen Abgang des Ta-

lentes. Eine solche Zeit war nie und wird nie sein. Es gibt aber auch Talentlosigkeit, die dadurch entsteht, daß man sich Aufgaben stellt, zu deren Ausführung die Kräfte bei Weitem nicht zureichen, und endlich noch eine andere durch die Befolgung ganz falscher Grundsätze. Die richtigen Grundsätze, oder mit andern Worten: die wahre Aesthetik, wenn es je eine solche gibt, ist ziemlich gleichgültig. Die richtigen Grundsätze sind mehr oder weniger unbewußt im Talente selbst enthalten, wie im gesunden Menschenverstande die Logik und in der Rechtschaffenheit die Moral. Wie man denn schon früher bemerkt und oft wiederholt hat, daß die großen Dichter da waren, ehe es eine Aesthetik gab. Wenn auf diese Art die wahre Aesthetik entbehrlich und für jeden Fall durch das Studium der großen Vorbilder zu ersetzen wäre, so ist dafür eine falsche Aesthetik geradezu verderblich, indem sie in ihrer aus allen Fächern des Wissens zusammengestoppelten Rüstung der Waffenlosigkeit der Anschauung weit überlegen ist und, indem sie Worte und Begriffe gebraucht, die auf einem andern Felde Werth, ja Würde haben, die Produktion an sich selber irre macht und einem falschen Standpunkte zutreibt. Auf einem falschen Standpunkte aber erlahmt jedes Wirken.

In dieses traurige Geschäft, das in früherer Zeit die Kunstphilosophen betrieben, traten nun, in Folge der gestiegenen Werthschätzung der Geschichte, die Kunsthistoriker ein. Mitunter ganz gescheite, ohnehin höchst unterrichtete Leute, hatten sie nur Einen Fehler, den nämlich, daß sie von ihrem Gegenstande nichts verstanden, daß sie gar nicht wußten, was Poesie allenfalls sein dürfte. Außer dem lächerlichen Streben, die auf einander folgenden Erscheinungen der Literatur mit Nothwendigkeit aus einander abzuleiten, war es ihnen hauptsächlich um die Fällung eigener Kunsturtheile zu thun, wobei sie den künstlerischen Standpunkt in Einem fort mit dem kulturhistorischen vermischten und der Poesie Zwecke andichteten, die allerdings die höchsten Aufgaben der Prosa sind. Ein guter Bürger und tüchtiger Landmann muß man sein, und nicht mit der Phantasie

sich auf den Standpunkt eines solchen versetzen. Die politische und bürgerliche Freiheit ist ein schönes Ding, aber die Wege dazu müssen mit dem Verstande erwogen und angebahnt werden, und nicht mit dem poetischen Halloh. Exempla sunt odiosa.

Aber soll denn die Literargeschichte bloß Fakten geben und die Urtheile ganz ausschließen? Keineswegs, sie soll sie geben; aber als Geschichte, historisch. Es ist interessant, zu wissen, wie die Mitlebenden über einen Dichter geurtheilt haben, in welcher Geltung er bei der darauf folgenden Zeit gestanden, und wie die berufenen Geister heutzutage über ihn urtheilen. Es ist interessant, zu wissen, daß die Academia della Crusca Tasso's befreites Jerusalem verwarf, was den Verfasser veranlaßte, es umzuarbeiten, d. h. zu verschlechtern, so daß man später die Verbesserung wegwarf und das ursprünglich Verworfene bewundert. Es ist interessant, zu wissen, daß Shakespeare unmittelbar nach seinem Tode von Beaumont und Fletcher verdrängt wurde und vergessen blieb, bis anderthalb Jahrhunderte später ein Schauspieler ihn wieder zu Ehren brachte. Selbsturtheilen sollen nur Sachkundige, und Das ist man noch nicht, wenn man weiß oder wohl auch lebhaft fühlt, daß Schiller und Goethe große Dichter sind und Lessing ein vortrefflicher Kopf war.

Wenn auf diese Art die Nachhülfe zum bessern Verständniß der Literatur wegfällt, so ist der zweite Vortheil der Literargeschichte, daß dadurch die Sommitäten der Literatur aller Zeiten und Völker dem Lesepublikum bekannt werden, noch viel problematischer. Vielleicht waren die Dichter früherer Zeiten nur darum um so viel besser als die heutigen, weil sie, mit Ausnahme der Klassiker, die fremden Literaturen gar nicht kannten. Ich spreche hier nicht von den Wissenschaften, sondern von der Poesie. Ein Dichter muß seine eigene Empfindung aussprechen, und das Publikum ihn ebenso mit der eigenen genießen. So lächerlich es ist, wenn man in eine vorgeschrittene und gewissermaßen fertige Literatur die Nationalität *hinterher* einführen will, ebenso gewiß ist, daß nur jene

Literaturen Kraft und eigentliche Geistesfrische zeigen, die vom nationellen Standpunkte angefangen haben. Mit Abstraction, d. h. von einem fremden Standpunkte aus, zu genießen, ist ein trauriges Vorrecht der Literatoren selbst, traurig, weil sie an ihrer wahren Empfindung als Menschen häufig ebensoviel einbüßen, als sie an der Erweiterung ihrer Empfindungsfähigkeit als Literatoren gewinnen. Es ist schon die Uebersetzung fremder Dichter, besonders wenn ihre Formen sehr künstlich sind und man sie möglichst genau übersetzen will, ein halbes Unglück. Die in einer solchen Uebersetzung kaum zu vermeidenden verrenkten Redensarten und das daraus entstehende Wortgepolter erzeugen bei den der Originalsprache Unkundigen die Meinung, die Dichter selbst hätten sich auf eine so ungeschickte und verworrene Art ausgedrückt, was in der Nachahmung dieser Vorbilder die schauerlichsten Wirkungen hervorbringt. Vielleicht ist unsere poetische Sprache hauptsächlich durch solche wortgetreue Uebersetzungen verdorben worden. Nun erst die Darstellungen, Inhaltsangaben und Lobpreisungen der Literarhistoriker, die von Dem, was für den Geschmack bestimmt ist, höchstens den Geruch geben.

Die traurigste Wirkung ist aber die auf das Publikum, für das man die Größen der Literatur zum Gesprächsstoff macht und dem die ausgezeichneten Geister, zu deren Hervorbringung die Natur Jahrhunderte, ja Jahrtausende gebraucht hat, in die Nähe von Wand-Nachbarn gebracht werden, von welcher unmittelbaren Nähe sie denn allenfalls in der eigenen Beurtheilung ihrer Zeitgenossen Gebrauch machen und meinen: Das oder Jenes hätte Shakespeare besser gemacht oder Aeschylus wahrscheinlich tiefer aufgefaßt.

In Deutschland ist der Werth des Publikums nie genug erkannt worden. Schiller und Goethe haben an kleinen Orten gelebt und daher den Eindruck dieser großartigen Erscheinung nie empfunden, weßhalb sie auch von der unberufenen Menge abschätziger sprechen, als billig. Für seine Gedanken und Intentionen muß der Dichter selbst einstehen, ob er aber mit der

Darstellung die allgemeine Menschennatur getroffen, kann er nur vom Publikum erfahren. Dieses ist nicht ein gesetzkundiger Richter, wohl aber eine Jury, die ihr Schuldig oder Nichtschuldig nach gesundem Menschenverstande und natürlicher Empfindung ausspricht. Was diese Natürlichkeit und Unbefangenheit stört, hebt den ganzen Werth des Publikums auf. Wenn Gefallen oder Nichtgefallen kein Grund mehr der Billigung oder Mißbilligung ist, wenn statt dem Zeugniß des eigenen Innern das Publikum nachgebetete Meinungen und fertige Phrasen in Bereitschaft hat, dann taumelt die Literatur, Richter und Partei zugleich, schrankenlos jeder Uebertreibung und Abgeschmacktheit zu.

Uebrigens ist dieser Mißbrauch der Literargeschichte keine vereinzelte Erscheinung, sondern fällt mit der Popularisirung der Wissenschaften, den physiologischen, odischen und metaphysisch-theologischen Briefen in unsern Zeitungsblättern, kurz zu sagen: mit jener Vielwisserei zusammen, die schon unter Voraussetzung einer wahren Bildung gefährlich, bei einer falschen aber geradezu verderblich ist.

Zur Geschichte der deutschen Dichtung von Gervinus.

Vor Allem scheint dem Verfasser nicht klar geworden zu sein, ob er, wie der Titel besagt, eine Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands oder eine deutsche Kulturgeschichte vom Standpunkte der Poesie schreiben wollte. Ein Unterschied, der, wenn er auch über die Fassungskraft des Herrn Verfassers gehen sollte, doch nichtsdestoweniger höchst bedeutend ist. Ob Horaz und Ovid durch ihre Werke den sittlichen und gesellschaftlichen Zustand Roms sehr gefördert haben, ist eine große oder vielmehr keine Frage, da sie aber demungeachtet vortreffliche Dichter sind, wird wohl auch Herr Gervinus, und wäre es auch nur wegen der lateinischen Ausgangssilben ihrer Namen, gerne zugeben.

Im Uebrigen bringt Herr Gervinus zur Lösung seiner

Aufgabe eine sehr gute und eine sehr üble Eigenschaft mit. Die gute ist, daß er gesunden Menschenverstand besitzt, ein Vorzug, der in dem literarischen Deutschland immer seltener zu werden anfängt. In Folge dieses gesunden Menschenverstandes hält er z. B. bei Beurtheilung der mittelhochdeutschen Poesie instinktmäßig den Mittelweg zwischen zu enthusiastischem Lob und zu ablehnendem Tadel ein und kommt dadurch auch vergleichungsweise der Wahrheit am Nächsten. Andererseits borgt er bei den Erscheinungen der späteren Literatur, wo es mit einem juste milieu nicht abgethan ist, fremde Kunsturtheile und geht dabei, eben durch jenen gesunden Menschenverstand geleitet, meistens vor die rechte Schmiede. Lessing und Goethe, Schiller und Herder müssen ihr Contingent zur Abschätzung ihrer gleichzeitigen oder vorhergegangenen Periode abgeben, nur daß das en bloc genommene Urtheil, z. B. über Jean Paul, in der weitern, Herrn Gervinus angehörigen Ausführung leicht ins Verkehrte hinübergespielt wird. Es ist viel Richtiges in dem Buche, nur gehört dieß durchaus nicht dem Verfasser an, was aber für die Sache gleichgültig ist.

Dieses führt mich, nachdem ich die gute Eigenschaft des Herrn Gervinus: gesunden Menschenverstand im Allgemeinen, geltend gemacht habe, auch auf seine schlimme: er versteht nämlich von seinem Gegenstande nicht das Geringste. Das ist nicht gleichgültig. Ein Geschichtschreiber der allgemeinen menschlichen Dinge versteht von seinem Gegenstande immer so viel, als er eben Verstand hat. Bei Specialitäten ist Das aber ein anderer Fall. Sowie ein Geschichtschreiber der Chemie mehr Chemiker sein muß, als Historiker, und Einer, der die Geschichte der Astronomie schreibt, vor Allem Astronom, so müßte auch der Verfasser eines Buches über die poetische Literatur Deutschlands nothwendig, wenn auch nicht ein Dichter sein, doch wenigstens poetischen Sinn haben. Diese Gabe der Natur aber ward Herrn von Gervinus leider nicht zu Theil. Erfindung und Composition, Lebendigmachung und Ausführung üben auf sein ästhetisches Urtheil nicht den geringsten

Einfluß aus. Wenn er sich bei Goethe mit der Form viel zu schaffen macht, so geschieht es nur darum, weil Goethe in seinen Confessionen den Anspruch selbst so häufig urgirt; eine gleiche Rücksicht aber den andern Dichtern angedeihen zu lassen, fällt Herrn Gervinus nicht ein. Das macht, weil er von Form keine Vorstellung hat und sie nur in ihrer Uebertreibung gewahr wird. Ihm ist die Poesie lediglich ein Mittel, seine Gedanken und Meinungen auszusprechen, zu nützen, zu belehren, volksthümliche und rechtschaffene Gesinnungen zu erwecken und fortzupflanzen.

Alles Das war die Aufgabe der Poesie auch wirklich in ihrem Anfange, vor Erfindung der Prosa nämlich. Seit diesem letzten Ereignisse aber hat man das begriffsmäßig Wahre, Belehrende, Erbauende, mit einem Worte: Alles, was dem Bedürfnisse angehört, ihr, der Prosa, überlassen und für die Poesie das Gebiet des Gefühls und der Phantasie in Anspruch genommen. Es gibt etwas, das man das Schöne heißt, kann ich Herrn Gervinus versichern. Wenn nun aber ein stockdürrer, lederner Scribent in einer gräßlichen Dissertationsprosa die Angelegenheiten des Gemüthes und der Phantasie vor den Richterstuhl des Utilitarismus oder Socialismus schleppt, so ist das die ekelhafteste Gerichtsverhandlung, die man sich denken kann. Damit sei nicht gesagt, daß es Herrn Gervinus an einer gewissen Begeisterung fehlt, welche immer etwas Poetisches hat. Aber Archimedes war auch begeistert, als er im Bade das Gesetz der specifischen Schwere gefunden hatte und nun nackt, wie ein Verrückter, durch die Straßen von Syrakus lief, er blieb aber nichtsdestoweniger der A + B - Mann, der er früher gewesen war. Jede Wissenschaft hat ihre Begeisterung als gesteigerten Zustand; in der Poesie aber ist sie zugleich der ganze Umfang des Objectes: der Inhalt. Dieser angelernte Enthusiasmus, dieser Miethpferd-Galopp geht nun durch das ganze Streben des Herrn Gervinus. Man kann wohl von ihm behaupten, daß er für die Wissenschaft ebenso verdorben ist, als für die Kunst. Indeß er den Pragmatismus

in der Geschichte verlacht, wohin er doch gehört, huldigt er ihm in der Nachweisung der Kunstentwicklung mit der Aengstlichkeit eines Pedanten. Die Fortschritte der Kunst sind von den Talenten abhängig und nicht von den Weltbegebenheiten. Goethe wäre derselbe große Dichter geworden, wenn es auch nie einen Friedrich den Großen gab, und die französische Revolution, die doch drastisch genug war, hat doch keinen einzigen Poeten hervorgebracht. Ja, die Bildung und die Poesie sind sich in einer gewissen Beziehung sogar entgegengesetzt; denn die erstere strebt nach Allseitigkeit, gleich der Vernunft, und die letztere ist und soll einseitig sein, wie das Gefühl. Sie isolirt ihren Gegenstand, und statt ihn nach seinem Verhältnisse zu den übrigen Dingen zu beurtheilen, macht sie ihn zum Maßstab seiner selbst. Deßhalb ist Homer größer als Schiller, und wem es um volle Poesie zu thun ist, der wird sich immer vorzugsweise an die früheren, minder kultivirten Zeiten wenden müssen.

Wenn Herrn Gervinus' Buch demungeachtet so viel Anklang in Deutschland gefunden hat, so zeigt es nur, daß dieses Land in der Gedankenvermischung immer weiter fortschreitet und da träumt, wo es denken, und denkt, wo es fühlen sollte. Wolfgang Menzel, ein gleiches Rüstzeug, hat ja auch seine Periode gehabt, wo er nicht verlacht wurde.

Zum Schluß gibt Herr Gervinus den jetzt lebenden Dichtern den Rath, durch fünfzig Jahre ihre poetischen Arbeiten einzustellen. Es ist möglich, daß die Welt dabei nicht viel verlöre; der Rath aber ist hart. Denn erstens sollte Herr Gervinus aus seinem eigenen Beispiele erkennen, wie schwer es ist, die Schreibkunst zu zügeln, selbst in Dingen, denen man nicht gewachsen ist; dann hätte ich einen Gegenvorschlag zu machen. Wie, wenn sämmtliche Kunstphilosophen, Kunsthistoriker, und wie die Fortschrittsapostel heißen mögen, die aus Verzweiflung, in ihrem eigenen Fache etwas leisten zu können, sich centaurenartig auf dem Boden der Poesie herumtummeln, es versuchten, fünfzig Jahre lang Ruhe zu halten? Ich glaube

wenigstens voraussagen zu dürfen, daß der zerstampfte Boden wieder von Neuem grünen und Blüthen der Poesie hervortreiben würde, die, wenn auch nicht vom feinsten Aroma, doch immer beitragen würden, der von den Winterstürmen der Zeit bedrängten Gegenwart eine heilsame Frühlingserholung zu verschaffen. Man verweise hiezu nicht auf die Werke der Vergangenheit, die eben vorher als die poetischeren gepriesen worden sind; der Gefühlsausdruck einer fremden Zeit kann immer nur mit Abstraction genossen werden, was natürlich nur die Sache Weniger ist. Die Masse, im guten Sinne, wird doch nur von Demjenigen angeregt, worin sich ihre eigene nächste Empfindungsweise ausspricht und verklärt. Die Zeit, die versäumt, ihre eigenen Anschauungen zu bilden und zu gestalten, fällt, indem sie der Gemeinheit aus dem Wege geht, der Pedanterie in die Arme.

Sollte er sich aber dieses Unterschiedes bewußt worden sein und schon der Zusatz Nationalliteratur auf dem Titel seines Buches diesen kulturgeschichtlichen Standpunkt andeuten, so mag er nur wissen, daß er sich eine der abgeschmacktesten Aufgaben gestellt hat. — Eine Geschichte der Pflanzen nach ihrem ökonomischen oder medizinischen Gebrauche hat einen unzweifelhaften Werth; aber eine Classifikation der Blumen aus demselben Gesichtspunkte, wodurch die Kamille über die Rose zu stehen käme, wäre denn doch gar zu absurd.

Nicht leicht ist mir bei allem unleugbaren Geist und Verdienst etwas so unerträglich geworden, als diese Geschichte der deutschen Literatur von Gervinus. Die geistige Welt wird da, als ein vollkommenes Gegenbild der körperlichen, den Gesetzen der Schwere, der Attraction, der Cohäsion, und was weiß ich, unterworfen; Alles, was kommt, mußte so kommen; der Willkür, der Stimmung, dem Genie, der Laune ist kein Spielraum gelassen, bis aufs Blut wird Alles erklärt, und *wenn* der Mensch bis dahin ein kaum lösbares Räthsel schien,

sieht man mit einem Mal, daß jede Erscheinung der sittlichen Welt sich nach den Anhandgebungen der Regeldetri und des Einmaleins darlegen lasse. Wenn Wille und Entschluß des Menschen nicht frei sein sollten, so sind doch die Fäden ihrer Leitung so fein und complicirt, daß Seildreher und Zwirnspinner ewig nicht dahin kommen werden, sie zu unterscheiden und aufzuzählen.

Gervinus wundert sich über Goethe's Erklärung, daß er sich für unfähig halte, eine wahre Tragödie zu schreiben, und daß er fürchte, durch das bloße Unternehmen sich aufzureiben. Er sieht eben nicht ein, daß Goethe's Art, sich in die innerste Natur des Darzustellenden hineinzusetzen, ihm die Identificirung mit den Personen einer Tragödie nothwendig grauenhaft machen mußte, indeß Schiller die Charaktere von der Oberfläche aufnahm, das Innere aus seinem eigenen, reichen Wesen supplirte und so mit einer bald abzuschüttelnden Fieberaufregung leicht zu Ende kam. Von den Neuern hat nur Shakespeare sich tragischen Stoffen in Goethe's Sinne hingegeben. Selbst die großen Alten haben es mehr in Schillers Sinn gethan, mit Ausnahme des Euripides, der daher seine beiden Mitbewerber in dieser Hinsicht übertrifft, nur daß sie ihn wieder an Großartigkeit übertreffen, wie Schiller Goethen, aber nur aus demselben Grunde.

1819.

Die wunderliche Richtung des neuesten Kunstgeschmackes in Deutschland läßt sich sehr einfach erklären aus dem Zusammentreffen zweier Thatsachen: historische, ja analytisch-wissenschaftliche Kenntniß des vor uns gewesenen Vortrefflichen in der Kunst, verbunden mit eigener Impotenz. Die Tonangeber unter uns sind, was Jean Paul weibliche Genies nennt. Da fehlt es weder an Empfänglichkeit noch Liebe für das Schöne, aber an Kraft, es zu gestalten und außer sich hinzustellen. Da nun aber diese Kraftlosigkeit sich nicht leicht Jemand selbst

gesteht, so suchen sie den Grund des Nichtgelingens, statt in sich, immer in dem Abgang gewisser äußerer Bedingungen, die einmal dagewesen sein sollen und jetzt nicht mehr sind. Die Religion, meinen sie, habe die dramatischen Meisterwerke der Griechen und Spanier hervorgebracht, und gegenwärtig hat man keine Religion — folglich auch keine Meisterwerke. Eben daher kommt der gegenwärtig vorwaltende Hang zum sogenannten Romantischen, zu jenem Ahnen, Sehnen und übersinnlichen Schauen, für das es in der Natur überall kein Gegenbild gibt. Alle großen Meister aller Zeiten von Shakespeare und Milton bis Goethe waren mehr oder weniger plastisch, weil eben dieses plastische, gesonderte Hinstellen mit scharfen Conturen, als das Schwerste in der Kunst, nur dem kräftigen Meister gelingt und deßhalb auch seines Strebens Hauptziel ist. Die Formlosigkeit, welche ein Hauptingrediens der sogenannten Romantik ist, war von jeher ein Zeichen eines schwachen, kränkelnden Geistes, der sich selbst und seinen Stoff nicht zu beherrschen vermag. — Was heißt denn eigentlich der Ausdruck: romantisch? Soll er auf jenen Charakter hindeuten, den die neuere Kunst durch das Christenthum erhielt, das, den menschlichen Willen einem höhern unterordnend, die Versenkung des erstern in den letztern als höchstes Ziel des Strebens aufstellt und mit Vernichtung des Leiblichen, als eines von Anfang Schlimmen, ewig Vergeistigung predigt, so weiß ich nicht, wie man Shakespeare einen romantischen Dichter nennen kann. Oder zielt man damit — besonders im Dramatischen — auf die erweiterte Form, so macht man damit, ungerechnet alle Kunstgründe, die dagegen sprechen, die rohen Verfasser der geistlosen Moralitäten des Mittelalters zu Gründern einer neuen Kunstnorm im Gegensatz mit Aeschylus und Sophokles; denn daß Shakespeare und Calderon die Gattung, in der sie schrieben, nicht schufen, sondern nur veredelten durch die Bedeutung, die sie dem vorher Unbedeutenden gaben, zeigt ein flüchtiger Blick auf die Geschichte des Theaters vor ihnen. Dasselbe gilt von der Mischung des Ernsten

und Komischen in den Werken dieser Meister. Was folgt nun daraus? Daß die romantische Gattung schlecht und verwerflich sei? — Daß es keine Schubfächer gebe, folgt daraus, in denen man den menschlichen Geist und die Arten, in denen er erscheint, einschließen kann und registriren wie eine Insektensammlung, daß, wenn auch das Zeitalter eines Dichters mit seinen Ansichten, als nothwendiges Medium der Einwirkung der Natur auf sein Gemüth, nothwendig auf die Art dieser Einwirkung Einfluß nehmen muß, die Auffassung der Natur selbst und nicht das Medium die Hauptsache ist. Daß, da metaphysische und religiöse Ideen wandelbar sind, der Charakter des Schönen aber ein unwandelbarer, sich die Kunst, wenn sie letzteres abspiegeln will, auf etwas Festeres gründen müsse, als metaphysische und religiöse Ideen sind, auf den Menschen und die Natur nämlich; daß es zwar allerdings zuläßig, ja — da es sich nicht um Porträtirung, sondern um Idealisirung der Natur handelt — unerläßlich sei, in das Sinnliche das Uebersinnliche hereinspielen zu lassen, daß es aber immer auf eine, mit der allgemeinen Menschennatur, mit dem allgemeinen Menschengefühl übereinstimmende Art geschehen müsse, die subjektiv wahr bleibt, wenn auch die geträumte, objektive Wahrheit längst verloren gegangen wäre, so daß also Meinungen, die immer da waren, die, vermöge eines nicht zu deducirenden Grundzuges der menschlichen Natur, auch immer da sein werden, ungeachtet ihres Schwankenden, für die Poesie brauchbarer sind, als sogenannte Wahrheiten, unangreifbar gelagert unter den Kanonen eines philosophischen oder Religionssystems.

Betrachtet den Calderon. Hundertmal hat er den katholischen Aberglauben gebraucht (der nichts ist, als ein maskirter heidnischer oder, kurzweg, menschlicher), kaum einmal den Glauben. Und doch erschüttert dieser Aberglaube im Gedicht Menschen, die ihn verachten in der Religion. Erklärt mir Das, ihr alten Neudeutschen!

1822.

Dasjenige, was die neuere Welt von der ältern unterscheidet, ist vornehmlich das Gefühl einer unbestimmten Sehnsucht, das der erstern eigen ist und letzterer beinahe ganz unbekannt war. Die erste Quelle dieses Gefühls ist ein Thätigkeitstrieb ohne Wirkungskreis. So lange es noch einen Staat gab oder vielmehr ein Volk, hatten alle Fähigkeiten des Körpers und Geistes ihren Zweck, oder wenigstens ihre Richtung, und von Zeit zu Zeit eintretende, außerordentliche Vorfälle gaben auch der Begeisterung ein **sfogo.** Als der Verbrauch nach außen aufhörte, wendete sich die beste Thätigkeit des Geistes nach innen. Wer aber einmal die Süßigkeit des Umgangs mit sich selbst genossen hat, kehrt nicht mehr zurück. Wie der sich selbst Befleckende zuletzt die Weiber flieht, flieht der sich selbst Beschauende die Welt. In seinem Innern ist er Herr und König. Alles fügt sich nach seinem Sinne, und selbst was sich nicht fügt, was ihm widersteht, ihn quält, ist doch wenigstens sein Gedanke, sein eigenes Werk. Auch Selbstverdammung ist noch immer süß; denn wird dadurch der Mensch als Verdammter erniedrigt, so ist ja doch der hoch stehende Verdammende wieder er selbst. So lebt er in einer eigenen Welt, unwidersprochen, Alles gebietend, Alles nach eigenen Gesetzen denkend. Dieses süße Schalten führt nun endlich zum eigentlichen, unmittelbar letzten Quell des Uebels: dem Bedürfniß starker Eindrücke.

Mit einer unendlich erhöhten Reizbarkeit haben die sogenannten gemeinen Genüsse ihr Anziehendes verloren, und der Mensch findet zuletzt nichts mehr, was ihn befriedigt. Ohne Thatkraft voll Thatendurst, voll Reiz zum Genuß ohne Sinn dafür; voll Gedanken ohne Wollen, Das ist der Zustand eines solchen Menschen, einer solchen Zeit, daher jene Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, dem man zu viel Ehre anthut, wenn man es aufs Religiöse bezieht, da es eigentlich nichts ist als die Sehnsucht nach einem neuen Reiz, der im Stande wäre, den Ueberreizten zu reizen. Die Deutschen

applicireu sich alle zehn Jahre ein neues Zugpflaster und werden darin so lange fortfahren, bis sie ein äußeres praktisches Interesse bekommen haben, wie die Engländer, die von jener romantischen Sehnsucht am Entferntesten geblieben sind, eben weil sie praktische Interessen haben. Daher weh jedem Volke, das sich mit der deutschen Literatur befaßt. Sie wird ihre eigene verschlingen, und Fasler und Querköpfe werden die Frucht sein. Die deutsche Literatur ist die des gegenwärtigen Jahrhunderts. Schon ist die englische davon angesteckt, die französische im Begriffe zu folgen. Die deutsche Literatur entnervt. Für uns ist sie die beste, weil wir keine andere haben können; aber jeder Fremde soll sich davor hüten. Gebt aber ein den Deutschen rein praktisches Interesse, und sie werden nach außen und nach innen sein, was sie sollen und was sie können.

Deutschland hat angefangen, sich auf das praktische Interesse zu werfen. Es ist mit der Kunst nichts mehr anzufangen, sie fängt an, nachdem sie theoretisch geworden, didaktisch werden zu wollen, und Das war immer ihr, wenigstens momentaner Untergang.

Deutschland hat sich mit Phantasie den Magen überladen und möchte nun die Einfalt als diätetische Kur brauchen. Wir haben Philosophie und Religion zur Poesie gemacht und möchten nun dafür aus der Poesie Philosophie und Religion machen.

Das Streben nach Realität in der Kunst, die Religionsschwärmereien und die politischen Umtriebe entspringen aus Einer Quelle, dem erwachten Sinn, der aber noch nicht weiß, woran er sich halten und wie weit er gehen soll.

Die Leiden der letzten Zeit haben die Deutschen ins Leben gezogen und jenen Sinn fürs Praktische geweckt. Seit den Reformationskriegen war es das erste Mal, daß den Deutschen eine herrschende Idee ward, deren Realisirung zugleich Bedürfniß war.

Ich table dieses Streben der Deutschen nicht: es kann

vielleicht zum besten Ziele führen und Nationalität begründen, die auf einem andern Wege nicht möglich ist. Aber die Kunst muß darüber auf einige Zeit verschwinden, und ich beklage daher bloß die Künstler. Jene aber, die Das nicht einsehen und, indem sie dem Anpochen der Zeit nachtönen, glauben, Kunstwerke hervorgebracht zu haben, und zwar um so mehr Kunstwerke, je mehr sie von der geglaubten Realität in sich haben: die sind nun als Künstler lächerlich.

Die Regenten merken nicht, daß, indem sie den Religionsenthusiasmus unterstützen, sie das ihnen drohende Feuer anfachen und die Stimmung nähren, die ihnen so gefährlich scheint.

Es ist eine traurige Zeit gekommen für die Dichter. Der enthusiastische Schwindel aller Art, der die Köpfe in Deutschland ergriffen hat, drängt Alle, die den Narrentanz nicht mitmachen wollen, so sehr auf die Seite des kalten, sichtenden Verstandes, daß selbst die poetische Begeisterung dabei kaum emporkommen kann. Ueberhaupt hat jedes Extrem, auf das der menschliche Geist mit Parteiung geräth, schon das Schlimme, daß Diejenigen, die den Unsinn jenes Strebens erkennen, statt die richtige Mitte zu halten, leicht in der Hitze des Streites sich dem entgegengesetzten Punkte nähern und so auch inconsequent werden. Das ist die Geschichte aller menschlichen Streitigkeiten von jeher gewesen.

1828.

Daß die Deutschen diesem schaukelnden Träumen, dieser bild- und begrifflosen Ahnungsfähigkeit einen so hohen Werth beilegen, ist eben das Unglück dieser Nation. Daher kommt es, daß sie sich so gerne jedem Irrthum in die Arme werfen, wenn er nur irgend einen Halt darzubieten scheint, an den sie jenes flatternde, verworrene Gewebe anknüpfen können. Daher kommt es, daß von zehn zu zehn Jahren die ganze

Nation mit Einem Schlage ihr geistiges Glaubensbekenntniß ändert und die Götzen des gestrigen Tages (Schelling) heute wie Schatten von Verstorbenen umherwandeln. Unmännlich! herabwürdigend! Sie glauben, Das sei etwas ihrer Nation Eigenthümliches, aber andre Völker kennen diesen Zustand auch, nur werden bei ihnen die Knaben endlich Männer. Ich spreche hier nicht als Einer, dem dieser dumpf träumende Zustand fremd ist, denn er ist der meine. Aber ich erkenne wenigstens, daß man sich aus ihm herausarbeiten muß, wenn etwas geleistet werden soll. Mönche und Klausner mögen „Hymnen an die Nacht" heraustönen, für thätige Menschen ist das Licht!

Das junge Deutschland.

Man hat geglaubt, dem Unwesen der sogenannten „jungen Literatur" (Gutzkow, Wienbarg, Laube u. s. w.) durch ausdrückliche Verbote der verdächtigten Schriften ein Ende machen zu müssen. Das ist, abgesehen von dem Verwerflichen jedes solchen Verbotes, auch in literarisch-menschlicher Hinsicht ein Fehler und ein Schaden. Allerdings ist diese junge Literatur ein Unsinn, ja eine Verrücktheit. Aber wodurch soll denn die alte Verrücktheit bekämpft werden, als durch eine neue? Die Zeiten sind selten, wo die Vernunft sich Platz macht, und eben so selten die Männer, die das Reizlose des gesunden Menschenverstandes, der richtigen Ansicht geltend zu machen wüßten. In Ermanglung der Lessinge nun bleibt nichts, als einen Unsinn durch den andern beschränken. Die faselnd-mittelalterliche, selbsttäuschend-religiöse, gestaltlos-nebelnde, Tieckisch- und Menzlisch-unfähige Periode hat lange genug gedauert, und wie denn das neue Schlechte immer schon darum besser ist als das schlechte Alte, weil wenigstens die Verjährungszeit des Letztern durch den Einspruch unterbrochen wird, so hätte man froh sein sollen, in der Unverschämtheit der neuen Apostel einen Damm gegen die Anmaßung der bisherigen zu bekom-

men. Uebrigens hat diese junge Schule bei aller Verächtlichkeit eine löbliche Eigenschaft, die gegenwärtig in Deutschland sehr fehlt, eine, wenn auch täppische, Geradheit nämlich. Sie macht sich keine Illusionen. Sie ist frech, weil das Zeitalter frech ist; irreligiös, und die ganze Religion der Zeit ist Selbsttäuschung oder Heuchelei; sie sagt, was sie denkt, indeß man in Deutschland häufig nichts denkt bei Dem, was man sagt. Insofern wäre sie also allerdings als eine Art Pferdekur zu brauchen gewesen. Gerade weil sie verächtlich war, konnte sie wenig Schaden thun und mußte ein baldiges Ende nehmen. Ließen die Menschen nur erst die Natur in ihren Gegensätzen ungestört auswirken, die Uebel fänden bald ihre Heilung in sich selbst. Von Unsinn zu Unsinn geht der Bildungsgang der Welt, und in dem ewigen Zickzack kommt sie ewig ein wenig weiter. Durch unsaubere Ausleerungen führen sich die Krankheitsstoffe ab. Beim Individuum darf allerdings der Natur zu Hülfe gekommen werden, denn die Kraft und das Leben des Einzelnen ist beschränkt, und für einen todten Patienten kommt jede Regeneration zu spät; das Geschlecht aber stirbt nicht aus, und der Frühling findet alljährlich seine Bäume.

Die Schriftsteller fehlen gewöhnlich nach zwei Seiten: die Einen sind so verliebt in ihre eigenen Gedanken, daß sie auf das Publikum gar keine Rücksicht nehmen. Ein großer Fehler; denn man denkt für sich, schreibt aber und läßt drucken oder aufführen für Andere. Die zweite Klasse will nur dem Publikum gefallen. Da läßt sich denn schwer voraussehen, was dem Publikum jederzeit und überall gefallen wird, nebstdem, daß dieses Verfahren geradezu zur Gemeinheit führt. Das Wahre ist, die Moralregel des Christenthums: was du nicht willst, daß dir ein Anderer thue, das thue ihm auch nicht, geradezu auf die Poesie anzuwenden und sich beim Schreiben zu fragen: würde dir Das gefallen, wenn es ein Anderer schriebe?

Wir sind alle verdorben, wir neuern deutschen Dichter, durch unser ewiges Lesen der ältern, der fremden. Wir wissen kaum mehr, wie sich die Empfindung bei unsern Zeitgenossen äußert. Wir lassen sie (die Empfindung) Sprünge machen, wie sie sie heut zu Tage nicht mehr macht. Wir empfinden mit Abstraktion. Daher weiß sich das Publikum im Theater nicht mehr zurecht zu finden, und nur Stümperwerke oder die unbewußten Versuche der Anfänger gefallen. Hier nämlich kann das Publikum folgen, indeß die sogenannten Meisterwerke sich ihm wie Rechenexempel darstellen. Schiller war der letzte populäre eigentliche Dichter, und selbst der Wortüberfluß, den ihm der lesende Kritiker zum Vorwurf macht, ist für den Zuseher die vermittelnde Brücke, mittelst der er die Höhen der schwierigsten Situationen und Charakteräußerungen, Schritt für Schritt, ohne Anstrengung erklimmt. Shakespeare hat uns Neueren alle verdorben.

Eines der größten Uebel der deutschen Literatur ist, daß Niemand bei seinem Fache bleibt. Jeder sucht seine Gränzen auszudehnen, so weit als möglich. Jeder walkt seinen Teig nach Leibeskräften, und indem er nach den Enden zu immer ausgedehnter wird, wird er immer dünner in der Mitte, bis er endlich reißt und die Lücken im Innern entstehen, die man nach außen vermeiden wollte. Was man von einer allseitigen Bildung sagt, ist ganz gut; aber eine allseitige Thätigkeit gibt es nicht.

Freilich hat gerade diese Vermischung der Fächer in neuester Zeit der deutschen Literatur großes Ansehen im Auslande verschafft. Wenn ein armer fremder Dichter ein neudeutsch poetisches Werk liest und ein Siderallicht von weltphilosophischen, welthistorischen, psychologischen, politischen, magischen, artistischen Halbheiten ihm entgegenstrahlt, muß er freilich verblüfft werden und mit der Natur zürnen, die ihn zu nichts als zum Dichter gemacht hat; wie anderseits der Gelehrte, der den festen Boden seiner Wissenschaft verschwinden und sich in die

hängenden Gärten des Idealismus versetzt sieht, wo statt der Distel des Begriffes die Blume der Inspiration wuchert und es keine Schlösser gibt, sondern nur Schlüssel, ein solcher wird gleichmäßig die Stirn auf die Erde schlagen und ausrufen: Herr, ich bin nicht würdig.

Ein Werk nenne ich eine Hervorbringung, die so viel inneres Leben oder innere Wahrheit hat, um wenigstens mehrere der wandelbaren Gefühls- und Meinungsphasen der Zeit zu überdauern. Was aus einer Zeitrichtung entsteht und mit ihr untergeht, ist eine Flugschrift, und wenn sie dreißig Bände stark wäre.

Diese neue deutsche Poesie mit ihren Theorien kommt mir vor wie eine Schuljugend, die, von ihrem Meister wegen Unartigkeit zur Rede gestellt, sich verantwortete: sie hätten neue Gesetze der Artigkeit erfunden, und nach diesen seien sie sehr gesittet.

Vortreffliche Bausteine, diese Legion wahrgefühlter, deutscher Gedichte; aber ich sehe kein Gebäude.

Volkslieder sind wie die Wiesenblumen, die, wenn man sie im Felde ohne Pflege und Kultur aufgewachsen antrifft, erfreuen, ja entzücken; in den Gärten, zwischen Rosen, Nelken, und Lilien versetzt, sind sie nicht viel besser als Unkraut.

Deutsche Volks-Epen: was heißt denn Das? Epen, die vom Volk ausgingen? Kein Epos ging je vom Volk, sondern von einzelnen seltenen, begabten Männern aus, die allenfalls das im Volk zerstreute Sagen- oder Liedermaterial sammelten und zum Ganzen bildeten, mit Hinzufügung eigener Erfindungen (denn zum Nachschreiber sich herzugeben, hat von jeher jeder Begabte verschmäht). Oder waren sie Volks-Epen, weil

sie im Munde des Volkes lebten, etwa wie die Homerischen Gesänge? Aber das deutsche Volk konnte nicht lesen, und Rhapsoden gab es bekanntlich in Deutschland nicht, vor den Zeiten der Minnesänger, die aber an den Höfen herumzogen und das Volk verschmähten. Dann, wenn sie im Munde des Volkes lebten, wo findet man ihrer irgend in Chroniken oder gleichzeitigen Zeitschilderungen erwähnt? Die Rittergedichte und die letzte Bearbeitung der Nibelungen rührt bekanntlich aus dem dreizehnten Jahrhunderte her. Wie kam es, daß, bei Erfindung der Buchdruckerei im fünfzehnten, Niemand aus dem Druck dieser Lieblingswerke des Volkes Gewinn zu ziehen suchte? Ohne Zweifel hätte man es gethan, wären sie nicht damals schon rein vergessen gewesen, nach Verlauf von armen zwei Jahrhunderten. Hofpoesie waren diese Epen. Das Volk hat nie etwas davon zu hören bekommen, als die alten Sagen oder Märchen, vielleicht Lieder, die der Erfindung zu Grunde lagen.

Es ist noch die Frage, ob man Walther von der Vogelweide einen eigentlichen Dichter nennen kann. Dichterische Gluth und Phantasie fehlen beinahe ganz. Verstand und Empfindung kann man ihm nicht absprechen. Er ist größtentheils Reflexions- oder Spruchdichter. Mitunter hat er höchst glückliche Wendungen, sie sind aber selten.

Wie wär's, wenn man aus dem Nibelungenliede ein Heldengedicht machte? Kein alterthümelndes, sondern so, wie man heutzutage einen alterthümlichen Stoff behandeln mag. Wer weiß, wie viel Vorarbeiter Homer vor sich gehabt hat?

Im Nibelungenliede sind vielleicht nur zwei Punkte, die auf urdeutschen Sagen beruhen. Der Hort, der, im Rhein versenkt, dem Sande seine Goldhaltigkeit mittheilt; und, daß eine Schaar deutscher Helden irgendwann in Ungarn durch

Verrath oder Ueberfall den Tod gefunden. Siegfried ist wahrscheinlich eine Applikation des skandinavischen Sigurd; Chrimhilde erdichtete Trägerin des Faktums; Brunhildens Brautwerbung ein hineingezogenes fremdes Märchen; die Fahrt ins Hunnenland willkürliche Ausmalung eines vielleicht historischen Umstandes. Das alles im Munde der Erzähler, wenn man will, des Volkes, sich allmählig näher und näher gebracht und endlich von einem Dichter völlig verbunden. Daß das Gedicht sich im Munde des Volkes gemacht oder gebildet habe, ist eine analogielose und eigentlich Unmögliches voraussetzende Annahme.

Man thut nichts Gutes, wenn man die Nibelungen in neue Sprachen übersetzt. Es wirft sich dann die Rohheit des Ganzen bloß auf den Inhalt und Stoff, die dadurch unleidlich werden. In der unbehülflichen Sprache des Originals aber zeigt sich erst das unvergleichliche Verdienst des Dichters, der in einer so brutalen Zeit der wahren Poesie — was Auffassung, Charakteristik und selbst Composition betrifft — wenigstens so nahe kam.

Was Das für eine Idee ist! Die nationale Poesie Deutschlands im eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderte sei durch die aufgezwungene klassische Bildung erstickt worden. Als ob irgend Jemand damals klassische Bildung gehabt hätte, als höchstens ein paar Geistliche, die der Nationalpoesie weder nützen noch schaden konnten. Und als ob die klassische Bildung der Nationalpoesie irgend genützt oder geschadet hätte, als endlich in der letzten Zeit der Hohenstaufen wirklich nationelle Dichter, die Minnesänger, aufstanden. Mangel an Talenten war das Hinderniß, das der Nationalpoesie früher im Wege stand, kein anderes.

Das Hervorziehen altgermanischen Wesens und dessen Gegenüberstellung einem weit verfeinerten, aber auch mannigfach

ausgearteten Zustande, das gegenwärtig die deutschen Schriftsteller so sehr beschäftigt, ist nichts Neues; schon Tacitus hat es gethan. Aber der weise Römer suchte für seine Zeitgenossen in jener Schilderung biederer Rohheit höchstens Arzenei für das Uebermaß, indeß unsere Neu-Altdeutschen darin Nahrung für das Bedürfniß zu finden glauben.

Was die mittelalterliche oder romantische Poesie von der neuern unterscheidet und unterscheiden muß, ist das Pragmatische in dem Charakter der neuern Zeit. Die Poesie des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts begnügt sich mit dem poetischen Was, dieses bildet sie möglichst vollständig und scharf aus, die Verbindungen und Vermittlungen erscheinen dabei als Nebensache. Unsere Poesie kann sich der Nachweisung des Wie nicht entschlagen. Die Verknüpfung der Begebenheiten und Empfindungen macht sich vor diesen selbst geltend, und wo ein Sprung gewagt werden soll, muß der Dichter den Beschauer mit Gewalt fortreißen, von selbst überschreitet er keine Lücke.

Friedrich Schlegel.

1822.

Dieser Friedrich Schlegel, wie er jetzt duselt und frömmelt, ist doch noch immer derselbe, der er war, als er die scheußliche Lucinde schrieb. Ich habe ihn ganz kennen lernen, bei einem Mittagsmahl, das vor vier Jahren, als ich in Neapel war, der Hamburger Kaufmann Nolte uns Beiden gab. Wie er fraß und soff und, nachdem er getrunken hatte, gern mit dem Gespräch ins Sinnliche jeder Art hinüberging, wie er über mich lachte, als, da die Rede auf seine Lucinde kam, ich versicherte, ein Mädchen würde mir unerträglich sein, wenn sie ohne Schmerz daran denken könnte, sich ergeben zu haben. Dieser Mensch könnte jetzt noch einen Ehebruch

begehen und sich völlig beruhigt fühlen, wenn er dabei nur symbolisch an die Vereinigung Christi mit der Kirche dächte. Bei diesen neuen Mystikern wirkt das Christenthum durchaus nicht aufs Praktische. So wie nur ein wissenschaftliches Bedürfniß sie darauf hingetrieben hat, so ist die ganze Wirkung desselben auch nur ein theoretischer Glaube, und indem sie sich mit Gott vereinigt denken, glauben sie den Gang ihres Lebens eben so nur all' ingrosso betrachten zu dürfen, wie man das Wirken der Vorsehung in der Natur anzusehen genöthigt ist, wo selbst das Ueble als ein nothwendiges Mittelglied zum guten Hauptzwecke allerdings sich zeigen darf.

Tieck.

Tieck, ein geistreicher Mann. Diese Bezeichnung zugleich als Lob und als Tadel ausgesprochen. Das will sagen: er hat Geist, wo Geist von Nöthen; er hat aber auch beinahe nur Geist, wo es auf Empfindung ankommt. Sein poetisches Talent äußerst schwach und ohne alles Ursprüngliche, ausgenommen im Auffassen und Wiedergeben komischer Bezüge und Charaktere. Komisch ist beinahe nicht das rechte Wort. Die Herausstellung und Verspottung des Abgeschmackten ist sein eigenthümliches Feld. Dagegen ist das eigentlich Poetische, d. h. in schöner Steigerung Empfundene, bei ihm fast durchaus nur angebildet. Goethe rühmt einmal an sich die Gabe, Landschaften und andere Natur-Aeußerlichkeiten mit den Augen dieses oder jenes bestimmten Malers anschauen zu können, und bezeichnet sich dadurch, nicht unbewußt, als Dilettant in der bildenden Kunst. Dasselbe kann man von Tieck in der Poesie sagen. Wenn er Shakespeare als eine Brille aufgesetzt hat, sieht er die herrlichsten Dinge. Deßhalb hat er sich auch in diesen Meister so hineingelebt, der ihm einen Halt, gleichsam die Pappe hergibt, auf die er seine eigenen, umkippenden Papier-Männerchen aufklebt. In früherer Zeit mußten ihm die Minnesänger, der Katholicismus, die Spanier

ähnliche Dienste leisten. Am Entschiedensten fehlt ihm der Sinn für alle und jede Form. Bei seiner Anlage zum Komischen hätte er ein guter Lustspieldichter werden müssen, wenn nicht sein haltloser Geist sich in der Formlosigkeit, als seinem eigentlichen Elemente, bewegte.

Er kann nichts machen (ποιειν, ποιητης). Keine Epopöe, kein Drama, keinen Roman, ja kein lyrisches Gedicht, indem der Gedanke scharf abgeschnitten, auf gleichen Flügeln des Rhythmus lerchenartig emporschwebte. Ein geistreicher Skizzismus der Ausdruck seines Talents. Hierzu kommt noch der Mangel eines Innern. Ich weiß nicht, ob Wahr und Falsch für ihn Gegensätze sind, oder Gut und Böse. — Er ist ein guter poetischer Farbenreiber, wollte Gott, er wäre auch ein Maler.

Jean Paul.

Jean Paul ist in Gedanken, ja in seinen Empfindungen erhaben, aber seine Phantasie ist gemein, sie malt nur niedrige Gegenstände mit Wahrheit, und gerade die Phantasie ist das Spiegelbild des Menschen. Gedanke und Empfindung zeigen nur, was er sich bestrebt zu sein; die Einbildungskraft gibt wieder, was er ist.

Jean Pauls Phantasie, so herrlich im Abspiegeln innerer Zustände, ist aber beinahe gar nicht geeignet zum Darstellen äußerer Handlungen, er übergeht sie daher auch häufig ganz kurz, und indeß er die Ursachen bis ins Kleinste ausmalt, werden die Wirkungen oft nur leicht angedeutet. Daher sind auch seine Werke da am Schwächsten, wo das dramatische Element vorgreifend wird. Ich kann mir denken, daß ein Drama von ihm leicht das elendeste Machwerk sein könnte. Er neigt zur Miniaturmalerei hinüber, ein Dramatiker soll aber al fresco malen, schon Goethe thut es zu wenig. Shakespeare kann's und auch Calderon, dieses Anlegen großer Partien mit breiten

Schatten und derbem Pinseldrücken. Was mich an Jean Paul überhaupt anzieht, ist sein Verstand und sein Humor; seine Empfindung schwillt oft bis zum Ersäufen an, und seine Phantasie verflattert leicht bis zur Bildlosigkeit, d. h. bis zur Unphantasie. Wenn er gern in Bildern denkt, so malt er dafür auch manchmal mit Begriffen.

Lenau.

Lenau's Gedichte haben wunderliche Eigenschaften. Ein unleugbares poetisches Talent, das manchmal sogar ans Bedeutende streift. Der Vers gut gebaut, obwohl er sich selten bis zum Rhythmus erhebt. Der Verlauf der Empfindung oft untadelhaft, nur daß selten ein Ganzes der Empfindung daraus wird; denn wenn es nun darauf ankommt, die einzelnen Strahlen in einen Brennpunkt zu sammeln, schnappt das Ganze falsch ab, und irgend ein fern Herbeigeholtes oder Wunderliches stempelt, was wir bis dahin für gedacht und empfunden gehalten hatten, zur hohlen Grübelei. Der Ausdruck findet fast immer ein schickliches, selten aber das prägnante Wort. Dabei herrscht eine unselige Schwermuth vor, d. h. eine solche, die sich nicht durch das Gedicht kopf-aufwärts befreien, sondern kopf-abwärts tiefer hineinarbeiten will. Das alles verbreitet einen Qualm über diese Gedichte, der mir wenigstens, bei aller Anerkennung, höchst widerlich ist.

Heinrich Heine.

Heine ist für jeden Fall eine sehr begabte Natur. Erstens hat er viel Verstand, eine neuerer Zeit unter den deutschen Literatoren sehr seltene Eigenschaft. Sein Talent ist vorzugsweise satirisch, verspottend, in welcher Richtung auch seine Einbildungskraft höchst objektiv bildlich ist. Was seine Poesie, als Ausdruck der Empfindung, betrifft, so hatte er wohl in seiner Jugend, der überhaupt edlere Gefühle eigen sind, poe-

tische Erhebungen, die, verstärkt durch den Einfluß fremder Produktionen, namentlich Goethe's, einige wahrhafte Gedichte zu Stande brachten. Das verlor sich bald, und erst am Ausgange eines dissoluten Lebens, aufs hoffnungslose Krankenlager geheftet, kam eine abgenöthigte Einkehr in sich selbst, eine Erinnerung an die Jugendgefühle, vielleicht ein Wunsch, die eigene Nichtswürdigkeit vor sich selbst zu verbergen, über ihn, daher man auch von seinen Versen nur die ersten (in den Reisebildern) und einige seiner letzten als Gedichte ansprechen kann, indeß die aus der mittleren Zeit, wenn sie nicht verspottend sind, geradezu als schlecht bezeichnen muß. Wie es aber mit der Wahrheit der Empfindung, der eigentlichen Quelle der Poesie, bei ihm steht, zeigt sich schon daraus, daß er die scheinbar wärmsten Ergüsse meistens durch eine Unflätherei oder hanswurstisches Anhängsel selbst wieder vernichtet und lächerlich macht.

Graf Platen.

Dieser Graf Platen kann gewissermaßen als ein Prototyp der neuern Deutschen gelten. Nicht als ob sie alle so gute Verse machen könnten, als er, nicht als ob sie alle so viel Geist hätten, als er; aber darin gleichen sie ihm alle, daß sie mehr oder weniger gut sind, wenn sie sich schreibend in eine andere Natur hineindenken; schreiben sie aber aus ihrem eigenen Wesen heraus, erbärmlich. Hat so ein Matador den Aristophanes oder Shakespeare als Brille aufgesetzt, so sieht er die bewundernswürdigsten Dinge, er fühlt ganz wie ein Zeitgenosse des Perikles oder der Königin Beß; wenn er aber als Herr Platen oder Herr Immermann fühlen soll, als Deutscher des neunzehnten Jahrhunderts, als Mensch statt als Buch, so geht Alles leer aus.

Es ist etwas Trockenes und Dürres in Platens Gedichten. Nicht als ob ihm Empfindung abginge, aber er empfindet

nicht, während er schreibt, sondern schreibt, wenn er schon empfunden hat.

Freiligraths Gedichte. Diese Gedichte sind wie ein schönes Theater mit prächtigen Kleidern und Dekorationen, aber ohne Schauspieler. Oder wie die Welt, ehe noch der Mensch erschaffen war.

Feuchtersleben.

Ich bin mit Feuchtersleben verhältnißmäßig spät bekannt geworden. Ich weiß daher — besonders da unsere Beziehungen vorzugsweise literarisch waren — von seinen früheren Lebensverhältnissen so gut als nichts und muß mich daher darauf beschränken, von seinen Charakter- und Geisteseigenschaften, überhaupt von Demjenigen zu sprechen, worin wir der Beurtheilung Anderer unterliegen, und worauf auch nur entfernt hinzudeuten, ihn selbst eine nicht geheuchelte, sondern mit seinem innersten Wesen verbundene Bescheidenheit unter allen Verhältnissen gehindert hätte.

Schon daß wir uns so spät kennen lernten, deutet auf eine Grundverschiedenheit in unserem beiderseitigen Wesen hin. Ich war durch meine poetischen Arbeiten, wenigstens unter meinen nächsten Landsleuten, zu Achtung und Namen gekommen, und doch fühlte Feuchtersleben, der sich so gerne anschloß, kein Bedürfniß, mir näher zu kommen. Er mochte wohl in dem Verfasser der Ahnfrau Lebens- und Kunstansichten voraussetzen, die mit jenen allerdings barocken Ausbrüchen in einem nächsten Zusammenhange stunden. Ja, als ein gemeinschaftlicher Freund uns zum ersten Male einander gegenüber brachte, waren Feuchterslebens Aeußerungen und Haltung nicht frei von einer gewissen oppositionellen Schärfe, die er sich fruchtlos Mühe gab zu verhehlen. Aber ein erstes Gespräch reichte hin, uns in geistige Gemeinschaft zu bringen, obwohl er gewissermaßen in sich fertig und ich wenigstens

nicht geneigt war, von meinen Ueberzeugungen irgend Jemand zu Liebe auch nur ein Haarbreit nachzugeben. Wir waren Freunde, ehe wir's wußten, wobei der Unterschied der Jahre in keine Rechnung kam, da das Systematische seiner Bildung seinem Alter vorauseilte, indeß von meiner Seite die poetische Anschauung immer etwas Jugendliches mit sich führt.

Ich will aber nicht von mir reden, sondern von ihm. Von seinen Lebensumständen also ist mir nichts bekannt, als eine beispiellos glückliche Ehe. Mit einer Frau verbunden, die an Lebhaftigkeit, an Gewohnheiten, ja von vorneherein sogar an Bildung, das Gegentheil seiner war, hatte er sich doch durch Nachgeben und Beharren, durch geistigen Einfluß und harmloses Sichgehenlassen ein Musterbild von Ehe geschaffen, wie es ein zweites Mal nicht leicht vorkommen wird und, indem es allein schon seinen Charakter verbürgt, ihn als Das bezeichnet, was er war: als Weiser in der That.

Die Grundlagen seines Charakters waren Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Bescheidenheit.

Er hat mit Recht von sich selbst gesagt: Ich habe mir Alles erkämpfen müssen; denn nie ist ihm ein Vortheil geworden, den er durch Aufgeben einer Ueberzeugung oder durch Abweichen von dem strenggezogenen Pfade der Pflicht sich erworben hätte. Manche sind zwar in der letzten Periode seines Lebens an ihm irre geworden, aber da war er nicht mehr allein, sondern mit der Sorge für Andere betraut, und auch der pflichtgetreue Schiffer wirft im Sturme anvertraute Ballen über Bord, wenn er dadurch hofft, das Fahrzeug zu retten.

Wenn ich von seiner Wahrhaftigkeit sprach, so meinte ich nicht die gegen Andere, denn diese ist wohl schon an sich in der Rechtschaffenheit mitbegriffen; ich meinte damit die in unsern Zeiten, besonders in Deutschland, selten gewordene Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Er hat sich nie große Ideen angelogen, Ueberzeugungen eingebildet und Bedürfnisse gemacht. Nicht nur sein Denken, auch seine Empfindung war einig mit sich und wahr. Er kannte die Gränzen seiner Be-

gabung, und nie ist es ihm eingefallen, darüber hinau
gehen, wenn ihm auch hundert Journale dafür eine papi
Geltung angeboten hätten.

So war das erste Streben seiner Jugend ein poetisches.
Verstand und Gefühl stand er so manchen Dichtern voran,
die Phantasie ging nicht gleichen Schritt. Darauf haben
nicht Andere aufmerksam gemacht, sondern er selbst hat es
reiferen Jahren erkannt, und er war ein so strenger Ri
seiner selbst, daß er sich geradezu jedes poetische Talent
sprach. Hundertmal mochte ich ihm sagen: Das Reflek
und Gnomische sei zwar nicht *die* Poesie, aber *auch* Po
er blieb unerschütterlich und verurtheilte sich selbst.

Beinahe kein Feld des menschlichen Wissens blieb
fremd. In der Philosophie war Kant sein Mann. D
Philosophie der Bescheidenheit, die das demüthige: „Ich
nicht" an die Spitze des Systems stellt, das Gegebene,
eines Beweises eben so wenig fähig als bedürftig, zum A
gangspunkte nimmt, völlig zufrieden, wenn sie das lo
Richtige, Würdige und Allen Förderliche damit in Ueber
stimmung bringen kann, die gerade, weil sie dem Denken
Gränzen setzt, der Ahnung und Empfindung möglich m
die leer gewordenen Räume als Religion und Kunst au
füllen — Kants Philosophie war die seinige. Daß er als
ohne eine Spur von Materialismus gar zu gern Brü
zwischen der Physiologie und Psychologie gebaut hätte,
wohl begreiflich.

Das Ziel seines Strebens und der Mittelpunkt seines We
war übrigens die Bildung, insofern damit die möglichste
weiterung und harmonische Durchdringung aller Fähigkeiten
Erkenntnisse gemeint ist. Die entgegengesetzte Ansicht, daß j
Wirken und jedes Talent eine gewisse Einseitigkeit, ein Ue
gewicht nach Einer Seite voraussetze, gab er zwar zu,
aber nicht geneigt, die Uebereinstimmung seines Innern
solchen, wenn auch geistreichen Störung preiszugeben.

Daß unter diesen Umständen Goethe sein Ideal sein mu

leuchtet von selbst ein. Nie ist vielleicht der Kultus für diesen, allerdings größten aller Deutschen weiter getrieben worden, als von ihm. Er war nicht geneigt, einen Unterschied im Werthe zwischen den früheren und späteren Arbeiten des außerordentlichen Mannes zuzugeben, ja ich habe alle Ursache, zu glauben, daß ihn die späteren mehr befriedigten, als die früheren; wie denn auch Goethe als Mensch und Mann bis zu seinem Ende immer im Fortschritte begriffen war, nur daß die Bildungskraft, schon nach Naturgesetzen, eben so sehr abnahm. So weit es ihm bei seiner Gutmüthigkeit möglich war, grollte er mir vielleicht ein wenig, wenn ich jenen Unterschied nach seiner Meinung zu sehr hervorhob. Wir ließen uns daher über diesen Punkt nicht leicht in ein Gespräch ein. Freunde müssen auch Geheimnisse vor einander haben.

Seiner Begeisterung für die Kunst machte er, da er sich die Kunstbegabung unbilliger Weise selbst absprach, dadurch Luft, daß er sich dem Streben Anderer auf das Innigste anschloß. Nicht auf jene in Deutschland beliebte Weise, daß man sich in irgend einen großen Schriftsteller hineindenkt und nun von der fremden Höhe herab auf alles Andere mit wegwerfender Verachtung hinsieht. Gerade das Gegentheil. Er war mit der hingebendsten Liebe vorzugsweise dem Streben seiner Zeitgenossen, ihm näher Stehenden zugewendet, auf die Bildung junger Talente einzuwirken, aber auch bei Werken, die ganz unabhängig von ihm entstanden waren und eine solche Hingebung nur irgend vertrugen, jede gute Seite hervorzukehren, jede Wendung, jeden Gedanken zur Geltung zu bringen, überall ein Tieferes vorauszusetzen, zu suppliren, zu ergänzen, sich ganz in das Fremde hineinzuleben. Er war unermüdet in solchem liebevollen Anerkennen. Diese seine Weise hatte für einzelne seiner Freunde sogar etwas Gefährliches, und ich selbst mußte auf der Hut sein, seine optimistischen Deutungen in Bezug auf mich bei mir selbst auf ihre wahre Geltung zurückzubringen.

Das ist, was ich das Wohlwollen des Mannes nannte. Und diese selbstvergessende Liebe war es, was ihm, verbunden

mit seinen übrigen Eigenschaften, den Stempel der vollkommensten Liebenswürdigkeit ausdrückte.

Als ein Solcher wurde er in die Bewegungen des Jahres 48 hineingeworfen. Ich weiß, wie sehr die Annahme der von ihm bekleideten Stelle[1] seinem Inneren widerstrebte, und daß man sein ganzes vaterländisches Gefühl in Anspruch nehmen mußte, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er wäre für ruhige Zeiten der bestgedenkbare Unterrichtsminister gewesen. Hier aber kam er mit Etwas in Conflikt, was seiner Natur rein entgegengesetzt war: mit der Rohheit. Wie er in dieser Zeit — wo jede Bitte eine Sturmpetition und jede Verweigerung der Anlaß zu einem Aufstande war — wie er also in dieser Zeit seiner Amtsführung gewirkt, wie weit er beharrt oder nachgegeben, bewilligt oder versagt hat, kann ich nicht sagen, denn seine Ueberhäufung mit Geschäften hatte eine Lücke in unserem Umgange zur Folge. Aber Das weiß ich, daß das Bewußtsein, nicht immer das Beste haben thun zu können und nothgedrungen mancher seiner Ueberzeugungen untreu geworden zu sein, ihn getödtet hat. Er ist vom Geiste aus gestorben.

Ferdinand Raimund.

Man hat oft bedauert, daß es Raimund, dem beliebten Volksdichter, an Bildung fehle; wenn diese noch dazu gekommen wäre, stünde der leibhafte Shakespeare noch einmal da. Ich glaube, es fehlt Raimund nicht sowohl an Bildung, als an der Fähigkeit, sich eine Bildung zu nutze zu machen. Andererseits merken seine Bewunderer nicht, daß gerade dieser Zusammenstoß von geahnet-Poetischem und gemein-Unkultivirtem es ist, was den Hauptreiz von Raimunds Hervorbringungen ausmacht. Das Barocke ist sein Verdienst, aber sein großes Verdienst.

---

[1] Er wurde im Juli 1848 Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium, doch legte er diesen Posten bald nieder und starb am 8. September 1849. D. H.

Der erste Band von Ferdinand Raimunds Werken ist erschienen. Je lebhafter im Publikum Wiens noch die Erinnerung an jenen vortrefflichen Zustand des Leopoldstädter Theaters rege ist, an jenes Zusammenwirken ausgezeichneter Talente, welche diese Bühne zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen im Kreise der deutschen Dramatik machten, je wärmer die Anhänglichkeit ist, welche dasselbe Publikum dem begabtesten unter diesen Darstellern, dem Verfasser der hier angezeigten Werke, widmete, um so erfreulicher muß eine Gabe sein, die, nachdem die Begeisterung des Augenblicks zu wirken aufgehört hat, nunmehr auch dem Urtheil sein unbestreitbares Recht auszuüben gestattet.

Allerdings hat die vortreffliche Darstellung von Raimunds Stücken, seine eigene mit eingeschlossen, zu den glänzenden Erfolgen derselben Vieles beigetragen; aber die Darstellung gehört auch dem Verfasser, wie die Schlacht dem Feldherrn gehört, ohne daß deßhalb das Verdienst der einzelnen Krieger das Geringste an seinem Werthe verliert. Die glänzendste Tapferkeit ist wirkungslos, wenn ein leitender Geist ihr nicht die gehörige Stelle anweist, und der begabteste Schauspieler wird nie mehr leisten, als der wahre Dichter nicht etwa bloß gewollt (das wäre leicht), sondern selbst in die Rolle hineingelegt hat. Es gibt wohl dramatische Konzertstücke, die, bei schwacher Versinnlichung von Seite des Verfassers, dem Schauspieler Gelegenheit bieten, in der Entwicklung seines eigenen Talentes Halt und Verbindung zu suchen und zu finden; Das sind aber nur, um in der Kriegssprache fortzufahren, gelegentliche Scharmützel, Ueberfälle, Husarenstreiche, deren Erfolg zur Würdigung des Feldherrn wie des Dichters eben nichts beiträgt. Der wahre dramatische Dichter sieht sein Werk darstellen, indem er es schreibt, und die Darstellung auf der Bühne kann ihn höchstens durch die Genauigkeit der Copie angenehm überraschen.

So hat Raimund in seiner besten Zeit geschrieben. Aber diese beste Zeit war *seinem Entwicklungs*gange nach nicht seine

erste. Er fing, durch die ungünstigsten Verhältnisse sich selber Bahn brechend, damit an, eigentliche Theaterstücke (was ich oben Konzertstücke nannte) zu schreiben. Er wollte sich und seinen Kameraden Gelegenheit geben, ihre Darstellungsgabe an einem die Aufmerksamkeit fesselnden Kanevas zu zeigen, wo denn die eigentliche Ausmalung der Charaktere und Situationen dem Talente, ja der Persönlichkeit jedes Einzelnen überlassen blieb. Ein wenig zu dieser Gattung gehört, man muß es gestehen, das erste der in dem vorliegenden Bande gebotenen beiden Stücke: Der Diamant des Geisterkönigs. Voll guter Einfälle, mit einer nicht unglücklich geführten Handlung, würde doch Niemand, z. B. in dem leicht skizzirten Entwurfe der Geliebten des Bedienten Florian, jene Naturwahrheit und Grazie erkennen, welche die unnachahmliche Krones in diese Rolle zu legen wußte. Korntheuer spielte sich selbst, als er den Geisterkönig gab, und die Figur gewann dabei offenbar. Nichtsdestoweniger aber ist das Ganze auch im Lesen unterhaltend und lobenswerth.

Was aber von Raimund oben Rühmliches gesagt worden ist, gilt in ganzer Ausdehnung von dem zweiten Stücke: Der Alpenkönig und der Menschenfeind. Man muß die Wüste der neuesten deutschen Poesie durchwandelt haben, gefühlt haben, wie Naturwahrheit und Leben aus dem begriffsmäßigen Gerüste talentloser Ueberschwänglichkeiten sich nach und nach völlig zurückzuziehen droht, um das Erquickende dieser frischen Quelle ganz zu empfinden. Zuerst der Gedanke des Ganzen, die etwas barocke Einkleidung des auf der Volksbühne auch der Form nach stationär gewordenen Zauberhaften abgerechnet, hätte Molière eine vortrefflichere Anlage nicht erdenken können. Ein Menschenfeind — oder vielmehr, um den Namen für die Sache zu gebrauchen — ein Rappelkopf, dadurch geheilt, daß er sein eigenes Benehmen sich selbst vor seine eigenen Augen gebracht sieht: ein psychologisch wahreres, an Entwicklungen reicheres Thema hat noch kein Lustspieldichter gewählt.

Nun aber die Entwicklung selbst, die eigentliche Aufgabe

der Poesie: die **Belebung** des Gedankens! Raimund hatte den Vortheil, in der wunderlichen Hauptperson ein wenig sich selbst kopiren zu können; aber auch alle übrigen Personen: dieser in seiner Langweiligkeit ergötzliche Bediente gegenüber dem schnippischen Stubenmädchen, durch einen natürlichen Antagonismus in immerwährendem Wechselspiel gegen einander. Die Seelenreinheit, ja Seelenadel im Charakter der Gattin, deren natürlicher Sinn (es ist nicht zu sagen, wie viel Kunst darin liegt) selbst den im Stücke geforderten und von allen übrigen Personen unbedingt getheilten Glauben an den geisterhaften Alpenkönig nur als ein Halbfremdes aufnimmt. Die Tochter, Anfangs nur leicht angedeutet, gegen das Ende zu aber immer bestimmter, eigentlich rührend ohne Sentimentalität. Jene Scenen in dem „stillen Haus", denen an niederländischer Gemäldewahrheit ich kaum etwas an die Seite zu setzen wüßte. Und Das alles zu einer Einheit der Form gebracht, die anregt, festhält und das ganze Gemüth des Zusehers in den bunten Kreis hineinbannt. Ueberall Blutumlauf und Pulsschlag bis in die entferntesten Theile des eigentlich organischen Ganzen. Ich wollte, sämmtliche deutsche Dichter studirten dieses Werk eines Verfassers, dem sie an Bildung himmelweit überlegen sind, um zu begreifen, woran es unsern gesteigerten Bestrebungen eigentlich fehlt, um einzusehen, daß nicht in der **Idee** die Aufgabe der Kunst liegt, sondern in der **Belebung** der Idee; daß die Poesie Wesen und Anschauungen will, nicht abgeschattete Begriffe; daß endlich ein lebendiger Zeisig mehr werth ist, als ein ausgestopfter Riesengeier oder Steinadler.

Dem Andenken Schreyvogels (West).

Am 28. Juli 1832 starb hier zu Wien als ein Opfer der scheußlichen Cholera, nach einem kaum vierundzwanzigstündigen Krankenlager, der pensionirte Sekretär des kaiserlichen *Hoftheaters*, *Joseph* Schreyvogel, der Welt unter den

Namen Thomas und August West, als Herausgeber der geistreichen Wochenschrift: Das Sonntagsblatt, als congenialer Bearbeiter der Moreto'schen Donna Diana und mehrerer Calderon'scher Schauspiele, endlich jedem deutschen dramatischen Schriftsteller und Darsteller als der scharfsinnigste Kenner und Beurtheiler ihrer beiderseitigen Künste bekannt.

Deutschland verliert in ihm mehr, als es weiß und wissen kann. Durch entgegenstehende Lebens- und andere Verhältnisse auf der schon früh betretenen Bahn der Literatur gehemmt, kehrte er erst bei abnehmenden Jahren zu derselben zurück, und es fehlte ihm eigentlich das physische Zeitelement, um all Das ans Licht der Welt zu ziehen, was sein reiches Innere verbarg. Das literarische Publikum kennt nur die beiden West; man muß Schreyvogel gekannt haben, um nicht etwa bloß den Menschen, nein, selbst den Schriftsteller in ihm gehörig würdigen zu können.

Lessing steht einzig, ohne Gegenbild und ohne Nebenbuhler, in der deutschen Literatur da. Es hieße sich an ihm versündigen, wenn man auf ihn hin von irgend einem der Nachgekommenen aus Parallele ziehen wollte; aber an Art und Geist war unser Verblichener jenem großen Vorgänger aufs Innigste verwandt, und eine ungestörtere Laufbahn hätte ihn demselben vielleicht näher gebracht, als man jetzt sagen darf, ja zu denken sich getraut. Mit ihm hatte er jene Schärfe des Verstandes, jenen männlichen Schönheitssinn, jene glühende Liebe für das Wahre und Tüchtige gemein; ja vor ihm voraus hatte er eine jugendliche Frische der Empfindung, die bei Lessing wenigstens zum Theil sich unter dem Druck herabstimmender Erfahrungen verlor, bei unserm Landsmann aber bis zum letzten Tag seines Lebens sich ungeschwächt erhielt, obgleich es ihm an herabstimmenden Erfahrungen eben auch nicht fehlte.

Ich, der ich dieses schreibe und Schreyvogeln jahrelang gekannt und geliebt habe, der ich von ihm, gleichsam als ein halb Widerstrebender, in die Literatur eingeführt worden bin, konnte ihn, den ältern Freund, vom ersten bis zum letzten

Tage nie ohne ein immer neues Staunen, mußte ihn geradezu als ein nur halb erklärtes psychologisches Räthsel betrachten.

Dieser scharfe, eigentlich analytische Verstand in nächster Nähe von der überströmendsten Begeisterung, die weniger aus dem Gemüthe hervorzugehen, als unmittelbar aus dem Verstande selbst zu entspringen schien, sich wenigstens nie früher, aber auch augenblicklich einstellte, wenn der Verstand kalt geprüft und gebilligt hatte, diese innige, gleichsam polartige Verkettung der scheinbar widersprechendsten Eigenschaften ist mir, in diesem Maße, sonst nie und bei Niemand vorgekommen.

Im Suchen des Guten ein Greis und beim Auffinden desselben ein Knabe, mußte man die Gediegenheit seines Wesens genau kennen, um die Zeichen seiner Freude nicht manchmal geradezu für kindisch zu halten.

So viel Besonnenheit und so viel Wärme, all diese mannigfachen Geistes- und Gemüthskräfte, all, was er wußte und vermochte — und deß war sehr viel — all Dieß nun war einem Schooßkinde, der dramatischen Kunst, zugewendet. Was das Alterthum, was die mittlere und neue Zeit Vorzügliches geleistet, hatte er gelesen, geprüft, verglichen, die Empfindungen auf Gedanken gebracht und die Gedanken in seiner Brust erwärmt, bis sie wieder zu Empfindungen wurden. Insoweit man ohne ein großes, hervorbringendes Talent Kunstrichter sein kann, war er es im vollen Maße. Das ganze Gebiet der dramatischen Kunst lag wie eine Weltkarte vor ihm da, oder vielmehr wie eine Welt, denn es war Leben in seinem Umfassen. Ja, so unerschöpflich war der Born der Liebe in seiner Brust, daß nach Durchströmung des Ganzen noch Wärme, ja Gluth übrig blieb für die kleinsten Einzelnheiten, daß Rollenbesetzung und Bühneausschmückung, die Betonung einer Stelle, die Miene und Geberde der Schauspieler in einem hundertmal gesehenen Stücke seine Seele so frisch fand, als hätte sie nie ein Großes gehegt, und der Knabe, der zum ersten Mal das Theater besucht, war kein so dankbarer Zuschauer als *er*.

So war der Mann. Er hatte Fehler, und wer hat sie nicht? Er hat im Feuereifer Manche, auch Künstler beleidigt, aber eine vortreffliche Kunstleistung war für ihn stets wieder ein unwiderstehlicher Versöhnungsgrund, und nur Mangel an Talent oder innerem Werthe erschwerte den Weg zur gutmüthig fröhlichen Rückkehr.

Lord Byron.

Unter die merkwürdigsten Erscheinungen gehört die verhältnißmäßig geringe Achtung Lord Byrons für Shakespeare: des zweitgrößten englischen Dichters für den ersten. Tieck oder ähnliche Fasler werden sich leicht mit der Annahme zufriedenstellen, daß der mindere Geist eben den höhern nicht begriffen habe. Da genannte Fasler nun aber selbst Shakespeare zu verstehen behaupten und Lord Byron ihnen in jeder geistigen Befähigung himmelweit überlegen war, so muß doch ein anderer Grund dieser Nichtbeachtung aufgesucht werden.

Es ist auch ein anderer Grund. Er liegt theils in der Geistesselbständigkeit, theils in der völlig modernen Richtung Lord Byrons. Jene Selbständigkeit machte, daß alle seine Ueberzeugungen genau aneinander hingen und nichts in seinem Innern Platz hatte, was nicht aus ihm selbst hervorgegangen war. Er kannte als Engländer die Alten und schätzte sie hoch, schon um der ersten Jugendeindrücke willen, dann weil nur ein Thier sie nicht hochschätzen kann. Man hat aber alle Ursache, zu glauben, daß er sie auf dieselbe allgemein menschliche Weise sich aneignete und zurechtlegte, wie die großen Geister der französischen Schule gethan hatten und die praktischen Köpfe der englischen Oeffentlichkeit noch gegenwärtig thun. Seine Verehrung für Pope scheint darauf hinzudeuten, daß er gegen die Art, wie dieser Geschmacksmann mit Homer umgegangen war, nicht viel einzuwenden hatte. Indeß wir Deutsche an den Alten vorzüglich Das beachten, wodurch sie *sich* von uns unterscheiden, was kulturhistorisch gewiß das *Richtigere ist, heben* andere Nationen an ihnen Das heraus,

was sie mit uns gemein haben, wodurch sie zu praktischen Mustern werden und in die fortschreitende Bildung eingreifen, indeß sie bei uns gewissermaßen zu Hemmnissen geworden sind und nur in der isolirten Betrachtung, aber freilich um so herrlicher dastehen. Niemand, seit die Welt steht, allenfalls mit Ausnahme Shakespeare's, ist weniger Pedant gewesen, als Lord Byron, und Das führt auf seine zweite Eigenschaft: seine durch und durch moderne Richtung.

Letzteres kommt aber daher, daß Lord Byron eigentlicher Empfindungsdichter ist, nicht zu verwechseln mit Gefühlsdichter. Denn Gefühl und Empfindung sind verschieden. Das Gefühl ist sympathisch, die Empfindung monopathisch. Ersteres bezieht Alles auf den Gegenstand und liebt oder verabscheut, letzteres auf das eigene Selbst und billigt oder mißbilligt. Das Gefühl ist zunächst mit dem Begehrungsvermögen verwandt, die Empfindung mit dem Erkenntnißvermögen. Das erstere wirkt unbewußt, das zweite unterscheidet die Momente des Eindrucks. Sie verhalten sich zu einander wie der unartikulirte Aufschrei und die artikulirte Rede. Das Gefühl gehört dem Dichter als Menschen, das zweite ihm als Dichter.

Walter Scott.

Walter Scotts Poesie eine W a h r n e h m u n g s poesie, im Gegensatz der A n s c h a u u n g s poesie.

Man ist so weit gegangen, Walter Scott mit Shakespeare zu vergleichen, ja wohl gar zusammenzustellen. Etwas Verrückteres läßt sich wohl nicht leicht denken. Gerade Das, worin man sie verwandt finden will: die C h a r a k t e r i s t i k, begründet die ungeheuerste Verschiedenheit. Alle Charaktere Shakespeare's haben das bestimmteste L e b e n, durch eine geniale A n s c h a u u n g s gabe, einen Blick in die innerste Werkstätte der menschlichen Natur aufgefaßt, entwickeln sie sich mit einem eigenthümlichen Organismus, sie s i n d d a; selbst ihre

scheinbaren Widersprüche gleichen sie durch die siegende Beweiskraft der Existenz aus. Shakespeare gab seinen Personen keine Charaktere, sie stellten sich ihm schon mit einem vollständigen Charakter begabt dar. Scott macht Charaktere: manchmal mit mehr, manchmal mit weniger Geschick; immer will er vorher, eh er schafft, und seine gelungensten Züge können die Absicht nie verleugnen. Er ist ein scharfer Beobachter; was er beobachtet hat, weiß er lebhaft und gewandt hinzustellen, aber jede seiner Personen ist, genau betrachtet, eine Mehrheit von Zügen, die erst ein ordnender Verstand zur Einheit gebracht hat, indeß bei Shakespeare Alles aus der Einheit der innern Anschauung hervorgeht, und aus dieser erst die Mannigfaltigkeit der oft scheinbar widersprechenden Eigenthümlichkeiten hervorgeht. Was man durch Welt- und Menschenkenntniß, durch Studium der Geschichte und Psychologie, durch Beobachtungsgeist und Scharfsinn erlangen kann, hat Scott Alles, und er sei gepriesen um deßwillen! Aber der eigentliche Mittelpunkt, das unerklärte Lebensprinzip fehlt seinen Figuren, und er kann von dieser Seite keineswegs auf eine hohe Stufe Anspruch machen. Seine Personen scheinen daher auch nur bestimmte Charaktere zu haben, so lange er sie beschreibt, so lange sie in Ruhe sind, so lange von ihnen gesprochen wird; sobald sie handeln, schüttert der zusammengetragene Bau, und sie beurkunden immer mehr und mehr ihren Ursprung: den Begriff.

Was die Anordnung der Fabel betrifft, so sind mir die Details darüber nicht so gegenwärtig, da ich leicht vergesse, was ich ohne besondern Antheil lese. Meistens scheinen aber die Begebenheiten interessant zu sein (wobei freilich nicht entschieden wird, ob sie diesen Vorzug der Erfindungskraft des Verfassers oder der Treue des Chronisten verdanken, aus dem sie genommen sind). Die Verknüpfung derselben ermangelt selten der Consequenz.

In Bezug auf die Darstellung ist zwischen der Schönheit der Form und der Lebendigkeit und Wirksamkeit zu unter-

scheiden. Erstere hat vielleicht noch kein Dichter, der zu einem Namen gelangte, so sehr vernachlässigt, als der Verfasser der Romane, die unter Scotts Namen gehen. Eine breitere, wortreichere Prosa kann kaum in einer juristischen Deduction vorkommen, und jedes Streben nach Schönheit ist so ganz daraus verbannt, daß wohl noch Niemanden die Lust angekommen ist, wie Einem doch sonst begegnet, eine oder die andere Stelle zum zweiten Male zu lesen. Wenn Scott wirklich der Verfasser dieser Romane ist, was ich jedoch sehr bezweifle, so ist diese Verflößung der Form das Sonderbarste, was einem so geübten Versifikateur begegnen kann. Diese Einleitungen! Diese ersten Bände! Oft trägt diese mit Umständlichkeit verbundene Breite zwar allerdings zur Bildlichkeit des Dargestellten bei, öfter aber noch ermüdet sie bis zum Ueberdruß.

Die Wahrheit der Darstellung nun ist beinahe durchgehends sehr groß, und hierin liegt eigentlich das Hauptverdienst des Verfassers und der Hauptgrund seiner Wirkung auf das Publikum. Seine Schilderungen aller Art sind unübertrefflich. Wo die Erzählung in das Dramatische streift oder der Ausbruch der Leidenschaft das Lyrische erfordert, ist die Schwäche des Autors. Man kann kühn von ihm als Dichter behaupten, daß er weder im eigentlichen Epos noch im Drama oder in der höhern Lyrik etwas Bedeutendes zu leisten vermöge. Er ist auf die Erzählung beschränkt; braucht es mehr, um ihn von jeder eigentlich höhern Rangstufe auszuschließen?

Der Hauptmangel endlich ist der Abgang des Gewahrwerdens eines über dem Ganzen schwebenden, erhabenen, überlegenen Geistes. Wenn Homer in seinem Stoffe gleichsam unterzugehen, mit ihm Eins zu sein scheint, so ist der Stoff darnach, und Alles, was die Erde Hohes und Großes kennt, findet darin einen Raum. Wenn aber ein Stoff, wie der des Ivanhoe oder Waverley, und der Geist eines Verfassers sich so vollkommen decken, so entsteht für letztern unmöglich die Vermuthung einer besondern Ausgebreitetheit.

Das Obengesagte gilt eigentlich wohl nur zum Theil von Walter Scott. In einigen seiner bessern Werke, seiner besten Charaktere ist wirkliche Anschauung. Das gilt besonders von seinen zum Theil öfters wiederkehrenden Lieblingspersonen; der Raum aber neben diesen ist selbst in seinen vorzüglicheren Hervorbringungen mit solchen Begriffswesen ausgefüllt, die er sich leicht ersparen könnte, wenn er unbedeutend ließe, was unbedeutend ist, und sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, durchaus einmal charakteristisch sein zu wollen.

Dante.

Mir ist auf der Welt nichts zuwiderer, als die weithergeholten Deutungen dichterischer Werke. Ein guter Dichter ist im Stande, zu sagen, was er will; und was er mit Absicht verbirgt, soll man nicht gewaltsam hervorziehen, am Wenigsten aber als Hauptsache in den Vordergrund stellen. Die Poesie ist eben die Gestaltung des Gedankens. Der Gedanke geht zwar immer über die Gestalt hinaus, aber das Nächstliegende, Natürlichste ist immer das Wahrste. Ich dehne Das sogar bis auf Dante aus, dessen Inferno mich entzückt, wie alle Welt, dessen Purgatorio, vor Allem aber sein Paradiso, mir immer Langeweile gemacht hat.

Da soll denn Alles allegorisch sein, indeß doch das Meiste nur bildlich ist.

Das Ganze ist eine Vision, in der alles Geschehene als wirklich angenommen wird. Weder bei den Erscheinungen in der Hölle, im Fegfeuer und Himmel ist etwas Anderes zu denken, als was gesagt wird. Virgil ist der Schatten des wirklichen Dichters Virgil, Dante's Muster und Vorbild höchstens, dem Volksglauben gemäß mit einer kleinen Beimischung von Zauberer; Beatrice ist die wirkliche Beatrice, nur, seit sie, 9 Jahre alt, gestorben ist, gewachsen in Reinheit und Frömmigkeit, so daß sie als ein bevorzugtes Muster aller Tugenden gelten kann.

Selbst die Thiere zum Anfang sind, wenn einmal das Ganze eine Wanderung darstellt, eben wilde Thiere, wie sie einem Wanderer in einem einsamen Walde wohl begegnen. Es ist von ihnen nichts gesagt, was diesem wirklichen Thiercharakter nicht entspräche, und wenn man statt ihrer etwas Anderes dächte, etwas hinzufügte oder wegließe, so wäre das Bildliche des Ganzen zerstört. Daß Dante selbst etwas Anderes dabei dachte, ist wohl kein Zweifel, aber schon, daß man nicht merkt: Was, nimmt der Allegorie ihren Stachel. Letzteres geht wohl zu weit, aber am Ende könnte man jedes Bild zu einer Allegorie stempeln.

Dante's großes Wiegenlied, mit dem er seine Leidenschaften und das Gefühl seines Unglückes einschläferte. In der Hölle ist sein Haß, im Fegfeuer seine Sehnsucht und im Paradiese seine Resignation. Das Metaphysische und Unkörperliche der letzten Abtheilung drückt nur symbolisch aus, daß ihm kein anderer Trost mehr geblieben war, als die Studien, an deren Spitze freilich nach damaliger Art die scholastische Theologie stand.

Merkwürdig, daß Dante's Gleichnisse fast nie von leblosen Dingen, sondern immer von menschlichen Handlungen und Zuständen hergenommen sind.

Racine.

Racine, ein so großer Dichter, als je einer gelebt hat, mußte eben dafür büßen, an die Scheidegränze der Mittel- und neuen Zeit hingestellt zu sein, wo die heroischen Leidenschaften des Mittelalters noch fortglimmten, indeß ein schauprunkender König beschlossen hatte, keiner von ihnen ferner Spielraum zu geben, als jener Minne, die durch Förmlichkeit längst zur *Galanterie herabgesunken* war. Fünfzig Jahre früher,

und der Dichter hätte all jene Tapferkeit, Haß, Blutrache, Herrsch- und Ruhmsucht in ihrer ursprünglichen Gewalt dargestellt; fünfzig Jahre später, und er hätte sie schon so abgeschwächt gefunden, daß er sich seiner Neigung für sanftere Empfindungen unbedingt hätte überlassen können. So aber finden sich jene herben Elemente in dieses süßliche Medium eingetaucht. Und das ist sein Fehler, aber auch sein einziger.

Molière.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß Molière im Misanthropen sich selbst geschildert hat. Einmal wimmelt es darin von kleinen intimen Nuancen, die nur Derjenige findet, der das Dargestellte selbst empfunden hat. Daß des Misanthropen Meinung von der Poesie Molière's eigene war, leugnet Niemand. Sogar der unbefriedigende, stumpfe Ausgang des Stückes deutet darauf hin und wird jeder Dichtung eigen sein, die aus Selbstironie hervorgegangen ist, wie z. B. Goethe's Wilhelm Meister und Tasso zeigen. Wie er von Eifersucht, und zwar gegründeter, geplagt war, lehrt die Geschichte seines Lebens. Nun endlich dieses sein Leben selbst. Ein Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes, auf das Edle und Große hinstrebend, wie er denn von der Darstellung ernster Charaktere nur durch wiederholtes Verunglücken auf der Bühne zurückgeschreckt wurde, und nun genöthigt, den Lustigmacher, den Hans Narren zu spielen, mitten im Jubel des Beifalles sich wahrscheinlich selbst verachtend über die Versündigung an seinem besseren Inneren. In der Gesellschaft tief unter Denjenigen stehend, die er nicht einmal als seines Gleichen anerkennen konnte. Selbst der Misanthrop fiel durch, als nicht pudelnärrisch genug. Mußte sich da nicht eine Feindseligkeit gegen die gesellschaftlichen Zustände ansetzen? Ich denke hier an Raimund, der, obgleich tief unter Molière stehend, doch hierin eine Aehnlichkeit mit ihm hatte. Wie nahe Molière der eigentlichen Gemüthspoesie stand, von der ihn nur das

Zeitalter und vielleicht der überlegene Einfluß seines Freundes Boileau zurückschreckte, zeigt nebst einzelnen Stellen in allen seinen Werken vor Allem das kleine Bruchstück: Melicerte. Der Monolog der Heldin im zweiten Akt zeugt von einer seine Zeit weit überflügelnden Empfindung, wie sie selbst bei Racine selten vorkommt.

Ob nicht der Name Tartuffe von dem aus Scherz dem Deutschen nachgeahmten Worte: Der Teuff oder Dar Teuff (der Teufel) herkommt, dessen sich die Franzosen noch heute wie Vas is das, Sourcrout, la Schlague, bedienen. Die Verwechslung von D mit T ist ebenso natürlich, da sie die Deutschen überhaupt wegen ihrer harten Aussprache der weichen Buchstaben auch beim Französischreden lächerlich finden.

Es ist merkwürdig, wie in den frühesten Stücken Molière's die Empfindungspoesie hervortritt und erst später der Verstandespoesie den Platz räumt, z. B. in dem freilich etwas absurden dépit amoureux die Figur des mannweiblichen Ascagne. Das hing ihm wohl noch von den Spaniern an, sowie die Buffonerie von den Italienern. Vielleicht hat erst die Bekanntschaft mit Boileau und der Vorgang der damaligen Tragödie den Streit zu Gunsten des Stils und der Reflexion entschieden.

Es ist merkwürdig, mit wie viel Galanterie Calderon seine Damen von ihren Rittern behandeln läßt, so lange sie ihnen noch als Geliebte gegenüberstehen, und wie er sie wegwirft, wenn's zum Heirathen geht: am Ende müssen sie immer nur froh sein, wenn sie überhaupt einen Mann bekommen, wenn's auch ein vorher verschmähter, oder wohl gar sie verschmähender wäre. Das ist aber eben das Wesen der Galanterie; denn sie, die im Alterthum beinahe ganz unbekannt war, ist wohl nur dadurch *entstanden*, daß das Christenthum die letzte

Gunst, wornach denn doch eigentlich die Liebe strebt, so schwer verpönte. Wie weich ein solches Verlangen und Versagen einen kräftigen Ritter, besonders in den heißen Ländern, machen mußte, läßt sich wohl denken. Auch hat sich die Galanterie in Spanien und im südlichen Frankreich am Ersten gezeigt. Nach Deutschland kam sie in ihrer vollen Ausdehnung wohl erst mit der provenzalischen Poesie, und sie steht daher den Leuten auch nicht recht zu Gesichte. Im Nibelungenliede ist davon noch keine Spur. Ueberhaupt lassen sich wohl alle Eigenheiten der romantischen Poesie aus der durch das Christenthum bewirkten einseitigen Verkehrung des Verhältnisses zwischen Körper und Geist erklären, wodurch der erstere mit seinen Anforderungen als sündlich abgewiesen und durch den daraus entstehenden Kampf der Grund zu all den melancholischen Grübeleien gelegt wurde, an denen die neuere Zeit krank liegt. Wann wird der medius terminus da gefunden werden!

Lessing.

Friedrich der Große und Lessing.

(Ein Gespräch im Elysium.)

Friedrich. Lessing, komm herab!

Lessing. Seid Ihr es, Sire?

Friedrich. Ich ennuyire mich und habe Lust, zu plaudern.

Lessing. Und wenn ich meines Theils nun keine Lust dazu hätte?

Friedrich. Du mußt dich eben fügen. Denk, ich war ein König.

Lessing. Und ich ein deutscher Gelehrter. Ich füge mich.

Friedrich. Das währt lange! — Ah! Willkommen! Was gilt's, du hast geschrieben?

Lessing. Errathen, Sire.

Friedrich. Und was? Anmerkungen zu den Wolfenbüttler Fragmenten etwa?

Lessing. Es kam auf so etwas heraus.

Friedrich. Gesteh nur, daß wir heute nicht viel mehr von derlei Dingen wissen, als damals. Mit der Unsterblichkeit hat's seine Richtigkeit. Man spricht auch von einem Himmel und einer Hölle, für die ganz Guten und ganz Bösen nämlich. Wir Leute vom Mittelschlag aber leben so ziemlich fort wie vorher, und wenn nicht die Gesellschaft und die Lektüre wäre, man wüßte bei Gott nicht, was anfangen; denn ewig Schlachten liefern auch hier noch, wie der kleine Napoleon Bonaparte, ist denn doch zu handwerksmäßig.

Lessing. Man setzt eben diesseits fort, was man jenseits geübt.

Friedrich. So ganz denn doch nicht. Denn kennst du den Hauptgegenstand meiner hiesigen Lukubrationen?

Lessing. Errathen möcht' ich's beinahe.

Friedrich. Nun ja denn: deutsche Literatur, und die habe ich, mort de ma vie, im Leben nicht sehr geübt.

Lessing. Wir haben's noch in Erinnerung.

Friedrich. Ihr Deutschen wart aber auch langweilige Kerls damals. Der kryptogamische Klopstock. Gellert war noch der beste. Du selbst, Lessing, bist ein ausgezeichneter, aber kein großer Schriftsteller.

Lessing. Ich weiß es, Sire.

Friedrich. Ich sage Das, wie ich gestehe, ein schlechter Dichter gewesen zu sein. Du hast nichts geschaffen und nichts erwiesen. Das kommt, weil es euch Deutschen an Fleiß fehlt.

Lessing. Der Vorwurf ist neu.

Friedrich. Sitzfleisch habt ihr und Fleiß beim Sammeln, aber keinen zum Reifwerdenlassen und Ausarbeiten. Drum kann eure Literatur auch keine Werke aufweisen, nur Bücher. Sein Leben an drei Bände setzen, wie Montesquieu, oder wenigstens an ein einziges Werk, wie Gibbon, das kommt bei euch nicht vor. Höchstens Kant hat so gethan; der war aber auch ein Philosoph, und jede Philosophie involvirt eine fixe Idee. *Also* daß ich auf dich zurückkomme:

du hast deine Kräfte zu sehr zerstreut, deine Gegenstände sind unbedeutend, aber in der Art, wie du sie behandelst, kommt dir Niemand gleich. Aber flüchtig, flüchtig, immer was Neues. Für einen Gelehrten warst du ein guter Dichter, aber für einen Dichter viel zu sehr Gelehrter. In deinem Nathan sind vortreffliche Charaktere, aber als Stück taugt es nichts.

Lessing. Das ist auch meine Meinung.

Friedrich. Die Emilia Galotti gefällt mir besser.

Lessing. Mir nicht.

Friedrich. Das Verdienst der Minna von Barnhelm liegt in den Nebensachen, die Hauptsache will nicht gleich viel bedeuten.

Lessing. Die Hauptsache ist auch nicht von mir.

Friedrich. Von wem sonst?

Lessing. Von dir.

Friedrich. Ja so, weil der Tellheim kein Geld kriegen konnte? War nothwendig damals, war nothwendig. — Aber lassen wir die Anwesenden! — Also die deutsche Literatur war schlecht zu meiner Zeit.

Lessing. Aber sie ist später gut geworden.

Friedrich. Gut? Hm!

Lessing. Und wie schnell?

Friedrich. Aber auch wie kurz! Oder hältst du die heutige auch für gut?

Lessing. Sie wird's wieder werden.

Friedrich. Wird! Wird! Wir wollen nicht die Propheten machen, sondern die Beurtheiler. — Erstens also leugne ich eure deutsche Literatur; in dem Sinne nämlich, als es eine französische, italienische, englische, spanische gibt; die eure ist nur ein Resumé aller übrigen. Aus Nachahmung entsprungen und nicht aus Naturdrang, aus Büchern, nicht aus eigenthümlicher Auffassung, hat sie sich sämmtliche Literaturen angeeignet, schon aus dem natürlichen Grunde, weil sie die letzte war und kein Mensch da erfindet, wo er nur zu

benützen braucht. Du fandest deine Landsleute über der Nachahmung der Franzosen und hast sie ihnen verleidet. Du thatest recht daran. Denn die Literatur der guten Zeit Frankreichs ist leer ohne die Urbanität und den Geschmack derselben Zeit, wo aber diese hernehmen im damaligen Deutschland oder im jetzigen? Du hast sie dafür auf die Engländer verwiesen und thatst Unrecht; denn die englische Derbheit wird nur durch die englische Tüchtigkeit wieder gut gemacht; der Deutsche aber ist in nichts tüchtig, als in der Pflichterfüllung. Einige von euch haben zwar einen eigenthümlichen Ton angeschlagen, wie der Goethe, den ich übrigens nicht leiden mag; er nahm aber nur Das aus der Natur, was die Kunst gar nicht brauchen kann, so wie das Gras in der Wirklichkeit recht gut, ja schön ist, der Blumenmaler es aber doch nicht nachbilden kann, sondern eben Blumen nehmen muß. Die Kunst beruht auf einer Steigerung des Wirklichen und unterscheidet sich eben dadurch von Natur. Nun haben aber gerade jene kleinen, hausbackenen Empfindungen, deren Werth in der Wirklichkeit ich nicht leugnen will, das Besondere, daß sie zu nichts werden, wenn man ihnen nur das Geringste nimmt oder zusetzt. Es muß daher auch die Darstellung, wenn sie sich an solche Zustände macht, aus einer künstlerischen zu einer bloß natürlichen werden, was das größte Unglück ist, das der Kunst irgend passiren kann. So lange Das nun nur die ausgezeichneten Geister treiben, geht es noch an, denn Leute dieser Art fassen die Natur mit scharfen Sinnen auf, und das Wirkliche ist immer interessant, wenn auch nicht immer schön; die Nachtreter aber, deren blöde Augen nur allgemeine Umrisse empfangen und nun das Schattenbild treulichst auf Löschpapier abklatschen, liefern ein Unding, das endlich selbst deutschen Geschmackswerkzeugen zu matt vorkommen muß.

Lessing. Deutschen Geschmackswerkzeugen!

Friedrich. Ja! Ja! Daß ihr keinen Geschmack habt, nämlich keine Empfindung. — Lächle nicht! Es ist so. Gefühl

habt ihr, vielleicht mehr als Andre, aber Empfindung? Gefühl ist nur der unartikulirte Aufschrei des Innern, der sich nichts bewußt ist, als seines Zustandes im Ganzen, die Empfindung erkennt aber auch die einzelnen Bestandtheile des Eindrucks, daher sie vor Allem dem Schriftsteller nöthig ist, der seinen Zustand Andern begreiflich machen, auf Andere übertragen will. Auch die Thiere haben Gefühl, aber nur der Mensch hat Empfindung, weil nur er Verstand hat. Die Empfindung steht der Erkenntnißkraft eben so nah, als der Gefühlsgabe. Verzeih, daß ich dir Das vordemonstrire, der du es besser verstehst, als ich; ich bin aber einmal im Zuge.

Lessing. Man lernt immer, wenn man mit vernünftigen Leuten spricht. Und überdieß: der Philosoph von Sanssouci —

Friedrich. Lassen wir Das! Also eure schöne Literatur taugt nichts.

Lessing. Und doch wird sie gegenwärtig von ganz Europa bewundert.

Friedrich. Weil die Andern eben gar nichts haben. Zudem ist eure Literatur von gestern und befriedigt daher die Bedürfnisse von heute. Die Glanzepochen der übrigen Nationen fallen in eine so frühe Zeit, daß ihre Hervorbringungen auf viele Zustände der Gegenwart keine Anwendung leiden. Sie müssen mit Abstraktion genossen werden, indeß die eure das Grobzeug recht im Kernschuß trifft. Auch verhalten sich die andern Nationen zur deutschen Literatur, wie man sonst von der Weisheit der Aegyptier sprach. Man lobt, was man nicht kennt. Um wieder auf Goethe zu kommen: seine frühern Werke sind zu natürlich und seine spätern zu künstlich. Am Besten noch gefällt mir sein Wilhelm Meister. Es ist der deutsche Don Quixote und steht an Werth dem spanischen nichts nach.

Lessing. Aber der Schluß!

Friedrich. Er wollte eben aufhören. — Schiller ist gut. Er ist der deutsche Racine.

Lessing. Das wäre mir nicht eingefallen.

Friedrich. Lies seine Uebersetzung der Phädra, und du

wirst glauben, Racine habe sich selbst übersetzt. Sie decken sich. Wenn Schiller weiter ist, so ist es die im Wissen vorgeschrittene Zeit. Versetze Schillern in die Zeit Ludwigs XIV. und mache Racine zum deutschen Professor im 19. Jahrhundert, und jeder Unterschied hat aufgehört. Shakespeare hat einen übeln Einfluß auf deinen Landsmann ausgeübt, indem er seine Form erweiterte. Wäre der Wallenstein in fünf Akte zusammengedrängt, ich wüßte ihm nichts an die Seite zu setzen.

Lessing. Und doch; ohne Shakespeare als Vorgänger, was wäre Schiller?

Friedrich. Du magst recht haben. Voltaire hat Shakespeare einen Wilden genannt. Er hätte nur dazu setzen sollen: ein großer Wilder, um die Wahrheit ganz zu treffen. Seine Form ist nämlich wild und taugt nichts, oder vielmehr nur für eine halb rohe Zeit, die neue und starke Eindrücke wollte, ohne sich um ihre Herbeiführung und Verbindung viel zu kümmern.

Lessing. Und doch geht er immer den Weg der Natur.

Friedrich. Auf den Stationsplätzen trifft er allerdings fast immer mit ihr zusammen, aber auf dem Wege eilt er ihr so ziemlich voraus. Er gibt ein précis, ein abrégé der Natur, aber nicht die Natur selbst. In der Kunst aber sind ihre Stufen eben so wichtig als ihre Höhe.

Lessing. Du forderst die Natur bei Shakespeare und weisest sie bei Goethe zurück.

Friedrich. Shakespeare hat eben die Natur genommen, wie der Dichter soll: in ihren großen Verhältnissen. Goethe stellt sie zwar mit Treue dar, bringt sie aber vorher auf sein eigenes Maß herab. Hat er nicht aus Egmont einen Lebemenschen gemacht und aus dem Tyrannen Alba einen ganz plausibeln homme d'état? Ist in der Iphigenie eine Spur von dem heroischen Zeitalter, in der die Handlung spielt? Oder glaubst du, daß solche Gesinnungen und Charaktere möglich sind, wenn nicht lange vor Anfang der Handlung der Herr Onkel seine eigenen Kinder gegessen und der Vater

seine Tochter den Göttern zum Opfer gebracht hat? Nichts davon zu sagen, daß dieser König Thoas nicht darnach aussieht, daß ein neues Menschenopfer irgend von ihm zu befürchten stünde. Goethe hat nur den Winkelmann in Handlung gesetzt und auf lebende Menschen angewendet, was von todten Statuen allerdings seine Geltung haben mag.

Lessing. Ich war Goethe's Freund nicht, so lange ich lebte, er war aber auch damals nicht, was er später geworden ist. Er ist denn doch der Glanzpunkt unserer Nation.

Friedrich. Das ist ja, was ich sage. Ich tadle nicht ihn, sondern euch. Daß ihr nichts Großartiges in eurer Natur habt, und keine Energie. Hat sich nicht Goethe über sich selbst als Dichter lustig gemacht? Oder was anders wäre der Kern seines Wilhelm Meister, ja seines Tasso, wo zuletzt die Lumpe Recht behalten? Goethe ist überdieß ein unmoralischer Dichter. Die gefallenen Mädchen sind seine Lieblingsfiguren, und die Wahlverwandtschaften sind abscheulicher als die französischen Schmutzromane. Die Sünde war da und wird da sein, und im Leben mag sich der Mensch mit ihr abfinden, wie er kann, aber für den Schriftsteller muß sie nicht bloß ein Unglück sein, sondern ein Verbrechen.

Lessing. Laß uns nicht ungerecht sein, König, wir sind auf dem graden Wege.

Friedrich. Es hört uns Niemand, da können wir schon ein wenig übertreiben. Dann? Hat er nicht nur die Blüthe eurer Poesie herbeigeführt, sondern ist auch Ursache an ihrem Verfall.

Lessing. Ich weiß, was du sagen willst, und es ist etwas daran.

Man ist gegenwärtig sehr geneigt, Lessing als den Ausgangspunkt unserer Literatur hinzustellen. Das ist aber nicht wahr. Der Vater unserer Literatur ist Klopstock. Er hat zuerst den Funken der Begeisterung in die träge und pedantische *Masse geworfen*, und erst als in der Mitte von Klopstock und

Goethe, mit Wieland zur Seite, kann Lessings Wirken als ein heilbringendes bezeichnet werden. Ueberhaupt ist des Mannes Wahrheitsliebe nicht ohne Streitsucht, und seine Kritik nicht ohne Neid. Statt Klopstock mit offenen Armen als den einzigen deutschen Dichter aufzunehmen, hat er an ihm gequängelt, Wielanden hat er die Freude an seinen harmlosen Produkten zerstört, den Werth von Goethe's ersten Hervorbringungen hat er verkannt. Seine Freundschaft mit Ramler und Nicolai ist nicht ohne erklärende Bedeutung. Wenn er gegen die Fehler der französischen Tragiker zu Felde zog, so hatte die Derbheit seiner Natur daran so viel Antheil, als sein kritischer Scharfsinn, und seine syllogistische Aesthetik hat ihn weit schlechtern Gattungen in die Arme geführt, der weinerlichen Komödie und dem bürgerlichen Trauerspiele. Sein Kultus für Shakespeare konnte ihn vor der Nachahmung Diderots nicht bewahren. Damit sollen nicht die unendlichen Verdienste Lessings geleugnet, sondern nur der Vergötterung in den Weg getreten werden, die ihm Leute zukommen lassen, die eine Aehnlichkeit zwischen ihm und sich finden und sich loben, wenn sie ihn preisen. Lessing hat aber nur Werth als der Höchste einer nichts weniger als wünschenswerthen Gattung; der Nächste nach ihm ist schon ein Klopffechter und ein poetisirender Prosaiker.

Gegenwärtig treibt man die metaphysische Aesthetik, Lessing trieb die syllogistische. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß, wo die Ursache räthselhaft ist, man die Wirkungen im Auge behalten muß, erkannte er mit Aristoteles Furcht und Mitleiden als die Quellen des Wohlgefallens an der Tragödie. Aber nun schloß er logisch weiter. Je mehr Furcht und je mehr Mitleid, um so größer die Wirkung. Da nun, je näher uns die Personen stehen, um so größer der Antheil an ihrem Schicksale sein muß, ergo. — Und so kam er auf das bürgerliche Trauerspiel und in weiterer Folge auf das weinerliche Lustspiel: die zwei *schlechtesten* Gattungen, die es gibt. Wenn

seine Tochter den Göttern zum Opfer gebracht hat? Nichts davon zu sagen, daß dieser König Thoas nicht darnach aussieht, daß ein neues Menschenopfer irgend von ihm zu befürchten stünde. Goethe hat nur den Winkelmann in Handlung gesetzt und auf lebende Menschen angewendet, was von todten Statuen allerdings seine Geltung haben mag.

Lessing. Ich war Goethe's Freund nicht, so lange ich lebte, er war aber auch damals nicht, was er später geworden ist. Er ist denn doch der Glanzpunkt unserer Nation.

Friedrich. Das ist ja, was ich sage. Ich tadle nicht ihn, sondern euch. Daß ihr nichts Großartiges in eurer Natur habt, und keine Energie. Hat sich nicht Goethe über sich selbst als Dichter lustig gemacht? Oder was anders wäre der Kern seines Wilhelm Meister, ja seines Tasso, wo zuletzt die Lumpe Recht behalten? Goethe ist überdieß ein unmoralischer Dichter. Die gefallenen Mädchen sind seine Lieblingsfiguren, und die Wahlverwandtschaften sind abscheulicher als die französischen Schmutzromane. Die Sünde war da und wird da sein, und im Leben mag sich der Mensch mit ihr abfinden, wie er kann, aber für den Schriftsteller muß sie nicht bloß ein Unglück sein, sondern ein Verbrechen.

Lessing. Laß uns nicht ungerecht sein, König, wir sind auf dem graden Wege.

Friedrich. Es hört uns Niemand, da können wir schon ein wenig übertreiben. Dann? Hat er nicht nur die Blüthe eurer Poesie herbeigeführt, sondern ist auch Ursache an ihrem Verfall.

Lessing. Ich weiß, was du sagen willst, und es ist etwas daran.

Man ist gegenwärtig sehr geneigt, Lessing als den Ausgangspunkt unserer Literatur hinzustellen. Das ist aber nicht wahr. Der Vater unserer Literatur ist Klopstock. Er hat zuerst den Funken der Begeisterung in die träge und pedantische *Masse geworfen,* und erst als in der Mitte von Klopstock und

Goethe, mit Wieland zur Seite, kann Lessings Wirken als ein heilbringendes bezeichnet werden. Ueberhaupt ist des Mannes Wahrheitsliebe nicht ohne Streitsucht, und seine Kritik nicht ohne Neid. Statt Klopstock mit offenen Armen als den einzigen deutschen Dichter aufzunehmen, hat er an ihm gequängelt, Wielanden hat er die Freude an seinen harmlosen Produkten zerstört, den Werth von Goethe's ersten Hervorbringungen hat er verkannt. Seine Freundschaft mit Ramler und Nicolai ist nicht ohne erklärende Bedeutung. Wenn er gegen die Fehler der französischen Tragiker zu Felde zog, so hatte die Derbheit seiner Natur daran so viel Antheil, als sein kritischer Scharfsinn, und seine syllogistische Aesthetik hat ihn weit schlechtern Gattungen in die Arme geführt, der weinerlichen Komödie und dem bürgerlichen Trauerspiele. Sein Kultus für Shakespeare konnte ihn vor der Nachahmung Diderots nicht bewahren. Damit sollen nicht die unendlichen Verdienste Lessings geleugnet, sondern nur der Vergötterung in den Weg getreten werden, die ihm Leute zukommen lassen, die eine Aehnlichkeit zwischen ihm und sich finden und sich loben, wenn sie ihn preisen. Lessing hat aber nur Werth als der Höchste einer nichts weniger als wünschenswerthen Gattung; der Nächste nach ihm ist schon ein Klopffechter und ein poetisirender Prosaiker.

Gegenwärtig treibt man die metaphysische Aesthetik, Lessing trieb die syllogistische. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß, wo die Ursache räthselhaft ist, man die Wirkungen im Auge behalten muß, erkannte er mit Aristoteles Furcht und Mitleiden als die Quellen des Wohlgefallens an der Tragödie. Aber nun schloß er logisch weiter. Je mehr Furcht und je mehr Mitleid, um so größer die Wirkung. Da nun, je näher uns die Personen stehen, um so größer der Antheil an ihrem Schicksale sein muß, ergo. — Und so kam er auf das bürgerliche Trauerspiel und in weiterer Folge auf das weinerliche Lustspiel: die zwei *schlechtesten* Gattungen, die es gibt. Wenn

man syllogistisch zu Werke gehen will, so muß man vor Allem einen unzweifelhaften und vollständigen Begriff vor sich haben, sonst kommt man um so mehr in den Irrthum, je richtiger die Schlüsse sind.

Was den Werth Lessings ausmacht, ist die Vereinigung des Kunstsinnes mit der Logik. Es ist zwar weder der Kunstsinn so rein, noch die Logik immer so ächt; aber in dieser Vereinigung sind sie vielleicht noch nie dagewesen; ja gewöhnlich schließen sie sich sogar aus.

Bedeutende Schauspielerinnen (Mad. Rettich) wissen sich in der Rolle der Emilia Galotti nur so zu helfen, daß sie eine verborgene Neigung zu dem Prinzen voraussetzen, besonders um das Widerliche: „meine Sinne sind auch Sinne," und ihren Wunsch, zu sterben, zu motiviren. Lessing scheint aber einer solchen Geheimlehre nicht geneigt gewesen zu sein, da er einmal an Nicolai schreibt: „Die Rolle der Emilia erfordert gar keine Kunst. Naiv und natürlich spielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweisung." Wie aber nun diesen Widerspruch erklären? Damit, daß Lessing erwiesenermaßen mit dem Schlusse nur spät und da mit einer Art Uebereilung zu Stande kam. Er hatte sich das ganze Stück deutlich gemacht, nur den Schluß nicht, und da merkte er vielleicht, daß er ein vortreffliches Schauspiel, aber ein schlechtes Trauerspiel geschrieben hatte.

Schiller und Goethe.

Schiller geht nach oben, Goethe kommt von oben.

Calderon: der Schiller der spanischen Literatur, Lope de Vega: ihr Goethe.

Calderon: großartiger Manierist, Lope: Naturmaler.

Schiller und Calderon scheinen philosophische Schriftsteller,

Goethe und Lope de Vega sind es. Jene scheinen es vorzugsweise zu sein, weil sie die philosophische Discussion geben, diese haben nur die Resultate.

Goethe nimmt häufig zu wenig Rücksicht auf seine Leser. Er widerspricht scharf, um sich einen Irrthum bestimmt vom Leibe zu halten, und kümmert sich nicht darum, ob der Widerspruch in all seiner ungemilderten Schärfe, unabhängig von einer gegenüberstehenden Meinung betrachtet, vielleicht selbst einen Irrthum, ein Zuwenig oder Zuviel einschließe. Goethe kann nur begriffen werden, wenn man ihn in steter Polemik sich vorstellt. Seine Polemik ist aber nicht angreifender Natur, sondern abwehrender, und am Ende bloß Selbstvertheidigung. Goethe als Literator ist der completeste Egoist, er ist sein eigener Hof- und Hausdichter.

Sonderbar mag allerdings die Lage gewesen sein, als Goethe aus Italien zurückkam, wo er die glimmenden Kohlen seines frühern Dichterfeuers zu einer nachhaltigen und wohlthuenden Gluth zusammengeschürt hatte, und er nun den lohen Brand Schillers in vollen Flammen fand.

Es ist nicht zu sagen, was wir an Goethe haben würden, wenn er mit 30 Jahren Dichter hätte bleiben können und mit 60 Minister geworden wäre, statt daß es jetzt beinahe der umgekehrte Fall ist.

Die beste Kritik über seine, übrigens wohl vortreffliche, Iphigenie hat Goethe selbst ausgesprochen, wenn er in einem Briefe an Schiller sagt: er habe sie nach langer Zeit einmal wieder durchgesehen und finde sie verteufelt human.

Es gibt keinen größern Verehrer Schillers in Deutschland als mich. Goethe mag ein größerer Dichter sein, und ist es wohl auch. Schiller aber *ist ein* größeres Besitzthum der Nation,

die starke, erhebende Eindrücke braucht, Herzensbegeisterung in einer an Mißbrauch des Geistes kränkelnden Zeit. Er ist nicht zum Volke herabgestiegen, sondern hat sich dahin gestellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinaufzugelangen, und die Ueberfülle des Ausdruckes, die man ihm zum Fehler anrechnen möchte, bildet eben die Brücke, auf der Wanderer von allen Bildungsstufen zu seiner Höhe gelangen können. Sind seine Ansichten immer natürlich und selbst sein Uebernatürliches immer ein solches, welches durch sein Vorkommen zu allen Zeiten sich als ein in der Menschennatur unaustilgbar Begründetes darstellt, so ist seine Form geradezu musterhaft. Zwischen dem Allzuweiten der Engländer und dem Engen der älteren Franzosen bildet sie gerade jene Mitte, welche einerseits jeder Entwicklung Raum gibt und andererseits ein durch literarische Genüsse abgenütztes Publikum hinlänglich festhält, um nicht nach allen Seiten sich zu zerstreuen. Und wahrlich: die Ansichten oder, will's Gott, die „Ideen“ der Kunst sind menschlich, aber die Form ist göttlich; sie schließt ab wie die Natur.

Lächerlich ist die Behauptung, Goethe habe sich nach dem Publikum gerichtet und ihm jederzeit gegeben, was es zu wünschen schien. Dem Publikum aufzudringen, was es nicht wollte, war sein Streben. Es hat sich lange genug, ja immer gegen die natürliche Tochter u. dgl. gewehrt. Kotzebue gab ihm, was es wollte.

Schiller sah ein, daß es etwas Höheres, Tieferes gebe, als Goethe's Vorwürfe. Gewiß! Er ergriff sie und stellte sie dar. Gut! Aber wie? Er wurde der Lieblingsdichter des Volks. Gewiß, weil dieses auf das Wie nicht so sehr zu achten pflegt. Ich glaube selbst, daß Schillers Gattung die höhere ist, aber Goethe war als Individuum größer.

Ihr schreit immer: Goethe! Goethe! Der Mann hat so viel Formen, welche davon ist euch denn so lieb? Alle. Goethe *der Jüngling*, Goethe der Mann. Der Reisende, der Reife,

ja selbst der Ueberreife noch. Seine vielen Gestalten werden doch nicht verschiedener sein, als Pfirsichblüthe und Pfirsichfrucht, die kaum einen Aehnlichkeitspunkt haben und die gleich entzücken.

„Hoch auf dem alten Thurme steht“ wird als eines der schönsten Goethe'schen Gedichte angesprochen. Warum nicht? Wenn der Leser gerade in der Stimmung ist, es selbstthätig dazu zu machen. Ein Hauptfehler der Goethe'schen lyrischen Gedichte ist aber, daß sie dem Leser zumuthen, sich durch eine Reihe von Operationen erst auf den Standpunkt zu setzen, auf dem sich der Dichter befand, da er es schrieb, und die Stimmung vorauszusetzen, statt zu erwecken.

Die neueste deutsche Poesie theilt sich in zwei Klassen, die ich mit den Namen der Schlafrock-Poesie und der radikalen Poesie bezeichnen möchte.

Die erste Klasse besteht aus den Nachahmern Goethe's. Wohlgemerkt! den Nachahmern, nicht den Verehrern. Wer kein Verehrer Goethe's ist, für den sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde. Dieser vielleicht Größte aller Deutschen hat, ein anderer Napoleon, seine vorher bürgerlichen Angehörigen, alle Deutsche, geadelt, so daß man ihnen noch lange ihre Unbesonnenheiten und Eingriffe um seinetwillen verzeihen wird, bis einmal, vielleicht bald, der Glanz erlischt, den er auf seine Umgebung warf, und nur der seine bleiben wird bis ans Ende der Zeiten. Für seine Feinde sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde. Ich nehme hier einen Einzigen aus, [1] dessen großartiger, aber einseitiger Haß ihm darum verziehen werden kann, weil es ein Haß, also eine Leidenschaft ist, die, aus anderer Quelle entsprungen, auf Goethe den Schriftsteller nur einen entfernten Bezug hat. Auch hat er sich selbst aus Deutschland verbannt.

Aber Goethe verehren und ihn nachahmen, sind verschiedene

[1] Börne. A. v. H.

Dinge. Schiller kann und soll man nachahmen, weil er der Höchste einer Gattung ist und daher ein Muster für Alle seiner Gattung. Goethe dagegen ist ein Ausnahmsmensch, eine Vereinigung von halb widersprechenden Eigenschaften, die vielleicht im Lauf von Jahrhunderten sich nicht wieder beisammen finden. Er gehört keiner Gattung an, oder wenn man ihn an die Spitze einer solchen stellen wollte, so wäre es eine ziemlich bedenkliche Gattung, nur daß er selbst um eine Unendlichkeit von den auf ihn folgenden Nächstbesten abstünde.

Goethe's Gebrauch der Interjectionszeichen unmittelbar an der prägnanten Stelle, nicht erst am Ende des ganzen Satzes, ist sehr zu empfehlen. Vielleicht ebenso sein, den Italienern nachgeahmter, Gebrauch des Superlativs als Positiv, zur Bezeichnung eines Vorzüglichen, jedoch außer der Vergleichung.

Form, d. h. der Inbegriff der Mittel, um den Gedanken in seiner vollen Lebendigkeit auf den Zuhörer übergehen zu machen.

Goethe's Werke theilen sich nun in Werke von strenger und von loser Form.

Die strenge Form (Tasso, Iphigenie, natürliche Tochter) hat das Gefährliche, daß sie die Mannigfaltigkeit ausschließt, ohne die es minder begabten Geistern unmöglich wird, zu interessiren und zu befriedigen.

Die lose Form (Goethe's früheste und letzte Arbeiten) hat den Nachtheil, daß dem Leser, Beschauer zugemuthet wird, die Lücken der Behandlung auszufüllen oder zu überspringen, was nur dann mit Erfolg zu erwarten ist, wenn ihm die Vortrefflichkeit des Gegebenen Lust und Schwungkraft dazu verliehen hat.

1822.

Goethe's neueste Schriften gehen aus der Opposition gegen *die Richtung* der Zeit hervor. Wenn man diesen Stand-

punkt nicht aufgefaßt hat, muß man auch diese Schriften falsch beurtheilen. Wer aber in Opposition ist, sagt immer mehr, als er eigentlich selbst für wahr hält, gleichsam in der Ueberzeugung, daß das entgegengesetzte Streben der Widersacher schon von selbst Das wegnehmen werde, was daran zuviel ist. Wenn Goethe in seinen Schriften Selbstbeschränkung oder vielmehr Selbstbegränzung predigt, so lehrt er durch sein Beispiel sie erst für den Fall, wenn man sich vorher nach Erforderlichkeit selbst erweitert hat.

Ich habe vor einiger Zeit eine Beurtheilung von Goethe's Geschwistern gelesen. Da war nun die Meinung, daß an einer so einfachen Geschichte inner den Wänden einer bürgerlichen Wohnung, an der Liebe eines unbedeutenden Mädchens für einen ebenso unbedeutenden Mann, der sogar vor dem Laden einer Käsehändlerin stehen bleiben und dabei bewundernde Betrachtungen über die menschliche Gewerbsthätigkeit anstellen könne, gar nichts Besonderes und es daher unbegreiflich sei, wie man derlei Armseligkeiten einem an große Ideen gewohnten Publikum vorführen könne. Ich erinnerte mich dieser Recension bei Gelegenheit einer andern von einem ähnlichen — Kritiker über meine Erzählung: ein alter Spielmann. Es geht eben mit der Betrachtung von Kunstwerken, wie mit der Beschauung von Naturgegenständen. Während der stumpfe Sinn des gewöhnlichen Hinschlenderers beim Anblick eines Baumes eben nichts bemerkt, als daß er grün sei, sieht das scharfe, wohl gar kunstgeübte Auge eine solche Welt von Abstufungen der Farbe und des Lichts, daß er stundenlange stehen und immer wieder den Baum betrachten kann, ja, wenn er Maler ist und eine Nachbildung versuchen will, geräth er in Verzweiflung, auf der Palette jene Farben zu finden, die der Andere mit der allgemeinen Bezeichnung „grün“ so schnell abgefertigt hat. Es soll hier nicht eine Parallele zwischen jener anspruchslosen Erzählung und einem Meisterwerke Goethe's gezogen, sondern nur darauf aufmerksam gemacht

werden, welch ungeheurer Unterschied bei den einfachsten Gegenständen zwischen einem sinnigen Betrachter sei und einem Dummkopf.

Wie Goethe im Wilhelm Meister die tieferen, gewaltigeren Leidenschaften und Empfindungen gewissermaßen doch nur effleurirt. Das Wunder, immer über seinem Stoffe zu stehen, vermindert sich doch etwas, wenn er sich weigert, in denselben unterzutauchen. Shakespeare thut es und beherrscht ihn doch, er steigt in den Schacht hinab und erzählt, was er darin gesehen; Goethe schaut, oben stehend, hinunter, ohne darum weniger davon zu wissen. Nicht, als ob ich der innigen Verehrung für Goethe dadurch eine Beschränkung beifügen wollte; es ist nur, um Erscheinungen zu erklären und den Armen einigen Trost zu geben, die, nur in den Stoff selbst eingehend, etwas daraus zu machen wissen und sich so leicht darin verlieren.

Manche wollen annehmen, daß Wilhelm Meister wirklich ein des Reifens und Früchtebringens fähiges Kunsttalent gehabt und sich nur in den Wegen, in den Mitteln geirrt habe; daß er aber ein solches nicht hat, ist eben der Faden, der das Ganze zusammenhält.

Wer glaubt, daß Meister durch Lehre, durch Zurückführung auf moralische Anhaltspunkte zu heilen gewesen wäre, zeigt nur, daß er solche Charaktere gar nicht kennt. Alle Lehre führt sie nur tiefer ins Brüten und Grübeln. Für sie gibt es nur Ein Heilmittel: Thätigkeit. Dahin ist das Ganze gerichtet. Als Wilhelm in Weib und Kind, in der Nothwendigkeit, um ihretwillen praktisch ins Leben einzugreifen, einen Bestimmungsgrund zur Thätigkeit gefunden hat, sind seine Lehrjahre vorbei.

Man mag Goethe noch so hoch verehren, die Wanderjahre sind kein Werk, der zweite Theil des Faust kein Gedicht, die [illegible] Maximen [illegible] [illegible]

gehört zusammen. Goethe der Jüngling, Goethe der Mann und Goethe der Greis sind ein Riesenbild, an dem sich die kommenden Jahrhunderte erquicken, dessen Gleichen sie nicht sehen werden. Aber er war eben ein Mensch. Nicht der Dichter, sondern ein Dichter, und Das in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Da ist vor Allem Eines, das ein schiefes Streiflicht hereinwirft. Bettina ist im Jahre 1807, wo dieses wunderliche Verhältniß seinen Anfang nimmt, 23 Jahre alt, da ist ein Mädchen, vor Allem ein so frei erzogenes, kein Kind mehr, Das verändert sehr die Lage der Dinge.

Von Goethe's Mutter hat mich gestört, daß sie, die alte Frau, so wenig Ehrfurchtgebietendes gegenüber dem kindnahen Mädchen hat. Uebrigens sind ihre Briefe köstlich, reizend möchte ich sagen, als ob sie dem Sohne bei seinen ersten Jugendwerken geholfen hätte. Viel Phantasie, ein guter Theil Leichtsinn. Goethe, sonst ein Meister im Darstellen, war nicht glücklich im Schildern seiner eigenen Mutter. Er hat sie in Dichtung und Wahrheit viel zu allgemein gehalten. In diesen Briefen erst macht man ihre Bekanntschaft. In solch glücklichen, leichten Boden der Pedantismus des Vaters eingelegt, mußte einen Goethe als Frucht geben. Bewegliche Consequenz ist das Erste und Letzte alles Genie's.

Wenn Bettinens Briefe und Leidenschaft vor Wilhelm Meister gekommen wären, hätten sie hundertfachen Werth. So kann man sich des Verdachtes von Phantasie und Mignon denn doch nicht entschlagen.

(Tagebuch S. 4:) „Wie du bist, will ich dir dienen" — das mignont.

Diese Ergüsse des Tagebuchs streifen manchmal ganz gelinde an dem Unsinn hin, manchmal greifen sie ein derbes Stück herunter. Häufig fehlt ihnen aber auch nicht jene symbolisirende Wahrheit und *Innigkeit*, die derlei Erleichterungen gesteigerter

Zustände gewöhnlich eigen ist: „Er (der Wind) wollte mir das Licht auslöschen, da sprang ich auf den Tisch und schützte es.“ Auf den Tisch? Wer springt auf den Tisch, um ein Licht zu schützen? Die ist sich bewußt, daß das burschikose Wesen sie kleidet.

Was immer Sonderbares in dem Verhältniß Goethe's zu dem Kinde sein mag, es ist zugleich etwas Wunderbares in dem Mädchen und in dem Verhältnisse. Wenn sie Nachts zum Fenster hinaussehen und begeisterte Gespräche über Tugend und Schönheit führen, begeisterte wie Plato's; wer erkennt da den starren Goethe, wie sie ihn heißen und wie er Unkundigen manchmal scheint. Das Gute: die Ruhe des Geistes, um sich zu einem andern Dasein vorzubereiten. Einpuppung. Schönheit: der Leib, der von seinem Geiste ganz durchdrungen ist. Goethen war die Nachtseite des Ich und der Natur nicht fremd, er wußte aber auch, daß nur die Sonne Früchte reift.

„Die Kunst ist es, die dir ein sinnliches Ebenmaß des Geistes vor die leiblichen Augen zaubert.“

Wenn der „falsche Wanderer“ Goethen beschuldigt, er verstehe keinen Charakter zu zeichnen, keine seiner Personen habe einen Charakter, so zeigt er, daß ihm die Bedeutung dieses Wortes in künstlerischer Beziehung ganz fremd ist, da er es, statt in dieser, immer im moralischen Sinne nimmt, wo es für Festigkeit, Unwandelbarkeit des Charakters, Begründetheit desselben auf feste Ueberzeugungen, gilt. Meister und Philine, Serlo und die Gräfin haben bestimmt geschiedene, künstlerisch völlig begründete Charaktere, obwohl sie sämmtlich in Gefahr sind, moralisch als charakterlos beurtheilt zu werden. Dieses Schicksal theilen sie mit Hamlet und Phädra, mit Lear und Richard II.; vielleicht sogar mit Macbeth und Othello.

Diese Thoren, die verkennen, daß Goethe's Poesie allerdings einen Mittelpunkt hat; aber nicht einen durch Grübeln

gesuchten, für alle Zeiten bestehenden, sich allein genügenden, herrlichen, großen: die Menschheit, das Wirkliche, das Factum, die Welt.

Was in diesen Wahlverwandtschaften am Meisten stört, ist gleich von vorneherein die widerliche Wichtigkeit, die den Parkanlagen, kleinlichen Baulichkeiten und dergleichen Zeug, fast parallel mit der Haupthandlung, gegeben wird.

Es ist, als ob man ein Stück aus Goethe's Leben läse, der auch seine unvergleichlichen Gaben dadurch zum Theil paralysirt hat, daß er fast gleichen Antheil an derlei Zeitverderb, wie an den wichtigsten Angelegenheiten seines eigentlichsten Berufes, nahm. Es soll aber eine Abstufung des Interesses geben, und was man an Nebensachen verschwendet, wird immer der Hauptsache entzogen. Durch dieses Ausspinnen der Nebensachen hat er sich zugleich zweitens den Raum genommen, den Chemismus seiner Wahlverwandtschaften gehörig ins Psychologische oder vielmehr Moralische zu übertragen.

Die Charlotten springen nicht so leicht mit ihrer Neigung ab, und es braucht eine große Stufenleiter von Ereignissen und Empfindungen, bis die Ottilien der Verirrung, ja dem Vergehen auch nur im Gedanken Raum geben. Angedeutet ist Manches; z. B. daß Charlotte früher selbst ein Verhältniß zwischen Eduard und Ottilien habe einleiten wollen, aber die abgeschmackten Parkgeschichten nehmen allen Raum zur genauen Entwicklung fort. Abscheulich ist, wie sie jetzt dasteht, die Geschichte jener ehelichen Nacht, gleich in Verbindung mit der Gelegenheitmacherei zwischen dem Grafen und der Baronesse.

Aber all Das zugegeben, welch ein unendliches Meisterstück ist dieses Werk. An Menschenkenntniß, Weisheit und Empfindung, Darstellungsgabe, Charakterzeichnung und dichterischer Veredlung des scheinbar Gewöhnlichen hat es in keiner Literatur seines Gleichen. Vor dem fünfzigsten Jahre kann man es kaum völlig würdigen, aber es gehört ebensowohl zum Fluch als zum Segen des Gereiftseins, daß man es kann.

Wenn man mir es übrigens schenken wollte, ich möchte es nicht geschrieben haben. Die leidenschaftliche Steigerung eines Byron mag es immerhin mit Gränzen und Schranken nicht genau nehmen, ja die Poesie lebt zum Theil in diesem Sichhinaussetzen; je näher ein Werk aber dem gewöhnlichen Leben steht, je mehr muß es Dasjenige achten, ohne welches dieses Leben ein Gräuel und ein Abscheu ist.

Ueber jenen zweiten Theil des Faust. Was läßt sich sagen? Goethe hatte theils durch das höhere Alter, größtentheils wohl aber durch die kanzleiartige Geschäftigkeit seiner letzten Jahre von jener lebendig-versinnlichenden Kraft eingebüßt, welche allein Gestalten gibt und Gemüthsinteressen erweckt. Die Figuren, die er aus seinen Jugendschätzen bereichert, hatten sich ihm daher zu Träumen und blutlosen Schatten verdünnt, die man noch immer billigen, ja bewundern muß, denen man sich aber nicht mehr mit Theilnahme verwandt fühlt. Auch mag dazu noch gekommen sein jener begreifliche Wunsch von Goethe's letzter Zeit, keines seiner geistigen Kinder unversorgt zurückzulassen. Sowie ihn Das veranlaßte, mit weitem, allgemeinem Streben in individueller Besonderheit angefangene Werke fortzusetzen und abzuschließen, so scheint es ihn sogar verleitet zu haben, Theile und Bruchstücke, die ursprünglich nicht für einander bestimmt waren, gewaltsam in Einen Verband zusammenzudrängen, und die Sorge für die Herstellung der Einheit zum Ganzen, der Bewunderung der Zeiten und der Gewalt seines Namens überlassen zu haben. Was bei Wilhelm Meisters Wanderjahren sichtlich geschehen ist, dürfte bei dieser Fortsetzung des Faust zum Theile auch der Fall gewesen sein. Die darin aufgenommenen antikisirenden Bestandtheile wenigstens sind offenbar Bruchstücke aus einer Tragödie Helena, die Goethe in früherer Zeit entwarf, in der Folge aber wieder aufgegeben hat. Ebenso trägt die klassische Walpurgisnacht deutliche

Spuren eines antiquarischen Scherzes, unabhängig von Faust, den mittelalterlichen Wunderlichkeiten der Brocken=Scene ähnliche Monstrositäten der griechischen Zeit gegenüberzustellen. Es ist ein poetisch ausgeführtes Schema, wie Goethe sie zu machen liebte.

Die Briefe Goethe's an Frau von Stein (von denen ich erst zwei Bände gelesen habe) sind für mich das Interessanteste, was ich bisher von Goethe's Correspondenz gelesen habe, obschon sie, einzeln genommen, ziemlich langweilig sind, da sie alle das Nämliche ausdrücken. Daß aber dieser starre Charakter so hingebend, so weich sein konnte, ist ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte seines Innern. Diese Frau war also das Ideal, das ihm bei seinen Iphigenien und der Prinzessin im Tasso vorschwebte. Die Briefe selbst jedoch zeichnen wohl den Liebhaber, nicht aber die Geliebte. Dieß geschieht nur mit ein paar Zeilen, aber hinlänglich, in einem andern, sonst ziemlich unbedeutenden Lebensbilde aus jener Zeit: Charlotte von Kalb von Ernst Köpke in folgender Stelle, Seite 82: Von der liebenswürdigen Fr. v. Schardt . . . . wurde sie der Fr. v. Stein . . . . von Neuem bekannt gemacht. Schon vor zehn Jahren hatten sie sich in Meiningen gesehen, und Frau von Kalb trug noch die ersten Eindrücke, die Jene damals im weißen Tafftgewande, eine dunkle Rose im braunen Haar, von einem Blondenschleier fast verdeckt, auf sie machte, in frischer Erinnerung . . Freilich war Frau v. Stein nun wohl verändert, aber der Schein des Glückes war über sie ausgegossen, und die ruhige Gleichmäßigkeit lag in ihren Bewegungen, wie auch ihre Rede ohne Betonung eben dahinfloß.

Goethe's Gespräche mit Eckermann.

Da ist denn wieder eine Sammlung von Aeußerungen Goethe's, wie Alles, was diesen außerordentlichen Mann betrifft, von unschäzbarem Werth, für den Einsichtigen nämlich,

für den Uneinsichtigen aber eine gefährliche Klippe; ein Doppelschicksal, das Goethe und sein Streben mit allem Bedeutenden und Großen theilt. Wenn man den rechten Standpunkt zur Beurtheilung oder vielmehr Benützung dieser Aussprüche gewinnen will, darf man vor Allem nicht vergessen: wann diese Gespräche gehalten wurden und zu wem?

Wann? Zu einer Zeit, als Goethe im hohen Alter theils die thätige Energie seines Innern von der Kunst ab und der Wissenschaft zugewendet, theils, von den abgeschmackten Bestrebungen der jüngern Welt ennuyirt, sich in ein ablehnendes Verhältniß zu jeder stärkern Wirkung gesetzt hatte.

Zu wem? Zu einem jungen Mann, den er im Allgemeinen und zu seinen Privatzwecken bilden wollte, und in dem er vielleicht mehr Talent zu einer anschließenden ruhigen Entwicklung als zu großartigem Selbstschaffen entdecken mochte.

In dieser letzten Beziehung ist z. B. hauptsächlich Dasjenige zu nehmen, was er gegen künstlerische Arbeiten von größerer Ausdehnung warnend ausspricht, obwohl nicht zu leugnen ist, daß wir alle durch Aufgaben über unsere Kräfte uns selbst mannigfachen Schaden gethan und vielleicht der Kunst wenig genützt haben. Andererseits aber würde ein Zeitalter bald ganz verflachen, das, auch bei beschränktem Vermögen, das Streben nach Großartigkeit, dem Gehalt und der Form nach, ganz und völlig aufgeben wollte. Das Bedürfniß des in Ruhe zurückgezogenen älteren Beobachters und der im Lebensstrudel fortgerissenen, zuletzt doch ewig jungen Welt geht hier mit Recht einen ganz entgegengesetzten Weg.

Unter den vielen Stimmen über Goethe ist auch in ganz neuester Zeit die eines bekannten Publicisten (um nicht zu sagen Staatsmannes[1]) hinzugekommen, der in einem seiner Briefe (Rahel) von dem großen Meister sagt: Aus dem persönlichen Umgang mit ihm kommt in Ewigkeit nichts heraus.

[1] Varnhagen. A. d. H.

Ich glaube es: besonders mit Rücksicht auf die Personen, die eben mit Goethe in persönlichen Umgang traten. Goethe hatte allerdings auch etwas Mephistophelisches in seiner Natur, was sich besonders darin zeigte, daß er auch den Mephistopheles in den Andern leicht errieth. Dann habe ich immer bemerkt, daß im Gespräche über die letzten und erhabensten Dinge Niemand unerschöpflicher ist, als erstlich jene Gutmüthigen, Tugendhaften, denen es bei vollem Ernst um die Sache an einem Talente fehlt, ihre Gesinnungen wissenschaftlich oder künstlerisch darzustellen und so abzuschließen. Diese sind unerschöpflich, weil das Gespräch ihre einzige Productivität ist. Dann aber auch jene Halbspitzbuben, welche, indeß sie nicht geneigt sind, dem Wahren und Guten auch nur den mindesten Einfluß auf ihr Leben zu gestatten, doch Geschmack genug haben (besonders in den Zwischenzeiten, der crapule aller Art), auch in dem Erhabenen eine Quelle ästhetischen Genusses zu finden.

Ein hervorstechender Zug in Goethe's Charakter war immer seine Abneigung gegen das Fratzenhafte, Uebertriebene. Als Italiener wäre er vielleicht Carbonaro gewesen (?), aber die Deutschen mischen in Alles eine solche knabenhafte Phantasterei, daß es Goethen bei jenem Charakterzug durchaus zur Last, eigentlich verhaßt sein mußte. Mit solchen Leuten gemeine Sache zu machen, war nicht denkbar, und da er trotz seiner Ruhe immer höchst praktisch und thätig war, sich also gegen nichts passiv verhalten konnte, so stieß er ab, was ihn nicht anzuziehen vermochte. Dazu kam noch die ewige Antastung und Verkümmerung seiner eigentlichen Göttin, der Wahrheit, und wohl auch die Furcht, daß die Deutschen durch das täppische Hineinmengen in die Fragen des Tages, ohne Gewinn auf einer Seite, auf der andern jene stillen wissenschaftlichen Vorzüge verlieren möchten, die so lange ihr eigentlicher Ruhm gewesen waren.

Ob er Recht gehabt hat?

Wenn Schiller in seinem Aufsatze über das Pathetische meint: das Tragische liege in dem Widerstande der geistigen Kraft gegen die sinnliche Gewalt, so möchte ich wissen, wo in Romeo und Julie auch nur der geringste Widerstand gegen die Empfindung geleistet wird, und doch ist Romeo und Julie im höchsten Grade tragisch. Darin soll kein Tadel gegen Schiller liegen, sondern gegen die philosophische Theorie in Kunstsachen überhaupt. Die Regel paßt nie auf alle Fälle, und darum hat Schiller in den Jahren seiner Reife ausdrücklich jede Stunde bedauert, die er mit solchen Spekulationen verloren.

Shakespeare.

Es dürfte Shakespearen vielleicht gegangen sein, wie dem Petrarca. Dieser erwartete den Nachruhm von seinen lateinischen Gedichten, legte also auf seine Sonette geringen Werth, indeß die Nachwelt erstere vergessen hat und nur die Sonette im rühmlichen Andenken behielt. Ebenso wäre möglich, daß Shakespeare seinen epischen und lyrischen Gedichten einen Vorzug vor seinen dramatischen Arbeiten gab, da er es dort mit den Gebildeten zu thun hatte, im Drama aber sich dem Geschmack eines mitunter ungebildeten Publikums fügen mußte. Die Stelle im Hamlet, wo dieser eine höchst schwülstige Tirade aus einem Trauerspiele als musterhaft recitiren läßt, deutete auf so etwas hin. Meinte er vielleicht, wie Lope de Vega, die Regeln einsperren zu müssen, um sich seinen Zusehern zu fügen, und war er ungehalten darüber, eigenthümliche Meisterstücke geschaffen zu haben, statt Abklatsche von den Tragödien des Seneca? Man sage nicht: Shakespeare werde nicht blind gegen seine eigenen Vorzüge gewesen sein. Was der Mensch am Vortrefflichsten gemacht hat, das meint er gerade recht gemacht zu haben, und Shakespeare wollte vielleicht nur als Schauspieler und Schauspieldirektor sein Brod verdienen und seinem Publikum gerecht sein, indeß er in *Tiefen der* menschlichen Natur hinabstieg, die seinem durch-

dringenden Geiste eben nichts als Oberflächen waren. Daß er fast immer nur fremde Stücke bearbeitete und überarbeitete, konnte auch dazu beitragen, ihm und seinen Zeitgenossen den Gesichtspunkt zu verrücken. Letztere haben ihn ja, unmittelbar nach seinem Tode, hinter Beaumont und Fletcher zurückgesetzt. Was mich aber am Meisten in dieser Meinung bestärkt, ist das Manierirte und Spitzfindige, ja Kalte in seinen lyrischen und epischen Gedichten, wo es in seiner Macht stand, lediglich Dem zu folgen, was er für Schönheit und Kunst hielt.

Mir ist schon öfter die Vermuthung gekommen, ob nicht Shakespeare, wenn er auch nicht selbst spanisch verstand, doch etwa durch einen Freund, der der Sprache kundig war, mit der spanischen dramatischen Literatur in einigem Zusammenhang war. Was mir schon bei Lope de Vega vorgeschwebt hatte, ist mir jetzt wieder bei Lesung des Lope de Rueda vor die Seele getreten (Comedia de los engaños — comedia of errors).

Bei Shakespeare hat die Darstellung des Gefühls und der Leidenschaft häufig etwas Symbolisches, er gibt eine Metaphysik der Leidenschaft, ein précis, ein abrégé des Gefühls. Bei Lope de Vega ist die Darstellung immer rein der Natur abgesehen.

Shakespeare's Zeit hatte von ihm keineswegs die große Meinung, die wir haben. Wenigstens wird Spencer in seiner Grabschrift the prince of poets in his tyme genannt. Da nun Spencer im Jahre 1596, nach Einigen 1598 starb, so war er unzweifelhaft ein Zeitgenosse von Shakespeare. Es müßte nur sein, daß man damals überhaupt die Dichter fürs Theater nicht unter die eigentlichen Poeten zählte (was mir sehr wahrscheinlich ist), da sie doch auch mitunter für den Pöbel schrieben, weßhalb denn wohl auch Shakespeare seine beiden, nicht sehr *empfehlenswerthen* epischen Gedichte schrieb,

um doch auch einen Rang in der gebildeten Welt zu haben. Auch seine Sonette erklären sich theils aus diesem Gesichtspunkte, theils als Ausdruck inneren Bedürfnisses aus sich selbst.

Um Shakespeare zu rechtfertigen, da doch ein großer Theil seiner Sonette an ein männliches Individuum gerichtet sind, führen die Ausleger viele Stellen aus seinen Dramen an, wo das Wort Liebhaber (lover) von Mann zu Mann, für Freund, wohlgeneigt, ergeben gebraucht wird. In all diesen Fällen ist aber nie die Schönheit der Grund des Wohlwollens.

Die letzten dieser Sonette (so wie die sechs oder acht ersten) sind wieder an ein Frauenzimmer gerichtet. Sie sind aber auch die schlechtesten, spitzig und kalt. Man merkt aus ihnen, daß das Frauenzimmer nichtsnutzig war und Shakespeare alt; also auch wieder eine widerliche Empfindung. Man sollte überhaupt diese Sonette auf sich beruhen lassen. Sie können Shakespeare's Ruhm nichts beifügen und, aufs Beste gedeutet, nur Bedauern erwecken.

Vor Allem soll man sie nicht übersetzen. Man überlasse sie den Literatoren, deren Straußenmagen Alles verdaut.

Es ist immer nur die Rede von den Verunglimpfungen, die sich Voltaire gegen Shakespeare erlaubt hatte. Er war aber sehr empfänglich gegen seine Vorzüge, und erst, als ein französischer Schriftsteller sich erlaubt hatte, Racine gegen ihn herabzusetzen, brach sein Unmuth aus.

In dem Artikel Intolerance (Dictionnaire philosophique T. III) setzt er ihn in die Reihe der klaren Köpfe, welche die Intoleranz nicht kannten, unter die Newton, Friedrich den Großen, Locke, Shakespeare, Leibnitz. Und diese Leute gelten *nicht wenig* bei ihm.

Unsere Theater-Entrepreneurs machen es mit den Schauspielen wie der bekannte Räuber Prokrustes mit den Reisenden. Sie haben ein enges Bette, in dieß legen sie jedes Stück, und was zu groß ist und nicht hineinpaßt, wird zu beiden Enden abgeschnitten. Daher sehen wir Shakespeare so oft auf unsern Theatern lahm und ohne Kopf.

Hamlet.

Man hat so viel über die Grundidee des Hamlet gesagt, mich hat nichts befriedigt. Vielleicht liegt die Ursache von der unglaublichen, unerklärlichen Wirkung dieses Stückes gerade zum Theil darin, daß der Faden, der durch dieses Labyrinth geht, so unsichtbar bleibt. Dadurch wird es zu einem getreuen Bilde der Weltbegebenheiten und wirkt eben so ungeheuer, als diese. Ein Geist erscheint und fordert zur Rache auf, er verweht wieder, beides scheinbar ohne Wirkung; die handelnden Personen werden nach allen Weltgegenden verschlagen; gräuliche Dinge geschehen fast ohne Zweck; der Zielpunkt des Ganzen entrückt sich beinahe unsern Augen, und gerade jetzt, wo Alles aufgegeben scheint, erfüllt sich das Geschick, Alles mit sich fortreißend und verderbend. Shakespeare ist zu dieser scheinbaren Planlosigkeit offenbar dadurch gekommen, daß er seiner Gewohnheit nach die wüste Geschichte, Schritt vor Schritt, verfolgte. Der Instinkt seines Genie's aber brachte jenen ungeheuren, obgleich losen Zusammenhang hinein, der ungleich wirksamer ist, als die Ideen, die in den Stücken der neuesten Mache auf Kosten der Handlung, wie Gespenster am hellen Tage, sichtbar und greifbar spuken. Aber freilich darf Niemand wagen, Das Shakespeare nachzumachen.

Wenn Tieck behauptet, Polonius habe Anfangs die Liebe Hamlets zu Ophelien begünstigt, ja Hamlet habe Opheliens letzte Gunst genossen, so bleibt nach dieser Voraussetzung unbegreiflich, wie Polonius eine Unterredung zwischen Beiden

veranstalten kann, die er den König auffordert zu behorchen. Mußte der Vater nicht fürchten, daß Hamlet, dem die Anwesenheit der Lauscher unbekannt war, durch eine oder die andere Aeußerung dem Könige das doppelte Spiel seines Ministers verrathen könnte? Würde sich ferner jemals Ophelia zu dieser Scene hergegeben haben, wenn sie fürchten mußte, daß ein einziges Wort des vormals begünstigten Liebhabers ihre Schande dem Vater und dem Könige bekannt machte? Wenn sie den Prinzen jemals in letzterm Grade begünstigte und sich nun, auf Geheiß des Vaters, von ihm zurückzog, war es nicht natürlich, daß bei erster Gelegenheit, da er sie allein traf, ihr Hamlet das Vergangene in den bestimmtesten Ausdrücken vorwarf?

Ich beneide Tieck als Mensch und bedaure ihn als Dichter, wenn er die Wirkungen der Schwermuth, des Zerfallenseins mit sich und der Welt so wenig kennt, daß er das Betragen Hamlets gegen Ophelien nur dadurch erklären zu können glaubt, daß er einen bestimmten Grund der Verachtung gegen sie in dem Prinzen voraussetzt.

Im Brüten über seinem dunkeln Vorhaben versunken, ist für ihn die ganze übrige Welt nicht da, und wenn er sich ihrer erinnert, so geschieht es mit dem innersten Ekel gegen sie und alle ihre Verhältnisse. Seine Empfindung für Ophelien war gewiß nie viel mehr, als ihr Vater und Bruder gleich Anfangs vermuthen, nur daß das arme Mädchen leichte Neigung mit warmer Leidenschaft erwiderte. Die Erscheinung des Geistes verwischte jede Spur jenes Eindruckes in dem Prinzen. Zu furchtbaren Dingen bestimmt, den Mächten jenseits des Grabes verbündet, hört jedes menschliche Verhältniß für ihn auf. Mit' diesem Gefühle und mit tiefem Mitleid über das in seinen schönsten Hoffnungen getäuschte Kind, tritt er zu Ophelien mit herabhängenden Strümpfen, unordentlicher Kleidung, in jenem jammernswerthen Zustande, den Ophelia beschreibt. Wie wahr ist jenes Bild, aus diesem Gesichtspunkte *betrachtet!* Selbst der sinnliche Trieb, in solchem Zustande

der brütenden Versunkenheit, hört auf, eine aktive Potenz zu sein, und verbreitet sich mit einer gewissen passiven Stumpfheit über die ganze Existenz. Als er nun noch das Zurückziehen Opheliens und das Auflauern des Vaters bemerkt, glaubt er wohl gar Beide im Einverständniß mit seinen Feinden, und nun ist sein ganzes Betragen erklärt. Unter diesen Umständen bleibt Hamlets Benehmen gegen Ophelien zwar immer verletzend; wenn man aber eine vorausgegangene höchste Vertraulichkeit voraussetzt, wird es empörend, und Hamlet erscheint als ein roher Unmensch.

Wer in Ophelien die Unschuld nicht erkannt, der hat noch wenig Unschuld gesehen.

Wenn man Hamlet für gar so kleinmüthig und unfähig für die That hält, die auf ihn gelegt ist, vergißt man denn, daß, da er Polonius durch die Tapete ersticht, er wirklich glaubt, den König zu treffen? Nicht ohne Kraft ist Hamlet, aber seine Kraft ist durch die Schwermuth dekomponirt, durch die Schwermuth, die, abgesehen von seiner natürlichen Gemüthsbeschaffenheit, ihn überfallen mußte, wenn er nach dem Tode seines Vaters, voll schrecklicher Ahnungen, aber ohne Gewißheit, voll Abneigung gegen seinen Oheim, ohne einen eigentlichen Grund zum Hasse, mißtrauisch gegen seine Mutter und alle Welt, zur Unthätigkeit verdammt, seine Tage in ermüdendem Einerlei hinschleppte; dann, vergißt man denn, durch wie viel ihm die That erschwert wird. Seine Mutter, zum Theile Mitschuldige des Verbrechens, das er rächen soll. Der zu Strafende, sein Oheim, sein nächster Verwandter, der in seiner frühern Jugend ihm gewiß Achtung gebietend gegenüberstand. Ferner soll die That in der Mitte der Anhänger des Tyrannen geschehen, und Hamlet hat sich nicht nur über einen geraubten Vater zu beklagen, sondern auch über eine geraubte Krone. Den Mörder tödten und dann selbst getödtet werden, konnte Hamlets Absicht nicht sein. Vielmehr, nach vollbrachter Strafe, die Krone selbst zu tragen.

Schwermuth tritt nicht bloß bei Schwäche ein, sondern

auch, wenn gleiche Gründe für und gegen eine Handlung sprechen, vornehmlich aber, wenn Aufforderung zur Thätigkeit da ist, aber kein bestimmtes Ziel. Da arbeiten sich alle Kräfte ab und erlahmen endlich. Eine solche Lage war jene Hamlets vor der Erscheinung des Geistes. Nach der Erscheinung ist jener Zustand einmal da, und bei wem je derselbe einmal habituell geworden ist, der weiß, wie schwer man ihn abschüttelt, ohne darum gerade schwach zu sein. Nur ein ungemischtes, rein bestimmendes Thatgefühl kann herausreißen; von welcher Art ist aber die That, zu der Hamlet durch das Gespenst aufgefordert wird? Wie viel spricht dagegen? Welche Interessen und Gefühle werden dadurch nicht verletzt? Ein solches Thätigkeitsziel kann einen Schwermüthigen nicht bestimmen. So war Timoleon schwermüthig ohne Vorwurf der Schwäche, nach der Ermordung seines Bruders, die er doch dem Grundsatze nach billigte, und blieb es (worüber ihn auch Plutarch hart tadelt) durch lange Zeit, bis ihn eine erhebende Bestimmung, Syrakus zu befreien, von seiner Schwermuth auf immer erlöste.

[illegible] ... the world ... [illegible]

[illegible] Shakespeare oft [illegible] und

Sinnesumkehrungen hinweg. Da sie, als unzweifelhaft und historisch gewiß, sich selbst rechtfertigten und seinen Zuschauern geläufig waren, so hielt er sich nicht lange mit ängstlicher Motivirung auf, z. B. im I. Theil von Heinrich VI. der Uebertritt Burgunds zur Sache der Franzosen.

Ein Fehler gewiß, aber einer, dem man im historischen Drama, wo die Begebenheiten sich drängen und der Raum mangelt, überhaupt schwer entgehen kann. Ist aber auch der erste Theil (Heinrich VI.) von ihm? Warum nicht? Vielleicht eine seiner ersten Arbeiten, wobei der völlig undramatische Stoff seines Talentes spottete. In der Unterredung zwischen Suffolk und Margaretha ist Shakespearisches genug.

Heinrich VIII. ist ein höchst wunderliches Stück. Man weiß nicht, ob Shakespeare dabei unendlich viel, oder ob er dabei (was den Gang des Ganzen betrifft) gar nichts gedacht hat. Im ersteren Falle, indem er die Inkongruenzen der menschlichen Natur, als wirklich, unvermittelt aneinander gereiht und das Amt des Dichters eben der Wirklichkeit überlassen hat; letzteres, dem Gang der Chronik bis auf die Ausdrücke folgend und alle Bedenken, als überflüssig, von der Hand weisend. Die Spitze des Ganzen ist denn doch die Geburt der Königin Elisabeth und die Reformation, und doch ist die einzige honette Person des Stückes die katholische Katharina, und sie stirbt geradezu als eine Heilige, indeß der Bischof Cranmer, der Vater der Reformation, der Einzige von den Geistlichen ist, der die durch Leidenschaft bedingte Scheidung des Königs gutheißt und billigt. Der König selbst mit seinen Gewissensbissen, die, wenn sie durchaus falsch wären, ihn zu dem verächtlichsten Heuchler machen würden, und wären sie wahr, so könnte er nicht am Ende jener Staatsversammlung, nachdem er eben erklärt, er würde, wenn über sein Gewissen beruhigt, mit Freude fort und fort an seiner Gattin festhalten, auf die aufschiebende Entscheidung der Kardinäle vor sich hin sagen: das Ding dauert mir zu lange; ich will den Bischof

Cranmer zu Rathe ziehen. Auch ist es eine wunderliche Schmeichelei für Elisabeth, ihre Mutter als ein alltägliches Geschöpf in jener Scene mit einer alten Dame hinzustellen. Und eine Schmeichelei ist ja im fünften Akte gemeint, die wahrscheinlich erst später auf König Jakob ausgedehnt wurde. Oder war es von vorne herein auf Jakob abgesehen, wie Macbeth? Dann erklärte sich das Ganze viel leichter.

Die lustigen Weiber von Windsor stehen in keinem besondern Kredit bei den Shakespeare-Bewunderern. Ich finde es nichts desto weniger ein sehr lustiges Stück und manchem bewunderten vorzuziehen. Diese Masse von komischen Figuren, wie er die beiden Ehemänner im Gegensatz zu halten gewußt, mit dem Feenauftritte die Sache ins Poetische gezogen und endlich die wahre Liebesintrigue in den Spaß verwebt hat, Das alles ist besser als manches Andere.

Ein englischer Kunstrichter hat das scheinbare Paradoxon aufgestellt: Falstaff sei nicht feige. Er ist's eigentlich auch nicht. Er war gewiß in seiner Jugend herzhaft, so wie er bei seinem Verstande gewiß noch manche andere gute Eigenschaft besaß; aber die Lebenslust hat Alles verschlungen. Der moralische Speck, mit dem physischen zugleich wachsend, hat ihn ganz in Behaglichkeit und Genuß eingehüllt. Seine melancholische Laune, von der er öfter spricht, ist nichts als das halbunbewußte Gefühl seiner Verkehrtheit. Hierin liegt wohl mit ein großer Theil der Ursache, warum uns Falstaff, er mag thun, was er will, nie verletzt und so sehr unser Liebling bleibt, daß der Schluß des zweiten Theils von Heinrich IV. beinahe nicht befriedigt. Uebrigens ist auch gewiß, daß über die Hälfte dieses letzten Stückes hinaus die erste Stärke der Begeisterung etwas von Shakespeare gewichen ist. Es ist auch hier Alles vortrefflich, aber Shakespeare hätt' es noch besser machen können.

Maß für Maß.

Gervinus hat in seinem absurden Commentar über Shakespeare nicht übel Lust, dieses Stück mit Othello in eine Reihe zu stellen, ja seiner albernen Ansicht nach, daß das Herausstellen des Lehrhaften den Hauptvorzug eines dramatischen Werkes ausmache, sieht er sich sogar genöthigt, ihm Vorzüge vor jenem Meisterstücke Shakespeare's einzuräumen. Nun hat aber Maß für Maß allerdings meisterhafte, unübertreffliche Züge, gehört aber darum doch nichts desto weniger unter die mittelmäßigen Stücke Shakespeare's. Von vorneherein schadet dem Stücke, daß es auf absurde Voraussetzungen gebaut ist. Ein Gesetz, daß Jeder, der sich mit einem Frauenzimmer fleischlich vergangen hat, mit dem Tode zu bestrafen sei, ist höchstens in Tausend und einer Nacht unter einem märchenhaften Chalifen denkbar. Dadurch bekömmt das Ganze etwas Willkürliches, das zwar in den ergreifenden Scenen verschwindet, aber doch immer dunkel nebenher schwebt, das Ganze zum Spiel stempelt und aus dem Leben auf die Schaubühne verweist. Das hat auch Shakespeare ganz richtig empfunden und in keinem seiner ernsthaften Stücke dem Komischen einen so beträchtlichen Raum gegönnt. Dieses Märchenhafte erstreckt sich auch auf den Verfolg der Handlung. Dieses Unterschieben Marianens für Isabella und so manches Andere kann man sich recht wohl gefallen lassen, um sein Vergnügen nicht zu stören; Niemand wird aber glauben, ein Stück Leben vor sich zu haben, was doch eigentlich die Aufgabe des Drama ist. Das Hauptverdienst sind die Charaktere, namentlich der Isabellens, der allerdings unter das Vortrefflichste gehört, was Shakespeare je in dieser Art hervorgebracht hat. Nur hat es mit den Charakteren Shakespeare's ein eigenes Bewandtniß. Alle sind gleich vortrefflich angelegt und werden auch ebenso gehalten, wenn es der Gang der Handlung erlaubt. Das ist auch mit seinen Hauptpersonen in seinen vortrefflichsten Stücken immer der Fall. In den Stücken zweiten

Ranges aber, legt er die Charaktere nach den hervortretenden Hauptbegebenheiten an, macht er sich kein Gewissen daraus, wenn er seine Lust an ihnen gebüßt oder das Bunte, wohl gar Absurde der Handlung ihrer Entwicklung im Wege steht, sie auf die Seite zu schieben und für eine Zeit lang ganz zu vergessen. Das ist ihm sogar, in einem seiner unbestrittenen Meisterwerke, mit der Figur der Lady Macbeth geschehen. Sobald sie ihren Zweck, den Gatten zum Mord anzuspornen, erreicht hat, schiebt er sie, weil er keinen Platz mehr für sie hat, bei Seite, und sie bekommt dadurch bis zu ihrer letzten unübertroffenen Scene etwas Untergeordnetes, ja Aengstliches, was eben Tieck — der keinen Fehler in Shakespeare zugeben will und lieber das Ganze als einen kleinen Theil aufgibt — verleitet hat, sie für eine zärtliche Gattin und gute Mutter zu erklären. So ist es auch mit Isabellen. Von vornherein ist sie einer der herrlichsten Charaktere, die je ein Dichter in seiner Begeisterung geschaffen hat. Daß sie hier auch schon Unanständigkeiten und Zweideutigkeiten ohne Zeichen des Widerwillens hinnimmt, wollen wir mit dem Charakter der Zeit entschuldigen, der allerdings minder ekel war, als der unsere; von dem Augenblicke aber, als Mariane auftritt und die Handlung ins Märchenhaft-Bunte übergeht, vergißt sie ihre frühere Strenge so weit, daß sie sich die unsäuberliche Vermengung ihrer Person mit der Marianens, das Sündhafte des fleischlichen Vorganges, ohne Widerrede gefallen läßt und höchstens zum Schluß wieder einen Weg in das Edle ihrer Natur findet. Ja, ganz zuletzt wird über die Charakterstarke, die sich früher dem klösterlichen Leben bestimmt, zu einer Heirath mit dem Herzog ohne viel Fragens verfügt. Auch der Charakter Angelo's mit seinen unbestreitbaren guten Eigenschaften, die denn auch zum Schlusse bei seiner Begnadigung postulirt werden, im Gegensatz seiner Schändlichkeit und Wortbrüchigkeit, gehört so ziemlich ins Gebiet der Fabel und des Unmöglichen. Daß von allen Schuldigen zuletzt nur der mindest Schuldige, der plauderhafte Lucio allein bestraft

wird, ist eine schreiende Satire auf den Titel: Maß für Maß. Selbst als Composition betrachtet, ist das Stück fehlerhaft, durch den vierten Akt nämlich, der ganz inhaltlos und nur da ist, um die Handlung bis zum fünften Akte fortzuspinnen, welche Fünfzahl damals wohl kanonisch war, wie die vielen Todtschlägereien im Trauerspiel.

Damit soll kein Tadel gegen Shakespeare ausgesprochen sein, der auch in diesem Stücke so viel Herrliches geleistet hat, daß es hinreicht, einen andern Dichter, als einziges, für alle Zeiten zu adeln. Der Tadel gilt jenen stumpfsinnigen Kunstrichtern, die, ohne Geschmack auf der Zunge und aus sachkundiger Lobhudelei, sich an den naturwüchsigen Meisterwerken desselben Dichters versündigen, indem sie dieses Stück mit ihnen in dieselbe Reihe stellen.

Othello.

Die Deutschen betrachten den Shakespeare als den vollkommenen Abdruck der Natur. Wenn sie ihn, und zwar mit Recht, über alle Dichter der neuern Zeit setzen, so ist es vor Allem die Wahrheit seiner Dichtungen, die sie dabei im Auge haben. Nun ist merkwürdig, daß diese Naturwahrheit nicht überall und jederzeit gefühlt worden ist. Voltaire, ein so begabter Mann, als je einer in der Welt war, und dabei in einigen seiner Dramen ein nicht zu verachtender Dichter, hat ziemlich abschätzig von Shakespeare gesprochen, und wenn man ihn, nicht mit Unrecht, als befangen betrachten wollte, so war der zweitgroße Dichter Englands, Lord Byron, dem es an Sinn für Naturwahrheit keineswegs fehlte, von den Vorzügen seines großen Landsmannes nichts weniger als durchdrungen. Woher nun diese Verschiedenheit des Urtheils in einer Sache, die sich doch jederzeit gleich bleiben sollte und gleich bleibt, wie Natur und Wahrheit? Zur Lösung dieses Räthsels bietet nun Othello, das psychologisch getreueste Bild menschlicher Leidenschaft, *einen* willkommenen Beitrag. Jago's

Ohrenbläserei, seine abgerissenen Reden, der Kampf in Othello zwischen Liebe und Verdacht, nichts kann wahrer sein: so entsteht die Leidenschaft, so wächst sie, so steht sie endlich furchtbar da — aber nicht in so kurzer Zeit. Shakespeare gibt häufig ein compendium, ein précis, ein abrégé der Natur, statt der Natur selbst. Wozu kaum fünf Akte ausgereicht hätten, das wird hier in den Raum eines einzigen (des dritten) zusammengedrängt. Othello hat seinen Lieutenant entlassen, mehr der Dienstordnung zu Liebe, als daß er ihm gram wäre. Er findet ihn, nicht in Geheim, sondern ohne alle verdächtigen Nebenumstände bei seiner Gattin, um ihre Vorbitte anzuflehen. Sie bittet wirklich vor. Was ist einfacher, natürlicher, unschuldiger? Und doch wird es Jago möglich, in dem Raum eines einzigen Aktes seinen Verdacht zu einer solchen Höhe zu steigern, daß der Rest des Stückes kaum noch etwas hinzufügt, als den Mord. Ich übergehe die Geschichte des Tuches, das für sich schon keine ernsthafte Prüfung aushält. Daß Desdemona ein so werthes, vielbedeutendes Liebespfand als gewöhnliches Schnupftuch gebraucht, dürfte wohl kaum als natürlich betrachtet werden. Shakespeare geht immer den Weg der Natur, er kürzt ihn aber häufig ab. Das ist zugleich die Wahrheit und Unwahrheit seiner Poesie.

Nicht anders ist es mit den Charakteren. Desdemona ist ein Engel an Reinheit, vielleicht der himmlischste Charakter, den ein Dichter je geschaffen. Wie kam es aber, daß diese zarte, furchtsame, kindisch anhängliche Natur heimlich aus dem Hause ihres Vaters entfloh? Man kann sich da ganz genügende Möglichkeiten denken. Wenn aber Shakespearen an der Wahrheit ihres Charakters lag, so hätte er durch Angabe des von ihm gedachten Verlaufes vor Allem diese Inkongruenz aus dem Wege schaffen müssen. Daß Jago's Charakter unmöglich sei, wird ziemlich allgemein zugegeben, und ich will es zur Ehre der menschlichen Natur glauben.

Da wären denn eine Menge Fehler! Wie kommt es denn

aber, daß wir bei der Darstellung oder bei gehöriger Lesung von diesen Fehlern gar nicht gestört werden, daß sie wie lauter Vortrefflichkeiten auf uns wirken? Shakespeare's Wahrheit ist eben eine Wahrheit des Eindruckes, und nicht der Zergliederung. Die Prägnanz der Ausführung, die Gewalt seiner Verkörperung ist so übermächtig, daß wir an die Möglichkeiten gar nicht denken, weil die Wirklichkeit vor uns steht. Die Gabe der Darstellung in diesem Grade hat alle Vorrechte der Natur, die wir anerkennen müssen, auch wo wir sie nicht verstehen.

Zu diesen Abkürzungen der Natur ist er aber wahrscheinlich durch sein Publikum gezwungen worden, die bunte Begebenheiten und keine psychologischen Weitläuftigkeiten wollten. Zugleich durch den Inhalt seiner Stoffe, die er fertig vorfand, als Wirklichkeiten aufnahm und von denen er nur höchst selten abwich.

Wir aber, die wir Aehnliches mit unendlich geringern Kräften anstreben, mögen uns dieser Fehler nur bewußt werden und in Shakespeare ein Vorbild, aber nicht ein Muster erkennen. Nur dem Gange des Genies folgt das Gefühl der Nothwendigkeit auf dem Fuße nach; wir Andern müssen Wahrscheinlichkeit und Folgerichtigkeit fest im Auge behalten und werden nur überzeugen, wo wir uns rechtfertigen können.

Was das Eigentlichste von Shakespeares Geist ausmacht und ihn von allen andern Dichtern unterscheidet, ist: daß die empfangende oder reproduktive Seite seiner Natur die produktive weit überwiegt, oder, um es handwerksmäßig auszudrücken, daß der Schauspieler in ihm so thätig ist, als der Dichter. Die produktive Phantasie gestaltet und ist daher leicht mit einer Oberfläche befriedigt; die empfangende Natur aber geht als Empfindung in die Tiefe, und als Phantasie bildet sie zu dem gegebenen Ganzen das Einzelne und Stetige aus. Beide Seiten müssen wohl in jedem Dichter vereinigt

sein, aber ihn nöthigte der Schauspieler, sich mit den Personen und Situationen zu identificiren und aus ihnen herauszudichten, statt in sie hinein. Er hat seine Personen gelebt, als er sie schrieb, und er war eben so sehr der Gesammtschauspieler seiner Stücke, als ihr Dichter, welches letztere Amt er der Geschichte oder der Novelle, meistens sogar einem früheren Schauspiele überließ, von denen er kaum abwich und sie nur im Innern bereicherte und erfüllte. Wie wenig er ein Dichter im gewöhnlichen Sinne des Wortes war, zeigen seine ersten lyrisch epischen Versuche, die durchaus verfehlt sind; Venus und Adonis, bei einzelnen Schönheiten, plump bis zum Widerlichen, die Lucrezia spitzfindig und gemacht. Erst als er als Schauspieldirektor anfing, Stücke für sein Theater zuzurichten, kam unbewußt sein eigentlicher Genius über ihn, und er ward der größte Dichter der neuern Zeit, indeß er glaubte, nur sein Brod zu verdienen.

Aphorismen.

Wie groß sind die Fortschritte der Menschheit, wenn wir auf den Punkt sehen, von dem sie ausging; und wie klein, betrachten wir den Punkt, wo sie hin will.

Der Geist des Menschen und der Gang der Welt ist sich unter allen Umständen und zu allen Zeiten so gleich, daß selten ein Wahres ganz neu und selten ein Neues ganz wahr sein wird.

Die auf dem Ocean des menschlichen Wissens rudern wollen, kommen nicht weit, und die die Segel aufziehen, verschlägt der Sturm.

Jede poetische Feuersbrunst bringt, wie jede wirkliche ihren eigenen Wind mit sich, der die Flammen nicht selten weiter trägt, als man Anfangs vermuthen konnte.

Die Betrachtung tödtet, weil sie die Persönlichkeit aufhebt; die Bemerkung erfrischt, denn sie erregt und unterstützt die Thätigkeit. Mitten zwischen beiden durch wäre der wahre Weg.

Unter hundert Menschen ist kaum Einer, der einen tüchtigen selbständigen *Verstand* hat; unter tausend kaum Einer, der

eine tüchtige, lebhafte Phantasie hat; und unter zehntausend mit Verstand und Phantasie begabten Menschen kaum Einer, bei dem beide Hand in Hand gehen können, wie sie es müssen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll.

Die aktiven Faktoren der Menschennatur sind die Neigungen und Leidenschaften; ihr Uebermaß zu hemmen, ist die Aufgabe des Sittlichen. Letzteres ist daher negativ und kann als solches nicht der Zweck des Menschen sein.

Projektenmacher, die sich mit geheimnißvollen Plänen beschäftigen, sprechen selten in zusammenhängenden Sätzen, sondern meistens abgebrochen, herausgestoßen, so daß oft das Zeitwort, fast immer die Verbindungswörter fehlen. Geberden, vorzüglich Mienen, ersetzen das Abgehende. Ich habe Das heute wieder an einem vom Opernorchester abgedankten Musiker bemerkt, der über den Verlust seiner Anstellung nicht sehr betrübt schien, weil er, wie er sagte, dadurch Zeit gewänne, sich ausschließend der Chemie zu widmen, durch deren Hülfe er dahin zu gelangen hoffe, ein unverbrennbares Oel zu erfinden.

Das ist das Unglück der Deutschen als Schriftsteller, daß Keiner sich mit seiner eigenen Natur hervorwagt. Jeder glaubt, er müsse mehr sein, als er selbst.

Aus Uhrmachern sind die Deutschen mathematische Instrumentenmacher geworden, welche die Instrumente machen, mit denen man Uhren macht, und wenn zuletzt die Uhrmacherkunst ganz verloren ist, wird Niemand mehr wissen, wieviel die Zeit ist.

Das Grundübel unserer Zeit ist die historische Abschätzung *der moralischen* Handlungen. Die Vergangenheit darf und soll

historisch beurtheilt werden, weil sie fertig vor uns daliegt und wir nichts dazu oder davon wegthun können. Handlungen aber, die in die Zukunft hinausreichen, unterliegen der moralischen Beurtheilung, aus dem einfachen Grunde, weil wir für die Folgen nicht einstehen können. Gutes aus Ueblem hervorzubringen ist die Sache Gottes oder des Weltgeistes, oder wie man es sonst nennen mag.

Der erste Grund der Größe der Römer liegt vielleicht eben darin, daß sie ursprünglich Eingedrungene waren, Flüchtlinge, Sklaven, Verbrecher, die nehmen mußten, wollten sie etwas haben; gegen die Jedermann war, wie sie gegen Jedermann. Ging der Staat zu Grunde, so hörte ihre eigene Existenz auf; viele mußten sogar fürchten, zu Verantwortung und Strafe für früher Begangenes gezogen zu werden. Daher diese eiserne Anhänglichkeit und Ergebenheit an ein Verhältniß, das allein ihre Existenz begründete, daher dieser Bürgersinn, der Rom auszeichnet und den die spätern Enkel von ihren ersten Vätern erbten.

Was die alten Völker gegenüber den neuen vornehmlich charakterisirt, ist das rein menschliche Anerkennen alles in seiner Art Ausgezeichneten und Vortrefflichen. Bei den Neuern, wo die Individualität in dem bürgerlichen Verbande beinahe untergeht, wird nur das der Gesammtheit Nützliche geschätzt und Alles abgelehnt, was, wenn es auch den Einzelnen auszeichnen möchte, doch dem Ganzen Schaden bringen könnte.

Wenn man das Angenehme und Schlimme in dem Charakter der Italiener, oder vielmehr in ihrem Benehmen gegen Fremde, mit Einem Worte bezeichnen wollte, so müßte man sie mit *Gastwirthen* vergleichen; und das sind sie ja auch: die Gastwirthe des ganzen reisenden Europa.

Der Franzose will seinen Leser unterhalten, der Deutsche, der neuere nämlich, will ihn immer belehren. Ich bin Jedem dankbar, der mich unterhält; wenn mich aber Jemand belehren will, so seh' ich mir den Meister vorher zweimal an.

Wenn Jemand einem Andern etwas zu sagen hat (was er sich ihm zu sagen scheut), so thut er es meistens, wenn er sich endlich Muth dazu nimmt, mit einer Insolenz, die desto derber wird, je größer seine Furcht ist.

Ein Weiser mag und soll höher stehen, als seine Zeit; der Dichter als solcher nicht, aber ihr Gipfel soll er sein.

Durchbildung ist ein sehr gutes neues Wort und zeigt an, daß ein Mensch so von Bildung durchdrungen ist, daß, nach Austreibung alles Natürlichen, er sich als ein ausgespritztes anatomisches Präparat darstellt.

Man hat so viel über die Gründe gesagt und geschrieben, warum die Schauspieler, obwohl so häufig gehätschelt und geschmeichelt, doch im Allgemeinen der eigentlichen bürgerlichen Achtung entbehren? Sollte nicht der Hauptgrund dieser Erscheinung in dem indignirenden Gefühle liegen, Jemanden zu sehen, der das Tiefste seines Gemüthes, die edelsten Empfindungen, Gefühle, die wir im Innersten hegen und jedem Fremden verschließen möchten, offen und ohne Hülle dem Ungebildeten, Rohen für — Geld hingibt? Es geht beim Gemüthe, wie beim Körper. Beide haben Theile, die nicht entblößt sein wollen, wenigstens der Neugierde nicht.

Dilettanten genießen das Werk, Professoren zugleich den Meister.

Die gescheiten und die dummen Leute erkennt man unter *andern auch* daraus, daß die Dummen Das verehren, was

in ihrer eigenen Richtung liegt, die gescheiten aber, was sie fühlen, daß ihnen abgeht.

Um es in einem Berufe weit zu bringen, muß man nicht allein die Vorzüge, sondern auch die Fehler desselben haben. Die ersten sind der Geist, die zweiten der Körper der Aufgabe.

Der Ungebildete sieht überall nur Einzelnes, der Halbgebildete die Regel, der Gebildete die Ausnahme.

Die Ungebildeten haben das Unglück, das Schwere nicht zu verstehen, dagegen verstehen die Gebildeten häufig das Leichte nicht, was ein noch viel größeres Unglück ist.

Wenn man in neuester Zeit gar so viel Wesens von der Bewahrung der Nationalitäten macht, so sollte man bedenken, daß, was die Nationen von einander unterscheidet, mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge sind —, und, wenn Vorzüge, gerade ihr Hervortreten eine Uebertreibung oder nicht gesunde Mischung beurkundet.

Gegen was sie sich in Deutschland am Meisten verwahren, sind die Gemüthswirkungen.

Die Deutschen sind und waren eine grüblerische Nation. Aus diesem Gesichtspunkte läßt sich ihre ganze Kunst und Wissenschaft erklären.

In gewissen Ländern scheint man der Meinung: drei Esel machten zusammen einen gescheiten Menschen aus. Das ist aber grundfalsch. Mehrere Esel in concreto geben den Esel in abstracto, und Das ist ein furchtbares Thier.

Wollte Gott, Gedrucktes und Geschriebenes hätte so viel Einfluß auf die Menschen, als die Regenten und ihre Censoren fürchten! Bei den unzähligen guten Schriften, die wir haben, müßte dann die Welt schon lange besser geworden sein, als sie ist.

Die Regierung soll durch die Presse ebensogut belehrt werden, als die Privaten, also kann die Regierung auf die Presse keinen Einfluß ausüben.

Mir schien es immer höchst lächerlich, wenn man ein Volk in seinen Bewegungen anklagte und tadelte. Der Mensch ist ein selbständiges, frei-wollendes und Dem gemäß handelndes Wesen höchstens dann, wenn er allein ist.

Der Geist der Menge ist blind und aufs Nothwendige gerichtet, wie die Kräfte der Natur. Die muthige Begeisterung des Unkriegerischen in der Schlacht und der panische Schreck, der auch die Tapfern ergreift, sind nur einzelne, aber sichere Belege hiezu. Daher ist, was ein Volk thut, immer gut, wie diese Welt gewiß die beste ist, und wer über Das, was geschieht, sich ärgert, kommt mir ebenso thöricht vor, als Einer, dem nicht recht wäre, daß das Feuer warm und Eis kalt macht.

Ob es Klöster geben soll? — So lange das Cölibat besteht, d. h. so lange das Wesen der katholischen Geistlichkeit auf einem fortwährend exaltirten Zustand basirt ist, werden auch immer Anstalten sein müssen, die, von der bürgerlichen und häuslichen Gesellschaft abgesondert, Pflanzschulen in solcher, von der gewöhnlichen abweichenden, Sinnesart abgeben können.

Die Allopathie möchte die Arzneikunst in eine Wissenschaft verwandeln, die Homöopathie in ein Handwerk.

Die Homöopathie fehlt schon darin, daß sie die Thätigkeit des Körpers bei einer Krankheit rein als das Bestreben ansieht, die Störung des Organismus zu entfernen. Sie ist aber zusammengesetzt aus der Gegenwirkung gegen die Krankheit und aus der durch die Krankheit herbeigeführten Störung.

Der Mann thut durch Untreue seiner Frau ein Unrecht, die Frau, indem sie untreu ist, dem Mann einen Schimpf. Die Frau eines untreuen Mannes bedauert man, über den Mann einer untreuen Frau spottet man. Schon hierin liegt genug von dem Unterschiede, der zwischen beiden Geschlechtern in Bezug auf den Grad der Beleidigung obwaltet, die sie sich durch Untreue zufügen.

Wer Sittlichkeit zum alleinigen Zweck des Menschen macht, kommt mir vor, wie Einer, der die Bestimmung einer Uhr darin fände: daß sie nicht falsch gehe. Das Erste bei der Uhr aber ist: daß sie gehe; das Nichtfalschgehen kommt dann erst als regulative Bestimmung hinzu. Wenn das Nicht-Fehlen das Höchste bei Uhren wäre, so möchten die unaufgezogenen die besten sein.

Mit der Gesundheit der Seele ist es, wie mit der des Körpers. Ohne Gesundheit keine ersprießliche Thätigkeit; aber die Erhaltung der Gesundheit zum Geschäfte seines Lebens zu machen, ist die Sache der müßigen Thoren und Hypochondristen.

In die Zukunft schauen, ist schwer; in die Vergangenheit rein zurückblicken, noch schwerer. Ich sage: rein, d. h. ohne von Dem, was in der Zwischenzeit sich begeben oder herausgestellt hat, etwas in den Rückblick mit einzumischen.

Wenn Jemand meinte, die Bäume seien da, um den Himmel zu stützen, so müßten sie ihm alle zu kurz vorkommen.

Unser Erklären der Natur besteht darin, daß wir ein selten vorkommendes Unverständliches auf ein oft vorkommendes, aber ebenso Unverständliches zurückführen.

Alexander Humboldt der Herder der Naturwissenschaften.

Die Naturgeschichte der deutschen Poesie von Gervinus.

Das fürchterlichste Mittel gegen quälende Gedanken ist die Zerstreuung, sie führt zur Gedankenlosigkeit.

Nachahmen oder Anfeinden ist der Charakter der Menge.

Napoleon bildete sich ein, er hätte Corneille zum Fürsten gemacht, wenn er zu seiner Zeit gelebt; ich glaube, er hätte ihn auf lebenslang einsperren lassen.

Von Einem haben die sogenannten gebildeten Leute gewöhnlich keine Vorstellung: daß Jemand den zusammengesetzten und künstlichen Zustand, den sie Bildung nennen und der auch wirklich Bildung ist, durchgemacht haben könne und auf der andern Seite wieder ins Einfache und Natürliche herausgekommen sei. Ihnen scheint alles Schlichte: Unkultur.

Seit man nicht mehr in die Kirche geht, ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, sowie die Literatur die Privatandacht.

Alle diese Inseln im weiten Meere, wie klein ihre Oberfläche und wie unermeßlich ihre Festen vom Spiegel des Wassers an bis zum Grunde des Meeres! In wie unermeßlichen Flächen *und Krümmen*, in wie mannigfaltigen Formationen mögen sie *sich hinziehen* unter dem Meere, ungeheure Länder und Regionen!

Der Mensch nennt aber nur Das Land, was für ihn sichtbar und bewohnbar über der Oberfläche sich zeigt. Mir kommen diese Gipfelländer über dem Meere wie die Zeit vor, gegenüber der verhüllten, unermeßlichen Ewigkeit. Wenn man so viel Wasser auf der Karte sieht, so drängt sich Einem das Bild auf, das Land sei im Wasser; und im Grunde ist doch Alles Land, nur daß das Wasser die niedrigen Stellen bedeckt. O ihr armen Länder in der Tiefe der Wasser, Gott gebe, daß ihr auch einmal die freudige Sonne erblickt; o ihr Menschen, vom Unglück überfluthet, Gott schenke euch einen freudigen Tag!

Wenn man die Neigungen der Menschen in neuester Zeit zur Immoralität und Gesetzlosigkeit bemerkt, muß man darüber nicht zu sehr erschrecken und nicht vergessen, daß, wenn Jeder die Ungebundenheit für sich selbst in Anspruch nehmen möchte, er doch zugleich das Gebundensein aller Andern wünscht, so daß das Ganze ohne viel Aenderung seinen Weg fortgeht und der Egoismus die öffentliche Moral nicht mehr stört als erhält.

Man hat als einen Einwurf gegen den Grundsatz der Gleichheit angeführt: die Natur selbst, indem sie die Menschen mit verschiedenen Gaben ausstattet, sei die erste Quelle der Ungleichheit. Gewiß! Aber eben weil es die Natur schon von selbst thut, laßt die Natur nur machen und spart eure Gesetze!

Ohne Ahnung vom Uebersinnlichen wäre der Mensch allerdings Thier; eine Ueberzeugung davon aber ist nur für den Thoren möglich und nur für den Entarteten nothwendig.

Sich selbst kennen ist bei einem selbst mittelmäßigen Verstande nicht so schwer, als manche Leute sagen; aber im Leben Dem gemäß handeln, was man von sich erkannt hat,

ist ebenso schwer, als die Praxis in allen Dingen, gegen die Theorie betrachtet.

Auffallendes an Spielern: Scheinbare tiefe Ruhe von außen (Ruhe aus Grundsätzen möchte ich sie nennen) bei der heftigsten innern Bewegung. Das scharfe Anblicken eines Jeden, der sich dem Tische naht. Ihr langsames, forschendes Aufnehmen der Karten (Gustiren), indeß ungeübte Spieler ungeduldig und rasch zugreifen. — Erinnere dich immer des Croupiers an der Pharaobank in Neapel.

Man kann den Charakter eines Menschen nie besser kennen lernen, als an seinem Krankenbette, sowie die Gesinnungen während seines Rausches: ich habe zwei der Hauptapostel des neuen Katholicismus in diesen Zuständen gesehen und erschrak, daß man von daher Heil erwarte.

Worte verzeiht man allenfalls, Vorwürfe werden rückgegeben, widerlegt, beschwichtigt. Aber der stillschweigende Vorwurf, der aus dem Wesen eines Menschen hervorgeht, der erbittert die Schurken, und da ist keine Verzeihung.

Denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist. [1]

Niemand ist so sehr in Gefahr, stumpf zu werden, als der höchst Reizbare.

Wenn wir an dem Werke des ofterprobten Mannes einzelne Fehler bemerken, so können und werden wir oft Recht haben; wenn wir aber glauben, er habe sich völlig und im ganzen Umfange geirrt, so sind wir in Gefahr, gar nicht zu wissen, um was es sich handelt.

---

[1] Goethe. J. W.

Alle Unruhe im Menschen entspringt aus der Phantasie; denn selbst das Gewissen, wenn es auch seinen Stoff aus dem moralischen Sinne zieht, nimmt doch wenigstens seine Form aus ihr.

Fehler, an deren entgegengesetztem Extremen wir uns selbst zu laboriren bewußt sind, kommen uns leicht wie Vorzüge vor. Das sollten die unbedingten Bewunderer Shakespeare's und der Alten überhaupt nicht vergessen.

Man ist nie eifersüchtiger, als wenn man in der Liebe anfängt, zu erkalten. Man traut dann der Geliebten nicht mehr, weil man dunkel fühlt, wie wenig Einem selbst mehr zu trauen ist.

Jemandem große Verbindlichkeiten schuldig sein, hat nichts Unangenehmes, denn die Dankbarkeit ist eine süße Pflicht; nur kleine Verpflichtungen sind quälend.

Von allen Tugenden die schwerste und seltenste ist die Gerechtigkeit. Man findet zehn Großmüthige gegen Einen Gerechten.

Wir sind gegen keine Fehler Anderer intoleranter, als welche die Karikatur unserer eigenen sind.

Die Schurken sind immer praktisch tüchtiger, als die ehrlichen Leute, weil ihnen die Mittel gleichgültig sind.

Mit Monarchen ist's wie mit der Sonne; die Menschen, die ihr am Nächsten sind, sind auch die schwärzesten.

In der Kirche singen immer Die am Lautesten, die falsch singen.

Frauenzimmer haben in der Regel keinen Sinn für den Scherz, sie goutiren ihn nur, wenn sie gerade in lustiger Stimmung sind.

Die Frömmelei des einen Theils der vornehmen Weiber fließt aus derselben Quelle, wie die Koketterie des andern Theils: Müßiggang und Langeweile. Sie vertrödeln den Tag an der geistlichen Toilette, wie die andern an der leiblichen. Der Beichtvater ist ihr Marchand de modes, die Beichte ihr Ankleidspiegel, Kirchgänge ihre Rendezvous, Haß und Verfolgung Andersdenkender ihre Eifersüchteleien und dépits amoureux.

Warum die Orientalen vorzugsweise Räthsel lieben? Weil sie weniger denken, als wir, und es ihnen daher wohlthut, die Denkkraft manchmal aufzuregen, ohne sie zu ermüden. Es ist eine Commotion des Verstandes, wenn er lange geruht hat.

In einem kalten Zeitalter zu leben, ist kein Unglück. Denn, indem man sich der Kälte entgegenstellt, ergreift man nothwendig das Entgegengesetzte: die Begeisterung. Begeisterung aber ist die Mutter alles Großen. Unheilbringend ist aber eine falsch-begeisterte Zeit, denn um sich nicht mit fortreißen zu lassen, wird man auf die Kälte hingewiesen. Kälte jedoch sichtet und scheidet, bringt aber nichts hervor.

Auf die Masse soll und muß jeder Dichter wirken, mit der Masse nie.

Ich halte es mit der Gelehrsamkeit, wie die Fürsten mit der Verrätherei. Ich ehre die Gelehrsamkeit und verachte die *Gelehrten*, die eben nichts als Gelehrte sind.

Inhalt.

Grillparzers

Sämmtliche Werke

in zehn Bänden.

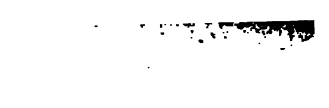
Dritte Ausgabe.

Zehnter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1880.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Selbstbiographie.

1791—1836.

Frauenzimmer haben in der Regel keinen Sinn für den Scherz, sie goutiren ihn nur, wenn sie gerade in lustiger Stimmung sind.

Die Frömmelei des einen Theils der vornehmen Weiber fließt aus derselben Quelle, wie die Koketterie des andern Theils: Müßiggang und Langeweile. Sie vertrödeln den Tag an der geistlichen Toilette, wie die andern an der leiblichen. Der Beichtvater ist ihr Marchand de modes, die Beichte ihr Ankleidspiegel, Kirchgänge ihre Rendezvous, Haß und Verfolgung Andersdenkender ihre Eifersüchteleien und dépits amoureux.

Warum die Orientalen vorzugsweise Räthsel lieben? Weil sie weniger denken, als wir, und es ihnen daher wohlthut, die Denkkraft manchmal aufzuregen, ohne sie zu ermüden. Es ist eine Commotion des Verstandes, wenn er lange geruht hat.

In einem kalten Zeitalter zu leben, ist kein Unglück. Denn, indem man sich der Kälte entgegenstellt, ergreift man nothwendig das Entgegengesetzte: die Begeisterung. Begeisterung aber ist die Mutter alles Großen. Unheilbringend ist aber eine falsch-begeisterte Zeit, denn um sich nicht mit fortreißen zu lassen, wird man auf die Kälte hingewiesen. Kälte jedoch sichtet und scheidet, bringt aber nichts hervor.

Auf die Masse soll und muß jeder Dichter wirken, mit der Masse nie.

Ich halte es mit der Gelehrsamkeit, wie die Fürsten mit der Verrätherei. Ich ehre die Gelehrsamkeit und verachte die *Gelehrten*, die eben nichts als Gelehrte sind.

Inhalt.



Grillparzers

Sämmtliche Werke

in zehn Bänden.

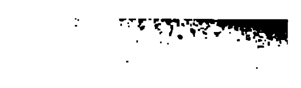
Dritte Ausgabe.

Zehnter Band.

Stuttgart.

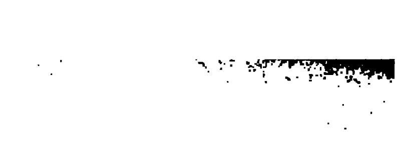
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1880.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Selbstbiographie.

1791—1836.



Ich bin zu Wien am 15. Jänner 1791 geboren. Mein Vater war Advokat, ein streng rechtlicher, in sich gezogener Mann. Da seine Geschäfte und seine natürliche Verschlossenheit ihm nicht erlaubten, sich mit seinen Kindern viel abzugeben, er auch starb, ehe ich volle achtzehn Jahre alt war, und in den letzten Jahren seines Lebens Krankheit, die gräßlichen Kriegsjahre und der durch Beides herbeigeführte Verfall seiner häuslichen Umstände jene Verschlossenheit nur vermehrten, so kann ich von dem Innern seines Wesens mir und Andern keine Rechenschaft geben. Sein äußeres Benehmen hatte etwas Kaltes und Schroffes, er vermied jede Gesellschaft, war aber ein leidenschaftlicher Freund der Natur. Früher einen eigenen, später einen gemietheten Garten selbst zu bearbeiten und Blumen aller Art zu ziehen, machte beinahe seine einzige Erheiterung aus. Nur auf Spaziergängen, bei denen er auf unglaubliche Entfernungen manchmal die ganze Familie, häufig aber auch nur mich, noch als Kind, mitnahm, wurde er froh und mittheilsam. Wenn ich mich erinnere, daß es ihm bei solchen Spaziergängen am Ufer der Donau Vergnügen machte, den Inseln im Flusse, nach Art der Weltumsegler, selbstgewählte Namen zu geben, so muß ich glauben, daß in früherer Zeit die Regungen der Phantasie ihm nicht fremd gewesen sein müssen, ja noch später, in den Jahren meiner Lesewuth, konnte ich ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich ihm Romane, aber ausschließlich Ritter- und Geistergeschichten, zutrug, die dann der ernste Mann, am schwedischen Ofen stehend und ein Glas Bier dazu trinkend, bis in die späte Nacht hinein las. Neuere Geschichten waren ihm *wegen ihres* Conventionellen zuwider.

Meine Mutter war eine herzensgute Frau, plagte sich mit ihren Kindern, suchte Ordnung herzustellen, die sie, die Wahrheit zu sagen, selbst nicht gar genau hielt, und lebte und webte in der Musik, die sie mit Leidenschaft liebte und trieb.

Ich war der älteste von drei Brüdern, zu denen erst spät, als ich schon ziemlich erwachsen war, ein vierter hinzukam. Man hielt mich für den Liebling meines Vaters, obwohl er mir nie ein Zeichen davon gab. Im Gegentheile unterhielt er sich am Liebsten mit dem Dritten, der ihn, von Geschäften ermüdet, durch unschädliche Wunderlichkeiten in seinem Entwickelungsgange erheiterte. Der Zweite war ihm durch sein trotziges und störrisches Wesen beinahe zuwider. —

Ueberhaupt kann man sich verschiedenere Charaktere als diese drei Brüder nicht denken. Von dem Zweiten ist schon die Rede gewesen. Der Dritte war ein bildschöner Knabe und dadurch von den Weibern verhätschelt. Da nun zugleich meine Mutter, wenn der Lärmen zu arg wurde, kein Mittel wußte, als die Schuldigen zu sich zu rufen und, in Form von Strafe, zu verhalten, an einem „Strumpfband" zu stricken, so hatte der Jüngste die Sache ernsthaft genommen und strickte und stickte wie ein Mädchen. Er hatte sich drei Ecken des Zimmers mit gedachten und auch benannten Frauen bevölkert, denen er wechselsweise Besuche abstattete. Mein Vater, Abends im Zimmer auf- und niedergehend, versuchte ihm auch für die vierte Ecke eine vierte Frau aufzudringen, die aber, da der vorgeschlagene Name den Spott gar zu deutlich an sich trug, der Knabe durchaus nicht acceptirte.

Durch diese Grundverschiedenheit von meinen Brüdern entfernt gehalten, und da unser Vater zugleich sich von jeder Bekanntschaft abschloß, wuchs ich in völliger Vereinzelung heran. Um das Formlose und Trübe meiner ersten Jahre begreiflich zu machen, muß ich sogar unsere Wohnung beschreiben.

Mein Vater, mit der Absicht zu heirathen umgehend, *suchte Quartier*. Einmal Abends bei einem Bekannten zu

Gaste, kann er nicht fertig werden, die Wohnung des Wirthes zu loben. Zwei ungeheure, saalähnliche Zimmer, den Zugang bildend ein minder großes, ganz geeignet für die Kanzlei des Advokaten, nach rückwärts noch einige Gemächer, zum Schlafzimmer und sonstigen Bedarf. Seinen ausgesprochenen Wünschen kommt der Inhaber der Wohnung mit der Aeußerung entgegen, wie es leicht sei, sich den Besitz alles Dessen zu verschaffen. Er selbst habe die Wohnung aufgekündet, und unter den Geladenen befinde sich der Hausherr, mit dem er sogleich sprechen könne. Gesagt, gethan. Die Männer geben sich den Handschlag, und mein Vater hat, was er wünscht. Er hatte bemerkt, daß die Fenster der Wohnung nach zwei Seiten gehen. Was war also natürlicher, als daß die eine Hälfte die Aussicht auf die Straße, den „Bauernmarkt" hat und die andere in den ziemlich geräumigen Hof des Hauses. Bei späterer Besichtigung aber fand sich, daß es mit der Aussicht in den Hof allerdings seine Richtigkeit habe, die zweite Hälfte aber in ein enges, schmutziges Sackgäßchen ging, von dessen Existenz sogar viele Menschen in Wien gar keine Kenntniß haben.

In diesem Hause wurde ich geboren und verlebte meine ersten Knabenjahre.[1] Finster und trüb waren die riesigen Gemächer. Nur in den längsten Sommertagen fielen um Mittagszeit einzelne Sonnenstrahlen in das Arbeitszimmer unseres Vaters, und wir Kinder standen und freuten uns an den einzelnen Lichtstreifen am Fußboden.

Ja auch die Eintheilung der Wohnung hatte etwas Mirakuloses. Nach Art der uralten Häuser war es mit der größten Raumverschwendung gebaut. Das Zimmer der Kinder, das so ungeheuer war, daß vier darin stehende Betten und einige Schränke kaum den Raum zu verengen schienen, empfing sein Licht nur durch eine Reihe von Glasfenstern und einer Glas-

[1] Dieses Haus besteht noch in ziemlich unverändertem Zustande. Es befindet sich in der innern Stadt auf dem „Bauernmarkt" und ist gegenwärtig mit Nr. 10 bezeichnet. [Anmerkung der Herausgeber.]

thür von einem kleinen Hofe auf gleicher Ebene mit dem Zimmer, also wie das Zimmer selbst im ersten Stockwerke. Dieser Hof war uns streng versperrt, wahrscheinlich in Folge einer Convention mit dem grämlichen Hausherrn, der den Lärm der Kinder scheute. Hierher verlegten wir in Gedanken unsere Luft- und Sommerfreuden.

Nächst der Küche lag das sogenannte Holzgewölbe, so groß, daß allenfalls ein mäßiges Haus darin Platz gehabt hätte. Man konnte es nur mit Licht betreten, dessen Strahl übrigens bei Weitem nicht die Wände erreichte. Da lag Holz aufgeschichtet. Von da gingen hölzerne Treppen in einen höheren Raum, der Einrichtungsstücke und derlei Entbehrliches verwahrte. Nichts hinderte uns, diese schauerlichen Räume als mit Räubern, Zigeunern, oder wohl gar Geistern bevölkert zu denken. Das Schauerliche wurde übrigens durch eine wirkliche, lebende Bevölkerung vermehrt, durch Ratten nämlich, die in Unzahl sich da herumtrieben und von denen einzelne sogar den Weg in die Küche fanden. Ein bei uns lebender Neffe meines Vaters und mein zweiter Bruder begaben sich manchmal, mit Stiefelhölzern bewaffnet, auf die Rattenjagd, ich selbst konnte mich kaum ein paarmal entschließen, das Gewölbe zu betreten und mir Angst und Grauen zu holen.

Von der Küche ab ging ein zweiter langer Gang in ein bis zu einem fremden Hause reichendes, abgesondertes Zimmer, das die Köchin bewohnte, die in Folge eines Fehltritts mit dem, auch Schreibersdienste leistenden, Bedienten verheirathet war, welche Beide dort eine Art abgesonderten Haushalt bildeten. Sie hatten ein Kind und zu dessen Wartung ein halberwachsenes Mädchen, als Magd der Magd. Der Zutritt auch zu diesem Zimmer war uns verboten, und wenn manchmal das schmutzige Mädchen mit dem unsauberen Kinde, wenn auch nur im Durchgange erschien, so kamen sie uns vor, wie Bewohner eines fremden Welttheiles.

In den ersten Jahren seit dem Erwachen meines Bewußtseins wurde das Traurige unserer Wohnung dadurch gemildert,

daß mein Vater gemeinschaftlich mit seiner Schwiegermutter und einem seiner Schwäger ein großes Haus in Enzersdorf am Gebirge kaufte, das Raum genug bot, um drei Familien ganz abgesondert von einander zu beherbergen. Das Beste daran war ein weitläuftiger Garten, in dem mein Vater, wenn er von Samstag Abend bis Montag Morgen hinauskam, seiner Gärtnerlust nachhing. Für uns Kinder wurde der Genuß dieses Gartens durch einen — wie es uns damals vorkam — sehr großen Teich gestört, der sich an einem Ende desselben befand und der, obwohl man ihn mit einer schwachen Barriere eingefaßt hatte, doch eine immerwährende Gefahr des Hineinfallens darbot. Da war denn der Gebote und Verbote kein Ende, und an ein Herumlaufen ohne Aufsicht war gar nicht zu denken. Besonders hatte der, der Gartenmauer zugekehrte hintere Rand des Teiches, der nie betreten wurde, für mich etwas höchst Mysteriöses, und ohne etwas Bestimmtes dabei zu denken, verlegte ich unter die breiten Lattichblätter und dichten Gesträuche alle die Schauder und Geheimnisse, mit denen in unserer Stadtwohnung das „Holzgewölbe" bevölkert war. Wir wurden zwar nicht mit Gespenstern bedroht oder geschreckt, demungeachtet als ich und mein zweiter Bruder einmal in dem gemeinschaftlichen Saale unterm Billard ganz allein spielten, schrieen wir Beide zu gleicher Zeit auf. Als man herbeilief, erzählten wir, wir hätten einen Geist gesehen. Auf die Frage: wie er ausgesehen? sagte ich: wie eine schwarze Frau mit einem großen Schleier. Mein Bruder aber: wie ein „Hörndler" (Hirschkäfer).

Die Freude an dieser Landwohnung wurde nur zu bald gestört. Mein Vater trieb in dem gemeinschaftlichen Garten die Blumenzucht nicht ohne Pedanterie. Nun konnten sich aber meine, damals noch unverheiratheten, Tanten gar keine andere Bestimmung für Blumen denken, als, wie eine hervorkam, sie abzureißen und entweder als Strauß an die Brust zu stecken, oder in Wasser und Glas ans Fenster zu stellen. Noch ärger trieben es die schon etwas herangewachsenen und sich einer

großen Ungebundenheit erfreuenden Kinder meines Onkels. Sie liefen ohne Umstände in den Beeten herum und zertraten die Pflanzen, ehe noch an Blumen zu denken war. Da gab es denn immerwährende Klagen, das Haus wurde allen drei Parteien verleidet, und man war froh, einen Käufer zu finden. Erst einige Jahre später miethete mein Vater einen Garten in Hernals, wo wir den Sommer über wohnten und mein Vater als alleiniger Besitzer jede Störung von seinen geliebten Blumen abhielt.

Als die Sinnesart meines Vaters bezeichnend, erinnere ich mich noch, daß er einmal uns drei Kindern Peitschen machte. Meine Brüder bekamen ganz einfache, handsame, mit denen sie nach Herzenslust klatschten. Für mich, seinen vorausgesetzten Liebling aber, nahm er einen so dicken Prügel und eine so starke Schnur, daß ich damit durchaus nichts anzufangen wußte, obgleich er selbst, mich im Gebrauch unterweisend, dem ungeheuern Werkzeug weitschallende Klatsche entlockte. Er konnte sich nicht gut in die Weise der Kinder finden.

Sonst weiß ich von Enzersdorf nur noch, daß ich daselbst durch einen alten Schulmeister die Anfangsgründe der Buchstabenkunde, wohl auch des Buchstabirens empfing. Der Mann war äußerst respektvoll, und außer seiner Gestalt ist mir nur noch erinnerlich, daß er das Schmollen und Trotzen mit dem wunderlichen Namen des „Eserlbindens“ bezeichnete.

Wahrscheinlich fing schon in Enzersdorf an und setzte sich in der Stadt fort, was die Plage meiner Knabenjahre gemacht hat. Ehe ich noch den vollkommenen Gebrauch meiner Gliedmaßen hatte, setzte sich nämlich meine, für Musik begeisterte, Mutter vor, mich in die Geheimnisse des Klavierspiels einzuweihen. Noch gellt in meinen Ohren der Ton, mit dem die sonst nachsichtige Frau in ihrem Eifer die Lage der Noten: ober den Linien, unter den Linien, auf den Linien, zwischen den Linien, in mich hineinschrie. Wenn nun gar der Versuch *auf dem* Klavier gemacht wurde und sie mir bei jedem ver-

fehlten Tone die Hand von den Tasten riß, duldete ich Höllenqualen.

In die Stadt zurückgekommen, wurde ein eigener Klaviermeister aufgenommen. Leider war meine Mutter in der Wahl nicht glücklich. Sie verfiel auf einen Johann Medaritsch, genannt Gallus, einen, wie ich in der Folge erfuhr, ausgezeichneten Contrapunktisten, der aber durch Leichtsinn und Faulheit gehindert wurde, seine Kunst zur Geltung zu bringen. Bestellte Arbeiten konnte Niemand von ihm erhalten, eine begonnene Oper mußte der Kapellmeister Winter vollenden, ja, durch einige Zeit in Diensten des letzten Königs von Polen, ging er jedes Mal zur Hinterthüre hinaus, wenn der Wagen des Königs am vorderen Thore anfuhr, so daß dieser ihn endlich entließ, ohne ihn je spielen gehört zu haben. Um nicht geradezu zu verhungern, mußte er Klavierunterricht geben, obwohl es ihm widerlich genug war. Mich gewann er lieb, aber sein Unterricht war eine Reihe von Kinderpossen. Die Finger wurden mit lächerlichen Namen bezeichnet, der schmutzige, der ungeschickte u. s. w. Wir krochen mehr unter dem Klavier herum, als daß wir darauf gespielt hätten. Meine Mutter, die gegenwärtig war, begütigte er dadurch, daß er in der zweiten Hälfte der Stunde und oft darüber hinaus phantasirte und fugirte, daß ihr das Herz im Leibe lachte. Statt mir Fingersatz und Geläufigkeit beizubringen, machte es ihm Spaß, mich bezifferten Baß spielen zu lassen, ja einmal componirte er, der Faule, sogar für mich ein Concert mit allen Instrumenten, das ich in seiner Wohnung aufführen mußte, bei dem, da ich gar nichts konnte, das Klavier wahrscheinlich nur einzelne Töne und Akkorde hatte, indeß die Instrumente das Uebrige thaten. Für einen Spaß konnte er sich sogar Mühe geben, zum Ernste war er nie zu bringen. Und doch war er kein Spaßmacher, mehr kindisch als scherzhaft. Da er nun zugleich in seinen Stunden sehr nachläßig war, so kam manchmal statt seiner seine Schwester, eine äußerst lange, sehr häßliche, übrigens aber vortreffliche Frau. Im Klavier-

spiele machte ich auch bei ihr keine bemerkbaren Fortschritte, dafür lehrte sie mich aber, während der nur zu häufigen Ausruhepausen, nach einer damals wenig bekannten, gegenwärtig aber, wie ich höre, häufig angewandten Lautir-Methode buchstabiren und lesen, und zwar, da ich die Buchstaben schon kannte, am Klavier sitzend, ohne Buch. Ich weiß nicht, wie es ging, aber ich konnte lesen, ehe noch Jemand eine Ahnung davon hatte.

Nun wurde beschlossen, mich in die Schule zu schicken. Man wählte dazu eine unserer Wohnung am Bauernmarkte gegenüber liegende, alle Vorzüge einer öffentlichen genießende Privat-Anstalt. Da ich die Hauptsache: fertig lesen, konnte, so ging man über den Mangel der Kenntnisse im Rechnen und der Sprachlehre hinaus und versetzte mich sogleich in die höhere, zweite Klasse. Hier machte ich es nun, wie ich es leider immer gemacht hatte, trieb Das, was mich anzog, nicht ohne Eifer, vernachlässigte aber das Uebrige. Das Einmaleins ist mir bis auf diese Stunde nicht geläufig. Einen Theil der Schuld trägt aber mein Vater, der nur immer vorwärts drängte und meinte, die versäumten Anfangsgründe würden sich schon nachholen. Später in der lateinischen Schule ging es nicht anders. Nichts aber trägt sich schwerer nach, als Anfangsgründe. In dieser Schule habe ich zwischen Lob und Tadel zwei Jahre ausgehalten, lernte ganz gut schreiben, blieb aber im Rechnen und Grammatik zurück.

Den Mangel der letzteren ersetzte ich praktisch durch eine unermeßliche Leselust, die sich auf Alles erstreckte, dessen ich habhaft werden konnte. Vor der Hand waren es die biblischen Geschichten des neuen Testamentes in für Kinder bestimmter Erzählung. Was mir sonst in die Hände fiel, weiß ich nicht mehr.

Eines der frühesten Bücher, die ich las, war das Textbuch der Zauberflöte. Ein Stubenmädchen meiner Mutter besaß es und bewahrte es als heiligen Besitz. Sie hatte nämlich als Kind einen Affen in der genannten Oper gespielt und betrachtete jenes Ereigniß als den Glanzpunkt ihres Lebens.

Außer ihrem Gebetbuche besaß sie kein anderes als diesen Operntext, den sie so hoch hielt, daß, als ihr die Anfangsblätter abhanden gekommen waren, sie mit eigener Hand mühselig das Fehlende abschrieb und dem Buche beilegte. Auf dem Schooße des Mädchens sitzend, las ich mit ihr abwechselnd die wunderlichen Dinge, von denen wir Beide nicht zweifelten, daß es das Höchste sei, zu dem sich der menschliche Geist aufschwingen könne.

Wenig später fiel mir eine uralte Uebersetzung des Quintus Curtius in die Hände, wahrscheinlich als Derelikt unter altem Gerümpel auf dem Dachboden unserer Landwohnung, das mir der Hausherr, ein Tischler und Säufer von Profession, gerne überließ. Ich weiß nicht, wie oft ich das dickleibige, großgedruckte Buch mit immer neuer Begeisterung von Anfang bis zu Ende durchlas. Was ich nicht verstand, ließ ich in den Kauf gehen, umsomehr, als weder meine Mutter, noch das Stubenmädchen mir Aufklärung geben konnten; meinen Vater zu fragen aber hielt mich die Furcht ab, er könnte mir das Buch, wie schon öfters geschehen, als für mich nicht passend, wegnehmen. Vor Allem quälte mich das erste lateinisch gedruckte Wort, mit dem der Uebersetzer oder erste Herausgeber das von Curtius verloren Gegangene erzählend beifügte. Es hieß wohl Paralipomena oder ähnlich. Stundenlang marterte ich mich, um dem Zauberworte einen Sinn abzugewinnen, aber immer vergebens. Es machte mich unglücklich.

Eben auf dem Lande, wahrscheinlich aus derselben Quelle, gerieth ich auf Heiligen- und Wundergeschichten des Pater Kochem, welche sich in meinem Kopfe mit den macedonischen Helden sehr gut vertrugen, nur daß die Thaten dieser Letzteren mir keinen Wunsch zur Nacheiferung erweckten, indeß ich glaubte, die Leiden und Qualen der Märtyrer ebenso gut erdulden zu können, als jene Glaubensmänner. Ich beschloß, Geistlicher zu werden, wobei ich aber nur auf den Einsiedler und Märtyrer mein Absehen richtete. In die Stadt zurückgekehrt, wurde ein Meßkleid aus Goldpapier verfertigt; ich las die Messe,

wobei mein zweiter Bruder, der Klingel wegen, bereitwillig ministrirte. Ich predigte von einer Stuhllehne herab, wobei ich freilich als einzige Zuhörerin unsere alte Köchin hatte, die von meinem Unsinn sehr erbaut schien. Sie war auch mein Publikum am Klavier, aber nur für ein einziges Stück, das sie unaufhörlich wieder zu hören begehrte. Es war damals die Hinrichtung Ludwigs XVI. noch in frischem Gedächtniß. Man hatte mir unter andern Uebungsstücken auch einen Marsch gebracht, von dem man behauptete, daß er bei dieser Hinrichtung gespielt worden sei, in dessen zweitem Theile ein Rutsch mit einem einzigen Finger über eine ganze Oktave vorkam, welcher das Fallen des Mordbeiles ausdrücken sollte. Die alte Person vergoß heiße Thränen bei dieser Stelle und konnte sie sich nicht satt hören.

Meine kirchliche Richtung war übrigens nicht im Mindesten religiös. Mein Vater war in der josephinischen Periode aufgewachsen und mochte nicht viel auf Andachtsübungen halten. Die Mutter ging alle Sonntage in die Messe, mit dem Bedienten, der ihr das Gebetbuch nachtrug; wir Kinder kamen nie in die Kirche. Ich erinnere mich noch, daß ich später im Gymnasium, wo jeder Schultag mit einer Messe begonnen wurde, immer wie ein Wilder meine Kameraden ansehen mußte, um aus ihrem Vorgange zu merken, wo man aufzustehen, niederzuknieen oder an die Brust zu schlagen habe.

Bald darauf kam uns die Lust, Komödie zu spielen. Wie sie kam und wer sie anregte, weiß ich nicht. Wir Knaben waren äußerst selten ins Theater gekommen. Von meiner Seite war es das erste Mal, noch als Kind in eine italienische Oper mit meinen Eltern, denen ein ungarischer Graf, ein Client meines Vaters, für den Abend seine Loge überlassen hatte. Ich erinnere mich nur, daß ich mich schrecklich langweilte und höchstens eine einzige Scene mich belustigte, wo die Leute in einer Laube Chokolade tranken und der Geck des Stückes, der mit dem Stuhle schaukelte, sammt Tasse und Becher rücklings über zu Boden fiel. Darauf folgte ein Ballet, dessen Titel: die

Hochzeit auf dem Lande, mir noch jetzt gegenwärtig ist. Da ging es etwas besser, und vor Allem setzte mich in Erstaunen, daß in dem allgemeinen Tanze gegen den Schluß die Tänzer in eine auf halbe Theaterhöhe angebrachte fensterartige Oeffnung mit Einem Satze hineinsprangen.

Sonst führte man uns Kinder höchstens an Namenstagen ins Leopoldstädter Theater, wo uns die Ritter- und Geisterstücke mit dem Käsperle Laroche schon besser unterhielten. Noch sehe ich aus den zwölf schlafenden Jungfrauen die Scene vor mir, wo Ritter Willibald eine der Jungfrauen aus einer Feuersbrunst rettet. Das Gebäude war eine schmale Seitenkoulisse, und die Flammen wurden durch herausgeblasenes Colophonium-Feuer dargestellt; damals aber schien es mir von schauerlicher Naturwahrheit. Vor Allem aber bewunderte ich die Verwandlung eines in schleppende Gewänder gehüllten Greises, mit einer Fackel in der Hand, in einen roth gekleideten Ritter, wobei mir als das Wunderbarste erschien, daß der rothe Ritter auch eine Fackel in der Hand hielt, was eben die schwache Seite der Verwandlung war und von meinem damaligen Scharfsinne keine vortheilhafte Meinung gibt.

Außer diesen einzelnen Theaterabenden mochten zu unseren dramatischen Gelüsten auch die Erzählungen eines in unserem Hause lebenden verwaisten Neffen meines Vaters beigetragen haben, der in der Kanzlei als Schreiber verwendet wurde und der, um mehrere Jahre älter als wir, da er sich auf solche Art sein Brod selbst verdiente, einer ziemlich großen Freiheit genoß. Wie denn überhaupt mein Vater ein großer Freund von Verboten, aber nichts weniger als ein Freund von Beaufsichtigung war. Dieser Vetter, der nicht frei von einer gewissen Geckenhaftigkeit war, mochte uns nun von seinen Theatergenüssen erzählt haben, ja durch ihn bekam ich vielleicht die ersten Komödienbücher in die Hand, von denen ich mich nur noch auf „Klara von Hoheneichen" von weiland Spieß erinnere. Mein Vater nahm scheinbar oder wirklich von unsern Kunstbestrebungen keine Notiz, ja ich erinnere mich

nicht, daß er unseren Darstellungen auch nur ein einziges Mal einen Blick gegönnt hätte. Die Mutter wurde dadurch gewonnen, daß unser Klavierlehrer Gallus, der die Sache, wie jede Kinderei, mit Eifer auffaßte, sich bereit erklärte, unsere Produktionen mit Ouvertüre und Zwischenakten in freier Phantasie auszuschmücken. Diese seine Improvisationen, zu denen er, wenn die Handlung bedeutender wurde, sogar melodramatische Begleitungen fügte, verschaffte unseren Absurditäten sogar eine gewisse Celebrität. Einige Musikfreunde nämlich, worunter ein uralter Baron Dubaine, ein Vor-Mozartischer Kunstfreund, die nie Gelegenheit hatten, Gallus spielen zu hören, fanden sich nämlich, ohne sein Vorwissen, im Nebenzimmer ein, wo sie durch die fingerweit offengelassene Thüre sein Klavierspiel entzückt behorchten, ohne sich, wie natürlich, um unser Schauspiel, das sie nicht einmal sahen, auch nur im Geringsten zu bekümmern.

Daß wir nur Ritterstücke aufführten, versteht sich von selbst, die Geister wurden durch das Mangelhafte unseres Apparats von selbst ausgeschlossen. Es ging nun an eine Verfertigung von hölzernen Schwertern, mit papierenen Scheiden. Zu den Wämsern und Kollern wurden abgelegte Kleider mit Puffen und farbigen Schnüren ausstaffirt. Ich war sogar so glücklich, die untere Hälfte eines alten Atlaskleides meiner Mutter als Mantel benützen zu können. Meinem jüngsten Bruder fielen die Weiberrollen zu, und er stickte sich Gürtel und Armbänder und Halsgeschmeide aufs Prächtigste mit eigener Hand. Der mittlere mußte halb mit Gewalt gepreßt werden, und er fügte sich in die Knappenrollen nur auf die Bedingung, daß ihm in seinen Kleidern die Aermel und die Beinkleider auf halben Schenkel abgeschnitten wurden, so daß er halbnackt einherging. Aber auch so war er kaum zum Auftreten zu bewegen, sondern warf sich auf sein Bett und mußte durch vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft herabgezogen und auf die Scene gestoßen werden, wo er dann nur an den Gefechten Theil nahm. Unser Vetter Albert Koll

und ich theilten uns in die Heldenrollen, wo dann immer eine Nebenbuhlerschaft um die Person meines jüngsten Bruders zu Grunde lag, der geraubt, befreit und in jeder Art auf dem Theater herumgeschleppt wurde. Da unser Personal doch gar zu klein war, so nahmen wir mit Vergnügen den Antrag unseres Orchesterdirektors Gallus an, seine kleine Tochter Marie in die Frauenzimmerrollen eintreten zu lassen. Das Mädchen war recht artig und für ihr Alter gescheit, hinkte aber zum Unglück beträchtlich, so daß wir, ihr gegenüber, unsern Mißhandlungen doch etwas Einhalt thun mußten. Das Amt des Theaterdichters fiel mir zu. Nicht als ob ich ein Wort niedergeschrieben oder den Gang der Handlung anders, als höchst allgemein, vorausbestimmt hätte. Wir improvisirten, eine Scene gab die andere, und das Stück ging aus, wie es konnte und mochte. Nur der Ausgang der Kämpfe wurde festgesetzt, da Niemand unterliegen wollte. Ein einziges Mal entschloß ich mich zum Schreiben, als ich Klara von Hoheneichen durch Hinweglassen von zwei Drittheilen des Stückes für unsere Bühne einrichtete, wo denn vor Allem der Name des Ritters Adelungen geändert werden mußte, der mir durch seinen Gleichlaut mit dem verhaßten Adelung der Sprachlehre unerträglich prosaisch vorkam. Im Lauf eines einzigen Winters begannen und endeten unsere theatralischen Vorstellungen, wozu die nächste Veranlassung war, daß ein uns sehr entfernt verwandter, älterer Bursche unter dem Vorwand, Helme und Harnische von Pappe herbeizuschaffen, uns Geld aus unseren Sparbüchsen lockte; wo denn, als der Betrug herauskam, es sogar zu Auseinandersetzungen mit dem Vater des Schuldigen kam und wir sowohl die Lust verloren, als unser Vater Einsprache that.

Mittlerweile, ungefähr in meinem achten Jahre, hatte ich die deutschen Schulgegenstände zurückgelegt und sollte ins Gymnasium eintreten. Mein Vater aber, der besonders mit Rücksicht auf meine große Jugend dem Besuch der öffentlichen Schule abgeneigt war, beschloß, uns Privatunterricht ertheilen

zu lassen. Es wurde daher ein Hofmeister aufgenommen; das war nun einer der wunderlichsten aller Menschen. Ein sonderbares Gemisch von innerem Fleiß und äußerlicher Indolenz. Er kam als Theolog in unser Haus, änderte seine Meinung und studirte Medicin. Als ich ihn nach Jahren wieder fand, hatte er auch diese aufgegeben und die Rechte absolvirt, so daß wir, trotz eines Altersunterschiedes von beinahe zwanzig Jahren, in gleicher Eigenschaft als Conceptspraktikanten bei der Finanzhofstelle gleichzeitig eintraten. Seine Lernbegierde ging über alle Gränzen. So hatte man ihm vorgeworfen, daß er nicht französisch könne. Nun legte er sich mit solchem Eifer auf diese Sprache und übte sich so unausgesetzt, daß, als wir zusammen bei der Finanzstelle dienten, er alle wichtigeren Ausarbeitungen erst französisch concipirte und dann für den Amtsgebrauch ins Deutsche übersetzte. Die fremde Sprache war ihm geläufiger geworden, als die eigene.

Dabei gränzte aber seine Indolenz nach außen beinahe an Stumpfsinn, von dem eine große Blödsichtigkeit den körperlichen Ausdruck bildete. Wir hatten seine Schwächen bald weg, und die Streiche, die wir ihm spielten, gränzen ans Unglaubliche. So liebte er, zum Beispiel, des Morgens lange im Bette zu liegen. Da stürze ich denn eines Tages ins Zimmer mit der Nachricht, es sei eine Frau da, die unsere Wohnung besehen wolle, in der Absicht, sie zu miethen. Mein Gärtner, so hieß er, springt im Hemde aus dem Bette und flüchtet sich hinter einen Vorhang, der eine abgesperrte Verbindungsthür mit der Nachbarwohnung bedeckte. Unterdessen führe ich meinen Bruder herein in den Kleidern unserer Mutter, den ich ersuche, Platz zu nehmen und die Rückkunft unserer Eltern abzuwarten. Da setzt sich denn der Bube in der Mitte des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Vorhang gekehrt, in einen Sessel und bleibt ein paar Stunden lange sitzen, indeß der arme Hofmeister im Hemd und mit bloßen Füßen alle Qualen der Angst und der Kälte erduldet.

Wenn es dem armen Teufel zu arg wurde, beschloß er

endlich, zu strafen. Die Strafe bestand in dem Verbote, bei Tisch von der vierten Speise zu essen. Nun duldete mein Vater nicht, daß wir uns, aus Vorliebe oder Abneigung, im Essen wählerisch bezeigten. Wenn nun die verbotene Speise kam, schob der Sträfling seinen Teller von sich ab. „Was soll das bedeuten?“ fragte mein Vater. — „Ich danke, ich mag davon nicht essen.“ — „Du wirst essen,“ sagte mein Vater. Und nun ließ sich der Schuldige reichlich herausfassen und aß nach Herzenslust, wobei er triumphirend nach dem Hofmeister blickte, der, aus Furcht vor dem Vater, sich nicht zu sagen getraute, daß eine Strafe im Mittel liege, deren volle Bestätigung und Ausführung sonst außer allem Zweifel gelegen hätte.

Wir Brüder hätten uns nicht so leicht emancipirt. Der Haupturheber war einer jener Söhne meines Onkels, die meinem Vater in Enzersdorf seine Blumenbeete zertreten hatten. Er besuchte uns manchmal und, um mehrere Jahre älter als wir, wurde von dem in unserem Hause lebenden Vetter Albert Koll getreulich unterstützt. Sie marterten den armen Gärtner bis aufs Blut. Er aber glaubte Alles und ging immer wieder von Neuem in die Falle.

Ich selbst muß mir das Zeugniß geben, nur an den unschuldigeren Neckereien Theil genommen zu haben, denn ich achtete ihn, obgleich seine Absurditäten gar zu verführerisch waren.

Meine Achtung gründete sich auf seine Bücher, die er unausgesetzt las und nach seiner Fahrlässigkeit auf allen Tischen liegen ließ. Da war nun ein französischer Telemach und ein lateinischer Autor, wahrscheinlich Suetonius, beide mit deutschen Anmerkungen und ausführlichen Sach- und Namenregistern in derselben Sprache. In diese vertiefte ich mich, so oft ich ihrer nur habhaft werden konnte, und ich kann daher wohl sagen, daß ich von dem guten Gärtner gefördert worden bin, obwohl ich in den Schulgegenständen von ihm rein nichts lernte.

Seine Trägheit ging nämlich so weit, daß er uns nicht

einmal die Schulbücher kaufte, obgleich er das Geld dafür empfangen hatte, das sich bei der späteren Katastrophe unberührt in seinem Schranke vorfand. Er drohte uns täglich mit dem Ankaufe dieser Bücher, kam aber nie dazu. Ja, endlich wurde der Müssiggang als eine Belohnung für sonstiges Wohlverhalten oder für geleistete kleine Dienste förmlich zu Recht erhoben. Da er Alles umher liegen ließ, seinen Schrank nie versperrte, ja sogar die herausgezogenen Schubladen zurückzuschieben vergaß, so nahmen wir von seinen Sachen ungescheut Alles, was uns als Spielwerk eben anstand. Die Entschuldigung war immer: wir hätten es gefunden. Da wurde nun festgesetzt, daß, wer ihm etwas Verlorenes zurückbringe, für denselben Tag nichts zu lernen brauche. Ich erinnere mich, daß wir einmal der Eine die eine Schuhschnalle, der Andere die zweite und der Dritte die Beinkleiderschnalle ihm als gefunden zurückbrachten und dafür alle drei vom Lernen frei waren.

So ging es beinahe ein volles Jahr fort. Endlich aber brach das Schicksal herein. Mein Vater hatte einen lateinischen Brief nach Ungarn zu schreiben und war wegen eines Ausdruckes in Zweifel. Er ging daher in unser Zimmer, das er sonst nie betrat, um sich in meinem Wörterbuche Raths zu erholen. Er findet aber weder Wörterbuch noch Schulbücher. Ein großes Verhör wird vorgenommen, in Folge dessen der schuldige Hofmeister das Haus verlassen muß, und ein neuer, ein Tiroler, Namens Scarpatetti, aufgenommen wird.

Die Hauptschwierigkeit war aber nun, daß, nach verstrichenem Schuljahr, die Prüfung vor der Thür stand. Mein Vater wollte mich, wie er sagte, kein Jahr verlieren lassen. Der neue Hofmeister erhielt daher die Weisung, mit Zuhülfenahme der Schulferien, in sechs oder acht Wochen mir alles Das beizubringen, was in einem vollen Jahre hätte gelernt werden sollen. Dem Gefährlichen der Prüfung wurde dadurch begegnet, daß der prüfende Professor ein großer Gartenfreund war. Nun besaß mein Vater sechs oder acht große Oleanderstöcke in Kübeln. Diese wurden meinem Weiterkommen auf-

geopfert; die Prüfung ging glücklich vor sich, und ich trat nach versäumter erster in die zweite lateinische Klasse ein, zu der mich eben mein Vater, durch die Erfahrung gewarnt, in die öffentliche Schule zu schicken beschloß.

Da lernte ich denn die neuen Aufgaben nicht ohne Fleiß, da mir aber die Anfangsgründe nicht geläufig waren, machte ich namentlich in den Schulcompositionen eine Unzahl von Fehlern; der Arithmetik gar nicht zu gedenken, da mir das Rechnen noch von der deutschen Schule her fremd war. Ich wurde daher unter die Höchst-Mittelmäßigen gerechnet, was, statt meinen Eifer anzuspornen, ihn vielmehr auf das Streng-Pflichtmäßige beschränkte.

Dagegen stand mir nun, als einem Halberwachsenen, die Bibliothek meines Vaters offen. Da war eine Sammlung von Reisebeschreibungen, von denen mich besonders Cooks Weltumsegelung so interessirte, daß ich bald in Otaheiti mehr zu Hause war, als in unserer eigenen Wohnung. Büffon, dessen allgemeine Naturgeschichte mit seinen Planeten, Kometen und Ur-Revolutionen mich bald verrückt gemacht hätte. Eine Theaterbibliothek mit allen in Wien aufgeführten Stücken, unter denen von Schiller und Goethe gar nichts, von Shakespeare nur Hamlet und Lear in der Schröder'schen Bearbeitung vorkam. In Lessings Nathan störte mich die wunderliche Abtheilung der Zeilen, die Verse, und zugleich der matte Ausgang, wo ich vielleicht nicht so unrecht hatte. Tschecks Geisterseher. Die Krone für mich aber war Guthrie und Grays Weltgeschichte in mehr als neunzig Bänden, die ich, ich weiß nicht wie oft, mehr verschlang als las. Von eigentlichen Dichtern war nur Geßner und Ewald Kleist vorhanden. Geßner entzückte mich. Ich habe ihn seit meinen Kinderjahren nicht wieder gelesen, glaube aber, auf Bürgschaft jenes Eindrucks, daß er wirklich vortrefflich ist, obwohl ihn eine, aufs Gewaltsame gestellte Zeit nicht mehr anerkennen will. Mit Kleist wußte ich nichts anzufangen. Der Sinn des Verses war mir damals noch nicht aufgegangen.

Diese Leserei reihte sich an eine frühere, in der Büchersammlung meiner unverehelichten Tante, die aus sieben oder acht vereinzelten Bänden bestand. Der erste Band von tausend und einer Nacht in einer uralten Uebersetzung, mir vor allen schätzbar. Ein Band von Goethe mit Götz von Berlichingen, Clavigo und Claudine von Villabella; daß Götz und der Reiterjunge Georg mich entzückten, kann man wohl denken, dagegen hätte ich Weislingen und Adelheid wohlfeil hergegeben. Im Clavigo ließ ich dem Beaumarchais alle Gerechtigkeit widerfahren. Aus Claudine von Villabella wußte ich nichts zu machen. Noch war Wallensteins Lager und die beiden Piccolomini da, von denen ich nur das erstere in ganzer Folge, die Piccolomini aber nur stellenweise las, da mir die langen Reden auf nichts hinauszugehen schienen. Meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte sich Gozzi's Rabe in deutscher Uebersetzung, den ich Goethe's, Schillers und Shakespeare's Dramen weit vorzog.

Das Haus unserer mütterlichen Großmutter, in dem jene Tante zugleich mit zwei Schwestern wohnte, war der Zielpunkt aller unserer Besuche. Ich stand in ziemlicher Gunst bei der alten, gescheiten und energischen Frau. Noch erinnere ich mich, daß sie einmal, als meine Mutter über mein abgeschlossenes Wesen klagte, erwiderte: „Laßt ihn gehen, er hat's wie die Geis zwischen den Füßen," wobei sie, in derber altwienerischer Manier, wahrscheinlich den werthvollsten Theil der Ziege, das Euter, meinte, das diese, halbverborgen, zwischen den Füßen trägt.

In dem Hause meiner Großmutter erneuerten sich auch meine dramatischen Genüsse. Die drei unverheiratheten Töchter, zugleich zwei meiner Onkel, von denen der Eine ein vorzügliches komisches Talent besaß, und einige Freunde des Hauses führten nämlich auf einem, von spanischen Wänden improvisirten Theater Komödien auf. Da es nur Conversationsstücke waren, so griffen sie mich nicht sonderlich an, und ich gestehe, daß die Mandelmilch und eine gewisse wohlschmeckende Torte, die

man in den Zwischenakten herumtrug, eine starke Nebenbuhlerschaft mit dem geistigen Genusse behaupteten.

Man drängte sich übrigens zu diesen Darstellungen, die man vortrefflich fand, obgleich meine Tanten einen in der Familie meiner Großmutter verbreiteten Sprachfehler hatten, den auch meine Mutter theilte, und dem auch ich als Knabe unterworfen war. Erst später, als ich von Demosthenes las, daß er einen, vielleicht ähnlichen, Fehler der Zunge dadurch bezwang, daß er mit in den Mund genommenen kleinen Kieselsteinen laut und anhaltend las, wurde ich, indem ich sein Beispiel nachahmte, des Zischlautes bis zum Unmerklichen mächtig.

Ich war mir dieses Sprachfehlers, im Gegensatz meiner Verwandten, die ganz unbefangen plauderten und sogar Komödie spielten, vollkommen bewußt, und vielleicht rührte meine Schüchternheit als Knabe zum Theile daher, daß ich in große Verlegenheit gerieth, so oft mich Jemand Fremder ansprach, und daher jeden solchen Anlaß vermied. Sowie mir auch mein Name so häßlich vorkam, daß ich mich erst spät entschließen konnte, ihn meinen Stücken auf dem Theaterzettel beisetzen zu lassen.

Diese Vorgänge in dem Hause meiner Großmutter sind übrigens aus einer früheren Zeit nachgetragen. Als Gymnasiast trieb ich meine Studien so, daß ich eben leidliche Fortgangszeugnisse erhielt. Erst in der ersten Humanitätsklasse sollte ich einen nachhaltigern Anstoß bekommen. Unser Professor, ein alter Exjesuit, Namens Walpert, behandelte mich so gleichgültig, wie seine Vorgänger. Da fällt es ihm einmal ein, uns über Sonntag eine rednerische Aufgabe in deutscher Sprache, behandelnd „die Vergänglichkeit der Zeit," zu geben. Daß die Zeit vergehe, wußte ich wohl, was aber weiter davon zu sagen sei, kam mir nicht in den Sinn. Da besuchte mich am Sonntag Morgen ein Schulkamerad, der einen Hauslehrer hatte und das Schulpensum schon reinlich abgeschrieben in seiner Rocktasche trug. Ich ersuchte ihn, mir es lesen zu lassen. Er aber fürchtete, ich möchte es abschreiben,

und ließ mich nur in die Anfangsworte hineinblicken. Da stand nun: Wo ist Cäsar, wo ist Pompejus hingekommen? Mir ging ein plötzliches Licht auf, was sich über die Vergänglichkeit der Zeit sagen lasse. Ich dränge ihn, fortzugehen, setze mich nieder und schreibe in einem Zuge, ohne Korrektur, eine Ausarbeitung, die des nächsten Tages in der Schule als die zweitbeste anerkannt wird.

Das beste, oder nach dem Schulausdrucke zu reden: das erstbeste der Elaborate war das eines gewissen Meiller, der sich nun einmal im Besitze des Vorrechtes befand, in Allem der Beste zu sein. Er war der Sohn eines Müllers in Neunkirchen, und da er anfangs seinem Vater in dessen Geschäfte an die Hand ging, trieb ihn erst spät seine Neigung in die Studien. Er war daher viel älter und gereifter als wir, damals schon nahe an seinem zwanzigsten Jahr. Der Hauptvortheil meines Schulerfolgs war nun, daß dieser Matador, der auf den ersten Bänken saß, anfing, von mir, dem Jüngsten der Schule und einem Einheimischen des Berges der hinteren Bänke, Notiz zu nehmen. Wir schloßen uns bald nah und näher an einander an. Sein Einfluß auf mich war höchst vortheilhaft, besonders da er mein früher unzusammenhängendes Wesen zur Einkehr in sich selbst trieb, nur daß, aus einer mir angebornen Neigung zum Gegensatz, sein Ernst mich in eine Lustigkeit warf, die mir früher fremd war. Als wir uns daher später mit Poesie abgaben und er ein Trauerspiel aus der römischen Geschichte verfaßte, schrieb ich ein Lustspiel, in dem unsere Professoren mit ihren bis zur Caricatur getriebenen Eigenheiten die Rolle der „unglücklichen Liebhaber" spielten. Wir Beide zweifelten nicht, daß er zur Tragödie und ich zum Lustspiel geboren seien.

Vor der Hand aber blieb in der Schule Alles, wie es früher war. Mein Fleiß wurde nicht größer, mein Meisterwerk war bald vergessen, und Professor Walpert gab sich mit mir allerdings mehr ab als früher, nur daß er durch die wunderlichste Ideenverbindung mich vor Allem für die Geographie ausbilden wollte.

So gelangten wir in die letzte Humanitätsklasse, in die „Poesie" wie wir sie nannten. Auch da ging es so ziemlich im alten Tone. Als uns die antiken Versmaße erklärt wurden, war ich zerstreut, wie immer, und die aufgezeichnete offene Hand mit den kurzen und langen Silben, die den Hexameter deutlich machen sollte, kam mir höchst wunderlich vor. Meine erste Probe fiel daher sehr unglücklich aus. Wir bekamen nämlich als Aufgabe zerbrochene deutsche Hexameter, von Zachariä glaub' ich, um sie zusammenzusetzen und wieder einzurenken. Ich, der ich vom deutschen Verse keine andere Vorstellung hatte, als daß sich die Verse reimen müßten, setzte die unglückseligen Hexameter nach dem beiläufigen Gleichlaute der Schlußworte zusammen, nicht ohne Rhythmus, aber ohne Spur von Metrum. Zum Ueberfluß kam noch in der diktirten Aufgabe ein Wort vor, dem ich kein Verständniß abgewinnen konnte und dessen Erklärung in der Schule ich überhört hatte. Im Tempel des Schlafes nämlich stand „der Hojahnen" (das Gähnen) Wache. Ich glaubte, falsch gehört zu haben, und machte aus dem Hojahnen unbedenklich Huhlanen, wie man bei uns das Wort Uhlanen ausspricht, so daß an der Schwelle des Schlafes die Wache der Uhlanen postirt war, was allerdings so lächerlich ist, daß ich noch jetzt nicht begreife, wie ich darauf verfiel. Dieses Gelächter entstand denn auch wirklich des andern Tages in der Schule, und unser guter Professor Stein erklärte ohne Anstand, daß unter allen dießjährigen Schülern ich das wenigste Ohr für den Vers hätte.

Es kam bald eine Gelegenheit, die ihn eines Bessern überzeugen konnte. Wir bekamen über Sonntag die Aufgabe, deutsche Verse, ein Gedicht über einen beliebigen Gegenstand, zu machen. Also ein Gedicht und worüber? In Geßnerischer Prosa hätte ich mich über jeden Gegenstand ausschütten können, aber ein Gedicht und worüber? Ich verbrachte den ganzen Sonntag in fruchtlosem Nachsinnen oder vielmehr in gedankenloser Stumpfheit. Es wurde Abend, und ich hatte noch keine Feder angesetzt. Allein zu Hause geblieben, indeß die

übrige Familie auf einem Spaziergange war, lag ich im offenen Fenster von meines Vaters Kanzlei und starrte hinaus in die wunderschöne Nacht. Der Mond in seltener Reinheit stand gerade über mir. Da überfiel's mich. Ein Gedicht an den Mond. Ich schrieb augenblicklich die erste Strophe nieder:

> Wandle, wandle, holder Schimmer,
> Wandle über Berg und Au,
> Gleitend wie ein kühner Schwimmer
> In des stillen Meeres Blau.

Der Anfang wäre gut genug gewesen. Damit war aber auch mein ganzer Ideenvorrath erschöpft, ich fügte noch ein paar ungeschickte Strophen hinzu und hatte so wenigstens mein Pensum für morgen zu Stande gebracht. Unglücklicherweise wurde unser Professor Stein, der Sinn genug hatte, um auch in dem Wenigen die Spuren von Talent zu erkennen, des andern Tages krank gemeldet. An seiner Stelle erschien ein Supplent, der nur das Nöthigste besorgte, und von meinen Versen war keine Rede.

Es sollte aber bald eine andere Gelegenheit kommen, mich in ein vortheilhafteres Licht zu setzen. Bis jetzt hatte ich die lateinische Sprache nur als eine traurige Nothwendigkeit betrachtet, aber wir kamen auf Horaz, und da fühlte ich zuerst ein Bedürfniß, das bisher Vernachlässigte nachzuholen. Vor Allem aber zog die Aufmerksamkeit des Professors auf mich, daß meine, nicht Sprach-, wohl aber Sinn- und Sacherklärungen immer die richtigen waren. Er fragte mich öfter, woher ich alles Das wüßte? Worauf ich ihm antwortete, mir schiene es eben so.

Leider wurde sein Antheil an mir durch jenen, wie ich oben erwähnte, in mir ganz gegen meine sonstige Natur erwachten Hang zur Lustigkeit in Schatten gestellt, in Folge dessen ich, während ich laut und öffentlich den Horaz mit Sinn und Verständniß commentirte, bald darauf heimlich und leise meinen Nebensitzenden parodische und scurrile Deu-

tungen zuflüsterte, die Lachen erregten, ja die oft unsittlich gewesen wären, wenn ich die volle Bedeutung meiner travestirenden Ausdrücke immer gekannt hätte. Wenn nun Professor Stein um die Ursache des Gelächters fragte und diese und mich als Urheber erfuhr, kam er in eben so heftigen Zorn, als er sich mir vorher als geneigt zugewendet hatte, und unsere wechselseitige Stellung befestigte sich nie.

Einen Beweis meines Uebermuthes gab ich noch am Schlusse des Jahres bei der schriftlichen Composition, die im Lokale der Schule selbst zu Stande gebracht werden mußte, und deren Aufgabe eine äsopische Fabel „der Hund und der Wolf" in lateinischer Sprache war, nach Wahl in Prosa oder Versen. Ich setzte mich aber über die Bedingung hinaus und schrieb meine Fabel in deutschen Reimen, nicht aufs Beste, so viel ich mich erinnere.

Nach allen diesen Vorgängen konnte ich in dem Professor nicht die vortheilhafteste Meinung von mir voraussetzen. Wie war ich also des nächsten Tages erstaunt, oder vielmehr entsetzt, als ich unter den fünf Besten der Schule zur gemeinschaftlichen Prüfung aufgerufen wurde. Diesem Eliten-Tentamen wohnte der geistliche Studien-Referent, spätere Erzbischof von Salzburg, Gruber, bei, dessen fleißiger, aber etwas duckmäuserischer Neffe sich eben in unserer Fünfzahl befand.

Meine Prüfung ging zu meinem eigenen Erstaunen ganz gut vor sich. Nur als lateinische Verse aus der ars poetica auswendig herzusagen waren, die ich ganz gut wußte, fiel mir bei der Stelle Romani tollunt equites peditesque cachinnum, das letzte Wort nicht ein. Der Professor einer anderen Klasse, der als Ehrengeleit mit dem Herrn Studienvorsteher gekommen war, meinte absurder Weise, daß ich die Sache nicht wüßte; indeß mir das Wort fehlte, und um mich auf die Spur zu bringen, ahmte er die Geberde eines Lachenden nach, wobei er sich den Bauch hielt und die wunderlichsten Gesichter schnitt; ich aber glaubte, er lache mich aus, und warf ihm grimmige Blicke zu, wodurch ich aber immer mehr aus dem Contexte kam.

Das Uebelste aber sollte nachkommen. Wir hatten im Schuljahre den König Oedipus von Sophokles gelesen. Die letzten Tage vor der Prüfung waren wir damit zu Ende. Da aber doch die für das Griechische bestimmte Stunde ausgefüllt werden mußte, fingen wir ein Stück von Euripides zu lesen an. Jedermann war überzeugt, daß dieses Fragment, zu einer Zeit gelesen, wo Jeder schon über Hals und Kopf sich anderweitig für die Prüfung vorbereitete, bei dieser Prüfung selbst gar nicht zur Sprache gebracht werden würde. Das war selbst die Absicht des Professors. Unglücklicherweise aber ließ er, als es aufs Griechische kam, um dem Herrn Studien-Referenten den Hof zu machen, dessen Neffen die Wahl der zu übersetzenden und zu zergliedernden Stelle, und der Duckmäuser, um zu zeigen, daß er auch noch in den letzten Tagen mit gleicher Aufmerksamkeit zugehört habe, wählt die Scene aus dem Euripides. Die darauf Folgenden zogen sich ganz leidlich aus der Sache; ich aber, der ich den König Oedipus am Schnürchen hatte, scheiterte am Euripides; so fiel denn, was zu meiner Ehre gemeint war, zu meiner Beschämung aus.

Nun kommt eine trübe wüste Zeit, die aber glücklicherweise nur ein Jahr dauerte. Ich trat in die Universitätsstudien über. Die Ideen von akademischer Freiheit, die Jeden anwandelten, befielen mich stärker, als jeden Andern. Leider waren unsere Professoren von solcher Art, daß nur die Gewohnheit des Fleißes, die meine Sache nicht war, zur Fortsetzung desselben aneifern konnte. In dem Professor der Philosophie hatten wir einen Pedanten, aber nicht nur in gewöhnlichem Sinne, sondern als eigentliche Lustspielfigur, als ob der Dottore aus der italienischen comedia dell' arte sich in ihm verkörpert hätte. Er hatte eine „Philosophie ohne Beinamen" als Vorlesebuch geschrieben und hielt sich für ganz selbständig, bloß weil er die Neuerungen Kants von sich stieß, indeß sein System nichts als der baare Wolfianismus war. Oft, erinnere ich mich, rief er während der Vorlesung aus: Komm her, o Kant, und widerlege mir diesen

Beweis! Seine Philosophie bestand bloß aus Distinktionen und Divisionen, zwischen denen sich die Definitionen nothdürftig Platz machten. Auf sein schematisches Gerüst war er so stolz, daß er den Schülern erlaubte, dasselbe bei den Prüfungen in Handschrift vor sich zu haben, wo dann die mit scharfen Augen Begabten sich die Definitionen mit kleiner Schrift dazwischen schrieben. Ich, der ich ein so kurzes Gesicht hatte, als der Professor selbst, entbehrte leider dieses Hilfsmittels. Das Ganze wurde im Küchenlatein abgehandelt; nur bei heftigen Aufwallungen bediente sich der, übrigens höchst gutmüthige Mann der deutschen Sprache.

Der Professor der Mathematik mochte so übel nicht sein, nur hatte er in Einem Jahre sieben Bände eines mathematischen Lehrbuches abzuhandeln, so daß er von einem Lehrsatze auf den andern sprang und weiter ging, ehe man das Erste begriffen hatte, und so der Hauptnutzen der Mathematik, die innere Erfahrung von dem Wesen des strengen Beweises, ganz verloren ging.

Der Professor der philosophischen Philologie galt für einen tüchtigen Mann, nur war er trocken bis zum Abschreckenden und so auf seine Uebersetzung der tuskulanischen Untersuchungen versessen, daß er jeden andern als den von ihm gebrauchten Ausdruck mit stummem Kopfschütteln zurückwies.

Am Meisten befriedigte uns der Professor der Geschichte, trotz seiner vollendeten Geckerei. Sein Vortrag war affektirt, aber lebhaft. Da mir die Geschichte aus meinen Kinderjahren geläufig war, so fand ich mich hier am Besten zurecht. Ich erinnere mich sogar, daß er meine Art, die Geschichte zu studiren, sämmtlichen Mitschülern als Muster empfahl, da, bei einer Prüfung über die Handelswege der Alten, er aus meinem Herumzeigen mit den Fingern auf der Schulbank abnahm, daß ich mit Zuhülfenahme der Landkarte studirt hatte.

Meine gleicherweise aus Büffon erworbenen Kenntnisse in der Naturgeschichte halfen mir bei dem Professor dieses Faches wenig, da er, als Mitglied der Landwirth-Gesellschaft, haupt-

sächlich auf die Configurationen und Schichten der Erdoberfläche gestellt war, welche mich nicht interessirte.

Von dem Professor der Aesthetik läßt sich nur sagen, daß er das gerade Widerspiel seines Faches war, wie denn in einem in Gegenwart der Schüler geführten Wortwechsel mit dem Professor der Philosophie sie sich gegenseitig mit den Schimpfnamen Pedant und Ignorant belegten.

Leider übertrug ich meine Geringschätzung der Professoren auf die von ihnen vorgetragenen Wissenschaften und lernte im ersten Halbjahre, im strengsten Sinne des Wortes, gar nichts, was um so unbegreiflicher ist, da nach der damaligen Studieneinrichtung man am Schlusse des Halbjahres eine mehr oder weniger strenge Prüfung zu überstehen hatte. Ich verließ mich darauf, daß ich diese psychologischen Aufzählungen und logischen Formen denn doch schon von selbst wüßte und des Lateinischen mächtig genug sei, um der Philologie zu genügen, besonders da ich den Inhalt der tuskulanischen Untersuchungen so unbedeutend fand, daß ich gar nicht begriff, wie ein so berühmter Mann als Cicero sich habe die Mühe geben mögen, Das alles niederzuschreiben. Die Geometrie widerte mich geradezu an, besonders durch ihre Mißhandlung der Gestalt, wo denn Linien ins Willkürliche verlängert, Verschiedenes als gleich gesetzt und die reinlichsten Kreise durch hineingezeichnete Dreiecke und sonstigen Kram verunstaltet wurden. Wie dumm das war, braucht mir Niemand zu sagen.

Meine Neigung zur Ungebundenheit führte mich auch auf das Billardspiel, zu dem mich ein Verwandter von gleichem Alter an- oder wohl gar verleitete. Da wir Beide wenig Geld hatten, übten wir uns in der Hinterstube eines Kaffeehauses, welche so finster war, daß wir mehrere Minuten brauchten, um nur das Billard und die Ballen unterscheiden zu können.

Zugleich hatte sich schon in den letzten Gymnasialjahren meiner eine unersättliche Lust zur Romanenlektüre bemächtigt, und ich, der ich in meiner Knabenzeit nur gute Bücher gelesen hatte, verschlang nun Spieß, Kramer und Lafontaine mit

eigentlicher Wuth. Ich erinnere mich, in Sommernächten bei Licht bis zum Morgen und nach Aufgang der Sonne, ohne Schlaf, bei der Tageshelle weiter gelesen zu haben, und so oft ich jetzt ein chemisches Feuerzeug zur Hand nehme, überkömmt mich ein Dankgefühl, wenn ich der Zeit gedenke, wo ich bei Nacht mich stundenlange fruchtlos abmühte, mir mit Stahl und Stein Licht zu verschaffen.

Meine eigenen schöngeistigen Hervorbringungen hatten in meinem Vater ein großes Hinderniß gefunden; so oft ich ihm ein Gedicht meiner Arbeit, oder Aehnliches zeigte, konnte er anfangs eine gewisse Freude nicht verbergen, die aber bald in immer heftiger werdende Kritik überging, deren Schluß immer die stehende Phrase war, „ich würde noch auf dem Miste krepiren.“ Das hing wahrscheinlich so zusammen: Einer der Brüder meiner Mutter, ein liebenswürdiger und anstelliger Mann, hatte, ohne eigentliches Talent, sich eben auch mit poetischen Bestrebungen abgegeben. Er machte Gedichte, übersetzte Theaterstücke aus dem Französischen, wobei denn äußerst wenig herauskam. Ja, er vernachlässigte darüber die eigentlichen Nothwendigkeiten, und nur ein eigener Glücksstern, verbunden mit einer großen Gewandtheit, machten, daß er sich doch immer über dem Wasser erhielt und nach unzähligen Bestimmungswechseln sich in Ansehen und guten Vermögensumständen befand. Mein Vater mochte mir kein größeres Talent bei einem vielleicht minderen Glücksstern und gewiß geringerer Anstelligkeit zutrauen, und da war denn dem ernsten Manne unleidlich, mich durch solche Nebengelüste von eigentlich zweckfördernder Thätigkeit abgezogen zu glauben.

Sein Mißvergnügen stieg auf den äußersten Grad, als gerade damals, da nach einer Reihe ungeschickt geführter Kriege die Franzosen zum ersten Male Wien besetzten, ich, der ich nach dem Beispiele meines Vaters der eifrigste Patriot war, mich doch nicht enthalten konnte, meinem Unwillen über so viel verkehrte Maßregeln in einem Spottgedichte oder vielmehr erbärmlichen Gassenhauer Luft zu machen. Er wurde blaß,

vor Schreck, als ich es ihm vorlas, machte mir die eindringlichsten Vorstellungen, wie mein ganzes künftiges Schicksal durch diese Verse in Gefahr gesetzt werden könnte, und band mir auf die Seele, nicht, es zu zerreißen (was denn doch eine gewisse Befriedigung voraussetzt), wohl aber, es Niemand sehen zu lassen. Das habe ich treulich gehalten und es Niemanden gezeigt, demungeachtet kam schon des andern Tages mein Vater ganz bestürzt aus dem Gasthaus zurück, wo er manchmal des Abends ein Glas Bier zu trinken pflegte, rief mich bei Seite und sagte mir, daß das Gedicht mit allgemeiner Billigung von einem der Gäste vorgelesen worden sei. Das Zeug machte gerade seiner plumpen Derbheit wegen die Runde durch die ganze Stadt; glücklicherweise errieth aber Niemand den Verfasser. (Siehe Anhang 1.)

Das ist einer der beiden Fälle in meinem Leben, wo ein von mir sorgfältig verborgen gehaltenes Gedicht den Weg, das erste Mal zur Oeffentlichkeit, das zweite Mal an seine besondere Adresse fand.

Ich will auch den zweiten Fall hier anführen, obwohl er nicht in die Zeitfolge gehört, aber für sich vereinzelt dasteht, keine Entwicklungsperiode bezeichnet und ich ihn an seiner Stelle leicht vergessen könnte.

Mehrere Jahre später hatte ich mich in eine Theatersängerin verliebt, die als Cherubin in Mozarts Figaro in der doppelten Verklärung der herrlichen Musik und ihrer eigenen frischen jugendlichen Schönheit sich meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte. Ich schrieb ein Gedicht an sie, das man wohl gut nennen kann, obwohl die Gluth darin ein wenig an das Verrückte, wohl gar Unsittliche streifte. Mich ihr selbst zu nähern, kam mir nicht in den Sinn. Ich war damals in den dürftigsten Umständen, selbst meine Garderobe legte davon Zeugniß ab, indeß die Gefeierte, von reichen Liebhabern umworben, Gold und Seide als tägliches Opfer erhielt. Auch die Reize meiner Person ließen keinen günstigen Erfolg voraussetzen. Ich schloß daher meine Verse mit einem

demüthigenden Gefühle ein, und nichts in der Welt hätte mich vermögen können, es Jemanden mitzutheilen.

Lange darnach kam ich mit einem, wenigstens damals noch, reichen jungen Manne zusammen, der in der Zeit meines Cherubinfiebers der Begünstigte, nämlich zahlende Liebhaber der Huldin gewesen war. Wir sprachen von Poesie, und er bemerkte, es sei doch sonderbar, daß manche Dichter, die mit entschiedenem Talent aufträten, in der Folge ganz verschwänden. So sei in der Zeit seines Verhältnisses mit jener Sängerin, er wisse nicht wie, ihr ein Gedicht in die Hände gekommen, das die gesteigertste Liebeswerbung in den schönsten Versen aussprach. Das Mädchen sei darüber wie wahnsinnig geworden, habe Alles aufgeboten, um den Verfasser ausfindig zu machen, und geradezu erklärt, wenn es ihr gelänge, alle ihre Bewerber fortzujagen, um dem unbekannten Sänger zu gewähren, um was er so schön bitte. Es sei darüber beinahe fast zum Bruche zwischen ihnen gekommen. Und nun wäre unter allen jetzt thätigen Dichtern keiner, dem er jene Verse zuschreiben könne. Ich verlangte, das Gedicht zu sehen; es war das meinige. Auf eine mir jetzt noch unbegreifliche Art hatte es den Weg zu ihr gefunden, und während ich mich in hoffnungsloser Sehnsucht abquälte, erwartete der schöne Gegenstand mit Ungeduld die Möglichkeit, mir entgegen zu kommen.[1] So ist es mir aber mein ganzes Leben gegangen. Mißtrauen in mich selbst, wenn ich bedachte, was sein sollte, und damit abwechselnder Hochmuth, wenn man mich herabsetzen oder vergleichen wollte. Das ist aber der im Leben schädlichste Stolz, der nicht aus eigener Werthschätzung, sondern aus fremder Geringschätzung hervorgeht.

Ich kehre aber in die Reihenfolge zurück. Schon jetzt, obschon kaum fünfzehn Jahre alt, faßte ich, als Vorspiel künftiger Herzensangelegenheiten, eine heftige Neigung für eine Schauspielerin und Sängerin an einem der Vorstadt-Theater,

[1] Es ist dieses das im 1. Bande dieser Ausgabe unter dem Titel „Cherubin“ mitgetheilte Gedicht. [A. d. H.]

die, mir noch aus ihren Kinderrollen erinnerlich, damals nicht älter sein mochte, als ich selbst. Ich war mir bei dieser Neigung beinahe etwas Willkürlichen bewußt, der Gedanke stand mir nicht völlig fern, daß ich diesem Mädchen, sowohl ihrem Talent als ihrem Aeußern nach, eine höhere Geltung beilege, als sie allenfalls habe, und doch vertiefte ich mich so in meine Leidenschaft, daß, als sich in der Folge herausstellte, was ich früher schon als Gerücht vernommen hatte, daß sie von ihrem Vater an einen reichen alten Herrn verkauft worden sei, und ich sie mit diesem in einer Loge sah, es mich dermaßen ergriff, daß ich in ein nicht unbedeutendes nervoses Fieber verfiel.

Dieses allerdings dissolute Treiben übte übrigens auf meine Sittlichkeit durchaus keinen verderblichen Einfluß. Ein mir angebornes Schamgefühl nach innen und außen bewahrte mich sogar vor dem übeln Beispiel, das meine Kameraden mir von allen Seiten gaben. Ich hörte kaum, was an meinen Ohren, ich sah kaum, was an meinen Augen vorüberging. Ja, dieses — soll ich es Rechtlichkeitsgefühl nennen? — war so stark, daß ich mir nicht einmal erlaubte, hinter die Schule zu gehen. Ich habe meines Wissens nie eine Vorlesung versäumt; ich wohnte jeder bei, obwohl ich nur mit halbem Ohre zuhörte, oder wohl gar, wenn es mich zu sehr langweilte, an etwas Anderes dachte. Das war nicht etwa Furcht vor meinem Vater, denn bei einem scharfen und richtigen Verstande war Niemand leichter zu täuschen als er, und seine Strenge beschränkte sich auf Ernst. Vielleicht lag sogar ein Erziehungsplan zu Grunde. So mochte er bei jener nervosen Krankheit, verbunden mit meinem häufigen späten Ausbleiben an den Theaterabenden, den Zusammenhang sehr gut einsehen, nie hat er aber mit mir ein Wort darüber gesprochen, und er nahm die Sache, als ob sie eine natürliche wäre. Auch bei späteren, im Hause selbst eintretenden Anlässen dieser Art begnügte er sich, statt zu warnen, zu belehren, zu drohen, einfach damit, die Gelegenheit zu entfernen, und die Gefahr war *zugleich mit* der Möglichkeit verschwunden.

Endlich sollte Das alles sich selbst strafen. Die Zeit der halbjährigen Prüfung kam heran, und ich erhielt eine oder zwei schlechte Fortgangsklassen. Da war es nun wieder nicht mein Vater, der kaum zu wissen schien, daß eine Prüfung vor sich gegangen sei, indeß meine Mutter zum Verheimlichen und Vertuschen immer geneigt war; mein eigenes Selbstgefühl fand sich empört, daß ich mich auf eine so liederliche Weise den Schlechten und Nichtswerthen gleich gemacht hatte. Ich beschloß, diesem Treiben ein Ende zu machen, und hielt Wort. Schon im nächsten Halbjahre mußten dieselben Professoren, die mir jene Makel angehängt hatten, mir im Schulzeugnisse primam cum ingenii laude ertheilen, und das ging steigend fort, bis ich für einen der besten Studenten unserer Klasse galt.

Ein halbkomisches Intermezzo bildete Professor Stein, derselbe, der mir in der obersten Humanitätsklasse ein Ohr für den Vers abgesprochen hatte. Er war als Professor der Philologie an die Universität berufen worden und quälte sich und uns mit der Zerfaserung der gewählten Autoren, wobei seine heftige Wunderlichkeit es nicht an Spaß fehlen ließ. Er ließ uns auch Stilübungen treiben, wobei uns oft die Wahl des Gegenstandes überlassen war. Da brachte ich ihm denn einmal ein ziemlich mittelmäßiges Gedicht: Der Abend. Er las es mit Lob in der Klasse vor, wobei denn doch ein gewisses Mißvergnügen durchschimmerte. Am Schluß der Stunde rief er mich zu sich und fragte: von wo ich das Gedicht abgeschrieben hätte? Ich sagte, ich hätte es selbst gemacht. Da brach er los und kündigte mir seine Verachtung für meine Lügenhaftigkeit an. Er war auch das ganze Jahr über nicht zu begütigen, und erst spät, nachdem schon meine ersten dramatischen Arbeiten erschienen waren, suchte er seine Ungerechtigkeit durch das liebevollste Entgegenkommen wieder gut zu machen; ja, er erlaubte mir sogar, in seiner Anwesenheit eine Cigarre zu rauchen, die höchst denkbare Gunst, da er den Tabak in allen Formen mit der ihm natürlichen Uebertreibung haßte.

Um diese Zeit waren mir auch die ersten Dramen Schillers in die Hände gekommen. Die Räuber, Kabale und Liebe — Fiesko hatte ich aufführen gesehen — und Don Karlos. Das letztere Stück entzückte mich, und ich gieng daran, auch ein Trauerspiel zu schreiben. Ich wählte dazu aus der Geschichte Peters des Grausamen die Ermordung seiner Gattin Blanka von Kastilien, und diese Letztere gab den Titel her. Ich übereilte mich nicht und schrieb ziemlich lang daran, wobei ich immer den Don Karlos im Auge hatte, mit dem es übrigens auch zwei Fehler gemein hatte, daß ich nämlich in der Mitte des Stückes am Plane änderte und es so ungeheuer lang gerieth, daß man gut zwei volle Abende daran zu spielen gehabt hätte. Als es fertig war, legte ich es hin und zeigte es Niemanden, auch meinem Vater nicht, da ich seine Abneigung gegen solche Beschäftigungen zu kennen glaubte.

Nun ging es, nach Vollendung der philosophischen, an die Rechtsstudien. Bei dieser Gelegenheit verlor ich meinen alten Kameraden Meiller, der sich der Theologie widmete, bald darauf aber starb. Er hatte lange meinen einzigen Zusammenhang mit der schönen Literatur gemacht. Wir wollten sogar einmal gemeinschaftlich ein belletristisches Journal „Irene“ herausgeben, zu dem ich das gleichnamige Einleitungsgedicht schrieb, das mir abhanden gekommen ist. Die Censurstelle, der wir die Probebogen handschriftlich vorlegten, versagte aber die Bewilligung zur Herausgabe, wobei sie wahrscheinlich sehr Recht hatte. Meiller hatte übrigens auf meinen verminderten oder vermehrten Fleiß in den Studien gar keinen Einfluß, da er sich vielmehr an den Gedanken gewöhnt hatte, mich für ein liederliches Genie zu halten, wobei er sich vielleicht in beiden Bezeichnungen irrte.

Zu größerem Eifer in den nun beginnenden Rechtsstudien wurde ich vielmehr dadurch angetrieben, daß mein Vater ein leidenschaftlicher Jurist war und ich wohl wußte, daß ich ihm keine größere Freude machen konnte, als wenn ich ihm ausgezeichnete Zeugnisse nach Hause brachte. Das trieb ich aber

ganz äußerlich. Während des ganzen Halbjahrs nahm ich von dem laufenden Studium gar keine Notiz, sechs oder acht Wochen vor der Prüfung aber warf ich mich auf den Gegenstand mit einem solchen, alles Andere vergessenden Eifer, studirte vom anbrechenden Tage bis in die späte Nacht so ausdauernd und eisern, daß die guten Zeugnisse nie ausblieben; woran sich mein Vater wohl heimlich erfreuen mochte, ohne daß er mir aber je ein Zeichen davon gab. Alle meine Professoren hielten mich für einen ausgemachten Juristen, und nur ich wußte, daß ich es nicht war, denn es fehlte mir Lust und Liebe und daher auch der Geist und der Zusammenhang.

Freund Meiller sollte mir nun mehr als zehnfach ersetzt werden. Durch eine alte Kindsfrau, die nacheinander bei uns und einem Hofsekretär Wohlgemuth gedient hatte und die mich sehr liebte, wurde ich in dem Hause des Letzteren bekannt. Er hatte unter vier Kindern einen Sohn, ein Jahr älter als ich und mir um ein Jahr in den Studien voraus. Ein äußerst fleißiger, wohl auch fähiger, aber etwas dunkler junger Mensch. Bei ihm versammelten sich die drei oder vier Besten seiner Klasse. Da war nun von Poesie keine Rede, aber die Wissenschaften kamen an die Reihe, vor Allem die für uns damals neue Kantische Philosophie, für welche der Sohn des Hauses ein reichhaltiges, mit Streitschriften und Kommentaren wohlversehenes Rüsthaus besaß. Noch erinnere ich mich seiner, wie er, um alle Genüsse zu vereinigen, auf dem, den Untersatz zu seiner Bücherei bildenden Schranke saß, an einem großen Stück Brod essend, wobei er in einem philosophischen Buche las und dazu mechanisch auf der Violine spielte. Vor Allem lag uns als Juristen Kants Naturrecht nah; wo denn auch Fichte mit hereinspielte, in dem besonders ein ungeheuer fleißiger, aber etwas pedantischer junger Mann, Namens Kaufmann, belesen war, der später als Professor des römischen Rechtes gestorben ist. — So trieben wir uns ziemlich zwecklos herum, bis es auf einmal hieß: der Verhältnißmacher kommt! Das war nun ein anderer junger Mann,

Namens Altmütter, ein früherer Schulkamerad meiner neuen Freunde, der aber, da er Zwistigkeiten mit einem der Wiener Professoren gehabt hatte, auf die Universität nach Prag gegangen war und nun von dort zurückkehrte. Altmütter lebt zu meiner Freude noch jetzt als Professor der Technologie am polytechnischen Institute, indeß die übrigen alle todt sind. Damals war er Jurist, und den Namen Verhältnißmacher hatte er davon bekommen, daß er seine Schulkameraden häufig zum Besten hatte und ihnen allerlei unschuldigen Schabernack spielte. Endlich erschien der Erwartete. Ein schwarzer gedrungener, durchaus nicht hübscher, sogar etwas ordinär aussehender junger Mann, dem aber bei jedem Anlaß der Humor und der Verstand aus den Augen blitzte. Wodurch er sich an mich gezogen fühlte, weiß ich nicht, nur so viel weiß ich, daß beinahe vom ersten Augenblicke unserer Begegnung an wir uns mit einer fast leidenschaftlichen Neigung an einander schlossen. Indeß er seine alten Freunde nach alter Gewohnheit fortwährend hänselte, hat er nie auch nur Ein Wort des Spottes an mich gerichtet. Durch die ganze Zeit unserer Studienjahre waren wir täglich Vormittags im Hause unseres gemeinschaftlichen Freundes, und jeden Abend vier bis fünf Stunden allein uns gegenüber. Was wir in diesen vielen Abenden und unzähligen Stunden gedacht, gesprochen und getrieben haben, um den Reiz des Beisammenseins immer neu zu erhalten, kann ich mir jetzt kaum denken; besonders bei der Verschiedenheit unserer Richtungen. Ich beschäftigte mich ziemlich desultorisch mit allerlei, er hatte sich, mit Vernachlässigung seiner juristischen Studien, mit Eifer auf die Chemie geworfen, in der er vielleicht bestimmt war, durch seinen Scharfsinn eine ausgezeichnete Stelle zu behaupten. Ich weiß, daß er vor Davy auf die Idee der Kali-Metalloide gekommen war. Als zur Zeit des Wiener Kongresses Alexander Humboldt nach Wien kam, überreichte ihm Altmütter einen Aufsatz in dieser Richtung zur Beurtheilung. Der berühmte *Mann* fand aber entweder nicht Zeit, oder Altmütters Schrift

zu beschwerlich zum Lesen, und der Aufsatz folgte ohne Bemerkung zurück. Altmütter steht gegenwärtig als Professor der Technologie in großer Achtung, aber die Gaben seiner Jugend haben ihn zu unendlich mehr berechtigt, und vielleicht war es nur ein schon damals sichtbarer Hang zur äußeren Vernachlässigung, was ihm hindernd in den Weg getreten ist. Er brachte mit Einem Male Leben und Richtung in die wissenschaftlichen Anwandlungen unsers Jugendkreises. Wir stifteten eine Akademie der Wissenschaften, in der allwöchentlich Versammlungen gehalten und Aufsätze vorgelesen wurden. Damit die Sache aber nicht gar zu ernsthaft werde, gründeten wir nebenbei ein Journal der Thorheit, in der jede Albernheit eines Akademikers oder der sonstigen Mitglieder des Wohlgemuthischen Hauses, nicht ohne Widerspruch des Betheiligten, da es mitunter die tiefsinnigsten Gedanken waren, eingetragen wurden. Mit den schriftlichen Aufsätzen in unserer Akademie ging es etwas knapp, nur Freund Kaufmann war unerschöpflich. Da gab er z. B. einen gar nicht enden wollenden lateinischen Aufsatz über die prästabilirte Harmonie, bei dessen Vorlesung die Akademiker Einer nach dem Andern sich entfernten, nur ich hielt aus Mitleid und Neugierde aus. Als es mir aber auch zu viel wurde, faßte er mich mit seiner Riesenfaust am Kleide, und ich mußte das Werk bis zu Ende anhören, wo er denn aber gutmüthig genug war, selbst über seine Ueberschwänglichkeit zu lachen. —

Altmütter und ich gehörten unter die Faulsten, uns war es mehr um die Diskussion zu thun. Wir streiften wohl auch in der schönen Umgebung von Wien herum und unterhielten uns mit Planen für die Zukunft, die nicht minder überschwänglich waren, als Freund Kaufmanns Abhandlungen. — So standen wir einmal auf der Höhe des Kahlenberges, hinter uns das Fußgestelle einer abhanden gekommenen Statue. Wir bestiegen den altarähnlichen Block, geradezu mit dem Gefühle einer prätendirten Göttlichkeit, und sahen in die unermeßlich ausgebreitete Gegend hinaus, wobei wir einander umschlungen

hielten. Von uns unbemerkt, hatte ein ältlicher Herr, offenbar ein Norddeutscher, die Höhe erklommen und stand nun und sah uns verwundert an. Ja, sagte Altmütter, indem wir herunterstiegen, staunen Sie nicht! Der da — indem er auf mich zeigte — wird einen Tempel bauen, und ich werde einen niederreißen. Er meinte bei letzterem Lavoisiers, damals neues, System der Chemie. Der fremde Herr mochte wohl glauben, ein paar Wahnsinnige vor sich zu haben.

Diese mitunter höchst gesteigerten Ideen hinderten uns übrigens nicht, zu den eigentlichsten Kinderpossen herabzusteigen. So besaß der jüngste Bruder unseres Freundes Pepi (Joseph) Wohlgemuth, Muckerl (Johann von Nepomuck) genannt, indeß die älteste Schwester Xaverl (Franziska Xaveria) hieß — ein kleines Kindertheater, mit dem er sehr ungeschickt hantirte. Wir beschlossen, ihm zu Hülfe zu kommen. Ich malte Dekorationen und Figuren, die auf Pappe aufgeklebt und nach unten mit hölzernen Stängelchen versehen wurden. Wir Akademiker theilten uns in die Rollen. Selbst der pedantische kolossale Kaufmann übernahm die Partie der Greise, wo wir ihn dann unausgesetzt auslachten. Einer Freundin der Tochter des Hauses, einem sehr hübschen Mädchen, fielen die Liebhaberinnen zu. Der kleine Muckerl, der die Figuren dirigirte, gab nebenbei die Zofen und sonstigen weiblichen Vertrauten, und so führten wir, ohne uns zu schämen, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft die größten Stücke auf. Ich verliebte mich pflichtschuldigst in die Liebhaberin, welche schon versprochene Braut war, und da sie eben deßhalb mit Argusaugen bewacht wurde, gab es auch außer den Theaterabenden die lustigsten Verwickelungen. Die in den Stücken vorkommenden Umarmungen und Küsse wurden in dem durch Vorhänge abgeschlossenen Raume der Schauspieler auch in der Wirklichkeit gegeben, und das Verhältniß ging schon in das höchst Bedenkliche über, als das Studentenmädel — diesen Spottnamen gaben ihr die erbosten Verwandten — in die projectirte Heirath hineingejagt wurde, was mich übrigens nicht sehr anfocht. —

Auch sie ist jetzt todt, wie beinahe Alles, was mir im Leben näher gestanden hat, männlichen, vor Allem aber weiblichen Geschlechtes, und doch bin ich nicht älter als 62 Jahre.

Der Haupthebel unserer pseudo-dramatischen Unterhaltungen war der Herr des Hauses, der alte Hofsekretär Wohlgemuth, ein großer Freund und täglicher Besucher des Leopoldstädter Theaters. Er veranlaßte uns auch zu einem Versuch auf einem wirklichen sogenannten Haustheater. Wir führten zwei kleine Stücke auf, in deren einem ich einen Offizier spielte. Ich weiß nur, daß mir zu Muthe war, als ob ich allein auf einer Insel im Weltmeer mich befände, selbst die Mitspielenden schienen mir unendlich entfernt. Ich habe nur noch ein einziges Mal später einen zweiten theatralischen Versuch gemacht, auch damals aus Gefälligkeit, nie aus Neigung, obwohl man mit meinen Leistungen zufrieden war. Die Fortsetzung jener ersten Darstellung scheiterte an dem gänzlichen Mangel dramatischen Talentes bei dem Sohne des Hauses. Obwohl er nur einen Bedienten zu spielen hatte, so murmelte er doch seine wenigen Worte so unverständlich, daß sein theaterliebender Vater — obgleich das Stück, wie natürlich, indeß weiter gespielt hatte — doch hartnäckig verlangte, er sollte noch einmal heraustreten und seine Rolle verständlich vortragen.

Dieses sorglose Schlaraffenleben sollte übrigens bald gestört werden. Mein Vater, der sonst einer eisernen Gesundheit genoß, fing an, zu kränkeln. Ein scheinbar unbedeutender Husten wurde von einem Anhänger der Brownischen Heilmethode — unser eigener Arzt, der in Wien berühmte Dr. Closset, befand sich selbst krank — mit drastischen Mitteln behandelt, und als Closset nach vierzehn Tagen selbst die Kur übernahm, erklärte er schon nach dem ersten Besuche heimlich meiner Mutter, das Leiden habe sich auf der Brust festgesetzt, es sei ein organisches Uebel vorhanden. Da mein Vater aber das sechsundvierzigste Jahr schon erreicht hatte, so meinte der Arzt, er könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben.

Die, wenn auch entfernte Gefahr erschütterte uns, wie natürlich, alle sehr. Ich blieb mehr zu Hause und fühlte mich auch sonst melancholisch gestimmt. Da erwachte plötzlich die Neigung zur Musik in mir.

Ich habe schon erzählt, wie mir in den Knaben-, ja Kinderjahren das Klavierspiel verleidet wurde. Diese Abneigung nahm mit den Jahren zu, ohne darum eine Abneigung gegen die Musik zu sein. Denn als mein zweiter Bruder, der überhaupt kein Freund des Lernens war, um sich dem verhaßten Klavierspiel zu entziehen, eine Lust zur Violine vorgab, auch einen Geigenmeister erhielt, bei dem er aber eben so wenig lernte, als bei dem Klaviermeister, nahm ich bei jeder Gelegenheit seine Violine zur Hand, übte Skalen und Beispiele und spielte endlich mit dem Meister leichte Duetten, ohne je die geringste Anweisung erhalten zu haben. Der alte Deabis, so hieß er, schrieb mir ein großes Talent zu und beschwor meine Eltern, mich fortfahren zu lassen. Es wurde aber verweigert, ja mir die Violine aus der Hand genommen und, da mein Bruder doch nichts lernte, der Meister entlassen, weil ich in meinen Knabenjahren eine Anlage zum Verwachsen zeigte, welche durch die emporgehobene Schulter bei Behandlung der Geige vermehrt werden konnte. Hatte doch meine Großmutter, als sie mich auf jene Befürchtung hin körperlich untersuchte, den Ausspruch gethan: „Ja, er wird bucklich, aber es schadet nicht, da er doch Geistlicher werden will.“ Glücklicherweise ist Beides nicht eingetroffen.

Die verweigerte Violine machte mir das Klavier noch verhaßter. Demungeachtet mußte ich an dem Unterricht Theil nehmen, den meinem dritten Bruder und mir — nachdem unser erster Meister Gallus längst wieder nach Polen zurückgekehrt war — eine wunderlich aufgeputzte, sonst aber recht tüchtige Meisterin ertheilte, von deren Geschicklichkeit die Fortschritte meines Bruders zeugten. Endlich sollte ich befreit werden. Mein Vater schloß sich das ganze Jahr ab. Um aber seinen gesellschaftlichen und Familienverpflichtungen nach-

zukommen, gab er jeden Fasching einen einzigen, aber so glänzenden, ja kostspieligen Ball, daß in der halben Stadt davon die Rede ging. Als wir später die Wohnung wechselten und die neue nicht mehr jene ungeheuren, zum Tanze bequemen Räume der alten darbot, wurde der frühere Ball in zwei oder drei Abendgesellschaften mit Spiel und Souper aufgelöst, bei deren einer mein Bruder und ich die Geladenen durch unser Klavierspiel unterhalten sollten. Mein Bruder Camillo spielte mit allgemeinem Beifall, als aber an mich die Reihe kam, war ich nirgends zu finden. Ich hatte mich in das Bett unseres Bedienten verkrochen, und alles Suchen war vergebens. Erst nachdem die Gäste ihren Abschied genommen, kam ich aus meinem Versteck wieder hervor. Da brach mein Vater in heftigen Zorn aus. Wenn ich nun schon einmal nichts lernen wollte, so sollte ich doch wenigstens nicht meinem Bruder die Hälfte der Lehrstunden rauben. Und so war es mit meinen Lektionen zu Ende. Durch sieben oder acht Jahre habe ich mit keinem Finger das Klavier berührt.

In meiner damaligen trüben Stimmung fühlte ich wohl das Bedürfniß einer Ableitung nach außen. Die Poesie lag mir zur Zeit ziemlich fern, wäre auch mit ihren scharf ausgeprägten Gedanken ein wenig geeigneter Ausdruck für meine in die Zukunft greifenden, unbestimmten Empfindungen gewesen. Ich verfiel auf die Musik. Das Klavier ward geöffnet, aber ich hatte Alles vergessen, selbst die Noten waren mir fremd geworden. Da kam mir nun zu Statten, daß mein erster Klaviermeister Gallus, als er mich in halb kindischer Tändelei bezifferten Baß spielen ließ, mir eine Kenntniß der Grundakkorde beigebracht hatte. Ich ergötzte mich an dem Zusammenklang der Töne, die Akkorde lösten sich in Bewegungen auf, und diese bildeten sich zu einfachen Melodien. Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine solche Fertigkeit, daß ich stundenlang phantasiren konnte. Oft legte ich einen Kupferstich vor mir auf das Notenpult und spielte die darauf dargestellte

Begebenheit, als ob es eine musikalische Composition wäre. Ich erinnere mich noch, daß später, während meiner Hofmeisterschaft in einem vornehmen Hause, der Geigenmeister des jungen Grafen, ein sehr geschätzter Musiker, mir viertelstundenlange außer der Thüre zuhörte und beim Eintritte seines Lobes kein Ende finden konnte. Auf dem Gute desselben Grafen war kein anderes Instrument, als ein altes Klavier ohne Saiten, demungeachtet habe ich mit Entzücken halbe Tage lang darauf gespielt, und der Abgang des Tones war mir gar nicht fühlbar. Als ich mich später der Poesie ergab, nahm diese Fähigkeit des musikalischen Improvisirens stufenweise ab, besonders seit ich, um Ordnung in meine Gedanken zu bringen, Unterricht im Contrapunkte nahm. Die Entwickelungen und Fortschreitungen wurden nun richtiger, verloren aber das Inspirirte, und gegenwärtig kann ich nicht viel mehr als beim Erwachen meiner musikalischen Neigung. Ich hatte immer das Wunderliche, daß, wenn ich von einem Gegenstande auf den andern überging, ich mit der Lust an dem früheren auch zugleich alle erlangte Fertigkeit, ja Fähigkeit verlor. Ich habe Alles getrieben, was der Mensch treiben kann; Tanzen und Jagen, Reiten und Fechten, Zeichnen und Schwimmen, nichts ist mir fremd geblieben, ja ich habe es, mit Ausnahme der Jägerei, mit einer bestimmten Anlage getrieben, und Das alles ist mir fremd geworden. So war ich einer der besten, oder wenigstens der elegantesten Schwimmer, und wenn man mich heute ins Wasser würfe, ich würde gewiß ertrinken. Die Inspiration war mein Gott und ist es geblieben. —

In jener Zeit nun dachte ich auf nichts als Musik. Ich setzte sogar Lieder, die ich mit einer leidlichen Tenorstimme sang, darunter Goethe's „König von Thule." Dieses Lied konnte sich mein Vater, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht satt hören. Ich mußte es immer wieder spielen und singen. Nur als es sich mit seiner Krankheit zu Ende neigte, ließ er mir sagen, ich möchte es nicht mehr singen, es mache ihn *traurig*. —

Die Voraussetzung unseres Arztes' Closset: mein Vater könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben, hatte sich, ohne seine Schuld, nicht bewährt. Mein Vater zwar ließ es an Diät nicht fehlen. Aber die Zeitumstände beschleunigten den Lauf seiner Krankheit. Als wir unsere neue Wohnung bezogen, hatte er, damals noch in ungeschwächter Gesundheit, den bedeutendsten Theil seines Ersparten auf Herstellung und Einrichtung derselben verwendet. Da wurden Thüren vermauert und neue durchgebrochen, Parketten gelegt, Tapeten gezogen und seidene Möbel angeschafft, was um so sonderbarer war, da uns Niemand besuchte; aber es schien einmal der Grundsatz meines Vaters, Alles, was er machte, vollständig zu thun. Ein ungetreuer Sollicitator hatte ihn um eine namhafte Summe betrogen. Dazu kamen nun die Kriegsläufte des Jahres 1809, die verlorenen Schlachten, die Beschießung der Stadt, der Einzug der Franzosen in Wien, die Stockung der Geschäfte, die Einquartierungen, die Kriegssteuer und Contributionen, vor Allem aber sein vaterländisches Herz, das unter allen diesen Erniedrigungen unendlich litt.

Ich hatte mich bei der Belagerung von dem Studentenkorps nicht ausschließen können, das einen Theil der Festungsmauern besetzte. — Als nun in der Nacht die Geschütze unausgesetzt donnerten, die Granaten sich in der Luft kreuzten und die Stadt an mehreren Orten brannte, wußte mein Vater, der mich allen diesen Kugeln ausgesetzt glaubte, seiner Unruhe kein Ende. Am nächsten Morgen, nach Uebergabe der Stadt, erschien meine Mutter unter anderen Angehörigen Anderer weinend auf der Bastei und beschwor mich, doch sogleich nach Hause zu kommen und meinen Vater von meinem Leben zu überzeugen. Er empfing mich ganz kalt, ja es war, als ob er einen Theil seines Unwillens auf mich übertrüge.

Was meine eigene Haltung während der Beschießung betrifft, so war sie nicht besonders muthig, aber auch nicht furchtsam. — Ich ließ eben die Dinge gewähren. In den letztverflossenen Tagen, als wir mit unseren Feldzeichen auf

den Hüten in den Straßen herumgingen, fühlte ich sogar Anwandlungen von Heldenmuth. Dieser Aufschwung wurde jedoch ziemlich herabgedrückt, als Jemand die (unwahre) Nachricht mittheilte, die französischen Kürassiere trügen nach neuer Einrichtung außer den Harnischen auch Armschienen. Dieser an sich gleichgültige Umstand machte einen höchst ungünstigen Eindruck auf meine Phantasie. —

Am entscheidenden Tage selbst führte man uns mit einbrechender Nacht auf die Basteien und kündigte uns das bevorstehende Bombardement an. Da war denn allerdings ein gewisses Schwanken in unseren Reihen sichtbar, das nicht vermindert wurde, als die ersten Brandkugeln hart ober unsern Häuptern in die Dachfenster des hinter uns befindlichen Palastes des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen hineinfuhren. Nachdem aber später die Franzosen — wie wir glaubten, aus Ungeschicklichkeit, da wir unsere Personen für ihr einziges Ziel hielten — ihre Würfe höher richteten, und die Kugeln weit von uns wegfielen, verbesserte sich unsere Stimmung sichtlich. Die in der Stadt entstehenden Feuersbrünste, von denen wir nur den Widerschein in den Wolken sehen konnten, hielten wir für das Aufgehen des Mondes und freuten uns, bald die ganze Scene überblicken zu können. Eben so schienen uns die von dem Flackern der Flamme bewegten Schatten sämmtlicher Stangen und Pflöcke im Stadtgraben ebensoviel wandelnde Franzosen zu sein, und wir gaben, da wir uns eine Belagerung ohne Sturmlaufen gar nicht denken konnten, wiederholte Salven aus unsern Musketen, wodurch die auf einem niederern Parapet unter uns aufgestellten Landwehrsoldaten in augenscheinliche Lebensgefahr geriethen. — Ich machte Das alles mit, mit Ausnahme der Furcht. Dennoch, als mein Nebenmann und Mitschüler, ein sonst höchst stiller und ruhiger junger Mensch, mit Heftigkeit verlangte, außer den Mauern dem Feinde im freien Felde entgegengeführt zu werden, bemerkte ich, nicht ohne Bedächtlichkeit, wie es ein Unsinn wäre, *ungeübte* Truppen, gleich uns, einem kriegserfahrenen Feinde

gleich auf gleich gegenüber zu stellen. Die Nachricht von der Uebergabe der Stadt erfüllte uns mit Unwillen. Ich machte dem meinigen durch einen nur halbgefühlten Ausfall gegen unsere Bürgerschaft Luft, denen ihre Dächer lieber seien als ihre Ehre, ein Wort, das sogleich von unserem Anführer, einem bildhübschen jungen Cavallerie-Offizier, mit dem Arm in der Binde, aufgegriffen wurde und die ganze Compagnie wiederholte. Im Grunde aber waren wir Alle froh, wieder nach Hause zu kommen, umsomehr, als wir seit sechzehn oder achtzehn Stunden nichts gegessen hatten. —

Alle diese Dinge, wozu noch ökonomische Verlegenheiten kamen, griffen die Gesundheit meines Vaters ungeheuer an. Ich besitze noch sein Einschreibbuch, in das er Einnahmen und Ausgaben allmonatlich eintrug. Während die Ausgaben mit den steigenden Preisen fortwährend wuchsen, fielen die Einnahmen stufenweise bis zum Unbedeutenden herab, bis er in den letzten Monaten mit unsicherer Hand: Nihil einschrieb. Er mußte sogar ein Darlehen aufnehmen, er, für den Schuldenmacher und Dieb gleichbedeutende Worte waren. —

Die Stadt vom Feinde besetzt zu wissen, war ihm ein Gräuel, und jeder ihm begegnende Franzose ein Dolchstich. Und doch ging er gegen seine Gewohnheit jeden Abend in den Straßen spazieren, aber nur, um bei jedem Zwist zwischen Franzosen und Bürgern die Partei des Landsmannes zu nehmen und ihm gegen den Fremden beizustehen. Die Schlacht von Aspern war Oel in seine Lampe, die von Wagram machte freilich allen Hoffnungen ein Ende, was denn auch in dem Herabkommen seines Körperzustandes nur allzusichtbar war.

Ich selbst war kein geringerer Franzosenfeind, als mein Vater, und demungeachtet zog Napoleon mich mit magischer Gewalt an. — Mit dem Haß im Herzen und zu aller Zeit kein Liebhaber von militärischem Schaugepränge, versäumte ich doch keine seiner Musterungen in Schönbrunn und auf dem Felde der sogenannten Schmelz. — Noch sehe ich ihn die Freitreppe des Schönbrunner Schlosses mehr herablaufen

als gehen, die beiden Kronprinzen von Bayern und Württemberg als Adjutanten hinter sich, und nun mit auf dem Rücken gefalteten Händen eisern dastehen, seine vorüberziehenden Gewalthaufen mit den unbewegten Blicken des Meisters überschauend. Seine Gestalt ist mir noch jetzt gegenwärtig. Seine Züge haben sich leider mit den vielen gesehenen Porträten vermengt. Er bezauberte mich, wie die Schlange den Vogel. Mein Vater mochte mit diesen unpatriotischen Excursionen wenig zufrieden sein, doch verbot er sie nie.

Nun kam der entscheidende Moment: der Abschluß des Preßburger Friedens. Mein Vater war damals schon genöthigt, den größten Theil des Tages das Bett zu hüten. Wir verbargen ihm das Ereigniß nach Möglichkeit. Er mochte aber doch Kunde davon erhalten haben, denn im höchsten Zorne befahl er mir, ihm augenblicklich ein Exemplar des gedruckten Traktates zu verschaffen, durch den bekanntlich ein Drittheil der Monarchie an Frankreich abgetreten wurde. Er las die Druckschrift ganz durch, legte sie dann von sich und kehrte sich gegen die Wand. Von da an hat er kaum mehr ein Wort gesprochen. Nur als ich an einem der folgenden Tage, von einer dunklen Ahnung eines baldigen Endes ergriffen, an seinem Bette auf die Knie sank und seine Hand weinend küßte, sagte er: Nun ist's zu spät! womit er denn doch wohl andeuten wollte, daß er mit meinem Wesen und Treiben nicht völlig zufrieden sei.

Desselben Tages saßen wir Mittags bei Tische, und zwar, seinem Wunsche gemäß, in dem Zimmer, in dem er lag. Da that er ein paar stärkere Athemzüge. Wir sprangen auf und eilten hinzu, er aber war todt.

Ich habe meinen Vater eigentlich zärtlich nie geliebt. Er war zu schroff. Indem er mit einem höchst erfolgreichen Bemühen jeden Ausdruck der eigenen Empfindung in sich verschloß, machte er die Annäherung jeder fremden beinahe unmöglich. Erst später, als ich die Gründe mancher seiner Handlungen einsehen lernte und der bis auf jetzt fortdauernde Ruf

seiner beinahe fabelhaften Rechtschaffenheit mich beglückte und — in weiter Entfernung — zur Nacheiferung begeisterte, habe ich seinem Andenken nachgetragen, was ich in der Gegenwart zum Theil versäumte.

Der Tod meines Vaters versetzte uns in eine beinahe hülflose Lage. Die von ihm in den letzten Monaten kontrahirte Schuld mußte abgetragen werden. Seine eigenen Forderungen an Clienten waren theils uneinbringlich, theils erhielten wir kaum den zehnten Theil. Was sonst vorhanden war, reichte kaum hin, die Heirathsansprüche meiner Mutter zu decken. — Auf uns Kinder kam beinahe nichts, welches Beinahe durch das zwei Jahre später erscheinende Finanzpatent vom Jahre 1811 auf ein wirkliches Nichts herabgesetzt wurde. Dasselbe Finanzpatent brachte die Pension, welche mein Vater durch jährliche Einlagen bei der Fakultätskasse seiner Wittwe gesichert hatte, auf 90 Gulden Papiergeld herab. Und davon sollte eine Mutter mit vier Kindern leben, ob zwar eigentlich nur mit drei, denn mein zweiter Bruder Karl war nach den wunderlichsten Ereignissen, die für sich allein einen Roman bilden würden, unsichtbar geworden. Ich selbst, damals 18 Jahre alt, befand mich im vorletzten Jahrgange meiner juridischen Studien. Natürlich mußte ich sie fortsetzen. Meinem dritten Bruder, Camillo, wurde durch seine musikalische Geschicklichkeit das Glück zu Theil, daß ihn der Amtmann einer Staatsherrschaft zugleich als Amtspraktikanten und Klavierlehrer seiner Tochter in sein Haus und völlige Versorgung nahm. Der spätgeborene vierte, Adolf, besaß eine gute Stimme und wurde schon seit längerer Zeit im Singen unterrichtet, um später als Hofsängerknabe im kaiserlichen Convikte seine Studien vollenden zu können. Das waren alles Hoffnungen für die Zukunft, aber die Gegenwart drängte. Da kam mir zu Statten, daß meine Professoren mich für einen guten Juristen hielten. Sie verschafften mir, so viel ich weiß, unaufgefordert, Informationsstunden bei zwei jungen Cavalieren, die mich so gut bezahlten, daß meine Bedürfnisse gedeckt waren und wohl auch etwas für die Familie

übrig blieb. Zugleich fiel mir mein vergessenes Trauerspiel ein. Vielleicht, daß sich dadurch etwas verdienen ließ. Ich schrieb es gemeinschaftlich mit meinen Freunden Wohlgemuth und Altmütter ab und überreichte es dem Bruder meiner Mutter, demselben, mit dessen Beispiel mich mein Vater von der Poesie abgeschreckt hatte und der damals, in Folge einer der vielen Phasen seines Lebensplanes, als Sekretär und Dramaturg bei dem Wiener Hofburgtheater angestellt war. Ich wartete lange auf Entscheidung, endlich erhielt ich es mit der Aeußerung zurück, daß es nicht verwendbar sei. Darin hatte der Mann allerdings recht, demungeachtet glaube ich, daß er das Stück, abgeschreckt durch die unmäßige Länge und die nicht einladende Handschrift Altmütters, gar nicht, oder wenigstens nicht zu Ende gelesen hat, er hätte sonst unzweideutige Spuren eines Talentes darin entdecken müssen, das nicht so kurz abzufertigen war, umsomehr, als es ihm weder an Herzensgüte noch an Verstand fehlte. Nur war er ungeheuer flüchtig. So erinnere ich mich, daß er Müllners Schuld als Manuscript ein Jahr lang ungelesen auf seinem Pulte liegen hatte, ja, es als ein Zeichen des Unsinns unserer Zeit bezeichnete, daß Jemand ein Stück in „Stanzen", so nannte er Trochäen, zu schreiben unternommen habe. Erst der Schauspieler Herteur, der um ein Stück für seine Einnahme verlegen war, las es und brachte es zur Aufführung, wo es dann die ungeheuerste Wirkung in ganz Deutschland machte.

Mir selbst fiel bei der Rückgabe meines Trauerspieles die Prophezeiung meines Vaters ein, und ich fühlte mich in dem Entschlusse bestärkt, der Poesie, vor Allem der dramatischen, für immer den Abschied zu geben.

Inzwischen verlor ich meine beiden Instruktionen, da einer meiner Eleven, ein ziemlich schwacher Kopf, die Studien ganz aufgab, der andere aber, ein geistreicher junger Mensch, der freilich in den Lehrstunden lieber von Literatur als von juridischen Dingen sprach, in sein Vaterland Wälsch-Tirol zur Bewirthschaftung seiner Güter zurückkehren mußte.

Der Ersatz war übrigens bald gefunden. Eben wieder einer meiner ehemaligen Professoren machte mir den Antrag, in ein adeliges Haus mit fortwährender Bestimmung zu treten. Es war der Neffe eines reichen Grafen in den juridischen Gegenständen zu unterrichten, wozu man, da der Sommer auf den Gütern zugebracht werden sollte, einen Informator brauchte, der Herr über seine Zeit war. Der junge Mensch hatte einen eigenen Hofmeister, und es galt daher, nur ein paar Stunden des Tages Unterricht zu geben, wofür ein freilich mäßiger Gehalt, dafür aber gänzliche und, wie sich in der Folge zeigte, glänzende Verpflegung zugesichert wurde. Ich hatte unterdessen meine Studien vollendet, fühlte aber einen Widerwillen gegen die Staatsdienste. Ich nahm daher an, besonders um meine Mutter der immerwährenden Sorge um die wechselvolle Zu- und Abnahme meiner Einkünfte zu entheben.

Da kam ich denn nun in ein wunderliches Haus. Der junge Graf, ungefähr von meinem Alter, der noch jetzt lebt, wird mir nicht übel nehmen, wenn ich hier niederschreibe, daß aus unsern Studien, wohl aus beiderseitiger Schuld, nicht viel herauskam. Der alte Onkel war eine eigentliche Karikatur, höchst bornirt, eigenwillig, geizig, bigott. Als ehemaliger Gesandter an einem größern deutschen Hofe und kaiserlicher Concommissarius in Regensburg, sprach er gerne von seinen Missionen. Ich habe ihn geizig genannt, er war es, mit Ausnahme von zwei Rubriken: seinem Stall und der Küche. In ersterem hielt er eine Anzahl der ausgezeichnetsten Prachtpferde, die er aus übergroßer Schonung kaum benützte. — Die Küche besorgten abwechselnd ein französischer und ein deutscher Koch vom ersten Range. Seine Neigung gewann ich besonders durch meinen damals starken Appetit. Täglich kam er zwischen eilf und zwölf Uhr in seinem schmutzigen Schlafrocke auf mein Zimmer, um mir den Küchenzettel des Tages vorzulesen und eine Art Feldzugsplan zu verabreden: von welcher Speise nämlich viel und von welcher wenig, mit Rücksicht auf eine nachfolgende, bessere, zu essen sei. Ich hätte in seinem Hause

ein Feinschmecker werden müssen. Demungeachtet war ich in der Folge froh, wieder zur ärmlichen Kost meiner Mutter zurückzukommen. Uebrigens hielt er mich für einen Jakobiner, mit welchem Namen er Alle bezeichnete, die anders dachten, als er. Seine Frau — wir nannten sie die Fürstin, weil sie aus fürstlichem Hause war — verbrachte ihre Zeit mit Andachtsübungen und fuhr so oft des Tages in die Kirche, als ihr Gemahl erlaubte, die müßig stehenden Prachtpferde abwechselnd einspannen zu lassen. Der Hofmeister war ein kenntnißloser, unterthäniger, übrigens gutmüthiger alter Mann.

Ich befand mich Anfangs sehr gut in diesem Verhältnisse. Mit Ausnahme von zwei oder drei Stunden, in denen ich meinen Zögling unterrichtete, der Tischzeit und dem obligaten Vorlesen des Küchenzettels, war ich Herr meines Tages. Zugleich befand sich eine zahlreiche und mit älteren Werken wohl ausgestattete Bibliothek im Hause, besonders reich an englischen Büchern, die der Großvater des Grafen, der als Gesandter in London stand, von dort mitgebracht hatte. Außer der Schwierigkeit, das verrostete Schloß des Bibliothekzimmers zu öffnen, hinderte mich nichts, von dem todten Schatze, um den sich Niemand kümmerte, so viel mit mir zu schleppen, als mir beliebte, und mich ganz der Lektüre zu überlassen. Leider fand sich meine Kenntniß des Englischen, das ich schon früher ohne Meister und sonstige Hülfsmittel zu betreiben angefangen hatte, zu mangelhaft, um Shakespeare, der sich in der Theobald'schen Ausgabe da befand, mit Genuß lesen zu können. Es eiferte mich übrigens an, meine Kenntniß dieser Sprache zu vervollkommnen.

Auf diese Art verstrich der Winter, und die Zeit kam heran, sich auf die ausgedehnten Güter der Familie in Mähren zu verfügen. Bei der Abreise wurde mir der junge Graf anvertraut, und es hieß, der Hofmeister werde nachkommen. Auf dem prächtigen Schlosse in der fruchtbarsten, obgleich nicht schönsten Gegend Mährens angekommen, wartete ich fruchtlos auf die Ankunft des alten Mannes. Endlich erfuhr ich von dem Haus-

chirurgen, daß man den Hofmeister, mit dem man unzufrieden war, weil man ihn in Verdacht hatte, den verstorbenen ältern Bruder meines Zöglings in seinem Widerstreben gegen eine vorgeschlagene Heirath bestärkt zu haben, mit Pension entlassen habe.

Meine Stelluug wurde dadurch auf eine unangenehme Art verändert. Indeß ich früher nur ein paar Stunden mit meinem Zöglinge zu thun hatte, blieb er mir nun den ganzen Tag auf dem Halse. Ich mußte ihn sogar täglich in die Kirche begleiten, wo ich denn den Vicar of Wakefield mitnahm, von dem man im Hause, wegen der geistlichen Benennung Vicar auf dem Titelblatte, nicht zweifelte, daß es ein Gebet- oder Andachtsbuch sei. Ebenso mußte ich auf alle meine poetischen und dramatischen Brouillons, von denen ich mich doch nicht ganz losgemacht hatte, obenan setzen: aus dem Englischen oder Französischen übersetzt, damit sie als Sprachübungen gelten könnten, da jedes Zeichen eines eigenen poetischen Talentes den alten Grafen in seiner Meinung, daß ich ein Jakobiner sei, bestärkt haben würde. Ich setze das hierher, damit nach meinem Tode Derjenige, dem mein schriftlicher Nachlaß in die Hände geräth, sich nicht etwa fruchtlose Mühe gebe, die Originale zu diesen angeblichen Uebersetzungen aufzufinden. Uebrigens sind es durchaus unbedeutende Bruchstücke, mehr Erzeugnisse der langen Weile, als eines längst aufgegebenen ernsten Strebens.

Das Landleben ist angenehm für sich, und so fand ich mich denn endlich zurecht. Ich fing sogar an, die böhmische Sprache zu lernen, habe es aber nie weiter gebracht, als zur Benennung der Speisen, den Schimpfnamen und den Jagdausdrücken. Erstere durch die Nothwendigkeit bei weitern Exkursionen, die zweiten vom oftmaligen Hören, die letztern von unsern Jagdunterhaltungen. Der alte Graf war der schlechteste Schütze von der Welt; es schoß daher, angeblich ohne sein Wissen, immer der erste seiner beiden Büchsenspanner zugleich mit ihm. Was nun getroffen wurde, hatte der Graf getroffen; ging aber das Wild durch, so wendete sich der alte Herr zornig zu seinem Leibjäger um und sagte: Esel! Da ich nun selbst in Folge meiner Kurz-

sichtigkeit schlecht schoß, bei dem jungen Grafen aber man froh sein mußte, nicht selbst für einen Hasen oder ein Rebhuhn gehalten zu werden, so gehörte die ganze Jagdbeute gewöhnlich dem Haupt des Hauses, und er war stolz auf seine Kunst.

Ebenso konnte er, obwohl er seit dreißig Jahren alljährlich sechs Monate in Mähren zubrachte, nicht Ein Wort böhmisch. Daß die Bauern nicht deutsch und nicht französisch verstanden, wußte er, in jeder andern Sprache aber prätendirte er, verstanden zu werden. Besonders freigebig war er mit lateinischen Ausdrücken und ärgerte sich, wenn die Bauern nicht wußten, was er wollte.

So verging die schöne Jahreszeit, und wir kehrten in die Stadt zurück. Ich weiß nicht, war es Sparsamkeit, oder war man mit mir so zufrieden, es erschien noch immer kein Hofmeister. Mir ward das Verhältniß unleidlich. Nicht allein, daß meine Verbindung mit Altmütter abgerissen wurde und ich meine beste Zeit verlor, vor Allem dadurch, daß ich in meinem einundzwanzigsten Jahre durch gesetztes Betragen ein Muster und Beispiel für meinen Zögling sein sollte, der nur um Ein Jahr jünger war als ich. Meinen Vorstellungen wurde entgegengesetzt, daß man einen Hofmeister suche, aber noch immer keinen gefunden habe. Es war die traurigste Zeit meines Lebens, hat die übelste Wirkung auf meine Stimmung und Jugendentwicklung gehabt, und nur die Lage und dringenden Bitten meiner Mutter hielten mich ab, den Zwang gewaltsam zu durchbrechen.

Nun verwirren sich, wahrscheinlich durch die Langweiligkeit der Sache, meine Erinnerungen. Ich weiß nur, daß ich im Februar 1813 als unbesoldeter Praktikant bei der Wiener Hofbibliothek eintrat, zugleich aber noch immer im Hause des Grafen hofmeisterte. Wie ich das vereinigte, verstehe ich nicht, noch weniger, wie ich im Sommer desselben Jahres mit der Familie wieder nach Mähren gehen konnte; wahrscheinlich folgte ich erst in den Ferialmonaten der Hofbibliothek ihnen nach, und der Onkel machte inzwischen selbst den Hofmeister.

Ich finde mich wieder mit ihnen auf einem Jagdschlosse im waldigten Theile des Hradischer Kreises. Es war in der Mitte eines Fasan- und Wildgartens auf einer ziemlichen Anhöhe einsam gelegen, wunderschön, aber klein. Es war unterdessen das verhängnißvolle Jahr 1812 vorübergegangen, der Zug nach Moskau, der Untergang des französischen Heeres. Ich erinnere mich noch der kannibalischen Freude, mit der wir alle, ich auch, die gehäuften Gräuel vernahmen. Jetzt hatte sich Oesterreich in die Verhandlungen gemischt, und man zweifelte nicht, daß es Theil an dem Kriege gegen Napoleon nehmen werde. Daß in diesem Falle die Franzosen in Böhmen einbrechen und darin weiter vordringen würden, als uns irgend lieb war, war uns nach frühern Erfahrungen höchst wahrscheinlich, und wir waren immer zur Flucht bereit; ja vielleicht hatte der Graf nur darum sein Schloß Lukow, nahe der ungarischen Gränze, zum Aufenthalte gewählt, um von der Gefahr möglichst entfernt und der Zuflucht möglichst nahe zu sein.

Aber auch die Communikationen fingen an, gestört zu werden. So fehlte es in unserem Schlosse, wo sonst Alles in Ueberfluß war, allgemach an Kolonial-Artikeln. Da bestimmte der alte Onkel, sein Neffe sollte statt des Kaffee's täglich eine Milchspeise frühstücken. Mir wurde freigestellt, entweder daran Theil zu nehmen, oder den gewohnten Kaffee, so lange der Vorrath währte, wie früher zu trinken. Ich entschied mich für Ersteres aus Rücksicht für die alten Leute. Diese Milchspeisen beschwerten mir wahrscheinlich den Magen und waren Mitursache an meiner spätern Krankheit.

Unser Schloß lag, wie gesagt, ganz einsam, und die nächste Kirche, ein Wallfahrtsort, Maria Stip, lag eine halbe Stunde entfernt. Nur die fromme Fürstin ließ sich täglich hinfahren, wobei sie etwa den Neffen mitnahm, wir andern begnügten uns mit der Sonntagsandacht. An einem solchen Sonntag hing der Himmel voll dicker Regenwolken. Schon war ich im Begriffe, mit der alten Dame und meinem Zög-

linge in einen ungeheuern, wohlverschlossenen Wagen einzusteigen, als der Onkel hinzukam und mir anlag, ihn nicht allein fahren zu lassen. Er war nämlich furchtsam mit Pferden und fuhr nie anders, als auf einem niedern Wurstwagen mit zwei alten Schimmeln, die er selbst leitete. Dabei war ich fast immer sein Begleiter, dem er, indeß er beinahe unausgesetzt Tabak schnupfte oder die ungeheure rothe Nase schneuzte, Zügel und Peitsche anvertraute. Auch sonst ging es so langsam, daß in solchen Momenten die Pferde stehen blieben und sogar an den Rainen des Weges graseten. Die Fürstin, die mich lieb hatte, protestirte, er aber versprach dießmal den Schimmeln „etwas ins Ohr zu sagen“ und mich noch vor dem Regen nach Maria Stip zu bringen. Ich gab nach, und wir fuhren ab. Wir hatten längst den Wagen der Fürstin aus den Augen verloren und befanden uns etwa auf der Hälfte des Wegs, als der Regen in Strömen herabgoß. Als wir, bis auf die Haut durchnäßt, in Maria Stip ankamen, war mein erster Gang nach den beiden einzigen Häusern, die sich nebst der Kirche da befanden, dem Hause des Geistlichen und des Kirchendieners, um Wäsche zu wechseln und im Nothfalle selbst eine Kutte des Geistlichen anzuziehen. Wir hatten uns aber verspätet. Beide Häuser waren verschlossen und die Bewohner in der Kirche. Mir blieb nichts übrig, als auch hinzugehen, wo mich denn schon ein empfindlicher Frost anwandelte. Des nächsten Morgens erwachte ich in einem hitzigen Fieber mit Phantasien und allem Zugehör. Da war nun Noth an Mann. Das kleine Schloß ließ eine Absonderung kaum zu, und der Chirurg hatte die Krankheit für ein Nervenfieber, mithin nicht ohne Gefahr der Ansteckung, erklärt. Man beschloß daher, mich in ein von Maria Stip nicht weit entferntes sogenanntes Badhaus zu bringen, das so hieß, nicht weil Bäder da waren, sondern weil es ein Bader bewohnte, der seinen Lebensunterhalt aus der chirurgischen Operation des Schröpfens an den Personen der von weit herkommenden Wallfahrter gewann.

Hier besuchte mich der Chirurg des Grafen täglich, und soweit war ich leidlich versorgt. Den übrigen Bewohnern des Schlosses hatte der Gebieter streng jede Gemeinschaft mit mir untersagt. Trotz dieses Verbotes kam eines Abends die alte Fürstin, setzte sich an mein Bette und weinte bitterlich.

Des andern Tages sollte mir die Ursache ihres Weinens deutlich werden. Der Chirurg des Grafen erschien nicht mehr. Die Familie war von Lukow abgereist und ließ mich in den Händen des unwissenden Baders allein zurück. Meine Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tag, woran außer der Unfähigkeit des Arztes wohl auch die Beschaffenheit der Arzneien Schuld tragen mochte, die (Chinarinde, so viel ich weiß) von Hradisch geholt werden mußten, einem kleinen Orte, dessen Apotheke die vaterländische Eichenrinde wohl näher lag, als die überseeische Chinarinde. Noch bin ich mir einer Art Herrschaft über meine Phantasien bewußt. Beim Ausbruch der Krankheit, noch im Schlosse, glaubte ich, eine Prinzessin läge unter meinem Strohsacke, und ich rückte daher jeden Augenblick von der Stelle, um die arme Person nicht zu drücken. In dem mir fremden Badehause hörte ich immer Stimmen von außen, die riefen, meine Mutter komme. Ich richtete mich gewaltsam auf und wußte augenblicklich, daß Alles Täuschung sei. Sobald ich aber aus Mattigkeit zurücksank, fingen dieselben Stimmen wieder von Neuem zu rufen an. Diese Sehnsucht nach meiner Mutter mochte wohl auch die alte Fürstin so gerührt haben, verbunden mit dem Bewußtsein der Grausamkeit, einen jungen Menschen am Eingange des Lebens, einen Hausgenossen, in einer solchen Lage hülflos zu verlassen.

Ich kam dem Tode nahe, wußte es und war gleichgültig. Schon erschien der Geistliche von Maria Stip, um mir, als einem Sterbenden, Trost zuzusprechen. Ich aber wendete mich von ihm, der Mauer zu. Da sagte er: er phantasiert, ging und kam nicht wieder.

Auch sonst war ich schlimm daran. Niemand im Badhause verstand deutsch, als nothdürftig der Bader selbst. Des

Nachts legte man einen Ackerknecht in mein Zimmer, der sogleich zu schnarchen anfing und mir jeden Schlaf unmöglich machte, statt mir irgend zu Dienste zu sein. Einmal, eben auch bei Nacht, glaubte ich, eine Weibsperson nähere sich meinem Bette und ziehe das Schublädchen aus dem Tische, der neben mir stand, und in dem ich mein Geld verwahrte. Ich hielt es für Täuschung, aber des andern Morgens war mein Geld wirklich verschwunden.

Endlich aber siegte die Jugend und meine niemals starke, aber unendlich zähe Natur. Ich genas. Als ich das erste Mal Eßlust verspürte, gab man mir als Krankenspeise einen Hasen mit Knödeln, und bei meinem ersten Ausgange in den Garten, wo die Zwetschgenbäume voll reifer Früchte hingen, erlaubte mir mein Arzt, davon so viel zu essen, als mir beliebte, was ich denn auch that.

In welcher Art ich meine Rückreise, wahrscheinlich mit Geld von dem Verwalter des Grafen versehen, antrat, weiß ich nicht mehr. Nur schwebt mir vor, daß ich auf meinem Wege irgendwo mit dem gräflichen Chirurg zusammentraf, der mir geradezu erklärte, daß man meinen Tod für unvermeidlich gehalten habe. Auch traf mich die erste Nachricht von der Schlacht bei Leipzig auf dieser Rückreise, die dadurch beinahe verzögert wurde. Kein Postmeister, kein Postillon, kein Wirth oder Aufwärter war in den Häusern zu finden, Alles befand sich auf den Straßen. Man las die Zeitungen vor, man erzählte, man umarmte sich, jubelte, weinte, das tausendjährige Reich schien angebrochen.

Bei meiner Rückkunft nach Wien machte ich den Eindruck der Erscheinung eines Verstorbenen. Ich konnte nichts von Scham oder Reue in den hochadeligen Gesichtern bemerken, wohl aber eine gewisse Verlegenheit. Das Räthsel klärte sich bald auf. Man hatte nun wirklich einen Hofmeister gefunden. Daß ich meinen Unterricht fortsetzen sollte, war ausgemacht. Die weitere Frage aber, ob im Hause oder außer demselben **wohnend**, ward bald dadurch entschieden, daß ich ein Recidiv

meiner Krankheit bekam. Ich ließ mich zu meiner Mutter bringen, wo mich derselbe Dr. Closset behandelte, der leider zu spät kam, um den Tod meines Vaters zu verhindern. Mein Uebel war weniger ein Recidiv, als ein vollkommenes Nachlassen aller Kräfte. Die Nachtschweiße stellten sich so heftig ein, daß die gewechselten und an die Luft gehängten Unterbetten kaum für den zweiten Tag zum Gebrauche getrocknet waren. Endlich ging auch Das vorüber. Dr. Closset nahm keine Bezahlung und sagte, mir bei seinem letzten Besuche die Hand drückend, er fühle sich hinreichend dadurch belohnt, daß mein Fall einer der wenigen in seiner Praxis sei, auf die er sich als Arzt etwas zu gute thue. Er hatte selbst nicht an meine Heilung geglaubt.

Ich nahm nun meinen Unterricht wieder auf, speiste auch mit der gräflichen Familie zu Mittag, miethete mich aber in einem andern Hause ein. Da bemerkte ich nun eine seltsame Verstimmung in den erhabenen Personen, ganz im Widerspruche mit dem sonstigen, nicht immer angenehmen, aber zutraulichen Tone. Die Ursache habe ich erst viele Jahre später durch die mitbetheiligte Person selbst erfahren, setze sie aber jetzt schon her. Das Hauswesen des Grafen hatte sich in letzter Zeit durch eine Nichte vermehrt, die, bis dahin im Kloster erzogen, nun von den Verwandten zu sich genommen wurde, ein äußerlich nicht gerade bevorzugtes, aber herzensgutes, heiteres und unter dem verwandtschaftlichen Druck bitter leidendes Frauenzimmer. Wir sahen uns natürlich oft, aber ohne besonderes Interesse, und Niemand hatte ein Arges dabei. Als ich nun zu meiner Mutter gebracht wurde und man im gräflichen Hause von der Armuth derselben sprach, vermischte die etwa sechzehnjährige Comtesse, noch von ihrer Klosterlektüre her, die Armuth mit der Bettelhaftigkeit, packte ihren kleinen Schmuck zusammen und gab ihn ihrer Kammerjungfer, die ihn heimlich, und ohne zu sagen, von wem, meiner Mutter überbringen sollte. Die Kammerjungfer fand die Sache bedenklich, fragte sich bei dem Grafen an, der vol-

ternden Gegenbefehl gab und, da er sich eine solche Großmuth ohne besonderes Motiv gar nicht denken konnte, auf ein Liebesverständniß schloß, das weder von Seite der kleinen Gräfin, noch vor Allem von der meinigen je und irgend bestand.

Inzwischen beschäftigte ich mich, ich hätte bald gesagt: eifrig, in der Hofbibliothek. Von Eifer war damals in dieser Anstalt überhaupt nicht viel zu bemerken. Die Beamten, beinahe durchaus gutmüthige Leute, benahmen sich ungefähr wie die Invaliden in einem Zeughause oder der Hund beim Heu, bewahrten das Vorhandene, wiesen die Seltenheiten den Besuchern vor, verwendeten die spärliche Dotation zum Ankauf aller gedenkbaren Auflagen der Klassiker und hielten die verbotenen, das heißt alle neuern Bücher nach Möglichkeit fern. Von bibliothekarischen Systemalarbeiten war gar nicht die Rede.

Das war nun gerade mein Geschmack. Ich las und studirte, was mich selber anzog. Da war nun vor Allem die Vervollkommnung im Griechischen, zu dessen Betreibung ich und mein damaliger Kollege Eichenfeld uns vereinigten. Um ungestört zu sein, begaben wir uns ins Manuskriptenkabinet der Bibliothek und lasen, von allen Hülfsmitteln umgeben, die griechischen Autoren. Das ging eine Weile, bis der erste Custos der Anstalt, ein widerwärtiger Illiterat, eben ein Hund beim Heu nach meiner obigen Bezeichnung, davon Nachricht bekam und, ohne Lust und Fähigkeit, selbst ein Manuskript zu benützen, doch einen mißgünstigen Neid über eine mögliche Edirung durch einen Andern empfindend, uns den Eintritt in das Manuskriptenkabinet verbot.

Zugleich betrieb ich eine andere Sprache, zu der ich den Grund schon früher gelegt hatte, und die von dem wesentlichsten Einfluß auf meine künftige Laufbahn werden sollte. Ich war von jeher der Ueberzeugung, daß man einen Dichter nicht übersetzen könne. Trotz meines schlechten Gedächtnisses, hatte ich mir daher außer den beiden alten und der nothwendigen französischen auch die italienische und englische Sprache angeeignet und, durch Bertuchs Uebersetzung des Don

Quixote und seine Aeußerungen über die spanischen Dichter aufmerksam gemacht, noch in meinen frühesten Zeiten mich auch mit dieser Sprache beschäftigt. Es war mir eine uralte spanische Grammatik in die Hände gefallen, so uralt, daß sie selbst der Sprache Lope de Vega's und Calderons vorausging und ich später die aus ihr gelernten Formen wieder umlernen mußte. Aus Geldmangel konnte ich mir kein Wörterbuch anschaffen, bis mir endlich beim Antiquar ein Sobrino in die Hände fiel, bei dem zwar der ganze Buchstabe A fehlte, der aber dafür um einen Gulden Papiergeld käuflich war. Mit diesem Rüstzeug war nicht viel auszurichten. Da erschien Schlegels Uebersetzung einiger Stücke Calderons, von denen mich besonders die Andacht zum Kreuze anzog. Für so vortrefflich ich die Uebersetzung Shakespeare's von demselben Schriftsteller anerkennen mußte, ebenso mangelhaft und ungenügend erschien mir jene Calderons. Daß ein Dichter, dessen Schwung beinahe die Poesie selbst überflog, sich nicht in so steifen und verrenkten Phrasen bewegt haben könne, war mir deutlich. Die Hofbibliothek bot alle Hülfsmittel dar, ich warf mich daher auf die spanische Sprache, und zwar, um das Brett zu bohren, wo es am Dicksten war, unmittelbar auf Calderon. Damit ich aber über die Schwierigkeiten nicht zu leicht hinausginge und genöthigt wäre, jedes Wort im Wörterbuche nachzuschlagen, übersetzte ich das gewählte Stück: Leben ein Traum, nach Entzifferung jedes Absatzes, sogleich in deutsche Verse, ja, nach Vorgang des Originals, in Reime. Wie lange ich mit dieser unsäglichen Arbeit zugebracht habe, weiß ich nicht, nur daß ich nicht über die Hälfte des ersten Aktes hinausgekommen bin. Ohnehin hatte ich bei dieser Uebersetzung nur mein Studium der Sprache im Auge.

Da treffe ich mit einem Jugendbekannten zusammen. Wir sprechen über das Theater und die wunderliche Mannigfaltigkeit aus allen Geschmacksrichtungen, die dem Publikum dargeboten werde. Nun bereitet man gar ein Stück aus dem Spanischen vor, sagte er: Leben ein Traum. Ich frage nach

dem Verfasser der Uebersetzung. Er meint, er heiße Wendt, oder ähnlich. Nun wußte ich, daß es einen Professor Wendt in Leipzig gebe, dem man eine solche Uebersetzung wohl zutrauen konnte. Im Verfolg des Gespräches bemerkte ich, daß ich das Stück wohl kenne und zum Theil selbst übersetzt habe. Der Freund wünscht, meine Arbeit zu lesen, was ich denn endlich auch zugebe. Nach ein paar Tagen kommt er, mir zu melden, daß meine Uebersetzung nicht nur ihm selbst, sondern auch dem Redakteur der literarisch-kritischen Modenzeitung, dem er sie mitgetheilt, unendlich gefallen habe und letzterer mich ersuchen lasse, ihm wenigstens die ersten beiden Scenen zum Abdruck in seinem Blatte zu überlassen.

Ich war von jeher ein Feind der Oeffentlichkeit und habe außer einem Gedichte: Die Musik, in reimlosen Versen, die, ich weiß nicht durch wessen Vermittlung, in einem Wiener Journale ohne meinen Namen erschienen war, früher nie etwas drucken lassen.

Ich weigerte mich daher, mußte mich aber endlich den Gegengründen fügen: daß es Schade um meine gehabte Mühe wäre. Jetzt sei die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Stück gerichtet, und wenn nicht jetzt, könne mein Fragment wohl nie mehr zur Geltung gebracht werden. Ich willigte ein. Längere Zeit verging, und meine Uebersetzung erschien nicht, was mich herzlich wenig kümmerte.

Endlich wird „Leben ein Traum" mit Beifall aufgeführt, und des nächsten Morgens gibt die Modezeitung mein Fragment, das, unter den höchsten Lobpreisungen, zum Angriffspunkt gewählt wird, um über die aufgeführte Uebersetzung aufs Feindlichste herzufallen. Zugleich hatte ich schon aus dem Theaterzettel ersehen, daß der Verfasser jener Bearbeitung nicht Wendt, sondern West heiße, unter welchem angenommenen Namen der damalige Dramaturg des Hofburgtheaters, Schreyvogel, sich in der Vorzeit literarisch beschäftigte.

Schreyvogel war in unserer Familie, zufolge eines ausgangslosen Liebesverhältnisses mit einer Schwester meiner

Mutter, nicht im besten Andenken. Trotz eines heimlichen Grauens verehrte ich ihn aber schon in meinen Knabenjahren, und eine von ihm zu Anfang des Jahrhunderts herausgegebene vortreffliche Zeitschrift: Das Sonntagsblatt, hat einen großen Einfluß auf meine Bildung gehabt, indem sie beitrug, mich vor den Albernheiten zu bewahren, die jene Zeit ebenso gut hatte, als die jetzige, nur daß damals zwei große Geister wie eine Centralsonne in der Mitte standen und die faselnden Romantiker doch zu einer Art Concentricität in ihren Bahnen zwangen, indeß jetzt die leere Mitte Jedem die Erlaubniß zu einer Kometenreise ins Leere und Bodenlose gibt.

Mein, jenem Fragment beigesetzter Name war Schreyvogeln nicht entgangen. Schon ein paar Tage darauf sagte mir der alte Skriptor Leon auf der Hofbibliothek, es habe Schreyvogeln sehr wehe gethan, daß der Sohn eines Jugendfreundes sich zu einer so niedrigen Intrigue gegen ihn hergegeben. Ich erklärte dem alten Leon den Zusammenhang der Sache und meinen eigenen Abscheu vor dem Mißbrauche, den man mit meiner Arbeit getrieben. Da kam denn die Rückantwort, wie es Schreyvogeln sehr erfreue, mich unschuldig zu wissen, und wie er lebhaft wünsche, mich kennen zu lernen. Ich ließ mir das gesagt sein und ging nicht hin. Eine zweite Aufforderung hatte denselben Erfolg. Da erklärt endlich Leon auf der Bibliothek, nun lasse er mich nicht mehr, ich müsse auf der Stelle mit ihm zu Schreyvogel. Dagegen war nun nichts mehr einzuwenden, und ich ging mit ihm.

Schreyvogel empfing mich wahrhaft väterlich. Von einer Entschuldigung war nicht mehr die Rede. Er erklärte selbst, daß ihm meine Uebersetzung sehr gefallen habe, und er fragte, ob ich denn keine Lust zu eigenen dramatischen Arbeiten habe, an der Befähigung sei kaum zu zweifeln. Ich erzählte ihm, daß ich in meinen Knabenjahren ein endloses Trauerspiel geschrieben, von dessen Unbrauchbarkeit ich aber nun selbst überzeugt sei. Seitdem hätte ich es aufgegeben. Wenn ich nichts Tüchtiges leisten könne, dulden lassen wolle ich mich nicht. Er

fragte weiter: ob ich nicht in der Zwischenzeit Stoffe durchdacht hätte, ich möchte ihm derlei erzählen. Nun hatte ich gerade damals einen Stoff ganz gegliedert in meinem Kopfe. Damit ging es so her:

Ich hatte in der Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, glaub' ich, die Art seiner Gefangennehmung gelesen. Von den Häschern verfolgt, flüchtete er in ein herrschaftliches Schloß, wo er mit dem Kammermädchen ein Liebesverhältniß unterhielt, ohne daß diese, ein rechtliches Mädchen, ahnte, welch einem Verworfenen sie Kammer und Herz geöffnet hatte. In ihrem Zimmer wurde er gefangen. Der tragische Keim in diesem Verhältnisse, oder vielmehr in dieser Erkennung, machte einen großen Eindruck auf mich.

Ebenso war mir ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geschlechtes vermöge ihrer Aehnlichkeit mit der als Gespenst umwandelnden Urmutter zu den schauerlichsten Verwechslungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, besonders bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für das Mädchen nahm. Beide Eindrücke lagen längere Zeit neben einander in meinem Kopfe, beide in dieser Isolirung unbrauchbar. Im Verfolg des ersteren wäre mir nie eingefallen, einen gemeinen Dieb und Räuber zum Helden eines Drama zu machen; beim zweiten fehlte der gespensterhaften Spannung der sonstige menschliche Inhalt.

Einmal des Morgens, im Bette liegend, begegnen sich beide Gedanken und ergänzen sich wechselseitig. Der Räuber fand sich durch das Verhängniß über der Urmutter eines Geschlechtes, dem auch er angehören mußte, geadelt; die Gespenstergeschichte bekam einen Inhalt. Eh ich aufstand und mich ankleidete, war der Plan zur Ahnfrau fertig.

An die Ausführung zu gehen, hinderte mich theils mein Entschluß, der dramatischen Poesie für immer zu entsagen, theils ein Schamgefühl, einen Stoff zu behandeln, der höchstens für die Vorstadttheater geeignet schien, und mich einer Klasse von

Dichtern gleichzusetzen, die ich immer verachtet hatte; obwohl ich Poesie genug in mir fühlte, die Geistergeschichte so auszustatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutscher Gelehrter sein müsse, um viel dagegen einwenden zu können.

Diesen Stoff nun erzählte ich Schreyvogeln, und zwar mit einer solchen Lebhaftigkeit und einer solchen bis ins Einzelnste eingehenden Folge, daß er, selbst Feuer und Flamme, ausrief: Das Stück ist fertig, Sie brauchen es nur niederzuschreiben. Meine Einwendungen ließ er nicht gelten, und ich versprach, darüber weiter nachzudenken.

Inzwischen war auch eine bedeutende Veränderung in meinen äußern Verhältnissen eingetreten. Einmal hatte ich den Unterricht des jungen Grafen vollendet, worüber ich herzlich froh war. Nun ließ mir die Familie ihren mir damals unerklärlichen Groll dadurch fühlen, daß sie mir ein beim Eintritt, freilich nur mündlich, gegebenes Versprechen nicht halten wollten, mir nämlich meinen kleinen Gehalt bis zum Eintritt in ein besoldetes Staatsamt belassen zu wollen. Erst die Dazwischenkunft eines in der Familie geachteten Geistlichen machte der Schwierigkeit ein Ende. Zugleich hatten einen meiner Oheime seine Geschäfte zu dem damaligen dirigirenden Vicepräsidenten der Finanz-Hofkammer, Grafen Herberstein, geführt. Herberstein hatte meinen Vater gekannt und geachtet, er erkundigte sich um dessen rückgebliebene Familie, erfuhr unsere Umstände, und daß der älteste Sohn ohne Gehalt in der Hofbibliothek diene. Der praktische Mann fuhr auf, fand Letzteres, als ohne Aussicht für die Zukunft, unverantwortlich und begehrte, mich zu sprechen.

Als ich kam, machte er mir die Hölle heiß, erinnerte mich an die Pflicht, für meine Mutter und Geschwister zu sorgen, und fügte bei, daß, wenn ich mich ihm anvertrauen und zu den Finanzen übertreten wollte, die Sorge für mein Fortkommen seine Sache sein werde. Ich war durch die Widerlichkeit des zweiten Vorstehers der Hofbibliothek sehr verstimmt, die neue Aussicht schien lockend, und ich willigte ein.

Da sollte ich nun ein vollendeter Kameralist werden. Ich

wurde der niederösterreichischen Zollverwaltung zugetheilt, mußte in Expedit-, Protokoll-, Hauptzoll- und Verzehrungssteuer-Amt alle diese Fächer praktisch durchüben, bis man mir endlich, als Zeichen der höchsten Zufriedenheit, ein eignes Bureau in der Examinatur anvertraute, wo ich Schwärzer und Gefälls-Uebertreter von minderem Belang selbständig untersuchte. Ich weiß nicht, war es die Neuheit der Sache, das gefällige Entgegenkommen aller Vorgesetzten, oder das angenehme Gefühl der Freiheit von dem Druck im gräflichen Hause, ich fand mich ganz gut in Alles, und es stellte sich sogar eine Art Heiterkeit ein. Die Ahnfrau war inzwischen vergessen, auch hatte ich Schreyvogeln seither nicht besucht.

Da, am Ausgange des Sommers, begegne ich ihm auf einem Spaziergange am Glacis. Er ruft mir schon von Weitem zu: Wie steht's mit der Ahnfrau? Ich aber antworte ihm ganz trübselig: Es geht nicht!

Schreyvogel, ursprünglich im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, das er erst später im Kunsthandel verloren, war in den Neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts durch seine Bekanntschaft mit Männern, die einem traurigen Schicksale verfielen, in den Verdacht einer Anhänglichkeit an die Grundsätze der französischen Revolution gekommen. Obschon ihm nichts nachgewiesen werden konnte, schien es doch gerathen, sich für einige Zeit mit Genehmigung der Behörden von Wien zu entfernen. Er ging nach Jena und Weimar, wo er, durch mehrere Jahre verweilend, mit den damaligen Heroen der Literatur in nähere Verbindung kam.

Als ich ihm nun sagte: Es geht nicht, erwiederte Schreyvogel: Dieselbe Antwort habe ich einst Goethen gegeben, als er mich zur literarischen Thätigkeit aufmunterte; Goethe aber meinte: Man muß nur in die Hand blasen, dann geht's schon. — Und so schieden wir von einander.

Diese Worte des großen Meisters gingen mir gewaltig im Kopfe herum. Sollte es — bei allem Abstand der Begabung — Andern so leicht werden, daß sie nur in die Hand zu blasen

brauchten, und ich selbst brächte gar nichts zu Stande! Mein tiefstes Wesen fand sich empört. Meinen Spaziergang allein fortsetzend, dachte ich über die Ahnfrau nach, brachte aber nichts zu Stande, als die acht oder zehn ersten Verse, die der alte Graf zu Anfang des Stückes spricht, und zwar in Trochäen, die mir meine Beschäftigung mit Calderon lieb gemacht hatte.

Man hat mich um dieser Versart und wohl auch der sogenannten Schicksalsidee willen als einen Nachahmer von Müllners „Schuld" bezeichnen wollen. Eigentlich war es aber wohl Calderon und namentlich dessen Andacht zum Kreuze, was mir unbewußt vorschwebte, nebstdem, daß der Trochäus meinem erwachten Musikgefühle wohl that. Allerdings hätte ich ohne Müllners Vorgang wahrscheinlich nicht gewagt, eine neue Versart auf die deutsche Bühne zu bringen.

Als ich nach Hause gekommen war und zu Nacht gegessen hatte, schrieb ich ohne weitere Absicht jene acht oder zehn Verse auf ein Blatt Papier und legte mich zu Bette.

Da entstand nun ein sonderbarer Aufruhr in mir. Fieberhitzen überfielen mich. Ich wälzte mich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere. Kaum eingeschlafen, fuhr ich wieder empor. Und bei alle Dem war kein Gedanke an die Ahnfrau, oder daß ich mich irgend meines Stoffes erinnert hätte.

Des andern Morgens stand ich mit dem Gefühle einer herannahenden, schweren Krankheit auf, frühstückte mit meiner Mutter und ging wieder in mein Zimmer. Da fällt mir jenes Blatt Papier mit den gestern hingeschriebenen, seitdem aber rein vergessenen Versen in die Augen. Ich setze mich hin und schreibe weiter und weiter, die Gedanken und Verse kommen von selbst, ich hätte kaum schneller abschreiben können. Des nächsten Tages dieselbe Erscheinung, in drei oder vier Tagen war der erste Akt, beinahe ohne ein durchstrichenes Wort, fertig.

Ich lief damit sogleich zu Schreyvogel, um es ihm vorzulesen. Er war im höchsten Grade befriedigt und drang nur um so mehr in mich, doch ja fortzufahren. Eben so schnell entstanden der zweite und dritte Akt. Noch erinnere ich mich, daß ich an der

großen Scene, wo Jaromir Berthan zur Flucht beredet, von fünf Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends geschrieben habe, ohne Ruhepunkt und ohne etwas zu mir zu nehmen. Meine Mutter klopfte zur Zeit des Frühstückes und des Mittagsmahles vergebens an die Thür. Erst Abends ging ich hervor, machte einen Spaziergang über die Bastei und aß zu Nacht mein Mittagsmahl.

Da fiel plötzlich kaltes Wetter ein, und es war, als ob mir alle Gedanken vergangen wären. Ich schlich ganz traurig zu Schreyvogel und klagte: ich hätte wohl voraus gesagt, daß es nicht ginge. Er meinte aber, es werde schon wieder kommen. Und so geschah es auch. Nach zwei- oder dreitägiger Unterbrechung vollendete ich das Stück mit derselben Raschheit, mit der es begonnen war. In nicht mehr als fünfzehn oder sechzehn Tagen habe ich es geschrieben.

Es wurde nun Schreyvogeln übergeben, damit er über die Aufführbarkeit entscheiden möge. Als ich nach ein paar Tagen vorfragte, fand ich ihn beträchtlich abgekühlt. Schreyvogel war ein vortrefflicher Kopf, in gehörigem Abstande allerdings eine Art Lessing. Nur hatte er außer der logischen Schärfe mit seinem Vorbilde auch Das gemein, daß seine künstlerischen Grundsätze mehr das Ergebniß eines Studiums der Muster, als ein Erzeugniß aufquellender eigener Anschauungen waren. Er wußte nun nicht recht, wohin er mein Mondkalb anreihen sollte, und war ängstlich. Nicht als ob er den Gespensterspuk oder die sogenannte Schicksalsidee verworfen hätte, er verlangte vielmehr, daß letztere mehr herausgebildet werden sollte, namentlich der ganz unberührt gebliebene Umstand, daß das jetzt lebende Geschlecht geradezu die Frucht der Sünde der Ahnfrau sei. Als ich mich darein nicht finden wollte, erbot er sich sogar, mein Stück zu überarbeiten, es sollte dann als unser gemeinschaftliches Werk erscheinen. Dagegen protestirte ich; es sollte entweder gar nicht aufgeführt werden, oder als mir angehörig.

Schreyvogel hatte bereits mit den Schauspielern gesprochen, denen er die Rollen zugedacht hatte. Madame Schröder wählte

bloß vom Hörensagen das Stück zu ihrer Einnahme und für sich die Rolle der Bertha und des Gespenstes. Herteur, der den Jaromir geben sollte, besuchte mich in meiner Wohnung in dem sogenannten „Elend", wo er denn erstaunt war, den Dichter am Schreibtische, in dem Rohr-Lehnsessel seines Vaters sitzen zu sehen, auf welchem Lehnstuhle, weil das Rohr durchgesessen war, durch ein quer darüber gelegtes Brett ein neuer Sitz improvisirt war.

In diesem Getümmel verlor ich ganz den Ueberblick. Ich machte die verlangten Aenderungen, durch welche mein Stück nicht besser wurde, zum Theil auch darum, weil ich sie nur äußerlich anfügte.

Ich habe sogleich nach der Aufführung bemerkt, daß durch diese „tiefere Begründung" mein Stück aus einem Gespenstermärchen mit einer bedeutenden, menschlichen Grundlage sich jener Gattung genähert hatte, in der Werner und Müllner damals sich bewegten. Bei den spätern Auflagen wollte ich auch geradezu auf mein ursprüngliches Manuskript zurückgehen. Da ich aber bei der zweiten Redaktion, wie der Dichter soll und muß, zugleich Manches in der Diktion und sonstigen Anordnung geändert hatte, welches alles mit Rückblick auf jene Erweiterung der Idee geschah, so hätte es einer dritten Ueberarbeitung bedurft, was mir viel zu langweilig war. Jenes ursprüngliche Manuskript mit Schreyvogels Randbemerkungen wird sich, als Beweis dessen, unter meinen Papieren finden.

Nun kamen die äußern Verlegenheiten, die, wenn sie mir nicht von Andern abgenommen worden wären, mich geradezu bestimmt hätten, mein Stück zurückzuziehen. Es wurde bei der Censur eingereicht und verboten. Durch die Connexionen der Schauspielerin Madame Schröder, die, als zu einer Einnahme berechtigt, ein Wort mitreden durfte, wurde es erlaubt. Es ist aber nach dieser ersten Vorstellung zum zweiten Male verboten worden. Da trat denn der pensionirte Hofschauspieler Lange, der den Grafen Borotin gab und die dritte Vorstellung zu seiner Einnahme geben wollte, in die Schran-

ken, und mit seiner Rührung als tragischer Vater brachte er die Erlaubniß auch für diese Vorstellung zuwege. Zuletzt kam der Eigenthümer des Theaters an der Wien, Graf Palffy, mit utilitarischen Gründen und erklärte, wenn man ihm die Stücke, die Geld eintrügen, verbiete, müsse er sein Theater zuschließen. Das wirkte, und Barrabas ward freigegeben.

Ich habe den Ereignissen vorgegriffen und kehre zurück. Die Schauspieler waren von ihren Rollen entzückt. Als ich auf den Proben erschien, wurde ich trotz meines fadenscheinigen Ueberrocks wie ein junger Halbgott empfangen. Zufällig fanden sich auch mit Zuhülfnahme der Hofschauspielerin Madame Schröder und des pensionirten Hofschauspielers Lange, die Gastrollen gaben, alle Subjekte vor, um das Stück so aufzuführen, wie es wohl auf keiner deutschen Bühne wieder gegeben worden ist. Es wurde darum auch dem Theater an der Wien der Vorzug vor dem Hofburgtheater für mein erstes Erscheinen vor dem Publikum gegeben.

Das alles geschah ohne mein Zuthun, ja beinahe ohne mein Vorwissen. Da endlich kam der Tag der ersten Vorstellung.[1] Meinen Namen auf den Zettel drucken zu lassen, war ich durchaus nicht zu bewegen. Die Ahnfrau, Trauerspiel in fünf Aufzügen, ohne Angabe des Verfassers, stand an den Straßenecken angeschlagen. Das gab keine gute Vorbedeutung, und das Theater war schwach besucht, es gab eine schlechte Einnahme, was mir aber Madame Schröder, die Geld wahrlich brauchte, nie nachgetragen, sondern sich so gegen mich benommen hat, als hätte ich ihr Tonnen Goldes eingebracht. Mir waren von der Beneficiantin drei Sperrsitze in der ersten Galerie zugekommen, die ich mit meiner Mutter und meinem jüngsten, damals eilf- oder zwölfjährigen Bruder einnahm. Die Vorstellung, obgleich vortrefflich, machte auf mich den widerlichsten Eindruck: es war mir, als ob ich einen bösen Traum verkörpert vor mir hätte. Ich faßte damals den Vor-

[1] 31. Jänner 1817. [A. d. H.]

satz, der Vorstellung keines meiner Stücke mehr beizuwohnen, ein Vorsatz, den ich bis heute gehalten habe. Die Haltung unserer Familie war höchst wunderlich. Ich selbst recitirte, ohne es zu wissen, das ganze Stück leise mit. Meine Mutter, vom Theater ab und zu mir gewendet, sagte in Einem fort: Um Gotteswillen, Franz, mäßige dich, du wirst krank; indeß zu ihrer andern Seite mein kleiner Bruder unausgesetzt betete, daß das Stück gut ausfallen möge. Das Widerliche wurde dadurch vermehrt, daß auf der spärlich besetzten Bank hinter uns ein ganz gut aussehender alter Herr saß, der mich natürlich nicht kannte und, obschon ihn das Stück zu interessiren schien, sich doch nicht enthalten konnte, ein oft wiederholtes: grell, grell! an meinen Ohren vorbeitönen zu lassen. Es wurde viel geklatscht, aber durchaus nur an Stellen, wo die trefflichen Schauspieler ihre Glanzpunkte hatten. Als ich daher nach geendigter Vorstellung auf die Bühne ging, widersprach ich aufs Bestimmteste der Meinung der Schauspieler, daß das Stück sehr gefallen habe.

Bei der Wiederholung am nächsten Abend hatte ich alle Ursache, meine Ansicht für die richtige zu halten, denn das Theater war halb leer. Da meinte aber der Schauspieler Küstner: ich kennte ihr Theater nicht. Bei ihnen in der Vorstadt brauche es immer ein paar Tage, bis das Gerücht eines Erfolges im Publikum herumkomme. Und so war es auch; bei der dritten Vorstellung fand sich das Theater wie belagert, und das Stück machte in Wien und in ganz Deutschland die ungeheuerste Wirkung.

Ungeachtet dieses allgemeinen Antheils hat mir die Ahnfrau nicht mehr eingetragen, als 500 fl. Papiergeld von der Theaterdirektion, und eben so viel vom Verleger, was Beides ungefähr 400 fl. in Silber gleichkommt. Ich ließ nämlich das Stück auf Schreyvogels Rath unmittelbar nach der Aufführung drucken, weil die erschienenen Recensionen den Inhalt und die Gesinnung aufs Unverschämteste entstellten. So gaben es alle Theater in Deutschland nach dem gedruckten Exemplar

und machten ungeheure Einnahmen, ohne daß es einem einzigen einfiel, mir ein Honorar zu zahlen. Das in Wien Erhaltene diente übrigens dazu, unserm Hauswesen aufzuhelfen. Wir bezahlten die fällige Wohnungsmiethe, und ich behielt für mich nur 50 fl. Papiergeld, um die ich mir die Braunschweiger Ausgabe von Shakespeare in englischer Sprache und die Heyne'sche Iliade anschaffte.

Mein Hauptgegner in der Journalistik war, weil ich jetzt mit Schreyvogel stand, derselbe Redakteur der Modenzeitung, der mich einst gegen Schreyvogel benützt und damals ungeheuer gelobt hatte. Er veranlaßte sogar, ehe das Stück noch gedruckt war, einen damals beliebten Dichter in Salzburg, Weißenbach, eine verdammende Kritik, bloß nach den empfangenen brieflichen Mittheilungen, mithin ins Blaue zu schreiben, was mir der ehrliche Mann später abgebeten hat. Die Urtheile waren zufolge der unvertilgbaren Nationalität beinahe so albern, als was man in den heutigen Journalen, Kunstphilosophien und Literaturgeschichten zu lesen bekommt. Da war nun von nichts die Rede als von Schicksal, daß Verbrechen durch Verbrechen gesühnt würden, und so weiter.

Genau genommen nun, befindet sich die Schicksals-Idee gar nicht in der Ahnfrau. Wenn der Richterspruch gegen dieses geistige Wesen lautete, daß sie zu wandeln habe, bis ihr Haus durch Verbrechen ausstürbe, so hätten diese Verbrechen allerdings eine Nothwendigkeit; da aber das Ende ihrer Strafe nur bis zum Aussterben ihres Hauses, gleichviel wann und wie, bestimmt ist, so ist der Zeitpunkt, und daß es durch Verbrechen geschieht, zufällig. Daß die Personen, zufolge einer dunklen Sage eines frühern Verschuldens, sich einem Verhängniß verfallen glauben, bildet so wenig ein faktisches Schicksal, als Einer darum unschuldig ist, weil er sich für unschuldig ausgibt.

Damit will ich nicht gegen das Schicksal eifern, sondern gegen sein krubes Vorkommen in der Ahnfrau. Die Poesie kann des Hereinspielens eines Uebersinnlichen in das Mensch-

liche nie entbehren. Da uns nun die Wissenschaft darüber gar nichts, oder wenigstens nichts Vernünftiges zu sagen weiß, die Religion aber leider mehr im „Bewußtsein“ als in der Ueberzeugung lebt, so bleibt uns nichts übrig, als diese Verbindung zweier Welten so zu nehmen, wie sie, einem Grundzuge der menschlichen Natur gemäß, in allen Zeiten und bei allen Völkern vorgekommen ist. Die Alten hatten die grandiose Gestalt des Schicksals; aber auch nur für die Poesie. Es wäre ihnen im wirklichen Leben nicht eingefallen, bei einer Gefahr die Hände in den Schooß zu legen, weil doch das Unvermeidliche nicht zu vermeiden sei, sowie der Richter einem Verbrecher ins Gesicht gelacht haben würde, wenn er sich auf ein Schicksal oder einen erhaltenen Orakelspruch berufen hätte. Diese großartige Gestalt ist allerdings durch die neueren Religionen zerstört worden, aber die Trümmer davon leben unvertilgbar als Vorbedeutung und Vorahnung, als Wirkung von Fluch und Segen, als Gespenster- und Hexenglauben fort. Als letztern hat ihn Shakespeare im Macbeth benützt. Wenn ihr mir sagt, diese Hexen seien der eigene Ehrgeiz des Helden, so antworte ich euch: Thut die Augen auf! Was ihr da vor euch seht, das sind Hexen, und nicht der Ehrgeiz. So wie das Gespenst Banquo's ein wirkliches Gespenst ist, weil ihr es mit euren eigenen Augen seht, indeß der Gedankendolch vor dem Morde nur ein Gedankendolch ist, denn nur Macbeth sieht ihn, ihr aber nicht. Meint ihr aber, diese Hexenfiguren bekämen ihren Werth für alle Zeiten dadurch, daß sie den Ehrgeiz Macbeths repräsentiren, so habt ihr vollkommen recht, dann denkt aber auch bei der Ahnfrau an den biblischen Spruch von der Strafe des Verbrechens an den Kindern des Verbrechers bis ins siebente Glied, und ihr habt einen Akt geheimnißvoller Gerechtigkeit vor euch, statt eines Schicksals.

Die Grundirrthümer der menschlichen Natur sind die Wahrheiten der Poesie, und die poetische Idee ist nichts Anderes als die Art und Weise, wie sich die philosophische im Medium des Gefühls und der Phantasie bricht, färbt und gestaltet.

Auch hat man bei diesen ekelhaften Streitigkeiten nur immer von Werner, Müllner und der Ahnfrau gesprochen und sich nicht erinnert, daß Schiller in der Braut von Messina das Schicksal in seiner schroffsten Gestalt benützt und es auch theoretisch vertheidigt hat. Nun gebe ich gerne zu, daß Schiller sich geirrt haben kann, nur tritt diese Möglichkeit bei den Eintagsfliegen der Kritik und Literaturgeschichte mit verdoppeltem Maße ein. Zugleich sollten die Deutschen in ihrer abgeschmackten Gründlichkeit nie den Unterschied zwischen Poesie und Prosa, noch den Umstand vergessen, daß ein Trauerspiel, so traurig es sein mag, doch immer auch ein Spiel bleibt.

Ich bin gegen meine Absicht weitläuftig geworden, weil der widerliche Eindruck der damaligen Besprechungen sich mit in der Erinnerung erneuert. Es hat mir die Freude an dem Gelingen meines Werkes verkümmert. Zugleich aber, da immer von Räubern, Gespenstern und Knalleffekten die Rede war, beschloß ich, bei einem zweiten Drama, wenn es je zu einem zweiten kommen sollte, den möglichst einfachen Stoff zu wählen, um mir und der Welt zu zeigen, daß ich durch die bloße Macht der Poesie Wirkungen hervorzubringen im Stande sei.

Ich fand keinen solchen Stoff, vielleicht nur darum, weil ich keinen suchte. Mein Gemüth war verbittert. Ich merkte wohl, daß ich als der letzte Dichter in eine prosaische Zeit hineingekommen sei. Schiller — bei dessen Leichenfeier im Kärnthnerthortheater ich, von der Menge mit der Brust gegen eine halbgeöffnete Thür gedrängt, bald selbst das Leben verloren hätte — war todt, Goethe hatte sich der Wissenschaft zugewendet und förderte in einem großartigen Quietismus nur das Gemäßigte und Wirkungslose, indeß in mir alle Brandfackeln der Phantasie sprühten. So verging Frühling und Sommer in träumerischem Nichtsthun. Gegen Anfang des Herbstes machte ich einen Spaziergang längs der Donau in den Prater. Bei den ersten Bäumen begegnete mir ein noch jetzt lebender Doktor Joel, der mich aufhält und mir sagt, wie der Kapellmeister Weigel lebhaft einen Operntext wünsche.

Meine Poesie, in Verbindung mit Weigels Musik — und so weiter! Er selbst habe einen vortrefflichen Opernstoff gefunden. Obwohl ich nicht die geringste Lust hatte, einen Operntext zu schreiben, fragte ich doch nach diesem Stoffe. Er nannte Sappho. Ich versetzte augenblicklich, das gäbe allenfalls auch ein Trauerspiel. Er dagegen meinte, dazu seien denn doch zu wenig Begebenheiten. So trennten wir uns, er ging nach der Stadt, und ich dem Prater zu.

Der Name Sappho hatte mich frappirt. Da wäre ja der einfache Stoff, den ich suchte. Ich ging weiter und weiter in den Prater, und als ich spät Abends nach Hause kam, war der Plan zur Sappho fertig. Ich ließ mir nur noch des andern Tages in der Hofbibliothek die erhaltenen Fragmente ihrer Gedichte geben, fand das eine der beiden vollständigen, an die Liebesgöttin, ganz für meinen Zweck geeignet, übersetzte es auf der Stelle und ging schon des nächsten Morgens an die Arbeit.

Wir hatten zu dieser Zeit von der Wohnung einer gleichfalls verwittweten, aber ungleich besser gestellten Schwester meiner Mutter, im Schottenhofe, zwei Zimmer zur Aftermiethe bezogen. Daß sie im ersten Stocke, gerade über der Backstube eines unten wohnenden Bäckers lagen, schien kein Anstand, da der Sohn meiner Tante mehrere Jahre lang in dem Zimmer geschlafen hatte, das für mich bestimmt war. Bald zeigte sich aber ein bedeutender Unterschied in unserm verwandtschaftlichen Nervensystem. Ich konnte nämlich der dumpfen Wärme und des leisen Hantierens der Bäckerknechte wegen in der Nacht kein Auge schließen. Da erbot sich eine zweite, gleichfalls im Schottenhofe wohnende Tante, eine noch jetzt im hohen Alter lebende vortreffliche Frau, mir ein Zimmer ihrer Wohnung, das sie nur bei Tage benützte, Nachts zum Schlafen zu überlassen. Ich nahm mit Vergnügen an und wanderte nun täglich im Finstern, während Alles im Hause schon schlief, nach meinem subsidiarischen Schlafgemache, wo ich mich leise zu Bette legte, um des nächsten Morgens so früh als möglich

aufzustehen und bei einem schlechten Tintenzeuge auf grobem Conceptpapier an meinem Stücke zu arbeiten. Ich legte mir, obwohl der Stoff mich anzog, doch ein tägliches Pensum auf, dem ich um so mehr treu blieb, als unsere, wieder dringend gewordenen häuslichen Bedürfnisse einer Nachhülfe dringend bedurften. Auch die Sappho wurde in weniger als drei Wochen vollendet.

Mein Freund und frühere Rathgeber Schreyvogel war während dieser ganzen Zeit auf einer Reise in Deutschland abwesend, wo er taugliche Subjekte für das Hofburgtheater aufsuchte. Als ich ihm bei seiner Zurückkunft das Stück fertig übergab, schien er Anfangs nicht sehr erbaut, erwärmte sich aber nach und nach, ohne daß von Aenderungen oder Verbesserungen auch nur die Rede war, die ich auch nicht zugegeben hätte. Ja, eines Tages sagte er mir: „Sie haben einen großen Begünstiger Ihres Stückes gefunden.“ Es war dieß der Schauspieler Moreau, der auch als Comparsen-Inspicient fungirte, und dem das Manuskript zur Herbeischaffung und Abrichtung der erforderlichen Sklaven und Sklavinnen übergeben worden war. Er hatte sich geäußert, das Stück gefalle ihm besser als „Die Schuld“, was damals kein kleines Lob war, und woran Schreyvogel vorderhand nicht zu glauben schien.

Nun ging es an die Besetzung der Rollen; Madame Schröder, in deren Fach die Sappho gehörte, befand sich in Folge eines ihrer immerwährenden Kriege mit der Direktion im Auslande und drohte, nicht wiederzukommen. Man war daher genöthigt, auf eine in andern Fächern vortreffliche Schauspielerin, Madame Löwe, zu denken, die aber dieser Rolle nicht gewachsen war. Herr Korn war Phaon. Für die Rolle der Melitta hatte ich zu allgemeiner Verwunderung die Gattin dieses Letztern bezeichnet, die, höchst liebenswürdig in den sogenannten Ingénues, nie in versificirten Stücken, vor Allem aber nicht in der Tragödie gespielt hatte. Endlich kam Madame Schröder zurück, bemächtigte sich der Hauptrolle,

war Feuer und Flamme und steckte Jedermann mit ihrer Begeisterung an.

Es kam zu den Proben. Damals war es mit diesen Vorübungen im Hofburgtheater sehr schlecht bestellt; besonders bei Stücken, wo nur drei oder vier Rollen, und diese in den Händen von als vortrefflich anerkannten Schauspielern, vorkamen, verliefen die beiden ersten Proben in Verabredungen über das Rechts oder Links des Auftretens, die Feststellung der Plätze und der Grade der Annäherung oder Entfernung. Die Rollen wurden beinahe nur gemurmelt, um so mehr, als die Schauspieler ihrer noch gar nicht mächtig waren. Bei der dritten und letzten Probe endlich mußten sie doch mehr aus sich herausgehen. Da machte denn Madame Korn als Melitta solche Wunderlichkeiten, war so manierirt und unwahr, daß mich Schauder befielen. Ich saß im finstern Parterre allein auf einem Sperrsitze und dachte, die kleine Person allein reicht hin, um das ganze Stück umzuwerfen. Da, während des vierten und fünften Aktes, wo man mit Vorrichtungen für den Sturz vom leukadischen Felsen längere Zeit hinbrachte, raschelt es plötzlich neben mir. Ein Frauenzimmer hat sich neben mich gesetzt, sie fängt an, zu reden, es ist Madame Korn. Sagen Sie mir doch, hebt sie an, haben Sie sich denn die Melitta so gedacht? — Aufrichtig gesagt, erwiederte ich: Nein! — Aber wie soll ich sie denn sonst spielen? fährt sie fort. — Ich glaube, Sie würden sie spielen, wie Sie Ihre übrigen Rollen spielen. — Aber mein Mann und die Schröder sagen, im griechischen Trauerspiele müsse Alles gehoben sein. — Da haben Ihr Gemahl und die Schröder allerdings recht, aber der Vers, die Umgebung — ich hätte hinzusetzen können, Ihr unvergleichliches Talent — werden schon die nöthige Hebung hineinbringen, ohne daß Sie sich deßhalb besondere Mühe zu geben brauchen. — Aber, sagt sie weiter, das Stück wird morgen schon gegeben, wie soll ich denn die ganze Rolle umlernen? Das wußte ich freilich nicht, meinte aber, sie sollte wenigstens so viel als möglich von ihrem natürlichen Tone

hineinbringen. — Damit ging sie fort, warf über Nacht die ganze ihr aufgedrungene Ansicht der Rolle von sich und war bei der Aufführung so über alle Beschreibung liebenswürdig, daß sie die Krone des Abends davon trug.

Das Stück machte unglaubliche Sensation.[1] Ich selbst befand mich, meinem Vorsatz getreu, nicht unter den Zusehern, sondern auf der Bühne. Meine Mutter aber, die einen Sperrsitz in der dritten Galerie inne hatte, wurde von Einigen erkannt und sonach vom Publikum umringt, die ihr zu ihrem Sohne und seinem Erfolge Glück wünschten, so daß die gute Frau vor Freude weinend nach Hause kam.

Mit der Kritik kam ich dießmal sehr gut zu rechte. Damals herrschten noch Lessings, Schillers, Goethe's Ansichten in der deutschen Poesie, und daß menschliche Schicksale und Leidenschaften die Aufgabe des Dramas seien, fiel Niemand ein, zu bezweifeln. Das Antiquarische, Geographische, Historische, Statistische, Spekulative, der ganze Ideenkram, den der Dichter fertig vorfindet und von außen in sein Werk hineinträgt, ward dadurch von selbst zur Staffage und ordnete sich dem Menschlichen unter. Höchstens meinten Einige, das Stück sei nicht griechisch genug, was mir sehr recht war, da ich nicht für Griechen, sondern für Deutsche schrieb. Ebenso war es mit einem weiteren Tadel: ich hätte in Sappho mehr das Weib als die Dichterin geschildert. Ich war nämlich immer ein Feind der Künstlerdramen. Künstler sind gewohnt, die Leidenschaft als einen Stoff zu behandeln. Dadurch wird auch die wirkliche Liebe für sie mehr eine Sache der Imagination, als der tiefen Empfindung. Ich wollte aber Sappho einer wahren Leidenschaft, und nicht einer Verirrung der Phantasie zum Opfer werden lassen. Von allen Kritikern zeigte sich nur Müllner erbost und ungerecht. Es gehört jetzt zum Ton, über den Verfasser der „Schuld" und des „Yngurd" abschätzig zu sprechen; demungeachtet aber lebt jetzt kein Dichter, der in Dem,

[1] 21. April 1818. [A. d. H.]

was Müllner gut gemacht hatte, ihm an die Seite gesetzt werden könnte, so wie er auch der letzte sachkundige Kritiker in Deutschland war.

Schreyvogel stand mit Müllner in Briefwechsel, er schickte ihm die Sappho im Manuskript. Da erhalte ich denn ein Schreiben von Müllner, in dem er in den gesteigertsten Ausdrücken seine Billigung des Stückes ausspricht, nur sollte ich den ersten Akt weglassen, meinte er. Ich schrieb ihm in dem Tone, wie es dem Jüngeren gegen den Aelteren zukommt, die Gründe, warum mir dieser erste Akt nothwendig scheine. Darüber wurde nun der Mann so erbost, daß er in seinem Mitternachtsblatte eine Kritik erscheinen ließ, die über das Stück vom Anfange bis zu Ende den Stab brach. Ich hätte nichts gebraucht, als seinen frühern lobenden Brief drucken zu lassen, um ihn durch sich selbst zu widerlegen. Ich that es nicht, wie ich denn überhaupt auf Kritiken nie geantwortet habe, nicht aus Aengstlichkeit, sondern aus Verachtung.

Der Ertrag meines Stückes war wieder höchst unbedeutend. Die Theater in Deutschland honorirten damals äußerst bettelhaft, ja ich erinnere mich, daß eine königliche Hofbühne für die Sappho, die in ganz Deutschland mit Enthusiasmus aufgenommen und unzählige Male gegeben wurde, mir drei, sage drei Dukaten bezahlte, welche ich nur darum nicht zurückwies, weil eine Compensation mit der Forderung eines dortländigen Dichters an das Wiener Hoftheater dabei ins Mittel trat.

Für den Druck des Stückes erhielt ich Anträge von den meisten deutschen Buchhandlungen, ich gab es aber für ein höchst mäßiges Honorar demselben Wiener Buchhändler, der die Ahnfrau gedruckt hatte, größtentheils aus einem vaterländischen Gefühle, weil es mich verdroß, daß ein österreichischer Dichter durchaus eine fremde, wenn auch deutsche Protektion nöthig haben sollte. Ich that unrecht, denn die Verbreitung meiner Arbeiten in Deutschland wurde sehr durch die mißliebige Wiener Firma beschränkt und gehemmt. [Siehe Anhang 2.]

Nachhaltiger aber wurde unser ökonomischer Zustand durch die Vorsorge der Staatsbehörden verbessert. Graf Stadion, damaliger Finanzminister, dem die Wiener Hoftheater untergeordnet waren, ließ das Burgtheater mit mir einen Contrakt auf unbestimmte Zeit abschließen, durch den mir, bis ich im Staatsdienste befördert werden könnte, als Theaterdichter ein Gehalt von jährlichen 2000 fl. Papiergeld zugesichert wurde. Selbst Fürst Metternich ließ mich zu sich kommen und empfing mich, wobei Hofrath Gentz als Dritter gegenwärtig war, aufs Freundlichste. Er belobte mich und mein Stück, fragte mich um meine Aussichten und Wünsche und erbot sich, jeden derselben, so weit sein Einfluß reichte, wie er sich höchst bescheiden ausdrückte, zu unterstützen und zu fördern. Ich erzählte, was bereits Graf Stadion für mich gethan, und daß ich vollkommen zufrieden sei. Ueberhaupt herrschte damals die günstigste Stimmung für mich in allen Schichten der Gesellschaft. Hätte ich nie etwas Anderes geschrieben, als wobei es sich darum handelt, ob Hans die Grete bekommt oder nicht bekommt, ich wäre der Abgott der Staatsgewalten gewesen; kaum aber ging ich über diese engen Verhältnisse hinaus, so fing die Verfolgung von allen Seiten an.

Graf Stadion, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit und mein einziger Gönner und Beschützer unter allen Verhältnissen, legte aber, ohne es zu wissen und zu wollen, zugleich den Grund zu allen spätern Mißständen. Ich diente damals bei der Finanzhofstelle im Zollbureau. Die Idee, mich unter den Zöllnern zu wissen, wie er sich ausdrückte, war ihm unerträglich. Trotz meiner Weigerung bestand er darauf, mich in das Departement zu versetzen, dem nebst den allgemeinen Kassengegenständen die Hoftheater untergeordnet waren, und zwar sollte ich nur in Theatersachen arbeiten. Da fand ich denn einen Chef, dem nicht allein jede Kunstansicht fremd war, sondern der sogar von dem Technischen nicht das Geringste verstand, und dabei von so verschmitztem und niedrigem Charakter, daß, nachdem sich einmal die Unverträglichkeit

unserer Ansichten herausgestellt hatte, er einen eigentlichen Haß auf mich warf und jede Gelegenheit ergriff, mir zu schaden, was ihm denn auch nur zu gut gelang.

Das Erste war, daß er mich mit Schreyvogel zu verfeinden suchte, den er für einen Kunstenthusiasten, d. h. nach seiner Meinung für einen Halbwahnsinnigen hielt. Als wir uns aber über die Lügen und erdichteten Aeußerungen, die er uns über einander mittheilte, verständigten, warf er mich in Eine Klasse mit jenem und that von Allem das Gegentheil, was ich ihm rieth. Da ich mich nun jeder Mitwirkung nach Möglichkeit entzog und somit ziemlich unbeschäftigt blieb, so kam ich in den Ruf eines nachläßigen Beamten, indeß mein früherer Chef im Zolldepartement in Verzweiflung war, mich, als einen seiner brauchbarsten Arbeiter, zu verlieren.

Ich hatte indeß den Plan zu einem neuen Stücke gefaßt, demselben, das viele Jahre später unter dem Titel „Der Traum ein Leben“ auf die Bühne kam. Es ist einem der kleinen Romane von Voltaire entlehnt, was ich so wenig verbergen wollte, daß ich sogar die Eigennamen des Originals beibehielt. Demungeachtet hat es kein Kritiker bemerkt, man liest eben Voltaire nicht mehr, man begnügt sich, über ihn abzuurtheilen, ohne ihn zu kennen. Das Stück sollte, da es phantastischer Art war, im Theater an der Wien aufgeführt werden, und der Schauspieler Herteur, der den Jaromir in der Ahnfrau mit so viel Glück gegeben hatte, die Rolle des Rustan spielen. Der Neger Zanga war für Küstner bestimmt, einen talentvollen, aber nach Art der Vorstadttheater etwas grellen Darsteller. An ihm scheiterte aber das Vorhaben. Da er sich auf seine Mimik viel zu Gute that, die, die Wahrheit zu sagen, etwas ans Fratzenhafte gränzte, lag er mir unaufhörlich an, den Zanga keinen Schwarzen sein zu lassen, da der schwarze Anstrich ihn eines Hauptthebels seines Spiels beraubte. Mir stand nun aber Zanga als Schwarzer da, wie er denn auch als solcher in der Erzählung vorkommt. Darüber verlor ich die Lust und ließ das Stück mit dem ersten Akte

liegen. Nun begab sich aber das Sonderbare, daß Küstner zu seiner bald darauf erfolgenden Einnahme ein Stück brachte, dem gleichfalls ein objektiver Traum zu Grunde lag. Ob das Zufall war, oder Küstner, der es überhaupt mit der Ehrlichkeit nicht sehr genau nahm, sich nach vagen Erinnerungen ein solches Stück von einem andern Dichter bestellt hatte, weiß ich nicht. Es machte wenig Eindruck, nahm mir aber doch die Lust, an dem meinigen weiter zu arbeiten, da die Neuheit der Sache einmal verloren war.

So viele mir ungewohnte Aufregungen, zugleich die sich immer mehr aufdringende Ueberzeugung, daß meine rein künstlerischen Ansichten mit einer in Deutschland sich mehr und mehr Platz machenden Ideologie in geradem Widerspruch ständen, so daß auf eine ungetrübte Wirksamkeit nicht zu rechnen sei, griffen meine von Natur schwache Gesundheit bedeutend an. Unsere verbesserten Umstände machten einen von den Aerzten angerathenen Landaufenthalt nunmehr möglich. Wir wählten Baden bei Wien, um so mehr, als meiner Mutter der Gebrauch der dortigen Bäder verordnet worden war. Hier sollte ich, wieder durch einen Zufall, den Stoff zu meiner dritten dramatischen Arbeit finden. Wir waren in Baden angekommen, indeß unser Gepäck noch zurück war. Das mir bestimmte Zimmer war von dem Sohne der Hauswirthin, einem Studenten, bewohnt worden. Da meine Bücher noch nicht angekommen waren, ergriff ich einen von ihm zurückgelassenen Schweinslederband. Es war Hederichs mythologisches Lexikon. Darin herumblätternd, fiel ich auf den Artikel Medea. Nun wußte ich, wie natürlich, die Geschichte dieser berüchtigten Zauberin sehr wohl, hatte aber die einzelnen Ereignisse in solcher Nähe auf einmal nie vor mir gehabt. Mit derselben Plötzlichkeit, wie bei meinen frühern Stoffen, gliederte sich mir auch dieser ungeheure, eigentlich größte, den je ein Dichter behandelt. Das goldene Vließ war mir als ein sinnliches Zeichen des ungerechten Gutes, als eine Art Nibelungenhort, obgleich an einen Nibelungenhort damals

Niemand dachte, höchst willkommen. Mit Rücksicht auf dieses Symbol, und da mich vor Allem der Charakter der Medea und die Art und Weise interessirte, wie sie zu der für eine neuere Anschauungsweise abscheulichen Katastrophe geführt wird, mußten die Ereignisse in drei Abtheilungen auseinander fallen. Also eine Trilogie, obwohl mir die Vorspiele und Nachspiele von jeher zuwider waren. Demungeachtet fühlte ich mich zur Ausführung unwiderstehlich hingezogen, und ich gab nach. Ich hatte darin doppelt unrecht. Einmal ist die Trilogie oder überhaupt die Behandlung eines dramatischen Stoffes in mehreren Theilen für sich eine schlechte Form. Das Drama ist immer Gegenwart, es muß Alles, was zur Handlung gehört, in sich enthalten. Die Beziehung eines Theiles auf den andern gibt dem Ganzen etwas Episches, wodurch es vielleicht an Großartigkeit gewinnt, aber an Wirklichkeit und Prägnanz verliert. Die Trilogie des Aeschylus ist eine Aneinanderreihung dramatisch unabhängiger Stücke. In den Koephoren treten ganz neue Personen auf, und es entlehnt aus dem Agamemnon nichts, als den ohnehin Jedermann bekannten Gattenmord, wie denn auch Sophokles und Euripides beide Elektren ohne Vorstücke geschrieben haben. Die Eumeniden sind ein athenisch-patriotisches Stück, eine Verherrlichung des Areopags und der Nationalgottheit Athene, so daß das Schicksal Orests gleichsam in den Hintergrund tritt. Der durchgehende Faden verknüpft, ohne zu bedingen. Anders ist es im Wallenstein. Das Lager ist völlig überflüssig, und die Piccolomini sind nur etwas, weil Wallensteins Tod darauf folgt. Diese Form ist die fehlerhafte, unbeschadet der Vortrefflichkeit unseres deutschen Meisterwerkes. Außer diesen formellen Bedenken hätte mich auch die Rücksicht auf die Natur meiner poetischen Begabung zurückhalten sollen. In mir nämlich leben zwei völlig abgesonderte Wesen. Ein Dichter von der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Phantasie, und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art. Nun war nicht zu hoffen, daß, meine schwankende Gesundheit in *Anschlag* gebracht, ich mich durch einen

so langen Zeitverlauf, als diese Ausarbeitung voraussetzte, immer auf dem Standpunkte der Anschauung werde erhalten können, und sobald ich zur Reflexion Zuflucht nehmen mußte, war Alles verloren. Dabei waren noch gar nicht hemmende und unglückliche Ereignisse in Anschlag gebracht, die in der Folge wirklich eintraten. Ich gab also nach, und wenn ich nicht gleich zur Arbeit schritt, war es nur der Zustand meiner Gesundheit, der sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Magen und Eingeweide versagten ihren Dienst, ein heißer Kopf und kalte Füße deuteten auf Krämpfe und eine Verstimmung der Nerven, gegen die der Arzt keinen Rath mehr wußte. Da besuchte mich eines Tages der damalige Prälat von Lilienfeld, spätere Erzbischof von Erlau, Ladislaus Pyrker. Als er meinen Zustand sah, forderte er mich auf, mit ihm nach Gastein zu gehen, wohin er eben ins Bad abreisen wollte. Ich zog den Arzt zu Rathe, er billigte das Unternehmen, und zwei Stunden darauf saß ich mit Pyrker im Wagen, und wir zogen nach Gastein. Dieses Bad hat mir damals wahrscheinlich das Leben gerettet. Ich kam gestärkt und wieder arbeitsfähig zurück.

Es ging nun an die Ausführung des goldenen Vließes. Nie habe ich an etwas mit so viel Lust gearbeitet. Vielleicht war es gerade die Ausdehnung und Schwierigkeit der Aufgabe, die mich anzog. Die ersten beiden Abtheilungen sollten so barbarisch und romantisch gehalten werden, als möglich, gerade um den Unterschied zwischen Kolchis und Griechenland herauszuheben, auf den Alles ankam. Ich erhielt mich glücklich auf der Höhe, die ich mir vorgesetzt, und war über die Hälfte der zweiten Abtheilung gelangt, so daß ich hoffen konnte, diese baldigst zu vollenden. Aber oben war es anders beschlossen. Während ich mich in Gastein befand, hatte meine Mutter immer fortgekränkelt. Sie hatte ihr achtundvierzigstes Jahr erreicht und befand sich auf dem gefährlichen Punkt, wo die weibliche Natur einen großen Umschwung erleidet. Trotz des Beistandes eines sehr geschickten Arztes verschlimmerte sich ihre Krankheit von Tag zu Tag, sie konnte endlich das

Bett nicht mehr verlassen, ja es stellte sich periodenweise eine eigentliche Geistesverwirrung ein. In diesem Zustande begehrte sie, da die österliche Zeit heranrückte, aufzustehen und zur Communion zu gehen, obschon sie sonst gerade nicht sehr religiös gestimmt war. Auf mein Befragen erklärte der Arzt, daß von einem Selbstbesuch der Kirche für sie durchaus nicht die Rede sein könne, ja selbst die Communion im Hause schien ihm, wegen der damit verbundenen Aufregung, bedenklich, um so mehr, als an eine nahe bevorstehende Todesgefahr gar nicht zu denken sei. Sie könnte, meinte er, sich und Andern zur Qual in ihrem gegenwärtigen Zustande noch mehrere Jahre leben. Um sie zu beruhigen, versprach ich ihr, nächsten Tages den Priester mit dem Allerheiligsten holen zu lassen, indem ich hoffte, daß bis dahin sich ihre Besinnung wieder hergestellt haben werde. Und so legte ich mich zu Bette. Nach Mitternacht gegen Morgen wurde ich durch ein Klopfen an meine Thüre aufgeweckt. Es war die Magd, die neben der Köchin eigens zur Pflege der Kranken aufgenommen worden war. Sie bat mich um Gotteswillen, hinüber zu kommen, da die gnädige Frau durchaus nicht ins Bett zurückgehen wolle. Ich eilte ins Zimmer meiner Mutter und fand diese, halb angekleidet, an der Wand zu Häupten ihres Bettes stehend. Ich beschwor sie, sich keiner Verkältung auszusetzen und sich wieder niederzulegen, erhielt aber keine Antwort. Ich faßte sie an, um allenfalls ihrer Schwäche nachzuhelfen, da, bei dem Scheine des von der Magd gehaltenen Lichtes, sehe ich ihre Züge starr und leblos. Ich hielt meine Mutter todt in meinen Armen. Wahrscheinlich war ihr während der Nacht der Gedanke wiedergekommen, in die Kirche zur Communion zu gehen. Während sie sich ankleiden wollte, traf sie ein Schlagfluß, wobei ihr Rücken gegen die Mauer lehnte, während ihre Kniee sich gegen den vor ihr stehenden Nachttisch stemmten, so daß sie aufrecht im Tode dastand. Das Entsetzen dieses Momentes läßt sich begreifen. Da aber vielleicht noch Hülfe möglich sein konnte, befahl ich den Mägden, die Frau ins Bett zu bringen,

und eilte augenblicklich fort nach dem Arzte, der mir auch eben so schnell folgte. Als wir kamen, hatten sich die dummen Weibsbilder nicht getraut, die Todte anzufassen, und sie stand noch immer neben ihrem Bette. Wir brachten sie in dieses, wobei aber sogleich der Arzt erklärte, daß hier von einer Hülfe keine Rede mehr sei. Was ich empfand, könnte nur Derjenige beurtheilen, der das, ich möchte sagen, Idyllische unseres Zusammenlebens gesehen hätte. Seit ich nach dem Versiegen ihrer eigenen Hülfsquellen allein die Bedürfnisse des Hauses bestritt, vereinigte sich für sie in mir der Sohn und der Gatte. Sie hatte keinen Willen als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige gewesen wäre. Alles Aeußere überließ ich ihr blindlings, wogegen sie sich aber auch alles Einmengens in meine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Ueberzeugungen gleicherweise enthielt. Sie hatte, nach der Art der weiblichen Zeitgenossen ihrer Jugend, wenig sogenannte Bildung, von Lernen besonders war damals bei dem weiblichen Geschlechte wenig die Rede, aber nach dem Künstlerischen ihrer musikalischen Natur fehlte es ihr nicht an Sinn für Jedes, und sie konnte in Alles eingehen, wenn sie's auch nicht verstand. Aus unserem Zusammenleben konnte ich abnehmen, daß ein eheliches Verhältniß meinem Wesen gar nicht entgegengesetzt war, obwohl ein solches Verhältniß sich nicht gefunden hat. Es liegt etwas Reconciliantes und Nachgiebiges in mir, das sich nur gar zu gern selbst der Leitung Anderer überläßt, aber immerwährende Störungen oder Eingriffe in mein Inneres dulde ich nicht, kann ich nicht ertragen, wenn ich auch wollte. Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein Anderes sei, meinen Antheil an dem wechselseitigen Aufgeben des Störenden hätte ich herzlich gern beigetragen. Aber eigentlich zu Zweien zu sein, verbot mir das Einsame meines Wesens. Einmal schien ein solches Verhältniß sich gestalten zu wollen, es ward aber gestört, weiß Gott, ohne meine Schuld.

Die, wenigstens für mich, gräßlichen Umstände bei dem Tode meiner Mutter griffen meine Gesundheit aufs Feindseligste an. Die Aerzte riethen zu einer augenblicklichen Entfernung von Wien. Die frühe Jahreszeit, es war im Monat März, erlaubte einen Landaufenthalt nicht; also eine Reise; aber wohin? Italien stand mir zwar von jeher lockend da, aber die Reise eines Beamten ins Ausland brauchte damals so viele Vorbereitungen. Es mußte ein Vortrag an den Kaiser oder dessen Stellvertreter erstattet werden, und erst nach erlangter höchster Genehmigung wurde der erforderliche Paß ausgefertigt. Auch waren die Reisegelegenheiten damals nicht so organisirt, wie gegenwärtig. Extrapost zu nehmen, erlaubten meine Geldmittel nicht, selbst Eilwägen gab es nicht, alle übrigen Transportmittel waren eher Gesundheit zerstörend als heilend. Da erscheint mein Vetter und Freund Paumgartten und sagt mir: ein Graf Deym wolle mit eigenem Wagen und Extrapost nach Italien reisen und suche einen Gefährten auf halbe Kosten.

Es war nämlich in demselben Jahre (1819) der Kaiser von Oesterreich mit Frau und einem beträchtlichen Gefolge nach Rom und Neapel gereist, auch schon an ersterem Orte angelangt. Graf Deym war kaiserlicher Kämmerer und hielt für seine Pflicht, seinem Herrn in der Fremde aufzuwarten, wohl auch seine Dienste anzubieten. Man beschrieb mir den Mann als wunderlich, aber gutmüthig; so war er auch. Die fehlende kaiserliche Genehmigung zu meiner Reise erbot sich der Finanzminister Graf Stadion dadurch zu ersetzen, daß er mir auf eigene Verantwortung die Erlaubniß ertheilte; mit dieser sollte ich einen Passirschein der Wiener Polizei erheben, der förmliche Paß würde mir später nachgesendet werden. Der Wiener Polizeidirektor gab mir, auf Grundlage der Erlaubniß des Grafen Stadion, einen Passirschein für das Inland und einen versiegelten Brief, in Folge dessen man mir in jeder Provinzial-Hauptstadt einen Reisepaß ins Ausland ausfertigen würde. Mein Entschluß war gefaßt, ich begab mich mit Graf

Deym auf den Weg. In Gratz übergab ich meinen versiegelten Brief der dortigen Polizeidirektion, man erbrach ihn, las ihn und gab mir ihn neu versiegelt wieder, indem man mir sagte, in Laibach würde ich sicher einen Reisepaß bekommen. In Laibach dasselbe Manöver. In Triest begnügte man sich nicht einmal damit, sondern die Polizei war sogar so gefällig, uns zur Miethung eines Handels-Trabacolo zur Reise nach Venedig behülflich zu sein, dessen Gouverneur, wie man sagte, die Macht hätte, mir einen Paß fürs Ausland auszufertigen. Ich war also noch immer in Gefahr, an der Gränze wieder umkehren zu müssen.

Befanden sich die Communikationsmittel zu Lande für einen Reisenden, der Eile hatte, damals in einem übeln Zustande, so war es mit den Gelegenheiten zur See noch schlimmer. Man hatte gerade in jenem Jahre ein Dampfboot in Triest eingerichtet, das aber nur ein oder zweimal die Woche nach Venedig abging und gerade am Tage unserer Ankunft dahin abgegangen war. Wir mußten uns daher in das kleine Handels-Trabacolo einpferchen lassen, das von Käse und Thran stank, um schon am Lande Uebelkeiten zu erregen. Ein Beamter der Polizei begleitete uns auf das Fahrzeug, ich weiß nicht, ob aus Gefälligkeit, oder zur Ueberwachung. Ich möchte wohl wissen, was in dem versiegelten Briefe des Wiener Polizeidirektors gestanden hat.

Unsere Ueberfahrt war, theils durch die Unbequemlichkeit unserer Barke, theils durch abwechselnde Windstillen und widrige Winde, beinahe unleidlich. Wir brauchten von Triest nach Venedig, ein Zwischenraum, den man mit dem Dampfboote in wenigen Stunden zurücklegt, zwei volle Tage. Zugleich quälten mich die Anfänge der Seekrankheit, ein Leiden, das mir immer um so unerträglicher war, da meiner Körperbeschaffenheit die natürliche Erleichterung als Heilmittel versagt ist.

Ich kam halb krank in Venedig an, was mich aber nicht hinderte, die wundervolle Stadt, diese versteinerte Geschichte,

mit all ihrem Zauber in mich aufzunehmen. Auch für den Rest meiner Reise sollte hier gesorgt werden, da der Gouverneur von Venedig, Graf Goes, ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher Mann, sich bereit erklärte, mir meinen Paß auszufertigen, was auch geschah. Er lud uns wiederholt zu Tische, ja er erbot sich sogar, mir die Bekanntschaft von Lord Byron zu verschaffen, der sich damals eben in Venedig befand. Er wollte ihn über den dritten Tag zu sich laden, da die andern Tage mit officiosen Diners besetzt waren. Unter allen andern Umständen, sagte er, würde Lord Byron die Einladung ausschlagen, aber eben jetzt ist er mir großen Dank schuldig, weil ich ihn in der Entführungsgeschichte mit jener Bäckersfrau vor der Wuth des Pöbels geschützt habe. Er wird kommen, freilich so wenig als möglich sprechen, aber Sie werden ihn wenigstens sehen, und wer weiß, ob Sie ihm nicht denn doch Rede abgewinnen. Nun hatte ich Lord Byron gewissermaßen schon gesehen, im Theater nämlich. Da setzte er sich aber geflissentlich in den Schatten der Logenwand, so daß mein schlechtes, obgleich bewaffnetes Auge von ihm nichts unterscheiden konnte, als daß er beleibter war, als ich mir ihn vorgestellt hatte. Das Anerbieten des Grafen Goes setzte mich in große Verlegenheit. Einerseits hätte ich Alles darum gegeben, mit Lord Byron beisammen zu sein, andererseits rückte die Osterwoche heran, und die kirchlichen Feierlichkeiten in Rom ließen sich nicht nachtragen. Da nun zugleich mein Reisegefährte wenig Lust hatte, um Lord Byrons willen die Osterceremonien zu versäumen, so mußte ich auf die interessante Bekanntschaft Verzicht leisten, und wir reisten desselben Abends ab. Noch erinnere ich mich des zauberischen Eindrucks, als bei Rovigo die Sonne aufging und, indeß wir uns auf dem Wege durch Kärnthen und Krain mit Schnee und Eis herumgeschlagen, in Venedig aber nichts als zeitlose Steine und Mauern gesehen hatten, mit Einem Male der Frühling mit Blättern und Blüthen vor uns stand. Dieser Frühling hinderte aber nicht, daß, als wir Nachts die Apenninen

passirten, wir eine Kälte ausstanden, wie ich sie im Leben nie mehr empfunden habe. Ja, diese Kälte verschaffte mir den ersten und einzigen Rausch meines Lebens. Wir reisten Tag und Nacht, trotz der Warnungen vor Räubern, ja selbst der Widersetzlichkeit der Postillone. In Radicofani aber war es durchaus nicht möglich, weiter zu kommen, und wir beschloßen, zu übernachten. Auf die Frage des Wirthes, welchen Wein wir trinken wollten, überließen wir ihm die Wahl, und er brachte uns zwei Sorten: Montefiascone und Lacrymä Christi, in den bekannten wälschen großen Korbflaschen, wo man denn nach Maßgabe des entstandenen leeren Raumes bei der Zeche bezahlt. Wir versuchten die beiden Gattungen, fanden sie beide vortrefflich und tranken am Kaminfeuer bis in die Nacht, ohne daß ich auch nur die geringste Anmahnung einer Befangenheit des Kopfes verspürt hätte. Als ich aber, dem Cameriere nach meinem Schlafzimmer folgend, den kalten Gang betrat, verlor ich augenblicklich die Besinnung, ging aber nichts desto weniger mechanisch hinter ihm her, ohne daß er, wie es scheint, nur das Geringste von meinem Zustande bemerkte. Des andern Morgens fand ich mich unausgekleidet auf meinem Bette, das Licht im Leuchter bis zu Ende herabgebrannt, übrigens aber ohne Kopfweh und vollkommen reiserüstig. Wir kamen denn auch am Donnerstag vor Ostern in Rom an, so daß die Feierlichkeiten des Mittwochs bereits versäumt waren. Diese Feierlichkeiten sind Jedermann aus tausend Beschreibungen bekannt. Das wunderbare Miserere von Allegri, durch die herrlichsten Stimmen ausgeführt, wobei man mit theatralischer Kunst den Zeitpunkt abwartet, wo die sixtinische Kapelle mit Michel Angelo's Meisterwerken sich schon in Dunkelheit zu hüllen anfängt und nun aus dem allein erleuchteten Chor die Töne wie aus dem Himmel herabsteigen, die Fußwaschung, die Pontificalmesse mit dem Segen des Papstes, dazu der Drang, in den freien Zwischenzeiten die Gemälde und Antiken, bis zu näherer Betrachtung, wenigstens zu durchkosten. Das alles, verbunden mit den Beschwerden der übereilten

Reise und den vorhergegangenen erschütternden Ereignissen, machten auf mich einen Eindruck, der allenfalls einen Schlagfluß begreiflich gemacht hätte. In den Antikensälen des Vatikans befiel mich eine Uebelkeit, so daß ich den Antrag eines Beamten der Wiener Staatskanzlei annehmen mußte, mich in seiner (natürlich päpstlichen) Equipage nach Hause zu bringen. Demungeachtet konnte ich meinem Eifer keine Gränzen setzen. Von Morgens bis Abends in den Galerien oder auf antiquarischen Exkursionen, und zwar letztere zu Fuße, da meine angeborne Abneigung, zu fahren, noch dadurch unterstützt wurde, daß sämmtliche Fahrgelegenheiten von den durch die Anwesenheit des österreichischen Hofes in Unzahl herbeigezogenen Fremden in Beschlag gelegt waren. So ging ich denn unermüdet in der schon heiß gewordenen Jahreszeit, und immer allein, da ich mit meinem Reisegefährten schon halb zerfallen war. Er beanspruchte eine Gemeinschaftlichkeit der Exkursionen, wobei er aber landwirthschaftliche und gewerbliche Zwecke im Auge hatte, was sich mit meinem künstlerischen Heißhunger nicht vereinbaren ließ. Den deutschen Künstlern mich zu nähern, hielt mich aber der Widerwille vor einer damals unter ihnen herrschenden affektirten Richtung ab, zufolge welcher sie in mittelalterlicher Tracht herumgingen und auch in ihren Werken einer abgeschmackten Nürnbergerei nachhingen, obwohl, wie sich in der Folge zeigte, nicht alle, und unter den Bessern mit spätern lobenswerthen Bekehrungen. Den Ausschlag gab eine Wanderung zum Grabmale der Cecilia Metella in der größten Tageshitze. Ich bekam den Durchfall. Indem ich ihn mit aus Deutschland gewohnten Mitteln bekämpfen wollte und eine Flasche Bordeaux trank, vermehrte ich das Uebel. Ich wohnte in der strada fratina bei einem der größten Schurken von Rom, einem Advokaten, der einmal sogar den Wagen meines sorglosen Reisegefährten verkaufen wollte, ja ihn schon wirklich verkauft hatte, so daß nur, weil er auch den Käufer, einen Engländer, betrügen wollte und vor Uebergabe des Wagens den abgemachten Preis steigerte, der Betrug

an den Tag kam und ich durch die Drohung, die Sache vor den Fürsten Metternich zu bringen, den Kauf rückgängig machte. Ganz das Gegentheil des Hausherrn waren seine Frau und seine Tochter Dudurina (ein Name, den ich fruchtlos versucht habe, auf eine Kalenderheilige zurückzubringen). Sie saßen ganze Tage lang bei mir und unterhielten mich mit Gesprächen, wobei denn freilich ein Hauptthema war, wie viele Deutsche in Rom schon am Durchfall und am römischen Fieber gestorben seien. Das Fieber ließ auch bei mir nicht auf sich warten. Da drangen sie mir endlich ihren Hausarzt auf, einen Don Bucciolетto, eine Karikatur, wie sie bei Goldoni vorkommen, in Perücke, Staatskleid und ellenlangen Manschetten, offenbar denselben, dessen sich, wie ich später gefunden habe, auch Kotzebue bei seinem Aufenthalte in Rom bedient hatte. Er verschrieb mir eine Mixtur in einer ziemlich bedeutenden Flasche. Als ich ihn fragte, wie viel Löffel voll ich davon auf einmal nehmen sollte, antwortete er mit Geberde: il tutto. Ich nahm also diesen Trank im eigentlichsten Verstande, das Uebel wurde aber nicht besser, so daß mir die Idee, nicht mehr aus Rom herauszukommen, schon ziemlich geläufig wurde. Da fiel mir ein, daß sowohl der anwesende Kaiser von Oesterreich als Fürst Metternich gewiß deutsche Aerzte bei sich hätten, die meine nordische Natur besser verstehen möchten, als mein marktschreierischer Dulcamara. Vom Kaiser wußte ich, daß ihn sein Leibarzt, Staatsrath Stifft, begleitete, der aber, unbeschadet seiner übrigen Eigenschaften, als praktischer Arzt eines sehr geringen Vertrauens genoß. Es kam also darauf an, den ärztlichen Begleiter des Fürsten Metternich herauszubringen. Zufällig hatte ich erfahren, daß Friedrich Schlegel, den der Fürst in der getäuschten Hoffnung mitgenommen hatte, daß er etwas Literarisches über die Reise veröffentlichen werde, in meiner Nähe wohne. Ich hatte den Mann in Wien nie kennen gelernt, ja seiner Bekanntschaft ausgewichen, da mir seine Art und Weise widerlich war. Nun machte ich aus der Noth

eine Tugend und besuchte ihn, was er sehr gut für einen seiner Celebrität dargebrachten Zoll aufnehmen konnte. Es war gegen Abend, und ich fand ihn und seine Frau in Gesellschaft eines wälschen Geistlichen, der ihnen aus einem Gebet- oder sonstigen Erbauungsbuche vorlas, wobei die Frau mit gefalteten Händen zuhörte, der Gatte aber mit gottseligen Augen der Lesung folgte, indeß er aus einer vor ihm stehenden Schüssel mit Schinken und einer großen Korbflasche Wein seinen animalischen Theil „erfrischte.“ Den Geistlichen vertrieb bald meine weltliche Nähe. In dem darauf folgenden Gespräche ward es mir leicht, herauszubringen, daß Fürst Metternich den berühmten Augenarzt und auch in den übrigen Zweigen der Medicin mit Recht hochgeschätzten Dr. Friedrich Jäger in seinem Gefolge habe. Ich begab mich des andern Tages zu ihm. Er empfing mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit, und mit einer einzigen Arznei milderte und hob er bei kurzem Gebrauche das Uebel, an dem die Kunst seines römischen Collegen gescheitert hatte. Ich war in der Besserung begriffen, als mich ein Bedienter des Grafen Wurmbrand, Obersthofmeisters der Kaiserin, aufsuchte und aufforderte, mich zu seinem Herrn zu verfügen. Ich ging hin, fand den gutmüthigsten und herzlichsten Mann in dem Grafen, und es zeigte sich bald die Ursache meiner Berufung. Mein Vetter, Ferdinand Paumgartten, der in Wien zurückgeblieben war und, nebst seiner Stelle im Kabinete des Kaisers, auch die Dienste eines Sekretärs der Kaiserin besorgte, hatte in der Zwischenzeit meinen von den heimischen Behörden ausgefertigten Reisepaß behoben und, da er meine Wohnung in Rom nicht wußte, das Dokument an seinen Vorgesetzten, den Obersthofmeister der Kaiserin, gesendet mit der Bitte, mich in Rom aufsuchen und mir den Paß zustellen zu lassen. Das geschah nun, und wir sprachen über Dieß und Jenes. Der Graf bemerkte mein übles Aussehen, erfuhr die Ursache und meinte, ich sollte mich so bald als möglich von Rom entfernen, besonders da die aria cattiva sich bereits fühlbar mache. Ich war derselben

Meinung, mußte aber nothgedrungen ausharren, da bei der nächst bevorstehenden Abreise des österreichischen Hofes nach Neapel alle Postpferde für ihn in Bereitschaft gehalten wurden, sämmtliche Vetturini aber bereits abgezogen waren, da die Fremden, welche die Anwesenheit des Hofes nach Rom gezogen hatte, die Empfangsfeierlichkeiten in Neapel nicht versäumen wollten. Als ich ihm das erklärte, versetzte der Graf: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich fahre in einer vierspännigen Kalesche allein im Gefolge des Kaisers und langweile mich. Wollen Sie einen Platz an meiner Seite bis Neapel annehmen, so machen Sie mir eine Freude. Die Verantwortung gegenüber des Hofes nehme ich auf mich.“ Der Antrag war lockend, der Graf gefiel mir sehr wohl, und ich willigte mit Dank ein. Und so fuhr ich am zweiten Tage in einer prächtigen Equipage von Rom ab und langte unter Glockengeläute und Kanonendonner in Neapel an. Hier angekommen, begleitete ich den Grafen in seine Wohnung im albergo reale, wo eine Reihe von Prachtzimmern auf Kosten des Hofes von Neapel für ihn in Bereitschaft standen. Als ich Abschied nehmen wollte, fragte er mich: was werden Sie nun anfangen? „Wohnung suchen,“ war meine natürliche Antwort. „Jetzt, bei einbrechender Nacht?“ versetzte er. „Glauben Sie nicht, daß die Fremden, die Ihnen in Rom die Pferde weggenommen haben, es in Neapel mit den Wohnungen nicht eben so gemacht haben werden? Bleiben Sie über Nacht bei mir, morgen haben Sie den ganzen Tag, um nach Bequemlichkeit Quartier zu suchen.“ Dagegen ließ sich nun wieder nichts einwenden, und ich blieb. Des andern Tags frühstückten wir zusammen, und da kam denn ein neuer Vorschlag. „Sie sehen,“ sagte er, „die Reihe von Zimmern, die man mir bereitet hat und ich nicht einmal benützen kann, da mich mein Dienst den ganzen Tag bei Hofe festhält; bewohnen Sie eines davon, und wenn Sie glauben, daß darin eine Gefälligkeit von meiner Seite liegt, so erweisen Sie mir eine *zweite* und helfen Sie mir die Rechnungen der Kaiserin in

Ordnung zu halten.“ Diese Rechnungen waren das Einfachste von der Welt und bestanden nur darin, die Almosen und Trinkgelder, die der Graf für die Kaiserin bestritt, am Ende der Woche in eine Summe zu bringen, ein Geschäft, das kaum mehr als zehn Minuten in Anspruch nahm, demungeachtet aber den Grafen, der ein schlechter Rechenmeister war, nicht wenig beirrte. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der vortreffliche Mann bei seiner Güte für mich ursprünglich eine Nebenabsicht hatte; später mochte aber eine solche Rücksicht doch mitgewirkt haben. Ein Anderer an meiner Stelle oder vielmehr ich in der meinigen, wenn ich mir die Sache genauer überlegt hätte, würde nicht eingewilligt haben, aber mein natürlicher Widerwille gegen alle häuslichen Weitläuftigkeiten und dazu die Erfahrung von dem Schmutz der italienischen Wohnungen und der Spitzbüberei der Hauswirthe, verleiteten mich zur Annahme, und doch lag darin, wie sich später zeigen wird, die Quelle von allen Mißgeschicken, die mich seitdem so reichlich betroffen haben.

Wir wirthschafteten übrigens sehr gut zusammen, frühstückten gemeinschaftlich und sahen uns den übrigen Theil des Tages nicht mehr, so daß mich nichts an meinen Exkursionen hinderte, die ich theils allein in Neapel und den Galerien, theils in der Umgegend gemeinschaftlich mit einigen Landsleuten machte, die ich schon in Rom getroffen und mit denen ich eine Weiterreise nach Sicilien verabredet hatte. Letztere Reise wurde übrigens dadurch vereitelt, daß, wie in Rom die Malaria, so in Neapel die Hitze und der Scirocco mir gewaltig zusetzten. Ein dänischer Arzt, den ich zu Rathe zog (die italienischen waren mir verleidet worden), erklärte bei der vorgerückten Jahreszeit die Beschwerlichkeit einer Reise in Sicilien als geradezu verderblich für mich. Ich begleitete daher meine Landsleute mit schwerem Herzen bis zum Schiff und blieb selbst in Neapel zurück.

Ich habe vorher gesagt, daß Graf Wurmbrand keine Nebenabsicht in Bezug auf mich gehabt habe, muß aber Dem

zum Theil widersprechen, nur war es eine äußerst woh
wollende, nach seiner Meinung auf meinen Nutzen gerichte
Nebenabsicht. Er zeigte nämlich ein immerwährendes B
streben, mich in die Nähe seiner Gebieterin, der Kaiserin vo
Oesterreich, zu bringen. Er sagte mir wiederholt und of
die Kaiserin wird morgen da oder dorthin kommen, gehe
Sie eben dahin, ich weiß, daß es ihr angenehm sein wird, m
Ihnen zusammenzukommen. Nun lag es aber gar nicht i
meinen Wünschen, in irgend ein Verhältniß zum Hofe zu kom
men. Die Kaiserin, eine der vortrefflichsten und gebildetste
Frauen, war zugleich wegen der Strenge ihrer religiöse
Ueberzeugungen bekannt, indeß meine eigene Religiosität si
nicht sehr in den kirchlichen Formen bewegte. Jede Annähe
rung oder irgend ausgesprochene Gunst hätte mir bei meine
künftigen Arbeiten die Rücksicht aufgedrungen, ob ich dami
nicht gegen die Ansichten hoher Gönner verstieße. Zugleic
hatte sich im Gefolge des Kaisers die Meinung verbreitet, ic
würde Sekretär der Kaiserin werden, ja ich sei es vielleich
schon gar. Nun versah aber dieses Sekretariat mit Vermeh
rung seines Einkommens mein nächster Verwandter und da
maliger bester Freund. Ich hätte daher vor Allem diese
ausstechen müssen, was mir natürlich so fern als möglic
lag. Auf alle Aufforderungen des Grafen Wurmbrand wieder
holte ich daher immer: wenn die Kaiserin mich eines Ge
spräches würdigen will, braucht sie mir nur Tag und Stund
zu bestimmen, mich aber aufzudringen oder durch eine Hinter
thüre einer solchen Ehre theilhaftig zu werden, widersprich
meinen Grundsätzen. So habe ich die hohe Frau, als deren
einstiger Sekretär ich in den Conversations-Lexikons erschien
während der ganzen Reise nicht ein einziges Mal auch nu
gesehen. Begegnet einmal, aber auch da nicht gesehen. Ic
machte nämlich mit meinen Landsleuten und projektirten sici
lianischen Reisegefährten eine Exkursion nach dem Vesuv, de
dem österreichischen Hofe die Ehre anthat, einen seiner beträcht
licheren Ausbrüche zum Besten zu geben. Nach einem lustigen

und luxuriösen Mittagmahle in Portici, es gehörte nämlich zur Gesellschaft ein junger Fürst Esterhazy und ein Graf Karoly mit ihren Begleitern nebst dem damaligen Hauptmann, jetzigen Feldzeugmeister Wocher, durch welch letzteren ich mit den übrigen zusammenhing; also nach Tische, mehr als heiter gestimmt, machten wir uns zu Esel auf den Weg, um bei einbrechender Nacht die Spitze zu erreichen. Mein Saumthier war das trägste von allen, und nur schwer gelang es mir, es durch Stockschläge in Trott zu bringen, wo es denn nun aber auch allen andern vorauslief. In der Nähe der Einsiedlerwohnung kommt uns eine Cavalkade von einigen verschleierten Damen mit Begleitung entgegen. Aus der Livree der Bedienten merkte ich, daß es die Kaiserin von Oesterreich sei. Ich suchte nun vor Allem meinen dahinstürmenden Esel zum Stehen oder wenigstens aus der Mitte des Weges zu bringen, welches Letztere mir aber nur so gelang, daß er sich neben den Weg mit dem Kopf nach außen stellte, so daß die hohe Frau an unsern beiderseitigen Rücken vorüber reiten mußte und ich nur den Hut abziehen, sie aber nicht sehen konnte. Auch Fürst Metternich erwies mir die Ehre, mich zu Tische zu laden. Ich erwähne dieß nur um eines dabei vorkommenden merkwürdigen Umstandes willen. Der Fürst war liebenswürdig wie immer, nach Tische beim Kaffee aber recitirte er mit Begeisterung aus dem Gedächtnisse den damals eben erschienenen und mir noch unbekannten vierten Gesang von Lord Byrons Childe Harold in englischer Sprache von Anfang bis zu Ende, wobei ihm nur seine anwesende Tochter, die seitdem verstorbene Gräfin Joseph Esterhazy, eben auch aus dem Gedächtnisse, bei einzelnen Anständen soufflirte. Es war außer der Gräfin Esterhazy nur ihr nunmehr auch verstorbener Gemahl und Doktor Friedrich Jäger zugegen, welch letzterer die Wahrheit meiner Angabe bezeugen kann.

Nach Vereitelung meiner Projekte nach Sicilien, schickte ich mich zur Abreise von Neapel an, da, als ich eines Abends in unsere Wohnung im albergo reale zurückkehre, finde ich

den Platz vor dem Hause mit Menschen bedeckt. Ich frage und erfahre, daß der Oberſthofmeiſter der Kaiſerin von Oeſterreich, der ſeinen Hof auf das engliſche Admiralſchiff im Hafen begleitet hatte, indem er einen durch die Schiffsluken reichenden lackirten Luftſchlauch für einen Maſtbaum nahm, bei zu ſtarker Annäherung in den unterſten Schiffsraum hinabgeſtürzt und nur durch die Reibung der Wände des Schlauches vor völliger Zerſchmetterung bewahrt worden ſei. Schwer beſchädigt habe man ihn eben in ſeine Wohnung gebracht. Ich eile hinauf, finde den Grafen unter den Händen der italieniſchen Wundärzte, wo er mir denn, traurig, aber nicht kleinmüthig, die Hand reicht und, als ehemaliger Militär, von der Sache als einer wenig bedeutenden ſpricht. Die königlichen Wundärzte waren derſelben Meinung. Es ſei kein Knochenbruch vorhanden, und in acht bis zehn Tagen werde der Patient das Bett verlaſſen können. Des andern Morgens rückt der Graf mit einem Anliegen hervor. Der Hof werde in einigen Tagen von Neapel abreiſen. Krank, in einem fremden Lande mit zwei Bedienten, von denen keiner ein Wort italieniſch verſtehe, zurückzubleiben, ſei ihm unerträglich, ob ich mich entſchließen könne, meine eigene Abreiſe aufzuſchieben und die kurze Zeit bei ihm auszuhalten, bis er wieder transportabel ſei; er würde mich dann zurückbringen, bis wo er wieder mit dem Hofe zuſammentreffe, wo ich dann Herr meiner weiteren Beſtimmungen ſei. Ich hatte den Mann lieb gewonnen, war durch ſein Wohlwollen zu Danke verpflichtet, es handelte ſich nur um acht oder zehn Tage; ich willigte daher ein, obgleich unter einer Bedingung. Mein Urlaub als Beamter der Finanzhofſtelle ging zu Ende. Eine Verlängerung anſuchen wollte ich nicht, da ich ſchon dem Dienſtrange nach der Nächſte zu einer bald bevorſtehenden Beförderung war. Ich erklärte daher, daß, wenn Se. Majeſtät der Kaiſer mich zu bleiben autoriſire und daher ſelbſt meinen Urlaub verlängere, ich allerdings bei ihm aushalten wolle. Ich erhielt demnach eine Zuſchrift von dem Oberſtkämmerer

Reisemarschall Grafen Wrbna, nach deren Inhalt Se.
stät meinen Antrag, bei dem kranken Grafen Wurm-
d zurückzubleiben, mit höchster Billigung annahm; wegen
ingerung meines Urlaubes ergehe unter Einem das Nöthige
ie Finanzhofstelle. Kaum war dieß aber geschehen und der
abgereist, so änderte sich die Lage der Dinge. Gleich
dem Unglücksfalle war ein Stabsarzt von Mailand ver-
ben worden. Er kam an, verwarf die Behandlungsart
talienischen Aerzte, da ein Knochenbruch wirklich vorhanden
worin er, wie der Erfolg zeigte, vollkommen recht hatte.
rend die Aerzte stritten und der österreichische Militär-
rg unabänderlich sein System befolgte, verstrich die Zeit,
Einer Woche mußte ich drei oder vier Wochen in Neapel
en, da der Graf mich durchaus nicht von sich lassen wollte,
rend welcher Zeit ich, mit Ausnahme der Wohnung, durch-
auf eigene Kosten lebte. Der Graf meinte nämlich, der
werde mir meine Auslagen vergüten, als ich aber in der
e in Wien davon nur Erwähnung machte, meinte man,
ollte die Quittungen der Gastwirthe beibringen, bei denen
u Mittag und zu Abend gegessen hatte, so daß ich die
e mit Ekel fallen ließ. Als Graf Wurmbrand endlich die
reise antreten konnte, war, wie früher mein Urlaub, so
mein Reisegeld zu Ende, und ich mußte nothgedrungen
n Antrag annehmen, mich bis nach Wien zurückzubringen.
kamen nach Rom, wo der Graf im Quirinal einquartiert
e und er, um mich bei sich zu behalten, mich, wie ich
r erfuhr, allerdings für den Sekretär der Kaiserin ausgab.
erhielt demzufolge ein artiges Appartement von mehreren
ächern, päpstliche Equipage nebst Bedienten und einem
ite, der im Kriegsdepartement angestellt war, zur Beglei-
. Da ereignete sich denn ein komischer Auftritt. In meine
ner angekommen, warf ich die Kleider von mir und wusch
ht und Hände aufs Nachdrücklichste. Unterdessen war der
atssekretär, Kardinal Consalvi, angekommen, um den
sthofmeister der Kaiserin zu complimentiren; er erfuhr, daß

[illegible] Landsleuten [illegible] Auf[illegible] Fürst [illegible], der mich [illegible] sammt seiner Familie aufs Liebenswürdigste empfing, angetragen, mich mit mehreren andern Landsleuten dem Papste vorzustellen. Ich war immer ein Feind solcher leeren Schaustellungen, besonders aber, wie ich gestehen muß, schreckte mich die damit verbundene Verbindlichkeit des Handkusses zurück. Ich lehnte daher ab und sollte jetzt bestraft werden. Indem ich zum letzten Mal die Peterskirche besehen wollte, begegne ich einem Grafen Schaffgotsche, einem innerlich und äußerlich wohlbeschaffenen, liebenswürdigen schlesischen Edelmann. Als Katholik in einem großentheils protestantischen Lande war er dem Papste vorzugsweise interessant, und er hatte daher schon mehrere Male Unterredungen mit ihm gehabt. Jetzt trug er ein großes Paket unter dem Arme. Es waren Rosenkränze, die er gekauft und der Papst ihm

zu segnen versprochen hatte. Mir fiel ein, daß ich mehrere meiner weiblichen Bekannten durch solche Rosenkränze sehr erfreuen könnte. Der Laden, wo sie feil standen, war in der Nähe, ich kaufte daher auch eine ziemliche Anzahl und begab mich mit Graf Schaffgotsche in den Vatikan. Er wurde überall eingelassen, und wir gelangten in die inneren Gänge, wo wir uns aufstellten und unsere Rosenkränze auf unsere seidenen Schnupftücher am Boden auslegten. Endlich öffnen sich die Thüren der päpstlichen Gemächer, Schweizergarden, Monsignori treten heraus, hinter ihnen der Papst, dessen ehrwürdige Gestalt sich in einem weißseidenen Pilgergewande und einem rothseidenen Schifferhute etwas wunderlich ausnahm. Wir knieten nieder, der Papst näherte sich im Vorübergehen dem Grafen Schaffgotsche, machte eine kleine Kopfbewegung, wie zu einem Bekannten, segnete seine Rosenkränze und schleifte dann mit dem Fuße vorwärts, den der junge Mann andächtig küßte. Zu mir gekommen, den er freilich nicht kannte, segnete er dennoch meine Rosenkränze und machte dieselbe Fußbewegung, wo mir denn, auf die Gefahr, von den Schweizern zum Fenster hinausgeworfen zu werden, nichts übrig blieb, als meine Ehrfurcht auf gleiche Art zu beweisen. Und so mußte ich, der ich dem Papste nicht hatte die Hände küssen wollen, nunmehr seinen Fuß küssen. Alles rächt sich in dieser Welt.

In Florenz trafen wir mit dem Hofe unmittelbar vor dessen Abreise zusammen, und so ging es in einem Zuge bis nach Wien, wobei ich jedoch meinem ursprünglichen Reiseplan untreu werden mußte und zweimal über Venedig kam, indeß ich die Rückreise über Mailand, Verona und die italienischen Seen durch Tirol richten wollte.

Bei meiner Zurückkunft nach Wien zeigte sich sogleich die erste traurige Wirkung meiner Reiseverwicklungen. Im Gefolge des Hofes hatte sich, wie gesagt, die Meinung verbreitet, ich sei Sekretär der Kaiserin geworden; das schrieben sie denn auch ihren Bekannten nach Wien, und es ward dort zum

allgemeinen Gerüchte. Ich hatte den Urlaub meiner vorgesetzten Behörde überschritten, die Verlängerung desselben durch Se. Majestät war entweder nicht eingelangt oder diente nur zur Bestätigung jenes Gerüchtes, kurz, eine wirkliche Concipistenstelle, die in demselben Departement, in dem ich diente, in Erledigung kam, wurde, nicht ohne Mitwirken meines elenden Bureauchefs, verbunden mit der Vorliebe des Kanzleidirektors, einem Jüngerdienenden aus dem Bureau dieses Letzteren verliehen. [Siehe Anhang 3.] Man tröstete mich mit einem verzeihlichen Mißverständniß, die nächste Stelle jedoch könne mir nicht entgehen. Aber auch diese wurde einem, im Allgemeinen kürzer, aber speziell länger bei einer Hofbehörde Dienenden ertheilt. Die dritte erhielt der gänzlich unfähige Bruder eines allerdings sehr fähigen Hofrathes. Ich war empört und beschloß, die Staatsdienste zu verlassen, glaubte jedoch meinem Gönner, dem Finanzminister Grafen Stadion, davon die Anzeige machen zu müssen. Dieser erwiederte, wenn ich die Staatsdienste verlassen wolle, so könne ich es ohne seine Einwilligung thun; wenn ich aber diese begehre, so werde er sie mir nie ertheilen. Bei den obwaltenden Censur- und sonstigen Verhältnissen sei es in Oesterreich für Jemanden von meiner Richtung unmöglich, von der Literatur zu leben. Ich solle ausharren, für meine Beförderung werde Er sorgen. Da ich mich aber durch die erfahrenen amtlichen Mißhandlungen in jener Gemüthsruhe gestört finde, die zur Vollendung eines poetischen Werkes erforderlich sei, so ertheile er mir hiemit einen unbeschränkten Urlaub, den ich benützen könne, so lange es meine Arbeit nöthig mache. Als ich ihn bat, mir diesen Urlaub schriftlich zu ertheilen, überkam ihn der Aerger über das Benehmen der ihm untergeordneten Hofkammer gegen seinen Schützling, und er trug mir auf, zum Präsidialsekretär dieser Hofkammer zu gehen und ihm zu sagen, der Finanzminister habe mir Urlaub ertheilt; wenn er daran zweifle, möge er kommen und sich anfragen, wo er den mündlichen Bescheid erhalten werde. Ich

setzte Das getreulich ins Werk, das Präsidium der Hofkammer fragte sich aber nicht an und behandelte mich fortwährend als einen unbefugt Abwesenden. Ueberhaupt ward ich jetzt das Opfer der Reibung zwischen zwei Behörden. Der Finanzminister Graf Stadion hatte, um sich die lästigen Details vom Halse zu halten, der ihm untergeordneten, mit der Ausführung seiner Maßregeln betrauten Hofkammer völlige Freiheit über ihre inneren Angelegenheiten zugestanden. So oft nun eine Stelle bei dieser Hofkammer in Erledigung kam, erließ Graf Stadion ein Ministerialschreiben, in dem er mich für dieselbe in Erinnerung brachte. Die Hofkammer aber, um ihre Selbständigkeit zu wahren, verlieh jedes Mal die Stelle einem Andern. Ja, die Hofräthe, die mir am Meisten wohl wollten, wurden vermöge dieses Gemeingeistes meine heftigsten Gegner. Erst nach ein paar Jahren, als eine Concipistenstelle im Finanzministerium selbst erledigt wurde, verlieh mir sie Graf Stadion augenblicklich, und zwar die beste und nächste um seine Person, mit der damit verbundenen Gehaltszulage. Es waren aber inzwischen die Hälfte aller kürzer dienenden Beamten meine Vormänner geworden, und ich wurde für immer in den minderen Bereichen des Dienstes festgehalten.

Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß meine meisten Mißgeschicke mich gerade durch Diejenigen trafen, die sich meiner annahmen und mein Wohl fördern wollten. Da war Graf Herberstein, der mich aus einer meinen Neigungen gemäßen Stellung in der Hofbibliothek wegnahm und in die Finanzverwaltung brachte, bald darauf aber durch seinen Tod mich ohne Anhaltspunkt in einem uferlosen Meere zurückließ. Da war Graf Wurmbrand, der redlich in Italien für mein Bestes sorgen wollte, mich aber dadurch in alle späteren Verwicklungen stürzte. Graf Stadion, der großartigste Mann, dem ich je begegnet bin, zwang mir die Theatergeschäfte auf und brachte mich in die Mitte seines Conflikts mit der mir unmittelbar vorgesetzten Hofkammer. Ein Vierter, viel später

halten — hinzu, daß ich auf meiner dermaligen Ste
Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich sei. Je
Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich: für einen S
mag das einen guten Spaß gegeben haben.

Damals nun suchte ich den mir vom Finanzminis
theilten Urlaub aufs Beste zur Vollendung meines dur
italienische Reise unterbrochenen goldenen Vließes zu be
Aber es zeigte sich ein trauriger Umstand. Durch d
schütterung beim Tode meiner Mutter, die gewaltigen
eindrücke in Italien, meine dortige Krankheit, die Wi
keiten bei der Rückkehr war Alles, was ich für diese
vorbereitet und vorgedacht, rein weggewischt. Ich hatte
vergessen. Vor Allem den Standpunkt, aber auch alle
zelnheiten deckte völliges Dunkel; letzteres um so mehr
ich mich nie entschließen konnte, derlei aufzuschreiben.
Umrisse müssen im Voraus klar sein, die Ausfüllung
sich während der Arbeit erzeugen, nur so verbindet sich
und Form zur völligen Lebendigkeit. Während ich in
Erinnerung fruchtlos suchte, stellte sich etwas Wunde
ein. Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter

Klavierspielerin, und nach Tische setzten wir uns manchmal ans Instrument und spielten zu vier Händen. Da ereignete sich nun, daß, wie wir auf jene Symphonien geriethen, die ich mit meiner Mutter gespielt hatte, mir alle Gedanken wieder daraus zurückkamen, die ich bei jenem ersten Spielen halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich wußte auf einmal wieder, was ich wollte, und wenn ich auch den eigentlich prägnanten Standpunkt der Anschauung nicht mehr rein gewinnen konnte, so hellte sich doch die Absicht und der Gang des Ganzen auf. Ich ging an die Arbeit, vollendete die Argonauten und schritt zur Medea.

Meine italienische Reise sollte aber wie eine Pandorenbüchse ein neues Unglück gebären. Ich hatte in Italien mehrere lyrische Gedichte geschrieben, unter anderen eines auf die Ruinen des campo vaccino, im Koliseum selbst mit Bleistift angefangen und dort auch zum größten Theile vollendet. Bei meiner Begeisterung für das Alterthum, vermehrt durch den Eindruck dieser Statuen und Monumente, stellte sich das neue Kirchliche oder vielmehr dem Alten aufgedrungene Pfäfische ziemlich in Schatten. Das Uebelste, was man von den Gedichte sagen kann, ist, daß der Grundgedanke schon unzählige Male da war und nur die topographische Aneinanderreihung sämmtlicher als mit Empfindung begabt angenommener Denkmäler allenfalls eine Wendung genannt werden kann. Selbst den überkatholischen Grafen Stolberg hat auf dem campo vaccino dieselbe Empfindung angewandelt. Mein Wiener Verleger Wallishauser gab einen Almanach: „Aglaja“ heraus, für den er mich immer um Beiträge quälte. Ich gab ihm diese italienischen Gedichte, und sie kamen in die Hände Schreyvogels, der sich der guten Sache zu Liebe als Censor hatte aufnehmen lassen, um nämlich so viel zum Drucke zu erlauben, als irgend möglich war. Er nahm keinen Anstand, das imprimatur zu ertheilen, der Almanach wurde gedruckt, gebunden, und es waren bereits vierhundert Exemplare ins Ausland versendet worden. Da

ergab sich plötzlich ein literarischer Aufstand. Die damals noch in herbis befindliche kirchliche Partei hatte Aergerniß an meinen Ruinen des campo vaccino genommen. Das Gedicht wurde förmlich denunzirt, und der Sturm ging von allen Seiten.

Der Kaiser nahm vor Allem übel, daß — wie denn höchstgestellte Personen die kleinen Umstände nie genau wissen können — daß also, indem ihm in Rom alle Ehre widerfahren war, Jemand, der Rom in seinem Gefolge besucht hatte, sich derlei Aeußerungen zu Schulden kommen lasse. Auf welche Art ich — erst bei der Abreise von Rom — ins Gefolge des Kaisers, oder vielmehr in den Wagen des Grafen Wurmbrand gekommen bin, habe ich erst vorher auseinandergesetzt. Am Eifrigsten war die Staatskanzlei. Fürst Metternich, der den vierten Gesang von Byrons Childe Harold, in dem doch ganz andere Dinge vorkommen, auswendig wußte und mit Begeisterung recitirte, stand geradezu an der Spitze der Verfolgung, wenn nicht vielmehr seine eleve Umgebung, die den ausgezeichneten Mann im Jahr 1848 zu so schmählichem Falle vorbereitete. Um sämmtliche Theilnehmer nach Möglichkeit zu entschuldigen, muß ich eine Version beibringen, die mir viele Jahre später durch einen hohen Staatsmann des betheiligten fremden Hofes an die Hand gegeben worden ist. Mein Verleger hatte, ohne daß ich es wußte oder mich darum kümmerte, seinen Almanach der Gemahlin des ebenso wegen seiner erleuchteten Kunstansichten als wegen seiner strengen Religiosität bekannten Kronprinzen eines benachbarten Hofes zugeeignet.[1] Dieser nahm von dem Almanach um so mehr Notiz, als mein Verleger wahrscheinlich auf eine goldene Dose oder derlei als Gegengeschenk spekulirt hatte. Er fand sich nun von meinem Gedichte in höchstem Grade geärgert, und, ohne die Folgen seines übereilten Schrittes zu bedenken, ließ er an die höchsten Orte in Wien schreiben, wie die Censur habe zugeben können, daß ein Almanach, in dem sich ein

[1] Bayern. [A. d. H.]

solches Gedicht (das meinige) befinde, seiner Gemahlin zugeeignet werde. Eine solche Insinuation einer hochstehenden und noch dazu nahe verwandten Persönlichkeit ließ sich nun freilich nicht ganz ignoriren. Daß die untergeordneten Schurken und Dummköpfe, die fürchten mochten, daß ich ihnen irgend einmal im Wege stehen könnte, Alles thaten, um die Flamme zu schüren, versteht sich von selbst, oder vielmehr ich weiß es.

Die Censur that alles Mögliche, um ihren Fehler wieder gut zu machen. Mein Gedicht wurde aus sämmtlichen, noch in Wien befindlichen Exemplaren herausgerissen, zum großen Schaden des Verlegers, der seine Almanache neu binden lassen mußte. Leider aber verfehlte diese Verfügung ihren Zweck. Wie ich gesagt, waren vierhundert unverstümmelte Exemplare bereits ins Ausland versendet worden. Diese ließen nun die Liebhaber verbotener Schriften und des Skandals überhaupt mit großen Kosten sämmtlich wieder zurückbringen. Wer sich kein gedrucktes Exemplar verschaffen konnte, schrieb wenigstens aus einem solchen mein Gedicht ab, und nie hat irgend eine meiner Arbeiten eine solche Verbreitung in meinem Vaterlande erhalten, als dieses Gedicht, das, wenn man es unbeachtet gelassen hätte, von dem verehrungswürdigen Publikum ohne Geschmack auf der Zunge gefressen worden wäre, wie Gras.

Das war aber noch nicht Alles. Durch ein vom höchsten Orte ergangenes Handschreiben, in dem ich mit der in Steckbriefen gewöhnlichen Bezeichnung: ein sicherer Grillparzer, höchst unsicher gemacht wurde, erhielt der Präsident der Polizei und Censurshofstelle den Auftrag, mich persönlich zur Verantwortung aufzufordern. Meine Verantwortung wäre nun ganz kurz gewesen. Das Gedicht hatte das imprimatur der Censur erhalten, und so war ich als Schriftsteller vollkommen gedeckt. Dadurch fiel aber das Vergehen auf den Censor, meinen Freund Schreyvogel, zurück, und das mußte abgehalten werden. Ich schrieb daher in einem Aufsatze, den ich dem Polizeipräsidenten überreichte, Alles zusammen, was

sich zur Rechtfertigung oder Milderung der Gedanken und Ausdrücke irgend sagen und aufbringen ließ. [Siehe Anhang 4.]

Die erste Hitze mochte vergangen sein, die Sache blieb auf sich beruhen, selbst Schreyvogel wurde nicht angefochten. Aber von da an glaubte jeder Lump sich an mir reiben, mich angreifen und verlästern zu können. Jeder Wunsch und jede Aussicht wurde durch die stehende Formel von oben, „ja, wenn er die Geschichte mit dem Papste nicht gehabt hätte" (so beliebte man sich auszudrücken), im Keime vereitelt, man hielt mich, wie einst der alte Graf Seilern, für einen halben Jakobiner und Religionsspötter, und es brauchte der traurigen Ereignisse des Jahres 1848, um die Regierung (auf wie lange?) zu überzeugen, daß sie keinen wärmeren Anhänger ihrer Sache, als zugleich der Sache meines Vaterlandes, habe als mich, der zugleich als Mensch und Schriftsteller die gesteigerten Ansichten der Poesie und die gemäßigten Anforderungen des Lebens sehr gut von einander zu unterscheiden wisse.

Die damaligen Widerwärtigkeiten nun hemmten meinen Eifer in Ausführung meines dramatischen Gedichtes durchaus nicht. Ich erinnere mich noch, daß ich die Verse, die Kreusa im zweiten Akte der Medea als ein Lieblingsliedchen Jasons hersagt, im Vorzimmer des Polizeipräsidenten, einer stürmischen Audienz harrend, mit Bleistift niedergeschrieben habe; da ich aber wohl fühlte, daß die Aufregung des Ingrimms bald der Abspannung des Mißmuths Platz machen werde, so eilte ich so viel als möglich zum Schlusse und weiß noch, daß ich die beiden letzten Akte der Medea, jeden in zwei Tagen, geschrieben habe. Als ich zu Ende war, fühlte ich mich völlig erschöpft, und ohne das Stück zu überarbeiten und ohne daß, außer den Korrekturen im Verlauf des ersten Niederschreibens, etwas geändert worden wäre, trug ich es in halb unleserlichem Concept zu Schreyvogel hin. Dieser beobachtete, nachdem er es gelesen hatte, ein langes Stillschweigen, meinte aber endlich, das wunderliche Ding müßte denn doch noch ein wenig liegen. Ich, mit meiner gewöhnlichen Unbe-

kümmertheit um das äußerliche Schicksal meiner Arbeiten, suchte mir durch Zerstreuungen aller Art, aber auch durch Beschäftigung mit den Alten und mit Kants Philosophie, die mir erst seit Kurzem bekannt geworden war, die lästigen Gedanken über Gegenwart und Zukunft aus dem Kopfe zu schlagen. Da kommt auf einmal Schreyvogel zu mir, umarmt mich und meint, das goldene Vließ müsse unmittelbar in die Scene gesetzt werden. Was diese Aenderung in seiner Ansicht bewirkt hat, weiß ich nicht. Hatte er anfangs das schlecht geschriebene Manuscript nicht gut lesen können, hatte er erst bei wiederholter Durchlesung sich meine Absicht bei der allerdings barocken, aber von vornherein gewollten, Vermengung des sogenannten Romantischen mit dem Klassischen deutlich gemacht, ich kann es nicht sagen, denn wir haben uns später nie darüber besprochen. Allerdings mochte es den ausgezeichneten Mann, dem ich so Vieles verdankte, verdrossen haben, daß ich ihm meine Stücke als fertige und abgeschlossene zur Aufführung übergab, ohne sie vorher seiner Kritik zu unterziehen. Ich hätte nun allerdings ein Thor sein müssen, wenn mir die Bemerkungen eines solchen Freundes über das Einzelne gleichgültig gewesen wären, ich wußte aber aus Erfahrung, daß seine desiderata auf das Innere und das Wesen der Stücke gingen, und das wollte ich mir rein erhalten, auf die Gefahr, einen Fehlgriff gethan zu haben. Aus demselben Unabhängigkeitsgefühle bin ich allen literarischen Coterien fern geblieben. Nie hat ein Journalist oder eine Celebrität von mir einen Brief erhalten, mit Ausnahme von zweien, als Antwort auf vorhergegangene von ihrer Seite. Ich stand immer allein da, wurde daher auch anfangs von allen Seiten angegriffen und später ignorirt, was ich mit hochmüthiger Schadenfreude hinnahm, obgleich es mir später die Lust an der Hervorbringung verkümmerte. Ich trage hier nur noch nach, daß ich bei der oben erwähnten Vermengung des Romantischen mit dem Klassischen nicht eine läppische Nachäfferei Shakespeares oder eines sonstigen Dichters der

Mittelzeit im Sinne hatte, sondern die möglichste Unterscheidung von Kolchis und Griechenland, welcher Unterschied die Grundlage der Tragik in diesem Stücke ausmacht, weßhalb auch der freie Vers und der Jambus, gleichsam als verschiedene Sprachen hier und dort, in Anwendung kommen.

Dieses Monstrum sollte nun zur Aufführung gebracht werden. Mit Uebergehung des elenden Theaterhofrathes wendete ich mich mit meinen Wünschen unmittelbar an Grafen Stadion, der mir bereitwillig entgegenkam, ja dessen Geneigtheit durch die mir kürzlich widerfahrenen Unbilden nur verstärkt schien. Die Rolle der Medea gehörte der Schröder. Daß ich aber während der Arbeit auf sie gedacht oder, wie man sich auszudrücken pflegt, die Rolle für sie geschrieben, zeigt sich schon dadurch als lächerlich, weil ich mich in diesem Falle gehütet haben würde, in den beiden Vorstücken die junge und schöne Medea vorzuführen, indeß die Schröder sich dem fünfzigsten Jahre näherte und nie hübsch gewesen war. Für die Rolle der Amme brauchte ich eine Persönlichkeit, in Organ und sonstigem Beiwesen noch um einige Tinten dunkler als die gewaltige Kolchierin. Graf Stadion bewilligte mir eine Altsängerin der Oper, Madame Vogel, die auch recht gut spielte. Die helle Kreusa paßte für Madame Löwe, die, obschon in gleichem Alter mit der Schröder, doch noch Reste einer unverwüstlichen Schönheit bewahrte. Ich habe überhaupt immer viel auf das Verhältniß der Figuren und die Bildlichkeit der Darstellung gehalten; das Talent setzte ich als Schuldigkeit voraus, aber das physisch Zusammenstimmende und Contrastirende lag mir sehr am Herzen. Ut pictura poesis. Hierbei kam mir mein in der Jugend geübtes Talent zum Zeichnen, sowie für die Versifikation mein musikalisches Ohr zu Statten. Ich habe mich nie mit der Metrik abgegeben.

Auch die übrigen Rollen waren gut besetzt, und das Stück ging mit würdiger Ausstattung in die Scene.[1] Die Wirkung

[1] 26. und 27. März 1821. [A. d. H.]

war, vielleicht mit Recht, eine ziemlich unbestimmte. Das Schlußstück erhielt sich durch die außerordentliche Darstellung der Schröder, die beiden Vorstücke verschwanden bald. Die übrigen deutschen Theater gaben überhaupt nur die dritte Abtheilung, weil sich überall eine Schauspielerin fand, die sich der Medea für gewachsen hielt. Diese Medea ist das letzte meiner Stücke, welches einen Weg auf die nichtösterreichischen Bühnen unseres deutschen Vaterlandes gefunden hat. Was man den Geist der Zeit zu nennen beliebte, um welchen ich mich wenig kümmerte, und dessen angebliche Fortschritte mir lächerlich waren, vor Allem aber, daß ein Hauptbestandtheil der Kunst, die Phantasie, aus den Zusehern, Schauspielern und Schriftstellern sich immer mehr zu verlieren anfing, ein Abgang, den man durch doktrinäre, spekulative und demagogische Beimischungen zu ersetzen suchte: diese Verhältnisse haben die Wirkungen meiner späteren Stücke auf die österreichischen Lande beschränkt. [Siehe Anhang 5.]

Ich habe immer viel auf das Urtheil des Publikums gehalten. Ueber die Conception seines Stückes muß der dramatische Dichter mit sich selbst zu Rathe gehen; ob er aber mit der Ausführung die allgemeine Menschennatur getroffen, darüber kann ihn nur das Publikum als Repräsentant dieser Menschennatur belehren. Das Publikum ist kein Richter, sondern eine Jury, es spricht sein Verdikt als Gefallen oder Mißfallen aus. Nicht Gesetzkunde, sondern Unbefangenheit und Natürlichkeit machen seinen Rechtsanspruch aus. Von dieser Natürlichkeit, die im nördlichen Deutschland durch falsche Bildung und Nachbeterei sehr in den Hintergrund getreten ist, hat sich in Oesterreich ein großer Rest erhalten, verbunden mit einer Empfänglichkeit, die bei gehöriger Leitung durch den Dichter bis zum Verständniß in unglaublichem Grad gehoben werden kann. Das Gefallen eines solchen Publikums beweist wenig, denn es will vor Allem unterhalten sein, sein Mißfallen aber ist im höchsten Grade belehrend. Dießmal begnügte es sich mit einem succès d'estime.

Diese Achtung oder wohl gar Vorliebe für den Dichter zeigte sich aber sehr wenig praktisch. Meine drei Trauerspiele, da sie zwei Theaterabende ausfüllten, sollten mir als zwei Stücke honorirt werden. Da erklärte nun Graf Stadion schon vor der Aufführung, mir die eine der beiden Hälften auf die gewöhnliche Art honoriren zu lassen, für die zweite wolle er ein Theatergesetz Kaiser Josephs, das nie widerrufen worden sei, von Neuem in Anwendung bringen, ein Gesetz, zufolge dessen bei neuen Stücken der Verfasser die Wahl zwischen dem Honorar oder dem Ertrag der zweiten Einnahme haben sollte. Durch Letzteres hoffte er dem Publikum, dem ich durch meine Ahnfrau und Sappho so viel Vergnügen verschafft hatte, Gelegenheit zu geben, mir seine kunstsinnige und patriotische Anhänglichkeit, allenfalls durch Ueberzahlung der Logen und Sperrsitze, auf eine thätige Art zu beweisen. So geschah es, der Tag erschien, aber von den siebzig oder achtzig abonnirten Logen des Hofburgtheaters waren nur drei genommen. Die Hälfte der Sperrsitze leer, der übrige Schauplatz gefüllt; da aber die Beamten der Theaterdirektion für die Einnahmen eines Fremden sich zu keiner gar so genauen Kontrole verbunden glaubten, war der Ertrag des Abends so gering, daß er kaum die Hälfte des gewöhnlichen Honorars erreichte. Ich erwähne dieß nur, um das Wiener Publikum, das ich kurz vorher gelobt und das mich beinahe der Undankbarkeit anklagte, wenn ich ihnen nicht alljährlich ein Stück brachte, darauf aufmerksam zu machen, daß sie mich jedes Mal im Stich gelassen haben, wo ich von ihrer Anhänglichkeit mehr als leeres Händeklatschen in Anspruch nahm.

Der wenig durchgreifende Erfolg des goldenen Vließes, insofern er mit meinen eigenen Bedenklichkeiten zusammenfiel, hat mir übrigens in meinem Innern großen Schaden gethan. Ich fühlte wohl, daß ich meine Kräfte überschätzt hatte, und die harmlose Zuversicht, mit der ich an meine bisherigen Werke ging, fing an, sich zu verlieren. Ich beschloß daher, bei *meinen* künftigen Arbeiten mir das Ziel näher zu setzen, was

mich vor der Hand um so mehr störte, als mir bereits ein Stoff im Kopfe herumging, der zwar an sich nicht so weitgreifend, doch wenigstens ungeheure Vorarbeiten nöthig machte. Doch davon später.

Der Grund des mir ertheilten Urlaubes war nunmehr erloschen, und ich kehrte in die Geschäfte zurück. Um mir die Nähe der feindlich gesinnten Hofkammer zu ersparen, nahm mich Graf Stadion, obgleich in meiner bisherigen Eigenschaft als Praktikant, in eines seiner eigenen Bureaus bei dem ihm unmittelbar untergeordneten Finanzministerium. Ich muß hier einen Umstand aus meinem Aufenthalt in Neapel nachtragen. Während meiner dortigen Anwesenheit kam der Hofrath im Finanzministerium, Baron Kübeck, auf ein paar Tage dahin, um dem Kaiser einen wichtigen Gegenstand vorzutragen. Graf Wurmbrand erzählte mir Das, wie auch, daß Baron Kübeck von mir gesprochen habe; ich möchte ihn doch besuchen. Ich that Das des nächsten Tages, erhielt aber im Vorzimmer den Bescheid, daß Baron Kübeck beschäftigt sei und Niemand vorgelassen werden könne. Ich fand Das natürlich, ging daher und kam nicht wieder. Ein paar Tage darauf, als Jener schon wieder abgereist war, sagte mir Graf Wurmbrand: Sie hätten doch ein zweites Mal hingehen sollen, denn Baron Kübeck brauchte einen Hülfsarbeiter für die weitläuftigen Ausfertigungen, und er hatte auf Sie gezählt. Und das sagte mir der gute Mann, der von Geschäften gar keine Vorstellung hatte, erst nach der Abreise des hochgestellten Staatsmannes. Er nahm mir dadurch die Gelegenheit, in die Nähe desselben zu kommen, und wer den Weg und die gegenwärtige Stellung des Baron Kübeck kennt, weiß, von welcher Bedeutung eine solche Nähe gewesen wäre.

Wer mich so viel von amtlichen Aussichten oder Honoraren reden hört, dürfte wohl zu dem Schlusse kommen, daß es mir an jenem hohen Sinne gefehlt habe, der den Künstler nur die Kunst im Auge halten und alles Andere gering schätzen ließe. Vielleicht hat er recht; ich will mich aber auch

nicht besser schildern, als ich bin, sondern wie ich bin. Da ich aber einmal die Last des Staatsdienstes auf mich genommen hatte, wollte ich doch aus der Reihe der Handarbeiter herauskommen und durch eine bessere Stellung mir die Möglichkeit verschaffen, in ein anderes Fach überzutreten, das meinen Neigungen mehr zusagte, als der Dienst bei den Finanzen. Zugleich hat die immerwährende Zurücksetzung und jene insolence of office, mit der erbärmliche Menschen nur gar zu gern ihre Amtsautorität gegen mich geltend machten, mein Gemüth verbittert. Als nun noch dazu die Abnahme meiner Geltung in der deutschen Literatur kam, bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Verlassenheit, das, bei einer hypochondrischen Anlage, endlich auch jener Stimmung gefährlich wird, die gerade zur Hervorbringung poetischer Arbeiten vor Allem erforderlich ist. Was aber Geld und Geldeswerth betrifft, so ist das eine Vorausnahme der Zukunft. Zur Zeit hat es mich wenig gekümmert. Jetzt aber, im vorgerückten Alter, mit körperlichen Gebrechen behaftet, fühle ich oft nur zu sehr den Abgang jener Bequemlichkeiten und Erleichterungen, die beim weitern Vorschreiten endlich sogar zu Nothwendigkeiten werden. Hätte ich mich verheirathet, wie ich vielleicht gesollt, ich müßte geradezu mit Nahrungssorgen kämpfen. [1]

In meiner neuen amtlichen Bestimmung kam ich unter unmittelbare Leitung des Bureauchefs Baron Pillersdorff, der im Jahre 1848 so viel von sich reden gemacht hat. Weit entfernt sei es von mir, daß ich die Rolle billige, die er in diesem letztern Jahre gespielt, ich theile vielmehr die allgemeine Verwerfung. Noch aber ist in mir das Gefühl der Bewunderung lebendig, das ich, trotz meiner Abneigung gegen amtliche Dinge, für Baron Pillersdorff damals fühlte, als ich mit ihm in geschäftliche Berührung kam. Dieser Scharfsinn, diese Ruhe, diese Gabe der Entwicklung und Dar-

[1] Dieses ist im Jahr 1853 geschrieben. [A. d. H.]

stellung, ja diese Festigkeit des Charakters — so lange die Sache sich hinter dem Schreibtisch abmachen ließ — sind mir in der Folge nicht wieder vorgekommen, und ich fühlte wohl, daß es ein Geschäftsgenie gebe, das sich in der Reihe der menschlichen Befähigungen jeder andern Genialität würdig an die Seite setzen könne. Er, in Verbindung mit Baron Kübeck, hat Licht und Ordnung in das Chaos der österreichischen Finanzen gebracht. Unter seiner Leitung zeigte der Staatshaushalt im Jahre 1830 zum ersten Male seit Jahrzehnten einen Ueberschuß der Einnahmen gegen die Ausgaben. In demselben Jahre war das Patent schon gedruckt, durch welches der Zinsfuß der Staatsschuld von 5 auf 4 Procent herabgesetzt wurde, und wenn die Julirevolution in Frankreich um ein paar Monate später eintrat, so war die finanzielle Operation für alle künftige Zeiten vollbracht. Eben im Jahre 1830 widersetzte er sich den Rüstungen, die das Land in eine neue Schuldenlast gestürzt haben und die, als man nach einigen Jahren die Kosten nicht mehr aufbringen konnte und sich zu Reduktionen genöthigt sah, bei den spätern Katastrophen den Staat ohne Geld und ohne Soldaten gelassen haben. Er widersetzte sich dieser Maßregel, obwohl er wußte, daß er damit das Todesurtheil seines Einflusses aussprach. Er wurde auch unmittelbar von der Leitung der Finanzen entfernt und als Vicepräsident zu einer andern Hofstelle versetzt, wo er mit der Revision fremder Concepte und der Ausbesserung orthographischer Fehler die achtzehn schönsten Jahre seines Lebens zubrachte. Diese Versetzung war mit Unwürdigkeiten begleitet, die verdienten, aufgezeichnet zu werden, aber nicht hieher gehören. Ob diese Ereignisse in ihm nicht einen Keim von Rachsucht, andererseits aber eine Abspannung erzeugt haben, die sich im Jahre 1848 als Wechsel von Schwäche und erkünstelter Energie darstellten, will ich nicht entscheiden.

Ich stand nie in besonderer Gunst bei Baron Pillersdorff. Nachdem er fruchtlos versucht hatte, mich in die höhern Geschäfte einzuweihen, behandelte er mich mit Achtung, aber

Gleichgültigkeit; demungeachtet drängt es mich, einer Zeit, die Alles vergißt, ins Gedächtniß zurückzurufen, daß der Mann, über den jetzt jeder Tropf abspricht, seiner Zeit der Ausgezeichnetste unter den Ausgezeichneten war und dem Lande unendliche Dienste geleistet hat. Hier fällt mir ein Zug des Grafen Stadion ein, den ich nicht übergehen will. Graf Stadion, als Diplomat von Jugend auf, hatte, wie er selbst aufrichtig gestand, nur geringe finanzielle Kenntnisse. Seine Gegner, die ihm immer Verlegenheiten zu bereiten suchten, wollten schon früher dem Baron Pillersdorff eine andere Bestimmung geben. Nun war dem Grafen Baron Pillersdorff persönlich zuwider. Dem ungeachtet erklärte er jetzt, daß, wenn man ihm diesen ausgezeichneten Hülfsarbeiter entziehe, er sein Amt niederlegen müsse, das er ohne ihn fortzuführen außer Stande sei. Das ist groß, dünkt mich. Es hat zwar keine Beziehung auf mich, aber ich schreibe meine Erinnerungen, und da gehört meine Zeit ebenso gut hinein als ich. Oder vielmehr, ich will mich amüsiren, und es freut mich, Personen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die mir wohlgewollt haben, der Uebelwollenden war ohnehin die größere Anzahl.

Wenn Baron Pillersdorffs Versuche, mir Interesse an den Geschäften beizubringen, fruchtlos waren, so lag die Ursache zum Theile darin, daß mich ein neuer dramatischer Stoff eingenommen hatte. Das Schicksal Napoleons war damals neu und in Jedermanns Gedächtniß. Ich hatte mit beinahe ausschließlicher Begierde Alles gelesen, was über den außerordentlichen Mann von ihm selbst und von Andern geschrieben worden war. Es that mir leid, daß das weite Auseinanderliegen der entscheidenden Momente nicht allein für jetzt, sondern wohl auch für die Zukunft eine poetische Behandlung dieser Ereignisse unmöglich macht. Indem ich, von diesen Eindrücken voll, meine sonstigen historischen Erinnerungen durchmusterte, fiel mir eine, obgleich entfernte, Aehnlichkeit mit dem Böhmenkönige Ottokar II. in die Augen. Beide, wenn auch in ungeheurem Abstande, thatkräftige Män-

ner, Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück dasselbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß den Wendepunkt von Beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirath gebildet hatte. Wenn nun zugleich aus dem Untergange Ottokars die Gründung der Habsburgischen Dynastie in Oesterreich hervorging, so war das für einen österreichischen Dichter eine unbezahlbare Gottesgabe und setzte dem Ganzen die Krone auf. Es war also nicht Napoleons Schicksal, das ich im Ottokar schildern wollte, aber schon eine entfernte Aehnlichkeit begeisterte mich. Zugleich bemerkte ich an meinem Stoff das Eigenthümliche, daß ich beinahe alle Ereignisse, die ich brauchte, in der Geschichte oder Sage bereitliegend vorfand. Um nun nicht ohne Noth eigene Erfindungen einzumischen, fing ich eine ungeheure Leserei von Allem an, was ich über die damalige österreichische und böhmische Geschichte irgend auftreiben konnte. Ja, selbst mit der mittelhochdeutschen Sprache — die damals noch nicht unter die Modeartikel gehörte und zu deren Verständniß alle Hülfsmittel fehlten — mußte ich mich befassen, da eine meiner Hauptquellen die gleichzeitige Reimchronik Ottokars von Hornek war. Ich war damals noch fleißig und notirte und excerpirte in ganzen Massen.[1]

Ich befand mich also auf dem Boden der historischen Tragödie, ehe noch Ludwig Tieck und seine Nachbeter darüber ihre Albernheiten ausgekramt haben. In der That Albernheiten. Der Dichter wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwicklungen findet, vor Allem aber, um seinen Ereignissen und Personen eine Konsistenz, einen Schwerpunkt der Realität zu geben, damit auch der Antheil aus dem Reiche des Traumes in das der Wirklichkeit übergehe. Wer würde auch einen erdichteten Eroberer er-

[1] Wirklich fanden sich im Nachlasse des Dichters, auf Hunderten von Blättern, die eingehendsten geschichtlichen Vorstudien zum „Ottokar.“
[A. d. H.]

tragen können, der ein erdichtetes Land mit erdichteten Heldenthaten eroberte. Namentlich was über das gewöhnlich Glaubliche hinausgeht, muß einen solchen Anhaltspunkt haben, wenn es nicht lächerlich werden soll. Alexander, der Große oder Napoleon als erdichtete Personen würden der Spott aller Vernünftigen sein. Das eigentlich Historische aber, nämlich das wirklich Wahre, nicht bloß der Ereignisse, sondern auch der Motive und Entwicklungen, gehört so wenig hieher, daß, wenn heute Urkunden aufgefunden würden, die Wallensteins völlige Schuld oder völlige Unschuld bewiesen, Schillers Meisterwerk nicht aufhören würde, Das zu sein, was es ist und, unabhängig von der historischen Wahrheit, bleiben wird für alle Zeiten. Shakespeare fand Das, was man damals history nannte, vor und hat es eben auch kultivirt. In allen seinen historischen Stücken ist aber seine eigene Zuthat das Interessante: die komischen Personen in Heinrich IV, nebst dem unnachahmlichen Hotspur, die herzzerreißenden Scenen in König Johann u. s. w.; zugleich aber muß man aussprechen, daß, wenn er nicht seine auf Novellen und fabelhafte Sagen gegründeten Stücke geschrieben hätte, von seinen historischen wenig die Rede sein würde. Uebrigens, was ist denn Geschichte? Ueber welchen Charakter irgend einer historischen Person ist man denn einig? Der Geschichtsschreiber weiß wenig, der Dichter aber muß Alles wissen.

Dieß scheint im Widerspruch mit dem Obigen zu stehen, wo ich einen Werth darauf gelegt habe, daß alle Ereignisse im Ottokar entweder durch die Geschichte oder wenigstens durch die Sage beglaubigt sind. Ich habe es aber auch nur als eine Kuriosität angeführt, obgleich anderseits das den Schluß bildende und in seinen Wirkungen bis in die Gegenwart reichende Faktum, die Gründung der Habsburgischen Dynastie in Oesterreich, der Wahrhaftigkeit der Ereignisse ein patriotisches Interesse verlieh.

Der Stoff hatte sich gegliedert, die Begebenheiten waren eingereiht, die Composition mußte ich eine vorzügliche nennen:

demungeachtet ging ich nur schwer an die Ausführung; ich hatte es nämlich mit einer Form zu thun, die mir durchaus nicht empfehlenswerth schien — dem historischen Drama. Ich hatte in meinen bisherigen Arbeiten immer die Ereignisse so nahe aneinandergedrängt als möglich, jetzt sollten entfernt liegende mit einander verbunden werden. Man hat viel über die drei Einheiten gespottet. Die Einheit der Handlung gibt jeder Vernünftige zu. Die Einheit des Ortes hängt mit der Einrichtung der alten Theater zusammen und wird nur bedeutend, wenn sie mit der dritten Einheit zusammenfällt. Diese dritte, die Einheit der Zeit, hingegen ist höchst wichtig. Die Form des Drama ist die Gegenwart, welche es bekanntlich nicht gibt, sondern nur durch die ununterbrochene Folge des nach einander Vergehenden gebildet wird. Die Nichtunterbrechung ist daher das wesentliche Merkmal derselben. Zugleich ist die Zeit nicht nur die äußere Form der Handlung, sie gehört auch unter die Motive: Empfindungen und Leidenschaften werden stärker oder schwächer durch die Zeit. Wenn ich den Zuseher zwinge, die Stelle des Dichters zu vertreten und durch Reflexionen und Rückerinnerungen die weit entfernten Momente aneinander zu knüpfen, so verliert sich jene Unmittelbarkeit der Wirkung, welche die Stärke derselben bedingt und das Charakteristische des gegenwärtig Wirkenden ist. Der Eitelkeit des gegenwärtigen literarischen Publikums, welches mehr angeregt als befriedigt sein will, schmeichelt zwar dieses Mitgeschäftigsein, dieses Deuten und Suppliren; in die aufnehmende Empfindung kommt aber dadurch etwas Willkürliches, das dem Gefühle der Nothwendigkeit entgegengesetzt ist, welche die innere Form des Dramas ausmacht, wie die Gegenwart die äußere. Das Drama nähert sich dem Epos.

Was den Inhalt betrifft, so macht die Masse der Begebenheiten es unmöglich, jeder einzelnen ihr Recht widerfahren zu lassen; die Motive müssen verstärkt, die Charaktere dem Uebertriebenen näher gebracht werden; bekanntlich aber sind das Bunte und Grelle eben nicht Zeichen eines guten Geschmackes.

Zu meinem Troste konnte ich mir übrigens sagen, daß mein Stoff wenigstens jedes Erforderniß habe, das eine historische Tragödie allein zulässig macht, daß nämlich die historisch oder sagenhaft beglaubigten Begebenheiten im Stande wären, eine gleiche Gemüthswirkung hervorzubringen, als ob sie eigens zu diesem Zwecke erfunden wären.

Diese meine Bedenken und diesen meinen Trost werden freilich Diejenigen lächerlich finden, für welche die Geschichte der sich selbst realisirende Begriff ist. Ich muß mir ihr Lachen gefallen lassen, oder vielmehr ich bin so frei, ihnen dieses Lachen im verstärkten Maße zurückzugeben.

Meinem Zögern wurde durch ein immer heftiger werdendes Halsübel ein Ende gemacht, das, ohne daß ich jedoch ärztliche Hülfe angewendet hätte, mich doch zwang, während eines ganzen Wintermonates mein Zimmer zu hüten. Oder vielmehr, nachdem die Abgeschiedenheit und Langeweile mich zum Beginn der Arbeit veranlaßt hatte, nahm ich mir vor, bis zum Abschluß mein Zimmer nicht zu verlassen, ging Mittags in das gegenüber liegende Gasthaus „zum Jägerhorn" essen, kehrte aber unmittelbar in meine vier Wände zurück, die ich mit meinen Gestalten bevölkerte. Ich darf des Antheils nicht vergessen, den ein „Mars Moravicus" in folio, den ich mir als Quelle für den Ottokar beigelegt, auf das Zustandekommen jenes Durchbruchs allerdings genommen hat. Auf dem Titelblatte dieses mährischen Mars war nämlich der Kriegsgott in voller Rüstung ungefähr so abgebildet, wie ich mir die äußere Erscheinung Ottokars gedacht hatte. Diese Figur reizte mich an, meine Gestalten nach auswärts zu werfen, und auch während der Arbeit kehrte ich jedesmal zu ihr zurück, so oft sich meine Bilder zu schwächen schienen. Ebenso hatte, als ich an den Argonauten schrieb, die thurmartige Wendeltreppe in dem Hofe eines uralten Nachbarhauses, in den eines der Fenster unserer damaligen Wohnung ging, meiner Phantasie zu einem willkommenen Stützpunkt gedient.

Ich machte nun meiner freiwilligen Gefangenschaft ein

Ende, und mein erster Gang war zur Theaterdirektion, der ich mein Stück überreichte, und zwar im Concept, da, indem ich den Stoff so lange in mir getragen, das Niederschreiben beinahe ohne Korrektur von Statten ging. Dießmal war Schreyvogel gleich von vorneher einverstanden. Wir ließen das Stück abschreiben und gaben es zur Censur, von der wir keine Anstände besorgten, da, wenn das regierende Haus eigens einen Schmeichler bezahlt hätte, dieser der Handlung keine günstigere Wendung geben konnte, als die dramatische Nothwendigkeit von selber aufgedrungen hatte.

Jetzt erhielten auch meine amtlichen Verhältnisse eine günstige Wendung. Der sogenannte Ministerialconcipist des Finanzministeriums, nämlich der Conceptsbeamte, der, in der unmittelbaren Nähe des Finanzministers, im eigenen Bureau desselben fungirte, wurde befördert, und Graf Stadion verlieh mir augenblicklich diese Stelle, mit der außer dem gewöhnlichen Gehalte auch noch eine besondere Gratification von einigen hundert Gulden des Jahres verbunden war. Diese Beförderung erfreute mich um so mehr, als ich nun auch dem Hoftheater meinen Contract als bestellter dramatischer Dichter zurückgeben konnte und von nun an freie Hand über meine Arbeiten hatte. Meine neuen Geschäfte waren höchst geringfügig und erhielten erst eine Bedeutung in Verhinderungs- und Krankheitsfällen des Ministerialsekretärs, weil man dann die eingelangten Geschäftsstücke dem Minister persönlich vorzulegen und von jedem den Inhalt in Kurzem anzugeben hatte, in Folge dessen er die wichtigern zur eigenen Lesung bei sich behielt, die andern aber zur Vertheilung an die Departements zurückstellte. Auch dieser Theil der Geschäftsführung wurde nur dadurch beschwerlich, daß sich Graf Stadion, noch von seiner diplomatischen Laufbahn her, an eine sonderbare Verkehrung der Tageszeiten gewöhnt hatte. Er legte sich erst gegen Morgen zu Bette und stand auf, wenn die andern Leute sich zum Mittagsmahl setzten. Da galt es denn, ihm nach Mitternacht, wenn er aus den Gesellschaften nach Hause

kam, über Akten und Geschäfte Rechenschaft zu geben, was in halber Schlaftrunkenheit nicht immer fließend von Statten ging. Glücklicherweise war der Ministerialsekretär auf seine Sonnennähe so eifersüchtig, daß er so selten als möglich krank wurde und eine andere Abwesenheit sich nicht leicht zu Schulden kommen ließ. Bei Reisen des Ministers aber, worunter besonders der Sommeraufenthalt auf seinen Gütern gehörte, fiel die ganze Last auf den Concipisten, der ihn alsdann zu begleiten hatte, eine Last, die durch die peinliche Mittelstellung zwischen angenehmem Gesellschafter und untergeordnetem Beamten bedeutend erschwert wurde. Außer diesen Ausnahmsfällen bestand das Geschäft des Ministerialconcipisten nur in der Protokollirung der eingegangenen Stücke und ihrer Vertheilung an die Departements. Mein Vorgänger hatte auch über diesen Theil seiner Amtsführung ein mysteriöses Dunkel zu verbreiten gewußt. Er lief zehnmal des Tages ab und zu. Man sah ihn nie ohne ein versperrtes Aktenportefeuille unterm Arm. Ein beredtes Stillschweigen deutete an, daß er weiß Gott was für Geheimnisse wisse. Nun gab es allerdings im Finanzministerium höchst wichtige und geheime Dinge, derlei kamen aber unmittelbar unter eigener Adresse und zu eigener Eröffnung an den Minister selbst, der klug genug war, sie erst nach der Bearbeitung und Ausführung, wenn sie aufgehört hatten, geheim zu sein, an das Protokoll zur Einschaltung abzugeben. Da ich nun über diesen Umstand auf Befragen kein Hehl hatte, meine unbedeutenden Geschäfte so einfach und schnell als möglich abthat, so verschwand bald der Nimbus meines Amtes, und Alle, die meinen Vorgänger angestaunt und ob seiner Geschäftslast bedauert hatten, sagten von mir: ich hätte nichts zu thun, worin sie der Wahrheit so ziemlich nahe kamen.

Des Hauptvortheils meiner Stellung, der Nähe des Ministers, sollte ich bald durch eigene Schuld verlustig gehen. Die Zeit meines eigentlichen Dienstes, der Sommer, kam, und ich mußte den Grafen auf seine Güter begleiten. Human,

wie er war, zog er den jeweiligen amtlichen Begleiter auch in seinen Familienkreis, und er hatte kein Hehl, wie es ihn erfreue, seiner Familie statt meines bornirten Vorgängers einen Dichter und Mann von Geist zuführen zu können.

In Wien bestehen über meine geselligen Talente die entgegengesetztesten Ansichten. Die Einen finden mich höchst liebenswürdig, die Andern unerträglich. Ob die Ersten Recht haben, weiß ich nicht, die Letztern können unzweifelhafte Erfahrungen für sich anführen. Den Erklärungsgrund bildet, daß für mich der Schrecken aller Schrecken die Langeweile ist. Die vorzugsweise Beschäftigung mit Büchern, mit guten nämlich, erzeugt eine Gewohnheit, interessirt zu sein, die sich endlich zum Bedürfniß steigert. Selbst mit geistlosen Menschen kann ich umgehen, wenn irgend ein Charakterzug, ja eine unschuldige Verkehrtheit hervortritt, die einen Anknüpfungspunkt darbietet. Heiter zu sein, ja selbst Spaß zu machen, fällt mir unter solchen Umständen nicht schwer, nur darf es nicht zu lange dauern oder sich zu oft wiederholen; wenn die Situation ausgekostet ist, hat der Reiz ein Ende. Unerläßliche Bedingung ist jedoch, daß ich mich unbefangen und ungehindert gehen lassen kann; treten Rücksichten ein, die diese Freiheit der Bewegung hemmen, dann wird mir der Zustand unleidlich. Gegenüber von unbedeutenden, gleichgültigen oder wohl gar übelwollenden Personen weiß ich mir sehr gut zu helfen, und zwischen der Ortsveränderung und der eigentlichen Grobheit liegen eine Menge Mittelstufen, deren ich mich in solchen Fällen schon mit Glück bedient habe. Sind es aber gute, wohlwollende, etwa gar Personen, denen ich zu Dank verpflichtet bin, so gerathe ich in einen Zustand der Abspannung, der sich nur durch die Willkürlichkeit der äußern Bewegung vom Schlafe unterscheidet. Dadurch, daß ich mich dieses Mangels an Herrschaft über meine Stimmung, nicht vor Andern, sondern vor mir selbst schäme, gerathe ich immer tiefer hinein, ein geistiges Dunkel umgibt mich, und ich weiß kaum mehr, was ich thue oder sage.

Die Familie des Grafen bestand aus seiner Gemahlin, einer, wie man sagte, aristokratisch stolzen, aber höchst gutmüthigen, nur auch ebenso bornirten Frau; aus zwei herangewachsenen Töchtern, die Geist haben mochten, sich aber immer in den Redeschranken wohlerzogener Comtessen hielten; einer Schwester oder Schwägerin, die etwas Spöttisches hatte, ohne durch ihr Wesen dazu berechtigt, oder aus jener Sphäre heraus zu sein, die selbst zum Gegenstande des Spottes macht; aus zwei Söhnen, von denen der eine später für kurze Zeit eine bedeutende Rolle gespielt hat, die aber damals ziemlich wilde Knaben von 14 bis 15 Jahren waren. Dazu kam ein Hofmeister, der in die Familienverhältnisse genug eingeweiht war, um in das leerste Gewäsch ein Wort mit hineinwerfen zu können, der aber im Bewußtsein der Atmosphäre sich wohl hütete, irgend etwas allgemein Interessantes zur Sprache zu bringen, obwohl er ein zwar etwas verworrener, aber wirklich bedeutender Mensch war. Wenn sich nun noch Besuche von adeligen Familien aus der Nachbarschaft oder von Diplomaten zweiten Ranges aus der ehemaligen Sphäre des Grafen einstellten, so gab das ein Gemenge und Getreibe, dem meine Kopfnerven durchaus nicht gewachsen waren. Als die Leersten und Geistlosesten zeigten sich die Diplomaten, und ich mußte in der Folge oft seufzen, wenn ich dieselben Namen in den politischen Verhandlungen früherer Zeit als Mitwirkende und Theilnehmer las. Sie unterhielten den Grafen mit einer ungesalzenen chronique scandaleuse aus ihrem Umgangskreise, man sah ihnen aber wohl an, daß sie auch bei ihrem gegenwärtigen Wirthe nur Stoff zu Zwischenträgereien für die Unterhaltung der eben jetzt Verspotteten suchten. Der Graf wußte Das so gut als ich, es kümmerte ihn aber nicht.

Er war überhaupt einer der charaktervollsten Männer seiner Zeit und übte über sich selbst eine unglaubliche Gewalt aus. Für das Gesellschaftliche war ihm freilich die Langeweile der Hofzirkel und der diplomatischen Salons eine gute Vorübung gewesen; demungeachtet aber blieb es bewundernswürdig, wie

er jeder Lage eine Seite abzugewinnen wußte, um sich zu unterhalten oder zu zerstreuen, oder wenigstens die Zeit vorwärts zu schieben. Dieselbe Gewalt, die er über sich ausübte, forderte er aber auch mit Recht von jedem eigentlichen Manne, und ich bin überzeugt, daß er mir mein knabenhaftes Herumtaumeln sehr übel nahm, obgleich er nie davon ein Zeichen gab. Gerade diese Güte aber war es, die mir jedes energische Herausreißen unmöglich machte.

Wie nun auch immer, das Verhältniß gestaltete sich mir als unleidlich, und als des nächsten Sommers die Zeit des Landaufenthaltes herankam, benützte ich eine leichte Unpäßlichkeit, um mich der Begleitung zu entheben, eine Gelegenheit, welche ein untergeordneter Beamter, der dem Grafen nicht unangenehm war, mit Begierde ergriff. Der vortreffliche Mann hat mich über alles Das wahrscheinlich mehr entschuldigt, als ich mich selbst. Wie weit es aber doch etwa auf seine Gesinnung einwirkte, konnte nicht deutlich werden, da er bald darauf starb.

Ich habe hier scheinbar einen langen Zwischenraum seit Ueberreichung meines Ottokar übersprungen, der aber eigentlich keiner ist, denn zwei Jahre waren verflossen, und ich stand mit meinem Stücke noch auf demselben Punkte. Es war bei der Censur eingereicht worden, dort aber verschwunden. Es wußte Niemand, wo es hingekommen sei. Anfangs hieß es, es sei der Staatskanzlei mitgetheilt worden und befinde sich in den Händen des Hofrathes Gentz. Ich ging denn zu Gentz.

Noch erinnere ich mich des widerlichen Eindrucks, den die Wohnung des Mannes auf mich machte. Der Fußboden des Wartesalons war mit gefütterten Teppichen belegt, so daß man bei jedem Schritte wie in einen Sumpf einsank und eine Art Seekrankheit bekam. Auf allen Tischen und Kommoden standen Glasglocken mit eingemachten Früchten, zum augenblicklichen Naschen für den sybaritischen Hausherrn, im Schlafzimmer endlich lag er selbst auf einem schneeweißen Bette im grau-

seidenen Schlafrocke. Rings herum Inventionen und Bequemlichkeiten. Da waren bewegliche Arme, die Tinte und Feder beim Bedarf näher brachten, ein Schreibpult, das sich von selbst hin und herschob, ich glaube, daß der Nachttopf, allenfalls durch den Druck einer Feder, sich zum Gebrauche darreichte. Gentz empfing mich kalt, aber höflich. Er hatte mein Stück allerdings empfangen und gelesen, aber bereits wieder abgegeben. Ich ging. Neuer Kreislauf, neue Ungewißheit, zuletzt Verschwinden aller weitern Spur.

In welche Lage mich Das setzte, kann Jedermann denken. Es fiel mir nicht einmal ein, einen neuen Stoff zu wählen, denn wenn dieser loyal patriotische Anstände fand, was war irgend sonst durchzubringen. [Siehe Anhang 6.]

Da kam endlich Hülfe von einer Seite, wo man's am Wenigsten erwartet hätte. Die jetzige Kaiserin-Mutter, damals regierende Kaiserin, befand sich unwohl. Der Dichter Matthäus Collin, einer der Lehrer des Herzogs von Reichstadt, kam zu ihr, wahrscheinlich um Bericht über die Fortschritte seines Zöglings abzustatten. Da ersucht ihn die gebildete Frau, ihr Bücher zur Lektüre vorzuschlagen. Er nennt ihr einige Werke, die sie aber bereits kennt. Gehen Sie doch zur Theaterdirektion, sagt sie ihm, und fragen Sie an, ob nicht irgend ein interessantes Manuskript vorliege, bei der künftigen Aufführung werde ich es mit doppeltem Antheile sehen. Collin geht zur Theaterdirektion und erfährt, daß nichts als unbedeutende Bluetten da seien, die erst durch die Aufführung einen Werth bekommen. König Ottokars Glück und Ende könnte allenfalls Ihre Majestät interessiren, es liege aber seit zwei Jahren bei der Censur, und man könne es trotz aller Bemühungen nicht zurück erhalten. Collin nimmt seinen Weg auch zur Censurshofstelle, und als man dort den Zweck der Nachfrage erfährt, ist das Stück augenblicklich gefunden.

Collin liest es der Kaiserin vor, die nicht genug erstaunen kann, daß man das Stück verbieten wolle. In dem Augenblick tritt ihr Gemahl ins Zimmer. Die Kaiserin theilt ihm

ihre Verwunderung mit, und wie sie in dem Stücke nichts als Gutes und Löbliches gefunden. Wenn sich das so verhält, sagt der Kaiser, so mag Collin zur Censur gehen und ihnen sagen, daß sie die Aufführung erlauben sollen. Collin, ein im höchsten Grade ehrenwerther Mann, hat den Vorgang vor Niemand verhehlt, und so habe auch ich ihn erfahren. Und so bedurfte es eines Zufalls, um eine Arbeit, die mir, alles Andere abgerechnet, eine mehr als jahrelange Sammler-Mühe gekostet, nicht aus der Reihe der Dinge verschwinden zu lassen.

Man ging nun an die Aufführung. Anschütz gab den Ottokar sehr gut. Die Schröder übernahm die kleine Rolle der Margarethe. Es fanden sich für alle andern passende Schauspieler. Noch erinnere ich mich der Wunderlichkeit, daß Herteur, der Darsteller des Rudolf von Habsburg, der Alles bildlich nahm und wegen Unpäßlichkeit der Leseprobe nicht beiwohnen konnte, als er mir ein paar Tage darauf auf dem Glacis begegnete, anhielt, um mich über seine Auffassung der Rolle zu Rathe zu ziehen. Nun, und wie wollen Sie den Rudolf spielen? fragte ich. Halb Kaiser Franz und halb heiliger Florian, war seine Antwort. Sehr gut, versetzte ich. Wir gingen auseinander, und Herteur gab seine Rolle höchst befriedigend.

Als der Tag der Aufführung kam,[1] gab es ein Gedränge, deßgleichen man im Hofburgtheater weder früher noch später erlebt hat. Leider konnte ich die Ehre dieses Zulaufs nicht bloß mir anrechnen, es war vielmehr das Gerücht, daß das Stück von der Censur verboten gewesen sei, was dem Publikum die Aussicht auf ein allfälliges Skandal eröffnete. Als nun Alles höchst loyal und unverfänglich ablief, selbst die Versuche, längstvergangene Ereignisse an neue und an gegenwärtig lebende Personen anzuknüpfen, nicht recht gelingen wollten, sah man sich in einem Theil seiner Erwartungen getäuscht. Zugleich war die Form des Historischen damals glücklicherweise noch nicht

[1] 19. Februar 1825. [A. d. H.]

geläufig, man hatte sich noch nicht Rechenschaft gegeben, daß man derlei nicht wie ein Miniaturbild nahe vor das Auge, sondern wie ein Deckengemälde in einige Entfernung bringen müsse. Die wegen Mangels des Raumes auf die Spitze getriebenen Situationen schienen übertrieben, man vermißte die stetige Folge des Natürlichen. Das Publikum war nämlich selbst noch natürlich, es hatte noch nicht jene Höhe erklommen, auf der ihm nichts gefällt, als was ihm mißfällt, der Zustimmung aber den Anschein einer höheren Bildung gibt. Es wurde ungeheuer viel geklatscht, oder vielmehr, da das Gedränge das Klatschen unmöglich machte, gejubelt und gestampft, aber ich merkte wohl, daß der Eindruck nicht lebendig ins Innere gedrungen war. Der Beifall erhielt sich bei allen Wiederholungen, demungeachtet war es, als ob das Stück durchgefallen wäre, wenigstens wichen mir alle Freunde und Bekannten aus, als ob sie ein Gespräch über das neueste theatralische Ereigniß gefürchtet hätten. Am Uebelsten waren die Bewunderer meiner Sappho zu sprechen, sie wendeten auf das eine Stück an, was von dem andern galt, als ob sie von der Verschiedenheit der Stoffe gar keine Vorstellung hätten, und ich entfernte mich aus den wenigen Häusern, die ich bisher besucht hatte, um nur nicht sachunkundige Einwendungen in Einem fort berichtigen zu müssen. [Siehe Anhang 7.]

Was bei den Uebrigen heimlich rumorte, sprachen in höchster Entrüstung die in Wien lebenden Böhmen aus. Die czechische Nation ist gewohnt, den König Ottokar als den Glanzpunkt ihrer Geschichte zu betrachten. Darin haben sie ganz recht; wenn sie ihm aber durchaus löbliche Eigenschaften zutheilen, so widerlegt sie schon der Umstand, daß seine neuen Unterthanen sich gegen ihn gewendet und seine alten ihn verlassen haben. Im Ganzen dürfte meine Auffassung auch historisch ziemlich richtig gewesen sein. Wenn ich ihm etwas Zufahrendes und, wie ich es oben genannt, Wachstubenmäßiges gegeben hatte, so war es, weil mir der Kaiser Napoleon vorschwebte; man kann aber nicht sagen, daß Ottokar nicht so

gewesen ist, weil Niemand weiß, wie er wirklich war. Die Aufzeichnungen über ihn sind höchst dürftig. Indem ich vorzugsweise österreichischen Quellen folgte, gerieth freilich — was übrigens schon die dramatische Nothwendigkeit forderte — die Hauptfigur etwas ins Dunkle, aber vor ein paar Jahren hatte man ein Stück: „Ottokar" von Kotzebue aufgeführt, in dem der Held zu einer Art Kinderschreck gemacht war, ohne daß Jemand dabei ein Arges gehabt hätte.

Die Stimmung der Böhmen erzeugte sich übrigens nicht ohne Aufhetzerei, und die Fäden gingen so ziemlich auf einen Staatskanzlei-Rath böhmischer Abkunft zusammen, der wohl auch seinen Antheil an den ursprünglichen Censurhindernissen beigesteuert hatte. Man hatte ihm nämlich im Ministerium des Aeußern das Fach der Censur zugetheilt, weil, wie man glaubte, seine Unfähigkeit dort den geringsten Schaden anzurichten vermöge. Um ihn und die Art, wie damals das Censoramt ausgeübt wurde, zu zeichnen, will ich einen guten Spaß anführen, obwohl er mich selbst nichts angeht. Baron Hormayr, dem es nicht an Verstand und Witz, wohl aber an Rechtschaffenheit und eigentlichem Fleiß fehlte, hatte für sein eigenes historisches Taschenbuch einen Aufsatz, Philippine Welser, geschrieben. Als derselbe dem obgedachten staatskanzleiräthlichen Censor in die Hände kam, erklärte er, darüber nicht aburtheilen zu können. Da es sich um eine Mesalliance in dem kaiserlichen Hause handle, müsse vor Allem der Chef des Hauses, der Kaiser selbst, befragt werden. Das ist allerdings richtig, versetzte Hormayr, wenn Sie den Erzherzog Ferdinand hindern wollen, die Philippine Welser zu heirathen. Sollte aber die Heirath schon vor dreihundert Jahren wirklich vor sich gegangen sein, so sehe ich nicht ein, was der Chef des Hauses noch dazu oder davon wegthun könnte.

Die nationale Aufregung, die von den böhmischen Studenten in Wien ausging, setzte sich aber auch nach Prag fort. Ich erhielt von dort anonyme Drohbriefe, von denen ich noch

einen aufbewahre, wo schon auf der Adresse die Grobheiten beginnen, indeß im Innern mit der Hölle als Strafe für meine teuflischen Verleumdungen gedroht wird. Es ging so weit, daß, als ich im nächsten Herbste eine Reise nach Deutschland beabsichtigte und dabei Prag als eine der interessantesten Städte nicht übergehen wollte, meine Freunde mir ernstlich abriethen, weil sie von der gereizten Stimmung eine Gefahr für mich befürchteten. Ich ging trotz Stimmung und Warnung über Prag und habe während eines dreitägigen Aufenthaltes wohl schiefe Gesichter gesehen, aber sonst nichts Unangenehmes erfahren.

So lächerlich mir einerseits diese Uebertreibungen eines im Grunde löblichen Nationalgefühles waren, so weh that es mir andererseits, gerade des Löblichen der Grundlage wegen, ohne Absicht Anlaß gegeben zu haben, daß ein ehrenwerther, in denselben Staatsverband gehöriger Volksstamm sich meine harmlose Arbeit zu einer Verunglimpfung und Beleidigung formulire. Ich wußte in der That nicht mehr, was ich thun sollte. Wo ich hintrat, stieß ich an, und wo ich Dank erwartet hatte, machte man mich für fremde Absurditäten verantwortlich. Es ist ein Unglück für Oesterreich, in seinen Länderkomplex zwei der eitelsten Nationen dieser Erde einzuschließen, die Böhmen nämlich und die Ungarn. Damals schlummerte diese Eitelkeit noch und war in dem Streben nach einer allgemeinen Bildung eingehüllt; als aber in der Folge die deutsche Literatur die Nationalitäten hervorhob, wobei sie aber nicht die Deutschen zur Wahrung ihres Nationalcharakters ermuntern, sondern ihnen einen ganz neuen Charakter anbilden, sie aus einem ruhigen, verständigen, bescheidenen und pflichttreuen Volke zu Feuerfressern und Weltverschlingern machen wollte, da übersetzten Czechen und Magyaren die deutsche Albernheit unmittelbar ins Böhmische und Ungarische, dünkten sich originell in der Nachahmung und erzeugten jene Ideenverwirrung, die im Jahre 1848 sich so blutig Bahn gebrochen hat. Sie vergaßen dabei, alles Andere abgerechnet, daß ein

Volksstamm kein Volk, sowie ein Idiom oder Dialekt keine Sprache ist, und wer nicht allein stehen kann, sich anschließen muß.

Da ich bei der damals in Deutschland herrschenden Erbitterung gegen Oesterreich nicht hoffen konnte, für meinen durchaus österreichisch gehaltenen Ottokar einen Platz auf den übrigen deutschen Bühnen zu finden, und zugleich in der Heimath Rückfälle der Censur fürchtete, so hatte ich zugleich mit der Aufführung mein Stück im Druck erscheinen lassen, wo sich denn das Merkwürdige begab, daß mein Verleger an Einem Tage, dem der Aufführung nämlich, neunhundert Exemplare verkaufte, ein Absatz, der sich freilich in der Folge ins natürliche Verhältniß zurücklenkte.

Als von einem gedruckten Stücke, für das man daher kein Honorar zu bezahlen brauchte, bereitete auch ein zweites Wiener Theater, das an der Wien, die Aufführung vor. Wie diese beschaffen war, kann man daraus abnehmen, daß der mit der Rolle des Ottokar betraute Schauspieler, der jetzt in Berlin engagirte Herr Rott, am Tage nach der ersten Darstellung im Burgtheater einen meiner Bekannten über den gestrigen Erfolg, vor Allem aber über die Art fragte, wie Anschütz den Ottokar gehalten habe. Als dieser ihm sagte: streng, heftig, hart, erwiderte Rott, der das Stück noch gar nicht kannte: ich werde ihn mild geben.

Ich muß noch eine Anekdote als hierher gehörig anführen, und zwar eine Censur-Anekdote. Ein paar Jahre später fuhr ich mit dem Hietzinger Gesellschaftswagen von Hietzing nach Wien. Ich kam neben einen Hofrath der Censurhofstelle zu sitzen, der mir schon früher als Polizei-Direktor in Venedig während meines dortigen Aufenthaltes alle Freundlichkeiten erwiesen hatte und mir bis auf diesen Augenblick immer zugethan geblieben ist. Er begann das Gespräch mit der damals in Wien stereotypen Frage: warum ich denn gar so wenig schriebe? Ich erwiderte ihm: er, als Beamter der Censur, müsse den Grund wohl am Besten wissen. Ja, versetzte er,

so seid ihr Herren! Ihr denkt euch immer die Censur als gegen euch verschworen. Als Ihr Ottokar zwei Jahre liegen blieb, glaubten Sie wahrscheinlich, ein erbitterter Feind verhindere die Aufführung. Wissen Sie, wer es zurückgehalten hat? Ich, der ich, weiß Gott, Ihr Feind nicht bin. — Aber, Herr Hofrath, versetzte ich, was haben Sie denn an dem Stücke Gefährliches gefunden? — Gar nichts, sagte er, aber ich dachte mir: man kann doch nicht wissen —! Und Das sprach der Mann im Tone der wohlwollendsten Gutmüthigkeit, so daß man wohl sah, der mit den Angelegenheiten der Literatur betraute Beamte habe nicht die geringste Vorstellung von literarischem Eigenthum, sowie daß die Arbeit des Dichters wenigstens eben so viel Anspruch auf Geltung und Vergeltung habe, als die des Beamten oder des Handwerkers.

Daß unter diesen Umständen in dem damaligen Oesterreich für einen Dichter kein Platz sei, wurde mir immer deutlicher. Ich versank immer mehr in eine hypochondrische Stimmung, in der mich weder ein früher vorbereiteter Stoff zur Ausführung reizte, noch ein neuer hinzukam, welches Letztere von da an der Grundtypus meiner poetischen Produktionskraft geblieben ist. Auf alte Stoffe zurückkommen, hat aber immer etwas Gefährliches. Selbst die Fortschritte in der Bildung, die man in der Zwischenzeit gemacht hat, werden zu Hindernissen. Man fühlt sich genöthigt, am Plane zu ändern, was manchmal auf die Geschlossenheit der Form, manchmal sogar auf die Einheit der Anschauung von nachtheiliger Wirkung ist.

Mir war damals zu Muthe, als ob ich nie mehr etwas schreiben würde. Dazu traten noch in Verwirrung gekommene Herzensangelegenheiten. Ich beschloß, dem Zustande durch eine Reise ein Ende zu machen.

Was die Herzensangelegenheiten betrifft, so werde ich, weder jetzt noch später, ihrer im Einzelnen Erwähnung machen, obwohl sie eine große, obwohl leider nicht förderliche Rolle in meinem Entwickelungsgange gespielt haben. Ich bin Herr meiner Geheimnisse, aber nicht der der Andern. Wie jeder

wohlbeschaffene Mensch fühlte ich mich von der schönern Hälfte der Menschheit angezogen, war mit mir aber viel zu wenig zufrieden, um zu glauben, tiefe Eindrücke in kurzer Zeit hervorbringen zu können. War es aber die vage Vorstellung von Poesie und Dichter, oder selbst das Schwerflüssige meines Wesens, das, wenn es nicht abstößt, gerade aus Widerspruchsgeist anzieht: ich fand mich tief verwickelt, während ich noch glaubte, in der ersten Annäherung zu sein. Das gab nun Glück und Unglück in nächster Nähe, obwohl letzteres in verstärktem Maße, da mein eigentliches Streben doch immer dahin ging, mich in jenem ungetrübten Zustande zu erhalten, der meiner eigentlichen Göttin, der Kunst, die Annäherung nicht erschwerte, oder wohl gar unmöglich machte.

Eine Reise ist ein vortreffliches Heilmittel für verworrene Zustände. Diesesmal sollte das Ziel der meinigen Deutschland sein. Die deutschen Größen hatten zwar so ziemlich Abschied genommen, noch aber lebte Einer, Goethe, den zu sprechen oder auch nur zu sehen, mich im voraus glücklich machte. Ich war nie, wie damals der Modeton ging, ein blinder Anbeter Goethe's, so wenig als irgend eines andern einzelnen Dichters. Da wo sie alle zusammentrafen, schien mir die Poesie zu liegen; die einzelnen Abweichungen gaben ihnen theils den Reiz der Individualität, theils waren sie nicht frei von dem allgemeinen Loos der Menschheit: zu irren nämlich. Besonders Goethe hatte sich seit Schillers Tod von der Poesie ab und den Wissenschaften zugewendet. Indem er seine Wärme in zu viele Richtungen vertheilte, wurde sie schwächer in jeder, seine neuesten poetischen Hervorbringungen waren lau oder kühl und, wenn er sich der Haltung wegen dem Antiken zuwendete, manierirt. Die Empfindungsmattigkeit, die er der damaligen Zeit mittheilte, hat vielleicht vor Allem zum Verfall der Poesie beigetragen, indem sie der darauf folgenden Rohheit des jungen Deutschlands, der Volkspoesie und des mittelhochdeutschen Unsinns Thür und Thor öffnete; das Publikum war froh, nur wieder etwas Substantielles zwischen die

Zähne zu bekommen. Nichtsdestoweniger ist er einer der größten Dichter aller Zeiten und der Vater unserer Poesie. Klopstock hat den Anstoß gegeben, Lessing den Weg gezeigt, Goethe ist ihn gegangen. Vielleicht ist Schiller ein größeres Besitzthum der deutschen Nation, denn ein Volk braucht starke, fortreißende Eindrücke, aber Goethe scheint der größere Dichter zu sein. Er füllt ein eigenes Blatt in der Entwickelung des menschlichen Geistes, indeß Schiller zwischen Racine und Shakespeare in der Mitte steht. So wenig ich nun mit der neuesten Wirksamkeit Goethe's einverstanden war und bei seinem damaligen ablehnenden Quietismus hoffen konnte, daß er den Dichter der Ahnfrau und des goldenen Vließes nur irgend einer Beachtung würdigen werde, so war mir doch, als ob schon sein Anblick hinreichend wäre, mir neuen Muth in die Seele zu gießen. Dormit puer, non mortuus est.

Außer dieser ächt katholischen Reliquien-Andacht zog mich auch noch der nur halb klare Gedanke nach Deutschland, mich umzusehen, ob da vielleicht ein Ort sei, wo man ungestörter der Poesie nachhängen könne, als in dem damaligen Wien.

Ich begab mich daher auf den Weg, und zwar allein, wie ich immer geliebt habe. In Prag genoß ich die verkörperten historischen Erinnerungen der herrlichen Stadt, und vorbereitete Stoffe aus der böhmischen Geschichte gingen auffordernd durch meinen Sinn. Von da über Teplitz nach Dresden und zwar mit dem Landkutscher, da es damals mit Reisegelegenheiten schlecht bestellt war. Den Weg verkürzte mir übrigens ein ältlicher Mann mit seiner jungen Frau, der unerschöpflich in dem Lobe von Prag war. Haben Sie die Gemäldesammlung gesehen? fragte er. Ich wußte gar nicht, daß es eine solche in Prag gab. Das sind Bilder! sagte er, besonders eines darunter von Raphael oder Gabriel, wie er heißt.

In Gießhübel hörte ich zuerst von einem, dem Anscheine nach vornehmen Mann den sächsischen Dialekt sprechen, und ich glaubte vergehen zu müssen. Die österreichische Mundart ist plump, die sächsische aber abgeschmackt. Einen noch viel

wunderlicheren Eindruck machte es auf mich, als ich in der Gegend von Meißen eine ziemlich hübsche Kellnerin mit einigen Fuhrleuten die gröbsten Zoten in dem reinsten Deutsch vorbringen hörte. In Dresden zog mich die Bildergalerie so an, daß ich ihr fast meine ganze achttägige Zeit widmete und erst am letzten Tage nach Tharand hinausfuhr, um doch auch etwas von der schönen Natur zu genießen. Winkler (Theodor Hell) nahm mich sehr gut auf. Sonst kannte ich Niemand, als Tieck, der mich in Wien besucht hatte, und Böttiger, mit dem ich zur Zeit der Sappho einmal Briefe gewechselt, wo denn mein Antwortschreiben sich in den anerkennendsten Ausdrücken erging, weil ich bei meinem schlechten Gedächtnisse und geringer Bekanntschaft mit der deutschen Literatur ihn mit Bertuch in Eine Person zusammenwarf, welch letzterer bei mir durch seine Uebersetzung des Don Quixote und seine Andeutungen über die spanische Literatur in gutem Andenken stand. Höchst komisch war es, als ich ihn besuchte und statt seiner eine junge Frauensperson, vielleicht seine Tochter, antraf, die eben des Vaters kleine antiquarische Sammlung reinigte. Sie hielt nämlich eben eine kleine, höchst obscöne Erzfigur mit einem für die Schamhaftigkeit viel zu kurzen Mantel in der Hand, an der sie unbefangen fortputzte, während sie mit mir sprach. Auch zu Tieck ging ich, der mich für den Abend auf die Vorlesung eines Shakespeare'schen Stückes einlud. Tieck las vortrefflich, aber höchst ermüdend, da er zwischen den Akten keine Absätze machte und auch die redenden Personen weder durch die Namen, noch, mit Ausnahme der komischen Figuren, durch Abwechslung der Stimme bezeichnete. Die Hälfte seiner höchst gemischten Zuhörer nickte daher auf den Sitzen ein und wurden nur durch die Zeichen des Beifalls aufgeweckt, in welche sie lebhaft miteinstimmten. Mich selbst strengte die Vorlesung so an, daß ich darauf bei sinkender Nacht eine Stunde im Freien herumgehen mußte, um meine Geister für den Schlaf in Ruhe zu setzen. An einem der folgenden Abende ließ er mir die Wahl der zu lesenden Stücke.

Um den Umfang seines deklamatorischen Talentes kennen zu lernen, wählte ich ein antikes. Er las den Oedip auf Kolonos von Sophokles. Da war aber das Merkwürdige, daß er bei Lesung des Titels das zweite O in Kolonos kurz aussprach, also nicht wußte, daß es im Griechischen mit langem O geschrieben wird. Das Merkwürdigste aber, daß er nun auch durch das ganze Stück gegen Versmaß und Rhythmus immer Kolonos mit kurzem O las, als ob er den Text verbessert und nicht einen Bock geschossen hätte. Trotz seiner mannigfachen Gaben habe ich doch Tieck nie leiden mögen. Im Komisch-Parodischen ist er mitunter vortrefflich, und wenn nicht das Formlose seine Anlage wäre, er hätte ein guter Lustspieldichter werden können. Alles Uebrige ist gesucht und gemacht. Er und Jean Paul gehören unter die frühesten Verderber unserer Literatur.

Soll ich hier auch meine Meinung von Jean Paul niederschreiben, da sich später wohl keine Gelegenheit findet? Jean Paul hatte, im Gegensatz von Tieck, eine wirkliche und wahre Empfindung; er ging ihr aber als einem Genußmittel nach und verfiel dadurch in Empfindelei. Da nun zugleich seine Phantasie nicht gleichen Schritt hielt, so gerieth er, so oft die Empfindung vorherrschte, in Nebelgestalten, und wenn er objektiv sein wollte, auf Gemeinheiten. Nur in seinen Stillleben gelang es ihm, beide zu vereinigen, und da ist er auch vortrefflich.

Wem es hart scheinen sollte, so begabte Schriftsteller als Kunstverderber bezeichnet zu sehen, der mag nur wissen, daß die jeweiligen Verderber der Kunst immer begabte Schriftsteller sind, da nur solche zur Billigung oder Nachahmung verlocken. Unbegabte verlacht man, und sie verderben Niemanden als sich selbst.

Von Dresden ging es nach Berlin. Ich kannte von den dortigen Literatoren Niemanden, wohl aber ein paar Justiz-Commissäre, vortreffliche Leute, die kurz vorher in Wien gewesen waren. Einer von ihnen war Vormund der Sängerin

Sontag, und ich machte die Bekanntschaft dieser halben Landsmännin eben erst in Berlin. Ueberhaupt bildete damals das Königsstädter Theater die Hauptunterhaltung. Das Königliche Schauspielhaus wurde, wenn ich mich recht erinnere, zur Zeit (im Jahre 1827 oder 1828) eben erst gebaut, und in dem prächtigen alten Opernhause waren die Milder und die Seidler schon bedeutend in der Abnahme. Ich war im Königsstädter Theater zugegen, als die Sontag nach ihrer ersten Pariser Reise zum ersten Male wieder auftrat. Das germanische Publikum empfing sie mit Pfeifen und Pochen. Fort mit der Französin, wurde von allen Seiten gerufen. La petite morveuse war aber durch nichts aus ihrer Fassung zu bringen, sie spielte und sang, als ob all der Lärm sie nichts anginge, und am nächsten Abende war sie schon wieder der unbestrittene Liebling des Publikums. Das reizende Geschöpf von damals ist sie noch.

In die literarischen Bekanntschaften wurde ich durch einen mir bis dahin gleichfalls unbekannten Literator eingeführt, dessen erste Erscheinung aber mit einem höchst störenden kleinen Unglücksfalle begleitet war. Ich war eben am Rasiren, als mir der Kellner im „König von Portugal," wo ich wohnte, einen Offizier anmeldete, der mich zu sprechen wünsche. Ich deckte daher schnell ein offenes Schnupftuch über das Rasirgeräthe und empfing den Fremden, der, in voller Uniform und mit Orden geschmückt, Niemand Anderer als Baron Lamotte Fouqué war. Wenn man gegenwärtig den Namen Fouqué nennt, so verziehen sich die Gesichter zu spöttischem Lächeln; damals aber war er in so hoher Geltung, daß ein großer Theil der Nation ihn dem Altmeister Goethe an die Seite setzte. Ich besitze noch ein gestochenes Portrait von ihm, das durch seine Inschriften und Embleme nicht weit von einer Apotheose entfernt ist. Ueberhaupt überfällt einen Deutschen, der das sechzigste Jahr überschritten hat, ein wunderliches Gefühl, wenn er die unzähligen Geschmackswendungen, den immerwährenden Wechsel von philosophischen und sonstigen

Ueberzeugungen sich zurückruft, die er in dieser Zeit erlebt: Ueberzeugungen, die von einer Ueberschwänglichkeit begleitet waren, die ihnen eine ewige Dauer zu versprechen schien, indeß sie doch nach kaum mehr als zehn Jahren in Nichts zerflossen waren. Goethe, Schiller und Lessing sind zwar die Einzigen aus unserer ganzen Literatur geblieben, bis diesen Tag. Niemanden aber fällt ein, zu glauben, daß der Werth dieser Heroen nicht bloß in ihrem Talente, sondern auch in ihren leitenden Grundsätzen lag. Man ändert, bessert, schreitet vor, und immer glaubt man wieder das Rechte gefunden zu haben. Da überschleicht einen solchen Beobachter denn wohl gar der Zweifel, ob aus einer so wetterwendischen, in ihren Ansichten so unklaren, in ihren Ueberzeugungen so schwankenden Nation je etwas Vernünftiges werden könne? Das war der Grund, warum ich im Jahre 1848 — doch davon zu seiner Zeit.

Gegenwärtig befinde ich mich in Berlin, Fouqué sitzt an meiner Seite, genießt eines nicht ganz unverdienten Ruhmes und ist demungeachtet so natürlich, lieb und gut, als nur immer möglich. Ich mußte ihm versprechen, mit ihm seinen kranken Freund Franz Horn zu besuchen, und er erbot sich, mich in die literarische Mittwochsgesellschaft einzuführen. Als er ungefähr nach einer Stunde wieder ging, trat das Unglück ein. Ich wollte mein Rasirgeräth wieder aufnehmen, über das ich ein Schnupftuch gebreitet hatte, vergaß, daß das Messer geöffnet war, und griff durch das Tuch in die Schneide, so daß ich mir das oberste Glied von dem Zeigefinger der rechten Hand vollkommen spaltete. Das Blut wurde schwer genug mit Wasser gestillt, man rieth mir, ich glaube, Feuerschwamm auf die Wunde zu legen, die auch heilte, aber die getrennten Theile standen in zwei Hälften auseinander. Ich mußte chirurgische Hülfe ansprechen. Der Finger wurde von Neuem zum Bluten gebracht und vereinigte sich endlich auch bei der Genesung. Die Narbe davon ist noch jetzt sichtbar. Dieser Umstand verbitterte mir ein wenig meinen Berliner Auf-

enthalt und war zum Theil Ursache, daß ich meine Reise nicht bis nach Hamburg fortsetzte, wie Anfangs meine Absicht war.

Ich fuhr nichts desto weniger fort, mir Berlin nach allen seinen Seiten anzueignen. Fouqué führte mich zu Franz Horn, der im Bette lag und aus dem Kranksein eine Art Geschäft zu machen schien. Ueber Alles, was er dachte und sagte, war eine Mattigkeit verbreitet, die ich später auch in seinem Commentar zu Shakespeare wiederfand. Er war der erste dieser Commentatoren, die sich von Tieck bis Gervinus alle Mühe gegeben haben, diesen verständlichsten aller Dichter unverständlich zu machen. Wenn ich Shakespeare verständlich nenne, so meine ich nicht, daß man ihn demonstriren könne. Demonstriren kann man überhaupt keinen Natur- und daher auch keinen vollkommen natürlichen Kunst-Gegenstand. Aber denselben Hamlet, den Goethe sich fruchtlose Mühe gegeben hat, zu deduciren, versteht der Schneider in der vierten Gallerie, das heißt, er findet es natürlich, daß die Menschen sich so und nicht anders benehmen, und faßt das Ganze in Eine erhöhte Empfindung auf. Eine Dichtung mitleben heißt aber sie verstehen. Wir mindern Poeten müssen uns an die Consequenzen der Natur halten, die großen Dichter sind aber nur darum groß, weil sie auch die Inkongruenzen der Natur zur Geltung und Wirklichkeit zu bringen im Stande sind.

Ich glaube, es war auch Fouqué, der mich in die literarische Mittwochsgesellschaft einführte. Die Versammlung war nicht zahlreich, da der schönen Jahreszeit wegen die Meisten sich von Berlin abwesend befanden. Ich lernte da Varnhagen und Chamisso kennen, der mir, bis auf seine langen Haare, sehr wohl gefiel. Varnhagen ging mit mir nach Hause. Als wir an seiner Wohnung vorüberkamen, meinte er, er wolle seiner Frau — jener später bekannten Rahel, von der ich aber damals nichts wußte — meine Bekanntschaft verschaffen. Ich hatte mich den ganzen Tag herumgetrieben und fühlte mich müde bis zum Sterben, war daher herzlich froh, als man uns an der Hausthüre sagte, die Frau Legationsräthin

sei nicht daheim. Als wir aber die Treppe hinuntergingen, kam uns die Frau entgegen, und ich fügte mich in mein Schicksal. Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe, ähnliche Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog, oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben, oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört. Leider war es gegen das Ende meines Aufenthaltes, und ich konnte daher den Besuch nicht wiederholen.

Schon in den ersten Tagen nach meiner Ankunft besuchte mich ein Herr Stieglitz. Ich weiß nicht, war es derselbe Dichter, der später durch den Selbstmord seiner Frau eine so traurige Celebrität erlangt hat, oder ein Anderer gleichen Namens. Meine bis heute währende literarische Unschuld hat öfter zu Verstößen und Verwechslungen Anlaß gegeben. Dieser schien ein bevorzugter Schüler Hegels zu sein. Nach den ersten Höflichkeiten fragte er mich, ob ich den großen Philosophen nicht besuchen würde. Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht getraue, da ich von der Wirksamkeit und dem System desselben nicht das Geringste wisse. Nun vertraute er mir, daß er mit Vorwissen Hegels komme, der meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Ich ging daher hin und wiederholte dem Meister, was ich dem Schüler gesagt hatte: der Grund, warum ich ihn nicht früher besucht, wäre, weil man bei uns erst bis zum alten Kant gekommen und mir daher sein, Hegels, System ganz unbekannt sei. Um so besser, versetzte, höchst wunderlich, der Philosoph. Es schien, als ob er besonders an meinem goldenen Vließ Interesse genommen habe, obwohl wir uns kaum darüber und überhaupt über Kunstgegenstände nur im Allgemeinen besprachen. Ich fand Hegeln so angenehm, verständig und reconciliant, als ich in der Folge sein System abstrus und absprechend gefunden habe.

Er lud mich für den künftigen Tag zum Thee, wo ich seine schlicht-natürliche Frau kennen lernte und auch die niedliche Sontag fand, so daß der Abend unter heiterem Gespräch und Musik verging, ohne daß man durch irgend etwas an den Katheder gemahnt wurde. Eben da erfolgte eine zweite Einladung, ich weiß nicht mehr zu Mittag oder Abend, indem mich zugleich Hegel um Erlaubniß bat, einen meiner Landsleute beiziehen zu dürfen. Ich erwiderte, daß, wem er die Ehre seiner Gesellschaft gönne, mir gleichfalls willkommen sein werde. Es zeigte sich am bestimmten Tage, daß damit Herr Saphir aus Wien gemeint war, der gerade damals sein Unwesen in Berlin trieb, sich aber dem Philosophen gegenüber sehr schweigselig und untergeordnet benahm. Man sagte mir, Hegel begünstige ihn, theils aus Lust an seinen wirklich oft guten Späßen, theils aber auch, um bei Gelegenheit durch ihn seine Gegner lächerlich zu machen. Es war das einzige Mal, daß ich mit Herrn Saphir unter Einem Dache gewesen bin.

Für mein leibliches Wohl, doch nicht ohne Geistigkeit, sorgten vier oder fünf Justizkommissäre, von denen ich zwei, wie ich schon früher sagte, in Wien kennen gelernt, mit den übrigen aber in Berlin durch jene ersten bekannt geworden war. Sie luden mich in der Reihe zu Gast, wo ich denn bemerken konnte, daß, wenn man auch tagtäglich in Berlin frugaler lebe als in Wien, bei Gastmählern dagegen Wien offenbar die Segel streichen müsse. Da Einer von ihnen Mitdirektor des Königsstädter Theaters, ein zweiter aber Vormund der Sontag war, so fehlte auch die Liebliche höchst selten. Der Eifrigste unter ihnen war der Justizkommissär Margand, der sammt seiner vortrefflichen Frau mich mit Vorsorge überhäufte. Wo irgend eine lokale Merkwürdigkeit war, führte er mich hin, unter andern in die Weinhandlung zu Lutter und Wegener, wo sonst der phantastische Hoffmann seine Abende zubrachte. Hoffmann selbst — auch eine mit Unrecht vergessene Celebrität — war damals vor Kurzem gestorben, und seine Zechbrüder saßen stumm und vereinzelt. Endlich kam auch

ihr Matador, der Schauspieler Ludwig Devrient. Als man mich ihm vorstellte, benahm er sich wie ein im Geiste Abwesender, und auf meine spätere Frage: wo er wohne? sah er mich an, als über die Zumuthung erstaunt, daß er selber wisse, wo er selber wohne. Erst nach ein paar Gläsern Wein kam er aus seinem Stumpfsinne zurück. Ich sah übrigens damals Devrient nicht spielen, weil, wie gesagt, das Schauspielhaus eben im Baue begriffen war. Ein paar Jahre darauf kam er nach Wien, und auch da habe ich ihn nur in weniger bedeutenden Rollen gesehen, da bei bedeutendern das Theater allzu überfüllt war. Ich erinnere mich daher keines, seinem großen Rufe entsprechenden Eindrucks. Nur eine physiologische Erscheinung muß ich als merkwürdig anführen. Er gab den Franz Moor im Theater an der Wien, und ich befand mich in einer der ersten Seitenlogen. Er und alle Anderen gaben mir bei meinem höchst schwachen Gesichte nur ziemlich nebelhafte Bilder. Da, bei der Scene, wo der Vater ohnmächtig hinsinkt und der Sohn, weil er ihn todt glaubt, das Gesicht mit teuflischer Freude emporhebt, fuhr ich zurück, weil ich glaubte, Devrient springe in die Loge hinein, so bis ins Einzelne sah ich plötzlich jeden seiner Züge, und die Deutlichkeit des Sehens verkehrte sich in das Gefühl der Annäherung.

Auch ein zweites Mal erinnere ich mich einer ähnlichen Erscheinung. Mich interessirte eine sehr schöne Frau, die in Wien auf dem sogenannten Stock-am-Eisen-Platze im dritten Stocke wohnte. Eines Tages, als ich im Vorübergehen mich am Ende des Stephansplatzes, daher noch in ziemlicher Entfernung befand, erblickte ich an einem Fenster des mir wichtigen Hauses und dritten Stockwerkes etwas Weißes, das eben so gut ein Mann, als eine Frau, oder wohl gar ein Stück aufgehängte Wäsche sein konnte. Im nächsten Augenblicke aber sah ich die Züge der Frau mit einer solchen Porträtähnlichkeit, daß ich sie unmittelbar auf Elfenbein oder Leinwand hätte bringen können. Das hat in mir die Vermuthung hervorgebracht, daß meine Kurzsichtigkeit nicht von einer Be-

schaffenheit der Linse, sondern von einer Schwäche des Augennervs herrühre, die sich durch Aufregung und Zuströmen des Blutes für Momente verliert. Diese Schwäche meines Auges, dem schwache Gläser nicht helfen und das scharfe nicht verträgt, hat beigetragen, mich vom Besuche des Theaters immer mehr und mehr und endlich ganz zu entwöhnen. Seit mehr als zehn Jahren besuche ich keines mehr.

Auch an Gelegenheit, mit Höhergestellten in Beziehung zu kommen, fehlte es nicht. Man wollte mich in die Theezirkel eines Ministers, Stägemann, glaub' ich, hieß er, einführen, was ich aber ablehnte, weil ich weder den Thee noch die Minister liebe. Dem Fürsten Wittgenstein, damaligem Oberaufseher der Theater, meine Aufwartung zu machen, wurde ich so oft aufgemuntert, daß ich fast glaube, es lag die Absicht vor, mich mit dem Berliner Theater in eine Verbindung zu bringen. Ich ging aber nicht hin, da die Schaubühne im Allgemeinen eine Schöne ist, der ich sehr gerne den Hof machen, die ich aber durchaus nicht heirathen will. Auch, so sehr mir Berlin gefiel, hätte es mir Wien nicht ersetzen können. Abgerechnet die Schönheit der Natur rings um die österreichische Kaiserstadt, ist, wie in Wien zu wenig Bildung, in Berlin zu viel. Nun hat aber die deutsche Bildung das Eigenthümliche, daß sie sich gar zu gern von dem gesunden Urtheile und der natürlichen Empfindung entfernt. Auch war mir die Einstimmigkeit der literarischen Meinungen zuwider. Oft habe ich mich in Wien gefreut, wenn mir Jemand sagte, er finde Goethe langweilig und Shakespeare roh, nicht als ob ich ihm Recht gegeben hätte, sondern es war mir angenehm, daß ich bei meiner Frage nicht die Antwort schon voraus wußte. Nun herrscht zwar in Frankreich, oder herrschte noch vor Kurzem dieselbe Einstimmigkeit; dort geht sie aber aus dem Charakter der Nation, wie eine Art Naturnothwendigkeit, hervor, in Deutschland dagegen werden die Meinungen von Coterien der Nation gegen ihre Natur — wie schon der ewige Wechsel zeigt — gewaltthätig aufgedrungen.

Da ich schon dabei bin, so interessirt mich, mich selber zu fragen, worin denn der Grund dieser literarischen Feigheit der deutschen Nation, oder vielmehr des deutschen Publikums, d. h. des sogenannten gebildeten Theiles dieser in so vieler Hinsicht ausgezeichneten Nation, allenfalls liegen mag? Mir scheint die Ursache in dem vielleicht durch das Klima bedingten Mangel eines starken Naturells, in der Sprödigkeit, um nicht zu sagen Stumpfheit der Auffassungsorgane und der ihnen entsprechenden Begehrungen zu liegen, zu Folge dessen das Wirkliche nur einen schwachen Eindruck auf sie macht. Oder wenn dieser Eindruck auch stark im Ganzen wäre, so fehlt die Unterscheidung der Bestandtheile der unendlichen Mannigfaltigkeit, die in jedem Einzelnen liegt. Dadurch werden sie zu Allgemeinheiten und Abstraktionen hingezogen, die, da sie im Geiste keine hinlängliche Rechtfertigung finden, im Wirklichen aber keinen Maßstab und kein Gegenbild haben, man ihnen geben und nehmen kann, wie man will. Sobald man scheinbar ihren Verstand überzeugt hat, folgt das Naturell ohne Widerstand; dem scheint zu widersprechen, daß in der Iffland-Kotzebueschen Zeit gerade die Darlegung der Einzelnheiten des bürgerlichen Lebens Glück machten. Aber solche gedrückte Organisationen erfreuen sich auch, wenn man ihnen Unterschiede bemerklich macht, die ihrer eigenen Auffassung entgangen waren, nur fehlt dann das geistige Band, die Erhebung der Seele, die erst den eigentlichen Kunstgenuß ausmacht. Diese Lenkbarkeit, gegenüber welcher das: Es gefällt mir, oder es gefällt mir nicht, keinen Grund ausmacht, ist, was ich die Feigheit des deutschen Publikums genannt habe. Ein feiges Publikum aber erzeugt endlich nothwendig eine unverschämte Literatur.

Als ich am Tage vor meiner Abreise von Berlin von meiner Landsmännin, der Sängerin Seidler, Abschied nahm, fand ich dort einen sächsischen Grafen, der sich in den Kopf setzte, der schon etwas alternden, aber noch immer hübschen Frau den Hof zu machen. Er gab ihr glänzende Geschenke,

die sie dankbar annahm, ohne daß er darum irgend weiter kam. Als er hörte, daß ich nach Leipzig gehe, erbot er sich mir zum Reisegesellschafter, was ich bereitwillig annahm. Des anderen Tages machten wir uns auf den Weg, und zwar über Potsdam und Sanssouci, das ich mir eigens für diese Gelegenheit aufgespart hatte. Wir verfolgten dort alle Erinnerungen an Friedrich den Großen, der mir immer widerlich war, ohne deßhalb weniger groß zu sein. Besonders im Vergleich mit Napoleon, darum, weil seine Größe gerade im Unglücke am Leuchtendsten hervortrat, indeß sie bei Napoleon sich jedesmal, und nur zu sehr, verdunkelte.

Von da machten wir uns auf den Weg nach Leipzig. So lange mein Geld währte, bestritt ich die Postpferde und die sonstigen Auslagen. Auf der Hälfte unserer Reise aber meinte ich, daß nun die Reihe an meinen Gefährten gekommen sei. Da fand sich nun aber zum beiderseitigen Schrecken, daß er ohne Groschen Geld war. Als ich nämlich in Berlin von der Seidler Abschied nahm, sagte ich, ich müsse zum Banquier gehen, um Geld zu beheben. Nachdem ich aber meine Baarschaft überzählt hatte, fand ich, daß sie für die halben Reisekosten hinreiche, und beschloß, erst in Leipzig von meinem Kreditbrief Gebrauch zu machen. Mein Graf, der sein Geld in Berlin verthan hatte, zweifelte nach meiner Aeußerung bei der Seidler nicht, daß ich damit versehen sei, und beschloß ächt edelmännisch, mein Schuldner bis Leipzig zu bleiben. Nun war Noth an Mann, und mein Reisegefährte mußte seinen, wie es sich zeigte, höchst baufälligen Kredit anstrengen. Er fand aber doch, als in seinem Vaterlande und einer der besten Familien Sachsens angehörig, einmal einen Postmeister, der ihm Pferde auf künftige Zahlung gab, ein andermal Jemanden, der ihm ein paar Thaler borgte, und so kamen wir, wie ein paar Lumpe, in Leipzig an.

Dort war Messe und die Stadt überfüllt. Mein Graf verschaffte mir aber ein Stübchen im Hôtel de Bavière, dessen Eigenthümer er mich, unter Nennung meines Namens,

sei nicht daheim. Als wir aber die Treppe hinuntergingen, kam uns die Frau entgegen, und ich fügte mich in mein Schicksal. Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe, ähnliche Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog, oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben, oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört. Leider war es gegen das Ende meines Aufenthaltes, und ich konnte daher den Besuch nicht wiederholen.

Schon in den ersten Tagen nach meiner Ankunft besuchte mich ein Herr Stieglitz. Ich weiß nicht, war es derselbe Dichter, der später durch den Selbstmord seiner Frau eine so traurige Celebrität erlangt hat, oder ein Anderer gleichen Namens. Meine bis heute währende literarische Unschuld hat öfter zu Verstößen und Verwechslungen Anlaß gegeben. Dieser schien ein bevorzugter Schüler Hegels zu sein. Nach den ersten Höflichkeiten fragte er mich, ob ich den großen Philosophen nicht besuchen würde. Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht getraue, da ich von der Wirksamkeit und dem System desselben nicht das Geringste wisse. Nun vertraute er mir, daß er mit Vorwissen Hegels komme, der meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Ich ging daher hin und wiederholte dem Meister, was ich dem Schüler gesagt hatte: der Grund, warum ich ihn nicht früher besucht, wäre, weil man bei uns erst bis zum alten Kant gekommen und mir daher sein, Hegels, System ganz unbekannt sei. Um so besser, versetzte, höchst wunderlich, der Philosoph. Es schien, als ob er besonders an meinem goldenen Vließ Interesse genommen habe, obwohl wir uns kaum darüber und überhaupt über Kunstgegenstände nur im Allgemeinen besprachen. Ich fand Hegeln so angenehm, verständig und reconciliant, als ich in der Folge sein System abstrus und absprechend gefunden habe.

Er lud mich für den künftigen Tag zum Thee, wo ich seine schlicht-natürliche Frau kennen lernte und auch die niedliche Sontag fand, so daß der Abend unter heiterem Gespräch und Musik verging, ohne daß man durch irgend etwas an den Katheder gemahnt wurde. Eben da erfolgte eine zweite Einladung, ich weiß nicht mehr zu Mittag oder Abend, indem mich zugleich Hegel um Erlaubniß bat, einen meiner Landsleute beiziehen zu dürfen. Ich erwiderte, daß, wem er die Ehre seiner Gesellschaft gönne, mir gleichfalls willkommen sein werde. Es zeigte sich am bestimmten Tage, daß damit Herr Saphir aus Wien gemeint war, der gerade damals sein Unwesen in Berlin trieb, sich aber dem Philosophen gegenüber sehr schweigselig und untergeordnet benahm. Man sagte mir, Hegel begünstige ihn, theils aus Lust an seinen wirklich oft guten Späßen, theils aber auch, um bei Gelegenheit durch ihn seine Gegner lächerlich zu machen. Es war das einzige Mal, daß ich mit Herrn Saphir unter Einem Dache gewesen bin.

Für mein leibliches Wohl, doch nicht ohne Geistigkeit, sorgten vier oder fünf Justizkommissäre, von denen ich zwei, wie ich schon früher sagte, in Wien kennen gelernt, mit den übrigen aber in Berlin durch jene ersten bekannt geworden war. Sie luden mich in der Reihe zu Gast, wo ich denn bemerken konnte, daß, wenn man auch tagtäglich in Berlin frugaler lebe als in Wien, bei Gastmählern dagegen Wien offenbar die Segel streichen müsse. Da Einer von ihnen Mitdirektor des Königsstädter Theaters, ein zweiter aber Vormund der Sontag war, so fehlte auch die Liebliche höchst selten. Der Eifrigste unter ihnen war der Justizkommissär Margand, der sammt seiner vortrefflichen Frau mich mit Vorsorge überhäufte. Wo irgend eine lokale Merkwürdigkeit war, führte er mich hin, unter andern in die Weinhandlung zu Lutter und Wegener, wo sonst der phantastiische Hoffmann seine Abende zubrachte. Hoffmann selbst — auch eine mit Unrecht vergessene Celebrität — war damals vor Kurzem gestorben, und seine Zechbrüder saßen stumm und vereinzelt. Endlich kam auch

ihr Matador, der Schauspieler Ludwig Devrient. Als man mich ihm vorstellte, benahm er sich wie ein im Geiste Abwesender, und auf meine spätere Frage: wo er wohne? sah er mich an, als über die Zumuthung erstaunt, daß er selber wisse, wo er selber wohne. Erst nach ein paar Gläsern Wein kam er aus seinem Stumpfsinne zurück. Ich sah übrigens damals Devrient nicht spielen, weil, wie gesagt, das Schauspielhaus eben im Baue begriffen war. Ein paar Jahre darauf kam er nach Wien, und auch da habe ich ihn nur in weniger bedeutenden Rollen gesehen, da bei bedeutendern das Theater allzu überfüllt war. Ich erinnere mich daher keines, seinem großen Rufe entsprechenden Eindrucks. Nur eine physiologische Erscheinung muß ich als merkwürdig anführen. Er gab den Franz Moor im Theater an der Wien, und ich befand mich in einer der ersten Seitenlogen. Er und alle Anderen gaben mir bei meinem höchst schwachen Gesichte nur ziemlich nebelhafte Bilder. Da, bei der Scene, wo der Vater ohnmächtig hinsinkt und der Sohn, weil er ihn todt glaubt, das Gesicht mit teuflischer Freude emporhebt, fuhr ich zurück, weil ich glaubte, Devrient springe in die Loge hinein, so bis ins Einzelne sah ich plötzlich jeden seiner Züge, und die Deutlichkeit des Sehens verkehrte sich in das Gefühl der Annäherung.

Auch ein zweites Mal erinnere ich mich einer ähnlichen Erscheinung. Mich interessirte eine sehr schöne Frau, die in Wien auf dem sogenannten Stock-am-Eisen-Platze im dritten Stocke wohnte. Eines Tages, als ich im Vorübergehen mich am Ende des Stephansplatzes, daher noch in ziemlicher Entfernung befand, erblickte ich an einem Fenster des mir wichtigen Hauses und dritten Stockwerkes etwas Weißes, das eben so gut ein Mann, als eine Frau, oder wohl gar ein Stück aufgehängte Wäsche sein konnte. Im nächsten Augenblicke aber sah ich die Züge der Frau mit einer solchen Porträtähnlichkeit, daß ich sie unmittelbar auf Elfenbein oder Leinwand hätte bringen können. Das hat in mir die Vermuthung hervorgebracht, daß meine Kurzsichtigkeit nicht von einer Be-

schaffenheit der Linse, sondern von einer Schwäche des Augennervs herrühre, die sich durch Aufregung und Zuströmen des Blutes für Momente verliert. Diese Schwäche meines Auges, dem schwache Gläser nicht helfen und das scharfe nicht verträgt, hat beigetragen, mich vom Besuche des Theaters immer mehr und mehr und endlich ganz zu entwöhnen. Seit mehr als zehn Jahren besuche ich keines mehr.

Auch an Gelegenheit, mit Höhergestellten in Beziehung zu kommen, fehlte es nicht. Man wollte mich in die Theezirkel eines Ministers, Stägemann, glaub' ich, hieß er, einführen, was ich aber ablehnte, weil ich weder den Thee noch die Minister liebe. Dem Fürsten Wittgenstein, damaligem Oberaufseher der Theater, meine Aufwartung zu machen, wurde ich so oft aufgemuntert, daß ich fast glaube, es lag die Absicht vor, mich mit dem Berliner Theater in eine Verbindung zu bringen. Ich ging aber nicht hin, da die Schaubühne im Allgemeinen eine Schöne ist, der ich sehr gerne den Hof machen, die ich aber durchaus nicht heirathen will. Auch, so sehr mir Berlin gefiel, hätte es mir Wien nicht ersetzen können. Abgerechnet die Schönheit der Natur rings um die österreichische Kaiserstadt, ist, wie in Wien zu wenig Bildung, in Berlin zu viel. Nun hat aber die deutsche Bildung das Eigenthümliche, daß sie sich gar zu gern von dem gesunden Urtheile und der natürlichen Empfindung entfernt. Auch war mir die Einstimmigkeit der literarischen Meinungen zuwider. Oft habe ich mich in Wien gefreut, wenn mir Jemand sagte, er finde Goethe langweilig und Shakespeare roh, nicht als ob ich ihm Recht gegeben hätte, sondern es war mir angenehm, daß ich bei meiner Frage nicht die Antwort schon voraus wußte. Nun herrscht zwar in Frankreich, oder herrschte noch vor Kurzem dieselbe Einstimmigkeit; dort geht sie aber aus dem Charakter der Nation, wie eine Art Naturnothwendigkeit, hervor, in Deutschland dagegen werden die Meinungen von Coterien der Nation gegen ihre Natur — wie schon der ewige Wechsel zeigt — gewaltthätig aufgedrungen.

Da ich schon dabei bin, so interessirt mich, mich selber zu fragen, worin denn der Grund dieser literarischen Feigheit der deutschen Nation, oder vielmehr des deutschen Publikums, d. h. des sogenannten gebildeten Theiles dieser in so vieler Hinsicht ausgezeichneten Nation, allenfalls liegen mag? Mir scheint die Ursache in dem vielleicht durch das Klima bedingten Mangel eines starken Naturells, in der Sprödigkeit, um nicht zu sagen Stumpfheit der Auffassungsorgane und der ihnen entsprechenden Begehrungen zu liegen, zu Folge dessen das Wirkliche nur einen schwachen Eindruck auf sie macht. Oder wenn dieser Eindruck auch stark im Ganzen wäre, so fehlt die Unterscheidung der Bestandtheile der unendlichen Mannigfaltigkeit, die in jedem Einzelnen liegt. Dadurch werden sie zu Allgemeinheiten und Abstraktionen hingezogen, die, da sie im Geiste keine hinlängliche Rechtfertigung finden, im Wirklichen aber keinen Maßstab und kein Gegenbild haben, man ihnen geben und nehmen kann, wie man will. Sobald man scheinbar ihren Verstand überzeugt hat, folgt das Naturell ohne Widerstand; dem scheint zu widersprechen, daß in der Iffland-Kotzebueschen Zeit gerade die Darlegung der Einzelnheiten des bürgerlichen Lebens Glück machten. Aber solche gedrückte Organisationen erfreuen sich auch, wenn man ihnen Unterschiede bemerklich macht, die ihrer eigenen Auffassung entgangen waren, nur fehlt dann das geistige Band, die Erhebung der Seele, die erst den eigentlichen Kunstgenuß ausmacht. Diese Lenkbarkeit, gegenüber welcher das: Es gefällt mir, oder es gefällt mir nicht, keinen Grund ausmacht, ist, was ich die Feigheit des deutschen Publikums genannt habe. Ein feiges Publikum aber erzeugt endlich nothwendig eine unverschämte Literatur.

Als ich am Tage vor meiner Abreise von Berlin von meiner Landsmännin, der Sängerin Seidler, Abschied nahm, fand ich dort einen sächsischen Grafen, der sich in den Kopf setzte, der schon etwas alternden, aber noch immer hübschen Frau den Hof zu machen. Er gab ihr glänzende Geschenke,

die sie dankbar annahm, ohne daß er darum irgend weiter kam. Als er hörte, daß ich nach Leipzig gehe, erbot er sich mir zum Reisegesellschafter, was ich bereitwillig annahm. Des anderen Tages machten wir uns auf den Weg, und zwar über Potsdam und Sanssouci, das ich mir eigens für diese Gelegenheit aufgespart hatte. Wir verfolgten dort alle Erinnerungen an Friedrich den Großen, der mir immer widerlich war, ohne deßhalb weniger groß zu sein. Besonders im Vergleich mit Napoleon, darum, weil seine Größe gerade im Unglücke am Leuchtendsten hervortrat, indeß sie bei Napoleon sich jedesmal, und nur zu sehr, verdunkelte.

Von da machten wir uns auf den Weg nach Leipzig. So lange mein Geld währte, bestritt ich die Postpferde und die sonstigen Auslagen. Auf der Hälfte unserer Reise aber meinte ich, daß nun die Reihe an meinen Gefährten gekommen sei. Da fand sich nun aber zum beiderseitigen Schrecken, daß er ohne Groschen Geld war. Als ich nämlich in Berlin von der Seidler Abschied nahm, sagte ich, ich müsse zum Banquier gehen, um Geld zu beheben. Nachdem ich aber meine Baarschaft überzählt hatte, fand ich, daß sie für die halben Reisekosten hinreiche, und beschloß, erst in Leipzig von meinem Kreditbrief Gebrauch zu machen. Mein Graf, der sein Geld in Berlin verthan hatte, zweifelte nach meiner Aeußerung bei der Seidler nicht, daß ich damit versehen sei, und beschloß ächt edelmännisch, mein Schuldner bis Leipzig zu bleiben. Nun war Noth an Mann, und mein Reisegefährte mußte seinen, wie es sich zeigte, höchst baufälligen Kredit anstrengen. Er fand aber doch, als in seinem Vaterlande und einer der besten Familien Sachsens angehörig, einmal einen Postmeister, der ihm Pferde auf künftige Zahlung gab, ein andermal Jemanden, der ihm ein paar Thaler borgte, und so kamen wir, wie ein paar Lumpe, in Leipzig an.

Dort war Messe und die Stadt überfüllt. Mein Graf verschaffte mir aber ein Stübchen im Hôtel de Bavière, dessen Eigenthümer er mich, unter Nennung meines Namens,

als einen Dichter aus Wien empfahl. Der Wirth aber kannte keinen Wiener Dichter, als den Spaßmacher Castelli. Er nahm mich daher für Diesen und behandelte mich als solchen mit vieler Aufmerksamkeit. Ich ließ mir das nach dem Vespasianischen Wahlspruch sehr gern gefallen und befand mich sehr wohl dabei.

In Leipzig lernte ich den Professor Wendt, der mir durch die Verwechslung seines Namens mit dem ähnlich klingenden West die Bekanntschaft Schreyvogels verschafft hatte, und den Justizrath Blümmer, einen kenntnißreichen und sogar kunstverständigen Mann, kennen. Mit ihnen und meinem kreditarmen, aber gar nicht ungebildeten Reisegefährten brachte ich drei Tage recht angenehm zu.

Je näher die Zeit meiner Abreise heranrückte, um so schwerer wurde mir das Herz. Es ging nun nach Weimar. Einerseits freute ich mich darauf, andererseits aber sank meine, ohnehin nicht große Meinung von mir selbst Grad für Grad in mir selbst zusammen. Uebrigens mußte es sein, und ich fuhr in der Landkutsche ab. In Weißenfels, wo der damals als Dichter und Kunstrichter geschätzte und gefürchtete Adolf Müllner wohnte, hielten wir Mittag. Ich fuhr weiter, ohne ihn zu besuchen, obwohl mich sogar der Kellner im Wirthshause dazu aufforderte, mit dem Beisatze, daß der Herr Doktor sehr gerne Fremde bei sich empfange. Der Mann hatte sich gar zu niederträchtig gegen mich benommen. Müllners Bosheit hinderte nicht, daß er doch so ziemlich der letzte sachkundige Kritiker in ästhetischen Dingen war. Es ist nämlich seitdem der Begriff von Kunst verloren gegangen, den Müllner wenigstens festhielt.

Endlich kam ich nach Weimar und kehrte in dem damals in ganz Deutschland bekannten Gasthofe zum „Elephanten," gleichsam dem Vorzimmer zu Weimars lebender Walhalla, ein. Von da sandte ich den Kellner mit meiner Karte zu Goethe und ließ anfragen, ob ich ihm aufwarten dürfe. Der Kellner brachte die Antwort zurück: Der Herr Geheimerath habe Gäste

ei sich und könne mich daher jetzt nicht sehen. Er erwarte nich für den Abend zum Thee.

Ich aß im Gasthause, durch meine Karte war mein Name ekannt geworden, und der Geruch desselben verbreitete sich n der Stadt, so daß es an Bekanntschaften nicht fehlte.

Gegen Abend ging ich zu Goethe. Ich fand im Salon ine ziemlich große Gesellschaft, die des noch nicht sichtbar jewordenen Herrn Geheimeraths wartete. Da sich darunter — und das waren eben die Gäste, die Goethe Mittags bei ich hatte — ein Hofrath Jacob oder Jacobs mit seiner ebenso ungen als schönen und eben so schönen als gebildeten Tochter efand, derselben, die sich später unter dem Namen Talvj inen literarischen Ruf gemacht hat, so verlor sich bald meine Bangigkeit, und ich vergaß im Gespräche mit dem liebens-würdigen Mädchen beinahe, daß ich bei Goethe war. Endlich ffnete sich eine Seitenthüre, und er selbst trat ein. Schwarz jekleidet, den Ordensstern auf der Brust, gerader, beinahe teifer Haltung, trat er unter uns, wie ein Audienz gebender Monarch. Er sprach mit Diesem und Jenem ein paar Worte ınd kam endlich auch zu mir, der ich an der entgegengesetzten Seite des Zimmers stand. Er fragte mich, ob bei uns die talienische Literatur sehr betrieben werde? Ich sagte ihm, der Wahrheit gemäß, die italienische Sprache sei allerdings sehr erbreitet, da alle Angestellten sie vorschriftsmäßig erlernen nüßten. Die italienische Literatur dagegen werde völlig ver-nachlässigt, und man wende sich aus Modeton vielmehr der englischen zu, welche bei aller Vortrefflichkeit doch eine Bei-mischung von Derbheit habe, die für den gegenwärtigen Zustand er deutschen Kultur, vornehmlich der poetischen, mir nichts weniger als förderlich scheine. Ob ihm diese meine Aeußerung gefallen habe oder nicht, kann ich nicht wissen, glaube aber fast Letzteres, da gerade damals die Zeit seines Briefwechsels mit Lord Byron war. Er entfernte sich von mir, sprach mit Andern, kam wieder zu mir zurück, redete, ich weiß nicht mehr von was, entfernte sich endlich, und wir waren entlassen.

Ich gestehe, daß ich mit einer höchst unangenehmen Empfindung in mein Gasthaus zurückkehrte. Nicht als wäre meine Eitelkeit beleidigt gewesen, Goethe hatte mich im Gegentheile freundlicher und aufmerksamer behandelt, als ich voraussetzte. Aber das Ideal meiner Jugend, den Dichter des Faust, Clavigo und Egmont, als steifen Minister zu sehen, der seinen Gästen den Thee gesegnete, ließ mich aus all meinen Himmeln herabfallen. Wenn er mir Grobheiten gesagt und mich zur Thüre hinausgeworfen hätte, wäre es mir fast lieber gewesen. Ich bereute fast, nach Weimar gegangen zu sein.

Demnach beschloß ich, den nächstfolgenden Tag zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten Weimars zu verwenden, und bestellte im Gasthaus die Pferde für übermorgen. Des nächsten Vormittags kamen Besuche aller Art, darunter der freundliche und ehrenhafte Kanzler Müller, vor allen aber mein Landsmann, der seit mehreren Jahren in Weimar angestellte Kapellmeister Hummel. Er hatte Wien verlassen, eh ich durch meine poetischen Arbeiten die Aufmerksamkeit auf mich gezogen, wir kannten uns daher von früher gar nicht. Nun war aber die Freude fast rührend, mit welcher der sonst im Umgange trockene Mann mich begrüßte und sich aneignete. Einerseits brachte ich ihm wohl die Erinnerung an seine schwer verlassene Vaterstadt zurück, dann mochte es ihm wohlthun, in Weimar, wo er nur abschätzige Urtheile über die geistige Begabung Oesterreichs zu hören bekam, einen Landsmann literarisch geehrt und geachtet zu finden. Endlich bekam er Gelegenheit, mit einem Wiener Wienerisch zu sprechen, welche Mundart er mitten unter Andersprechenden rein und unverfälscht erhalten hatte. Ich weiß nicht, war es der Abstich, oder habe ich in meinem Leben nicht so schlecht deutsch sprechen gehört. Während wir den Besuch einzelner Merkwürdigkeiten Weimars verabredeten und Kanzler Müller, der meine Herabstimmung bemerkt haben mochte, mir versicherte, die Steifheit Goethe's sei nichts als eigene Verlegenheit, so oft er mit einem Fremden das erste Mal zusammentreffe, trat der

ner ein und brachte eine Karte mit der Einladung zum
tagmahl bei Goethe für den nächstfolgenden Tag. Ich
ßte daher meinen Aufenthalt verlängern und bestellte die
its für morgen besprochenen Pferde ab. Der Vormittag
ging mit Besichtigung der literarisch berühmt gewordenen
tlichkeiten der Stadt. Am Meisten interessirte mich Schillers
ıs, vor Allem aber der Umstand, daß in des Dichters
eitszimmer, einem eigentlichen Dachstübchen im zweiten
chwerke, ein Greis, der noch zu Schillers Zeit als Souffleur
ı Theater gestanden haben soll, einen kleinen Knaben,
en Enkel, im Lesen unterrichtete. Die offene und geistig
eregte Miene des Kleinen gab der Illusion Raum, als ob
der Studierstube Schillers dereinst ein neuer Schiller hervor-
en könnte, was freilich nicht eingetroffen ist.

Die Ordnung der Tage verwirrt sich mir. Ich glaube,
var an diesem ersten, daß ich bei Hummel zu Mittage aß
zwar ganz allein mit seiner Familie. Ich fand da seine
tin, die einst so hübsche Sängerin Mamsell Röckel, die
in Pagenkleidern und prallen seidenen Tricots noch im-
vor der Erinnerung schwebte. Jetzt war sie eine tüch-
, ehrenwerthe Hausfrau, die mit ihrem Gatten an Freund-
keit wetteiferte. Ich fühlte mich zur ganzen Familie mit
ve hingezogen, so wie ich Hummel, trotz etwas Handwerks-
ßigem in seiner Gesinnung, doch als den letzten unver-
chten Schüler Mozarts achtete und verehrte.

Abends ging ich mit Kanzler Müller ins Theater, wo man
unbedeutendes Stück gab, in dem aber Graff spielte, der
erste Wallenstein Schillers gewesen war. Ich fand ihn
h nichts ausgezeichnet, und als man mir erzählte, daß
) jener ersten Vorstellung Schiller aufs Theater geeilt sei,
ff umarmt und ausgerufen habe: jetzt erst verstehe er
en eigenen Wallenstein! dachte ich mir, um wie viel größer
e der große Dichter geworden, wenn er je ein Publikum
ächte Schauspieler gekannt hätte. Uebrigens bleibt merk-
dig, wie der im Grunde wenig objektive Schiller sich in

der Darstellung so ganz und gar objektiviren läßt. Er wurde bildlich, während er nur beredt zu sein glaubte. Ein Beweis mehr für sein unvergleichliches Talent. Bei Goethe ist gerade das Gegentheil. Während er vorzugsweise objektiv genannt wird und es großentheils auch ist, verlieren seine Gestalten in der Darstellung. Seine Bildlichkeit ist nur für die Imagination, in der Wirklichkeit verliert sich der zarte poetische Anhauch mit einer Art Nothwendigkeit. Das sind übrigens spätere Reflexionen, die gar nicht hierher gehören.

Endlich kam der verhängnißvolle Tag mit seiner Mittagsstunde, und ich ging zu Goethe. Die außer mir geladenen Gäste waren schon versammelt, und zwar ausschließlich Herren, da die liebenswürdige Talvj schon am Morgen nach jenem Theeabende mit ihrem Vater abgereist und Goethe's Schwiegertochter, die mir mit ihrer früh geschiedenen Tochter später so werth geworden ist, damals von Weimar abwesend war. Als ich im Zimmer vorschritt, kam mir Goethe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Thränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskiren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit Langem nicht gesehen hatte. Das von ihm belebte Gespräch ward allgemein. Goethe wandte sich aber auch oft einzeln zu mir. Was er aber sprach, außer einem guten Spaß über Müllners Mitternachtsblatt, weiß ich nicht mehr. Ich habe leider über diese Reise nichts aufgeschrieben. Oder vielmehr, ich fing an, ein Tagebuch zu halten. Als mir aber durch meine Verwundung in Berlin das Schreiben An-

fangs unmöglich, später schwer wurde, entstand eine große Lücke. Das verleidete mir zum Theil die Fortsetzung, zum Theil währte die Schwierigkeit des Schreibens selbst noch in Weimar fort. Ich beschloß daher, unmittelbar nach der Rückkunft in Wien bei noch frischer Erinnerung das Fehlende nachzutragen. Als sich aber dort, wie man sehen wird, sogleich eine andere Beschäftigung aufdrang, kam die Sache in Vergessenheit, und ich habe von diesem, ich hätte bald gesagt: wichtigsten Moment meines Lebens nichts als die allgemeinen Eindrücke im Gedächtniß behalten. Von dem Tisch-Ereignisse ist mir nur noch als charakteristisch erinnerlich, daß ich im Eifer des Gespräches nach löblicher Gewohnheit in dem neben mir liegenden Stücke Brod krümelte und dadurch unschöne Brosamen erzeugte. Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte sie auf ein regelmäßiges Häufchen zusammen. Spät erst bemerkte ich es und unterließ dann meine Handarbeit.

Beim Abschiede forderte mich Goethe auf, des nächsten Vormittags zu kommen, um mich zeichnen zu lassen. Er hatte nämlich die Gewohnheit, alle jene von seinen Besuchern, die ihn interessirten, von einem eigens dazu bestellten Zeichner in schwarzer Kreide porträtiren zu lassen. Diese Bildnisse wurden in einen Rahmen, der zu diesem Zwecke im Besuchzimmer hing, eingefügt und allwöchentlich der Reihe nach gewechselt. Mir wurde auch diese Ehre zu Theil.

Als ich mich des anderen Vormittags einstellte, war der Maler noch nicht gekommen. Man wies mich daher zu Goethe, der in seinem Hausgärtchen auf und nieder ging. Nun wurde mir die Ursache seiner steifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar. Das Alter war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie er so im Gärtchen hinschritt, bemerkte man wohl ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibes mit Kopf und Nacken. Das wollte er nun vor Fremden verbergen, und daher jenes gezwungene Emporrichten, das eine unangenehme Wirkung machte. Sein Anblick in dieser natürlichen

Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater. Wir sprachen im Auf- und Niedergehen.

Er erwähnte meiner Sappho, die er zu billigen schien, worin er freilich gewissermaßen sich selbst lobte, denn ich hatte sie ziemlich mit seinem Kalbe gepflügt. Als ich meine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, sagte er, was wir seitdem gedruckt von ihm gelesen haben: daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Aehnlicher wirken könne. Wenn Er und Schiller Das geworden wären, als was die Welt sie anerkennt, verdankten sie es großentheils dieser fördernden und sich ergänzenden Wechselwirkung. Inzwischen kam der Maler. Wir gingen ins Haus, und ich wurde gezeichnet. Goethe war in sein Zimmer gegangen, von wo er von Zeit zu Zeit heraus kam und sich von den Fortschritten des Bildes überzeugte, mit dem er nach der Vollendung zufrieden war. Nach Verabschiedung des Malers ließ Goethe durch seinen Sohn mehrere Schaustücke von seinen Schätzen herbeibringen. Da war sein Briefwechsel mit Lord Byron; Alles, was sich auf seine Bekanntschaft mit der Kaiserin und dem Kaiser von Oesterreich in Karlsbad bezog; endlich das kaiserlich österreichische Privilegium gegen den Nachdruck für seine gesammelten Werke. Auf Letzteres schien er große Stücke zu halten, entweder weil ihm die konservative Haltung Oesterreichs gefiel, oder, im Abstich der sonstigen literarischen Vorgänge in diesem Lande, als Kuriosum. Diese Schätze waren, halb orientalisch, jedes Zusammengehörige einzeln, in ein seidenes Tuch eingeschlagen, und Goethe benahm sich ihnen gegenüber mit einer Art Ehrfurcht. Endlich wurde ich aufs Liebevollste entlassen.

Im Laufe des Tages forderte mich Kanzler Müller auf, gegen Abend Goethe zu besuchen. Ich würde ihn allein treffen und mein Besuch ihm durchaus nicht unangenehm sein. Erst später fiel mir auf, daß Müller Das nicht ohne Goethe's Vorwissen gesagt haben konnte.

Nun begab sich meine zweite Weimarische Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu sein, und ging nach manchem Wanken und Schwanken nicht hin.

Diese Furcht bestand aus mehreren Elementen. Einmal schien mir in dem ganzen Bereich meines Wissens nichts, was würdig gewesen wäre, Goethen gegenüber vorgebracht zu werden, dann habe ich meine eigenen Arbeiten erst später im Vergleich mit den Zeitgenossen schätzen gelernt; im Abstande von dem Frühergewesenen, namentlich hier in der Vaterstadt der deutschen Poesie, kamen sie mir höchst roh und unbedeutend vor. Endlich habe ich schon gesagt, daß ich Wien mit dem Gefühle eines gänzlichen Versiegens meines poetischen Talentes verlassen hatte, welches Gefühl sich in Weimar bis zur eigentlichen Niedergedrücktheit vermehrte. Goethen aber Klagelieder vorzusingen und von ihm durch nichts verbürgte Tröstungen entgegenzunehmen, schien mir doch gar zu erbärmlich.

In diesem Unsinn war übrigens doch auch ein Körnchen Sinn. Goethe's damalige Abneigung gegen alles Heftige und Gewaltsame war mir bekannt. Nun war ich aber der Meinung, daß Ruhe und Gemessenheit nur Demjenigen anstehe, der im Stande ist, einen so ungeheuren Gehalt hineinzulegen, als Goethe in der Iphigenie und im Tasso gethan hat. Zugleich meinte ich, daß Jeder die Eigenschaften ins Spiel bringen müsse, in denen er seine Stärke hat. Das waren nun bei mir damals warme Empfindung und starke Phantasie. Die Gründe einer solchen Abweichung von seinen Ansichten ihm selbst gegenüber zu vertheidigen, fühlte ich mich, auf meinem damaligen Standpunkte der unbefangenen Anschauung, viel zu schwach; seine Darlegung aber mit einer geheuchelten Billigung oder einem lügenhaften Stillschweigen hinzunehmen, dazu hatte ich vor ihm viel zu viel Ehrfurcht.

Wie nun immer, ich ging nicht hin, und Das hat Goethen verstimmt. Mit Recht mochte es ihm auffallen, daß ich die dargebotene Gelegenheit, mich über meine Arbeiten und mich selbst aufzuklären, so gleichgültig versäumte. Oder er

kam der Wahrheit näher und meinte, daß die Ahnfrau und die Vorliebe für ähnliche, ihm widerliche Ausbrüche bei mir noch nicht erloschen sei. Oder er durchsah meine ganze Stimmung und urtheilte, daß Unmännlichkeit des Charakters auch ein bedeutendes Talent zu Grunde richten müsse. Er war von da an viel kälter gegen mich.

Was aber jene Unmännlichkeit betrifft, so gestehe ich und habe schon gestanden meine Schwäche, so oft ich mich einer verworrenen Masse von kleinen Beziehungen, vor Allem aber dem Wohlwollen, der Ehrfurcht und der Dankbarkeit gegenüber befinde. So oft ich mir das Widerstrebende scharf begränzen konnte, sowie im Ablehnen des Schlechten und im Beharren auf der Ueberzeugung, habe ich früher und später eine Festigkeit bewiesen, die man freilich auch Hartnäckigkeit nennen könnte.

Im Allgemeinen aber kann man wohl aussprechen: Nur aus der Verbindung eines Charakters mit einem Talente geht Das hervor, was man Genie nennt.

An einem dieser Tage wurde ich auch zum Großherzoge beschieden, den ich im sogenannten römischen Hause in all seiner Schlichtheit und Natürlichkeit antraf. Er unterhielt sich über eine Stunde mit mir, und meine Schilderung der österreichischen Zustände schien ihn zu interessiren. Nicht er, aber die meisten Uebrigen ließen einen Wunsch durchblicken, mich für das Weimarer Theater zu gewinnen, ein Wunsch, der nicht zugleich auch der meinige war.

Als ich am vierten Tage meines Aufenthaltes von Goethe Abschied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte sich, daß ich schon so früh Weimar verlasse, und fügte hinzu, daß, wenn ich später von mir Nachricht geben wolle, es sie sämmtlich erfreuen werde. Also „sie“ in vielfacher Zahl, nicht ihn. Er ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, in soferne ich mich nämlich denn doch, trotz allem Abstande, für den Besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist. Daß Das alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Am Tage meiner Abreise gab mir das sämmtliche Weimar einen Abschiedsschmaus im Schützenhause, zu dem Goethe auch seinen Sohn hinausgeschickt hatte. Es ging sehr lebhaft her, und auf mein Wohl und eine glückliche Reise wurde vehement getrunken. Ich war damals eine deutsche Celebrität.. Das Interessanteste war mir mein Landsmann Hummel, der sich zum Schlusse ans Klavier setzte und phantasirte, wobei er die Melodie des sächsischen Posthornes zum Thema nahm. Ich habe ihn weder früher noch später so hinreißend spielen gehört.

Endlich saß ich im Wagen und fuhr über Jena nach Kahle. In Jena wurden Pferde gewechselt. Da aber eben Ferienzeit war, sah ich nur einige Studenten in ihrer damals noch höchst wunderlichen Tracht. Vor Kahle wäre ich bald in die Saale gefallen. Ich war bei hereinbrechendem Abend im Wagen eingeschlafen, und der Postillon ahmte mein Beispiel nach. Plötzlich erweckte mich ein lautes Geschrei. Es kam von einem Manne, der in die Zügel der Pferde griff, die bereits mit den Vorderfüßen auf dem Abhange standen, der hoch und steil in den Fluß hinuntergeht.

Man hatte mir die Verbindung mit Süddeutschland von Kahle aus als leicht dargestellt. Ich hatte aber alle Mühe, dort oder in der Nähe mit einer ungeheueren Diligence zusammenzutreffen, in der ich, auf gräßlichen Wegen, als einziger Passagier in der Nacht den Thüringer Wald passirte. Auch in Koburg mußte ich einen Tag verweilen, wo ich mich gräßlich langweilte, ohne bei meiner geringen literarischen Topographie zu wissen, daß sich der Dichter Rückert dort aufhielt, der mir am Ende vielleicht noch übel genommen hat, daß ich ihn nicht besuchte. Endlich traf ich mit einem leidlichen Eilwagen zusammen, der mich bis nach München brachte.

München war damals im Entstehen. Von all den jetzigen Prachtgebäuden war erst die Glyptothek fertig, und zwar auch erst von außen. Von den Deckengemälden im Innern war erst der Göttersaal im Angriff. Ich hatte den Genuß, mit Cornelius auf den Gerüsten herumzusteigen und in ihm

den einzigen Maler kennen zu lernen, bei dem das deutliche Bewußtsein der Idee der Gediegenheit der Verwirklichung nicht im Wege stand.

In ein nahes Verhältniß kam ich mit dem damaligen Minister Schenk, einem liebenswürdigen und poetisch begabten Manne. In seinem Hause, in dem er damals eine nicht mehr ganz jugendliche, aber höchst anziehende Verwandte beherbergte, habe ich sehr glückliche Stunden verlebt. König Ludwig hat weder damals noch später von mir Notiz genommen.

Der Aufenthalt in München und die Reiseeindrücke überhaupt hatten meinem Stumpfsinn ein Ende gemacht, und in Wien angekommen, beschloß ich, sogleich an ein neues dramatisches Werk zu gehen, das ich, statt eines langweiligen Verkehres durch Briefe, Goethen zueignen wollte.

Es sollte überhaupt eine ganz neue Epoche in meinem literarischen Treiben eintreten. Ich hatte mir eine ziemliche Anzahl Stoffe aufgezeichnet, die alle durchdacht und alle, bis auf die Einzelnheiten, obgleich nur im Kopfe, dramatisch gegliedert waren. Diese wollte ich nun einen nach dem andern vornehmen, jedes Jahr ein Stück schreiben und dem hypochondrischen Grübeln für immer den Abschied geben.

Daß ich vor allen denjenigen Stoff wählte, der mir die wenigsten Censur-Schwierigkeiten darzubieten schien, war, nach den gemachten Erfahrungen, natürlich. Es war die Sage vom Palatin Bancbanus, dem „treuen Diener seines Herrn,“ obwohl der Stoff mich vielleicht weniger anzog als die übrigen. Ich war auf ihn folgender Weise gekommen.

Als die damals regierende Kaiserin zur Königin von Ungarn gekrönt werden sollte, kam ihr Oberſthofmeister, Graf Dietrichstein, zu mir und forderte mich im Namen der Kaiserin auf, ein Stück zu schreiben, das bei ihrer Krönung in Preßburg gespielt werden könnte. Mir war nicht unlieb, durch einen solchen Anlaß von außen aus meinem Schwanken von einem Stoff zum andern und überhaupt zur Thätigkeit gebracht zu werden. Ich nahm daher die ungarischen Geschicht-

schreiber Belius und Istvanfyus vor und hatte auch bald eine passende Fabel gefunden. Es war die Geschichte jenes Aufruhrs, der gegen den König Stephan und seine bairische Gemahlin Gisela, theils wegen der Bemühungen dieser letzteren für das Christenthum, theils aus alter Abneigung gegen die Deutschen, entstand. Alles Licht wäre auf die Königin Gisela gefallen, die bei der Stillung des Aufruhres, wobei sie sich auch die Liebe des Volkes erwarb, eine ähnliche Rolle gespielt hätte, wie im „treuen Diener" der Palatin Bancbanus.

Als ich jedoch die Sache näher betrachtete, fanden sich bedeutende Schwierigkeiten. Einmal schien es wunderlich, zur Feier eines Krönungsfestes die Geschichte eines Aufruhres zu wählen. Dann wären in meinem Stücke zwei Kalender-Heilige vorgekommen: der heilige König Stephan und sein Sohn Emeram; eine Profanation, welche die Censur nie zugegeben hätte. Ich erklärte daher dem Grafen Dietrichstein auf seine Anfrage: ich hätte keinen passenden Stoff gefunden. Man ließ demnach für die Gelegenheit von einem höchst subordinirten Schriftsteller ein anderes Stück schreiben, dessen loyale Anspielungen sehr beklatscht wurden.

Bei Durchgehung der ungarischen Chronisten gerieth ich auf den Palatin Bancbanus, dessen Geschichte ich darum eine Sage genannt habe, weil dasselbe Ereigniß in zwei Epochen mit geringen Verschiedenheiten zweimal vorkommt und daher wahrscheinlich nichts als eine Einkleidung für die Abneigung der Ungarn gegen die Deutschen ist.

Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß es eine Apologie der knechtischen Unterwürfigkeit sei; ich hatte dabei den Heroismus der Pflichttreue im Sinne, der ein Heroismus ist, so gut als jeder andere. Im französischen Religionskriege ist die Aufopferung der Vendeer so erhebend als die Begeisterung der Republikaner. Bancbanus hat dem Könige sein Wort gegeben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, und er hält sein Wort trotz Allem, was den Menschen in ihm wankend machen und erschüttern sollte. Seine Gesinnungen

können übrigens nicht für die des Verfassers gelten, da Bancbanus bei allen seinen Charaktervorzügen zugleich als ein ziemlich bornirter alter Mann geschildert ist.

Das Stück erfuhr gar keine Hindernisse von Seite der Censur und wurde, ohne daß fast ein Wort gestrichen worden wäre, mit ungeheurem Beifall aufgeführt.[1] Am Schluß des dritten Aufzuges begehrte das Publikum den Verfasser. Als dieser nicht erschien, währte das Klatschen und Rufen beinahe bis zur Respektwidrigkeit gegen den anwesenden Hof, den ganzen Zwischenakt hindurch. Nach dem vierten Aufzuge ließ mich der Oberstkämmerer und, als solcher, oberste Leiter des Theaters, Graf Czernin, rufen, um mir im Auftrage Sr. Majestät zu sagen, daß dem Kaiser mein Stück sehr gefalle, und daß, wenn das Publikum mich am Schlusse wieder zu sehen begehre, ich mich demselben zeigen sollte. So geschah es. Der Beifall wollte nicht enden, ich erschien auf der Bühne und stattete durch eine stumme Verbeugung meinen Dank ab. Meine Freude über den Erfolg war nur mäßig, da das Stück bei mir kein inneres Bedürfniß befriedigte.

Des nächsten Vormittags wurde ich zum Präsidenten der Polizeihofstelle, Grafen Sedlnitzky, berufen. Mir schwante nichts Gutes, und ich ging. Der Graf empfing mich sehr freundlich, aber in einiger Verlegenheit. Er sagte mir, er habe den Auftrag von Sr. Majestät, mir zu eröffnen, daß Höchstdenenselben mein Stück sehr wohl gefallen habe. Ich versetzte, daß ich dasselbe schon gestern durch den Grafen Czernin erfahren hätte. Graf Sedlnitzky fuhr fort: das Stück habe Sr. Majestät so sehr gefallen, daß Sie alleiniger Besitzer desselben zu sein wünschten. Ich fragte, wie Das zu verstehen sei? Die Antwort war: ich sollte mein ursprüngliches Manuskript abgeben, dem Theater würden die Souffleurbücher und einzelnen Rollen abgefordert und das Ganze in der Privatbibliothek des Kaisers aufgestellt werden, der alleiniger Besitzer

[1] 28. Februar 1828. [A. d. H.]

des Stückes zu sein wünsche, weil es ihm gar so gut gefallen habe. Man werde mir jeden Vortheil ersetzen, der mir aus der Aufführung auf anderen Bühnen oder aus der Drucklegung zufließen könnte, es wäre vielmehr die Meinung, daß ich in meinen Forderungen nicht allzu ängstlich sein sollte; Seine Majestät seien sogar zu Opfern bereit. Auf meine Entgegnung: man werde mich doch nicht für so erbärmlich halten, daß ich eine meiner Arbeiten für Geld vom Erdboden verschwinden lassen wollte, erwiderte man mir: die Frage ob? wünschten Se. Majestät ganz außer der Verhandlung gelassen, es handle sich nur um das Wie? — Ich führe Das alles wörtlich genau an.

Da man mir mein Stück im Nothfalle auch ohne Einwilligung wegnehmen konnte, dachte ich auf Auskunftsmittel. Ich sagte daher der Wahrheit gemäß, daß ich gar nicht mehr Herr über mein Stück sei. Ich selbst hätte mein Manuskript abschreiben lassen, beim Theater sei es wiederholt copirt worden. Jedermann wisse, daß die mit der Copiatur betrauten Souffleure der Theater einen heimlichen Handel mit widerrechtlich genommenen Abschriften trieben. Der Kaiser könne sein Geld ausgeben, ohne daß das Stück, und zwar ohne meine Schuld, der Oeffentlichkeit entzogen werde. Ich sah, mit welcher Freude der Präsident diese meine Aeußerung aufnahm, wie denn überhaupt in dem ganzen Vorgange eben so gut ein Tadel gegen die Censur, die mein Stück erlaubt, als gegen mich selbst, der es geschrieben hatte, verborgen lag. Er forderte mich auf, diese meine Bemerkungen schriftlich aufzusetzen und ihm zur weiteren Beförderung zu überreichen.

Das geschah. Ich setzte meine innern und jene äußern Gründe auseinander und übergab die Schrift dem Präsidenten. Als ich nach einiger Zeit wiederholt des Erfolges wegen nachfragen wollte, wurde ich nicht mehr vorgelassen, indeß man mich vorher mit Zuvorkommenheit empfangen hatte. Die Sache war eingeschlafen. Das Stück wurde noch ein paarmal gegeben und dann zurückgelegt. Als ich es für den Druck

einreichte, erhielt ich das Imprimatur, ohne daß ein Wort gestrichen worden wäre.

Was dem Kaiser an diesem bis zum Uebermaß loyalen Stücke mißfallen, oder wer ihm, nachdem er es selbst mit Beifall angesehen, etwas darüber ins Ohr gesetzt habe, ist mir bis auf diesen Augenblick ein Geheimniß geblieben. Personen, die, ohne zur nächsten Umgebung des Kaisers zu gehören, doch mit dieser Umgebung genau bekannt waren, haben nichts darüber erfahren können. Nur so viel weiß ich, daß der Polizeipräsident selber völlig im Dunkeln war, woher auch seine Verlegenheit entstand. Wie viel in dem ganzen Vorgang Aufmunterung zu künftiger poetischer Produktion lag, überlasse ich Jedem zu beurtheilen.

Bei meiner Zurückkunft aus Deutschland hatte ich mir vorgenommen, meine erste poetische Arbeit Goethen zuzueignen und deßhalb unterlassen, ihm, nach seiner Erlaubniß, zu schreiben. Als es nun an den Druck des treuen Dieners ging, fand ich das Stück viel zu roh und gewaltthätig, als daß ich glauben konnte, daß es auf ihn einen guten Eindruck machen werde. Ich unterließ daher die Dedikation, und da ich auch vorher unterlassen hatte, ihm zu schreiben, so mochte Goethe wohl denken, mein Besuch in Weimar sei nur eine Sache der Mode und der Neugier gewesen und ich fühlte nicht jene Liebe und tiefe Verehrung für ihn, die ich bewahren werde bis ans Ende meiner Tage. Er hat in der Folge Dieser und Jener in Schriften und Gesprächen erwähnt, meiner nie. Es scheint, er warf mich mit dem übrigen Gesindel zusammen.

Um diese Zeit — ich weiß nicht mehr die Folge der Jahre — trat auch eine Aenderung in meiner amtlichen Bestimmung ein. Ich führe sie nur an, um die Art und Weise zu bezeichnen, wie ich immer in meinem Vaterlande behandelt wurde. Ich war in meiner Anstellung als Ministerial-Concipist an die Person des Finanzministers angewiesen und bezog in dieser Eigenschaft eine jährliche Gehaltszulage. Nach

dem Tode des Grafen Stadion kam ein neuer Finanzminister, ein gutartiger, rechtschaffener, aber höchst bornirter Mann, eigentlich nur ein Namensträger für den Vicepräsidenten Baron Pillersdorff, der die Geschäfte leitete. Dieser herzensgute Mann, der gegen Jedermann wohlwollend war, hatte eine eigene Abneigung gegen mich gefaßt. Ich weiß nicht, war die Ursache, daß ich in früherer Zeit unfreiwilliger Zeuge der geringschätzigen Art sein mußte, mit der ihn sein damaliger Vorgesetzter, Graf Stadion, behandelte, oder war es der Nachklang einer Polizeigeschichte, die ich früher übergangen habe, jetzt aber doch als charakteristisch für die damalige Zeit anführen muß.

In Wien bestand seit mehreren Jahren eine lustige Gesellschaft, die sich und ihren Versammlungsort die Ludlams-Höhle nannte. Anfangs höchst zufällig durch das Zusammenkommen einzelner Literatoren in einem Gasthofe gegründet, fanden sich bald ohne Wahl Gesellschafter aller Art ein, so daß das Ganze den Charakter von niedriger, ja obscöner Spaßmacherei bekam. Die Bessern darunter änderten ihr Lokal, schloßen die räudigen Schafe aus und verfaßten sogenannte Statuten, die nichts als die Abhaltung der Unanständigkeit bezweckten. Die neue Gesellschaft fand großen Anklang, und bald gehörten alle bessern Maler, Musiker und Literatoren der Residenz ihr an. Die Leute besaßen auch, theils durch natürliche Anlage, theils durch lange Gewohnheit, eine Virtuosität im nicht unanständigen Spaß, daß es etwas Aehnliches, wenigstens in Deutschland, wahrscheinlich nie gegeben hat. Vorlesungen, improvisirte Parodien am nämlichen Abend im Theater neu aufgeführter Stücke, Gesang, Musik, unschuldiger Spott ließen die Stunden im Flug vorübergehen. Durchreisende Künstler und Literatoren suchten und fanden Zutritt und haben noch lange später gestanden, gleich vergnügte Abende niemals und nirgends zugebracht zu haben. Mein Altersgenosse, Baron Zedlitz, der damals noch im Gegensatz seiner jetzigen diplomatischen Richtung stand, hatte sich gleichfalls aufnehmen

lassen, und nun drang Alles so sehr in mich, ein Gleiches zu thun, daß die Weigerung beinahe zur Unhöflichkeit geworden wäre. Ich ging einmal hin, mir die Sache anzusehen, wurde durch Akklamation zum Mitgliede aufgenommen und brachte von da an einige vergnügte Abende dort zu. Vorgelesen habe ich in der Gesellschaft nichts als jene Vision, die ich bei der Genesung des Kaisers Franz von einer schweren Krankheit schrieb und die, im höchst loyalen Sinne, eine unglaubliche Wirkung in der ganzen Monarchie hervorgebracht hat. Uebrigens währte meine Mitgliedschaft nicht länger als sechs oder acht Wochen, ja ich glaube, daß mein und Zedlitzens Beitritt die Katastrophe herbeigeführt, oder doch beschleunigt hat.

Es war damals ein Polizeidirektor in Wien, den ich wohl einen Schurken nennen darf, da er wenig später, wegen Geldunterschlagung, sich selbst den Tod gegeben hat. Er hatte damals eine Beförderung im Sinn, und da er den Widerwillen, um nicht zu sagen, die Furcht des Kaisers vor allem Geheimen kannte, so beschloß er, um sich ein Verdienst zu machen, die Ludlams-Höhle als geheime Gesellschaft zu behandeln und als solche aufzuheben. Schon der Lärm, den die Mitglieder an ihren Versammlungsabenden machten, schloß jeden Verdacht des Geheimen aus. Ja, man hatte ihnen sogar Geldbeträge, die sie von dem Ueberschuß der eingegangenen Strafgelder für wohlthätige Anstalten alljährlich abführten, als von dieser Gesellschaft herrührend, amtlich quittirt.

Trotz Dem allen wurde das Versammlungslokal in einem Gasthause bei tiefer Nacht von Polizeibeamten überfallen, die Thüren gesprengt, die vorhandenen Schriften und Musikalien weggenommen und im Triumph davongetragen. Am darauf folgenden frühen Morgen fanden sich bei mehreren Mitgliedern, aber wohlgemerkt nur bei Schriftstellern, worunter auch ich gehörte, gleicherweise Polizeibeamte ein, welche die Schriften versiegelten, Protokolle aufnahmen und mit einer Wichtigkeit die Verhöre betrieben, als ob das Heil des Staates in Ge-

fahr stünde. Ich durfte denselben Tag meine Wohnung nicht verlassen, ja nicht einmal meinen Bedienten ins Gasthaus um Essen schicken. Ein Polizeidiener holte das Mittagsmahl, das wir, ich mit dem Zurückgebliebenen der beiden Beamten, mein Bedienter mit dem im Vorzimmer aufgestellten Polizeidiener gemeinschaftlich verzehrten.

Obschon die Polizeibehörde noch am Abende des nämlichen Tages merkte, daß sie eine Dummheit begangen habe, trieb sie es doch bis zum wirklichen Urtheilsspruche, der, als über ein schweres Polizeivergehen, die bürgerliche Stellung der in der Gesellschaft befindlichen Beamten gefährdet hätte. Das Urtheil wurde nun zwar von der politischen Oberbehörde als lächerlich kassirt, für die Aengstlichen und Schwarzseher blieb aber immer eine Makel auf Denjenigen kleben, die der Gesellschaft angehört hatten.

Jetzt erst erinnere ich mich, daß der Ekel über die bei dieser Gelegenheit erfahrenen Unwürdigkeiten ein Hauptgrund der Reise gewesen war, die ich unmittelbar darauf nach Deutschland unternahm.

Unter die Aengstlichen und Schwarzseher, deren ich oben erwähnt habe, gehörte nun auch mein Vorgesetzter, der Finanzminister. Wenigstens als ich mich, da eben Staatspapiere nach Brüssel zu überbringen waren, zur Reise erbot, lehnte er es gegen den Kanzleidirektor ab, und zwar darum, weil ich ein Mitglied der Ludlam gewesen sei. Diese Abneigung hatte zur Folge, daß, indeß allen vom Grafen Stadion hinterlassenen Ministerialbeamten ihre Gehaltszulagen ohne Weigerung ausgezahlt wurden, der neue Minister nur bei mir eine Ausnahme machte und ich nach Verlauf jedes Quartals Vorbitter und Protektionen bedurft hätte, um zum Genuß des Meinigen zu kommen. Ich konnte diese Zulage aber um so weniger entbehren, als ich im Vertrauen auf diese Mehreinnahme die ständige Unterstützung meines zweiten Bruders mit seiner Familie auf mich genommen hatte, der durch eigene Schuld in die betrübtesten Umstände gerathen war.

Während ich auf allen Seiten nach Auswegen suchte, starb der Archivsdirektor der Finanzhofstelle. Sein Gehalt betrug genau so viel, als mein bisheriger, zusammen mit der Zulage. Ich ergriff dieses Auskunftsmittel und setzte mich um diese Stelle in Bewerbung, die ich auch erhielt, weil keiner meiner Kollegen sie mochte. Ihr Antritt war nämlich zugleich auch ein Ausscheiden aus jenem Geschäftsbereich, der zu höhern Beförderungen berechtigte, gewissermaßen ein Abschneiden jeder weiteren Aussicht. Eben deßhalb bezog mein Vorgänger im Archiv außer jenem festen Gehalte noch eine Personalzulage, um, bei den eben berührten Verhältnissen, einen Beamten, der die philosophischen und Rechtsstudien zurückgelegt hatte, zu vermögen, mit dieser letzten Hoffnung für das ganze Leben sich zu begnügen. Auch diese Zulage wurde mir zugesagt, mit dem Beisatze jedoch, daß erst nach drei- oder viermonatlicher Dienstleistung man mit Berufung auf meine gezeigte Geschäftstüchtigkeit bei Sr. Majestät auf diese Gehaltsvermehrung antragen könne. So trat ich denn mein neues Amt an, das mir Anfangs durch die feindliche Gesinnung meiner Untergebenen, von denen die Aeltest-Dienenden sich selbst um die Direktorsstelle beworben hatten, sehr sauer gemacht wurde.

Als die Zeit herankam, bei Seiner Majestät um jene Zulage einzuschreiten, hatte sich ein neues Unglück begeben.

Die Vaterlandsliebe war geradezu mit meinem Innersten verwachsen. Außer Dem, was davon in jedem wohlgeschaffenen Menschen natürlich ist, bildete auch der unbefangene, heitere, wenig ausgebildete, aber für Alles empfängliche Sinn des Oesterreichers ein mir gemäßes wohlthätig warmes Element. Ich hatte mich deßhalb auch mit dem übrigen Deutschland nicht ganz befreunden können. Diese Liebe des Vaterlandes trug ich nun auch gar zu gern auf die regierende Familie, als die Repräsentanten desselben, über. So wenig Gutes mir bis dahin noch von ihnen widerfahren war, so brauchte es doch unendlich lange, bis ich mit Einem oder dem Andern von ihnen mit mir selbst aufs Reine kam.

Im diese Zeit war der Kronprinz, nachmaliger Kaiser
inand, schwer erkrankt. Die Meinungen über diesen jun-
Prinzen waren sehr getheilt. Die Einen dachten gering
seinen Fähigkeiten, die Andern schloßen aus seinem
heigen bei der staatsräthlichen Verhandlung unbeliebter
regeln auf oppositionelle volksfreundliche Gesinnungen.
r seine vollkommene Gutmüthigkeit war Jedermann einig.
er nun schwer krank darniederlag, machte ich meiner Be-
iß und meinen Hoffnungen in einigen Strophen Luft,
es denn überhaupt meine Gewohnheit war, zur Lyrik nur
einem Mittel der Selbsterleichterung Zuflucht zu nehmen,
alb ich mich auch für einen eigentlich lyrischen Dichter
geben kann. Der Sinn des Gedichtes war, der Wahr-
gemäß, daß erst die Zukunft seine geistigen Eigenschaften
illen müsse, vor der Hand mache es uns glücklich, zu
n, daß er den höchsten Vorzug des Menschen, die Güte,
in ihrem vollendeten Ausdruck selbst eine Weisheit sei,
und vollkommen besitze. Mir entging nicht, daß diese
dung übeln Deutungen ausgesetzt sein könnte, ich schrieb
Gedicht aber auch für mich und dachte auf keine Ver-
tlichung. Als es vollendet auf meinem Arbeitstische lag,
chte mich ein Freund, der, ohne selbst Literator zu sein,
mit allen Literatoren Wiens in Verbindung stand. Ich
de abgerufen, und in der Zwischenzeit las er ziemlich un-
eidener Weise das offen daliegende Gedicht. Er war,
eicht gerade, weil die Darstellung inner den Gränzen der
rheit blieb, ganz entzückt und sprach davon in diesem
ne zu seinen literarischen Freunden. Diese begehrten es
auch zu hören, wogegen ich nichts einzuwenden hatte.
las es Abends im Gasthause vor, wo wir ein abgeson-
es Zimmer inne hatten, und nun drang Alles, vorzüglich
der Redakteur der damals bestehenden Wiener Zeitschrift
nich, es drucken zu lassen. Einerseits beruhigte mich die
nahmslose Billigung so vieler ganz gescheiter Leute über
Furcht einer möglichen übeln Deutung, andererseits mußte

das Gedicht der Censur vorgelegt werden, die, wenn sie ein Arges fand, es ohnehin verbieten würde. Es wurde daher ausgemacht, daß es der Redakteur der Wiener Zeitschrift dem uns Allen wohlbekannten Censor nicht amtlich, sondern als Freund überreichen und, wenn dieser Bedenken fände, das Gedicht wieder zurücknehmen sollte. Das geschah. Der Censor, selbst Dichter und durch einige Zeit Theaterdirektor, erklärte, die Bewilligung zum Drucke nicht auf sich nehmen zu können. Als aber der Redakteur der Zeitung das Gedicht wieder zurückverlangte, entgegnete Jener, das laufe gegen seine Pflicht, er müsse es der höhern Behörde vorlegen. Ob Das nur unverständiges Bestreben, die Drucklegung zu fördern, oder Schurkerei war, weiß ich nicht. Die Druckbewilligung wurde verweigert, zugleich aber das Gedicht in unzähligen Abschriften verbreitet. Gerade Diejenigen, die von dem Prinzen übel dachten, sahen in meinen Versen eine beabsichtigte Verspottung desselben. Feile Schufte schrieben in gleichfalls abschriftlich verbreiteten Knittelreimen gegen mich und mein Gedicht. Es war ein literarisch-dynastischer Aufruhr. [1]

Unter diesen Umständen gelangte der Vortrag der Finanzhofstelle mit dem Einrathen auf eine Gehaltszulage an Seine Majestät.

Es ist in Oesterreich die Gewohnheit, daß Diejenigen, für welche eine sogenannte Gnadensache Sr. Majestät zur Entschlußfassung vorgelegt wird, sich persönlich dem Kaiser in besonderer Audienz vorstellen. Theils konnte ich nicht, theils wollte ich gerade in meinem Falle von dieser Uebung nicht abweichen. Man hatte mir den Kaiser als höchst erzürnt über mein Gedicht vorgestellt. Mir lag daran, wenn er sich etwa in diesem Sinne äußern sollte, seine falsche Ansicht nach Möglichkeit zu berichtigen.

Ich meldete mich zur Audienz und wurde angenommen. Es war das einzige Mal, daß ich den Kaiser Franz sprach.

[1] Dieses Gedicht, mit einem Nachwort: „die Klage" findet sich Bd. I. [A. d. H.]

meinem Eintritt in den Vorsaal zischelten sich mehrere
nlich in die Ohren; ein hochgestellter Geistlicher, sonst mein
rauter Freund, that alles Mögliche, meine Nähe zu ver-
den, ja einer der beim Eingang in das Arbeitszimmer des
sers aufgestellten Gardisten sprach allerlei von der üblen
mmung desselben und seiner Strenge im Zorn, was offen-
auf mich gemünzt war. Ich dachte mit Goethe's Georg
Götz von Berlichingen: Guckt ihr —! Endlich wurde ich,
Allerletzte oder einer der Letzten, eingelassen. Der Kaiser
fing mich sehr gütig. Als ich meinen Namen und den
enstand meiner Bitte nannte, fragte er — obschon er es
rscheinlich so gut wußte als ich — „Sind Sie der Näm-
e, der der Autor ist?" Ich bejahte und setzte meine Gründe
Ansprüche auf die mit der Archivdirektorsstelle verbundene
altszulage auseinander. Der Kaiser hörte mich ruhig an
sagte: „Ihr Gesuch ist ganz billig, da Sie ganz in dem
le Ihres Vorgängers sind." Endlich entließ er mich mit
Worten: „Sein Sie nur fleißig und halten Sie Ihre
te zusammen." Da der Kaiser meines Gedichtes nicht er-
nte, fühlte ich mich auch meinerseits nicht berufen, darüber
Wort zu verlieren, und ging. So mild aber seine Worte
en, so wenig waren es seine Handlungen. Er hatte schon
als den mich angehenden Vortrag der Finanzhofstelle unter
enigen Aktenstücke gelegt, die er entschlossen war, während
es ganzen Lebens nicht zu entscheiden. Erst länger als ein
r nach seinem Tode wurde es mit Mühe unter den Rück-
den aufgefunden, die aus ähnlichen Ursachen sich angehäuft
ten. Aber auch als es sich jetzt fand, hatte bereits ein
atsrath, auch einer meiner Maulfreunde und Gönner, sein
thchen an mir oder vielleicht nur an der Finanzhofstelle,
seinen Sohn nicht nach Wunsch beförderte, amtlich gekühlt,
em er statt der Gehaltszulage auf eine Gehaltsvermehrung
rieth, durch welche ich freilich 200 Gulden jährlich verlor,
Verlust, der mir erst später unter dem Ministerium des
ron Kübeck gutgemacht worden ist.

Auch der Hauptbeleidigte, der Kronprinz, war gegen mich so sehr erzürnt, als seine wirkliche Gutmüthigkeit ihm erlaubte. Es befand sich damals eben der Bauchredner Alexandre, ein ziemlich gebildeter Mann, in Wien, mit dem ich zufällig bekannt wurde. Er machte seine Künste auch bei Hofe, und in einem Gespräche mit dem Kronprinzen erwähnte er auch meines Gedichtes, und wie er wisse, daß ich gar keine üble Absicht dabei gehabt habe. Er hat sie allerdings gehabt, sagte der Prinz; man hat ihn aufmerksam gemacht, und dennoch wollte er es drucken lassen. Als Alexandre mir das erzählte, dachte ich wieder mit Götz von Berlichingen: „Kaiser, Kaiser! Räuber beschützen deine Kinder," obwohl ein Bauchredner eigentlich kein Räuber ist. Wer dem Kronprinzen jene böswillige Lüge gesagt hat, weiß ich freilich nicht.

Ich stand nunmehr sowohl mit dem gegenwärtigen als mit dem künftigen Kaiser in dem übelsten Verhältnisse, was für keinen Fall erfreulich ist.

Ganz literarisch unthätig war ich in der Zwischenzeit nicht gewesen. Die Ereignisse bei Gelegenheit meines Ottokar und des treuen Dieners hatten mich belehrt, daß historische Stoffe zu behandeln in den österreichischen Landen höchst gefährlich sei. Reine Empfindungs- und Leidenschafts-Tragödien aber verlieren ihr Interesse bei des Dichters zunehmenden Jahren. Man kann mir einwenden, ich hätte mich über die engen österreichischen Verhältnisse wegsetzen und für die Welt oder doch für Deutschland schreiben sollen. Aber ich war nun einmal eingefleischter Oesterreicher und hatte bei jedem meiner Stücke die Aufführung, und zwar in meiner Vaterstadt, im Auge. Ein gelesenes Drama ist ein Buch, statt einer lebendigen Handlung. Wenige Leser haben die Gabe, sich jene Objektivirung, jene Wirklichkeit hinzuzudenken, welche das Wesen des Drama ausmacht, wenigstens seinen Unterschied von den übrigen Dichtungsarten.

Da fiel mir einmal der erste Akt von: „Traum ein Leben" in die Hände, welches Stück ich schon in meiner frühesten Zeit

onnen, aber weggelegt hatte, weil der mit der Rolle des
ga betheilte Schauspieler statt des Negers durchaus einen
ßen haben wollte. Das Bunte, Stoßweiße des Stoffes
eben geeignet, mir selber einen Anstoß in meiner Ver-
senheit zu geben.

Es ist hier vielleicht der Ort, über das Gewaltthätige zu
chen, das sich in meinen meisten Dramen findet, und das
leicht für Effektmacherei halten könnte. Ich wollte aller-
gs Effekt machen, aber nicht auf das Publikum, sondern
mich selbst. Die ruhige Freude am Schaffen ist mir ver-
. Ich lebte immer in meinen Träumen und Entwürfen,
aber nur schwer an die Ausführung, weil ich wußte, daß
es mir nicht zu Dank machen würde. Die schonungsloseste
bstkritik, die sich in früherer Zeit unmittelbar nach der
lendung Platz machte, fieng jetzt schon an, sich während
Arbeit einzustellen. Es war daher immer entweder die
wierigkeit der Aufgabe, oder die Heftigkeit des Anlaufs,
die Lust am Vollenden vor dem Schlusse nicht erkalten
. Zugleich war ich kein Freund der neuern Bildungs-
ter, selbst Schiller und Goethe mitgerechnet; nebst Shake-
are zogen mich die Spanier, Calderon und Lope de Vega,
nicht was durch die Erweisbarkeit Billigung, was durch
e bloße Existenz Glauben erzwingt, das schien mir die
re Aufgabe der dramatischen Poesie zu sein. Eine gefähr-
e Richtung, der ich vielleicht nicht gewachsen war. Sich
ner auf dem Standpunkte der Anschauung zu erhalten, wird
der in unserer, auf Untersuchung gestellten Zeit.

Als ich mit meinem Mondkalbe fertig war, übergab ich
meinem Freunde Schreyvogel zur Aufführung. Dieser war
nicht gut darauf zu sprechen. Er zweifelte an der Mög-
keit einer Wirkung auf dem Theater, die bei mir völlig
gemacht war; hatte ich es doch aufführen gesehen, als ich
schrieb. Dieses Mißfallen war um so sonderbarer, als vor
reren Jahren, als ich Schreyvogeln die erste Idee mit-
lte, er davon ganz entzückt schien. Der vortreffliche Mann

wurde aber leicht ängstlich, wenn ihm ein Neues unterkam, wozu er kein Gegenbild in den klassischen Mustern fand. Auch mochte der Titel: „Traum ein Leben" ihn stören, da es sich dadurch gleichsam als ein Seitenstück zu Calderons „Leben ein Traum" anzukündigen schien, das Schreyvogel selbst für die deutsche Bühne bearbeitet hatte. Bei seiner großen und gerechten Verehrung für Calderon mochte ihm diese Gegenüberstellung, als Kunstrichter und als Bearbeiter, mißfallen.

Da ich gar nicht Willens war, mit Schreyvogel in Conflikt zu gerathen, legte ich das Stück ruhig hin. Hatte es doch seinen Zweck, mich zu beschäftigen und zu zerstreuen, vollkommen erreicht.

Ich habe schon gesagt, daß ich über die Zeitfolge der Ereignisse in großer Verwirrung bin. Die Ursache davon ist, daß ich bis auf den gegenwärtigen Augenblick immer bestrebt war, sie zu vergessen. Ich fühlte mich vielleicht etwas hypochondrischer Weise so von allen Seiten bedrängt und eingeengt, daß ich kein Hülfsmittel wußte, als die marternden Gedankenfäden abzureißen und mich in eine neue Reihe zu versetzen. Das hat mir übrigens auch sonst unendlich geschadet. Es hat das ursprünglich Stetige meines Wesens, um mich kantisch auszudrücken, zum Fließenden gemacht, und selbst mein Gedächtniß, das in der Jugend gut war, wurde durch das immerwährende Abreißen und Neuanknüpfen untreu und schwach. Ich möchte Jedem, der etwas Tüchtiges werden will, anrathen, die unangenehmen Gedanken fortzudenken, bis sie im Verstande eine Lösung finden. Nichts ist gefährlicher als die Zerstreuung.

Also ich glaube, es war um diese Zeit, daß ich von Beethoven angegangen wurde, ihm einen Operntext zu schreiben. Ich habe die Geschichte meiner Bekanntschaft mit Beethoven und dieses Operntextes in einem besondern Aufsatze beschrieben, ich erwähne daher hier nur so viel, daß mein Verleger Wallishauser, der ein gutes Geschäft zu machen glaubte, mir mein

Autorrecht auf diesen Operntext abkaufte und mir dadurch die Möglichkeit einer Reise verschaffte.

Sie ging dießmal nach Paris und London.[1] Außer meinem gewöhnlichen Reisezwecke, einmal freier Athem zu holen, war es dießmal auch der Wunsch, mir von diesen oft erwähnten Weltstädten eine deutliche Vorstellung zu verschaffen. Ich ging, wieder allein, über München, Stuttgart, Straßburg nach Paris. In Stuttgart machte ich die Bekanntschaft Uhlands, des letzten deutschen Dichters, der bei sich zu Hause eben so liebenswürdig ist, als in der Fremde schweigselig und neblicht. In Paris hütete ich mich, die französischen Schriftsteller zu besuchen. Diese Leute sind ungemein von sich eingenommen, weil ihnen nicht deutlich wird, daß sie zwei Drittheile ihres Ruhmes dem Umstande verdanken, daß sie französisch, also in der Weltsprache schreiben. Da sie nun zugleich von fremden Literaturen, großentheils mit Recht, nichts wissen, so kommt man mit ihnen immer in die Stellung eines Handwerksburschen, der auf seiner Wanderung bei einem fremden Meister vorspricht. Mit Alexandre Dumas wurde ich durch einen deutschen Arzt bekannt. Er lud mich zum Frühstück, zu dem auch Viktor Hugo gebeten war, der aber nicht kam. Dumas hatte durch seine damalige Maitresse, spätere Frau, die Schauspielerin Ida, die in Straßburg erzogen war, eine dunkle Idee von der „Ahnfrau,“ für die er, als selbst dem genre romantique angehörig, einen großen Respekt bezeigte. Er galt übrigens unter seinen Kollegen für einen Kenner der deutschen Literatur. Seine Egeria hierin war eben jene Mlle. Ida, die auch nur ein Paar deutsche Worte wußte, indeß er selbst nicht ein einziges verstand. Dieser Ruf der Kennerschaft fremder Literaturen ist übrigens in Paris leicht zu erwerben. Ich saß einmal im théâtre français zwischen zwei Herren, die in mir leicht den Deutschen erkannten. Sie sprachen daher von deutscher Poesie, indem sie dabei auf einen

[1] Das ausführliche Tagebuch der Reise ist diesem Bande beigegeben. [A. d. H.]

etwas seitwärts von uns auf der vorderen Bank sitzenden Mann wiesen, den sie als einen grand connoisseur de littérature allemande bezeichneten. Während sie nun von Schillair und Go-ëthe sprachen, wendete sich der Kenner um und verbesserte: on prononce Gouthe.

Wenn ich in Wien nie ins Theater ging, ging ich beinahe täglich in Paris, der Unterschied interessirte mich. Das théâtre français war damals ganz im Verfall. Talma war todt und die Rachel noch nicht erschienen. Die Mars spielte nur noch bei einzelnen Gelegenheiten. Ich sah sie in den „falschen Vertraulichkeiten," einer ihrer Glanzrollen, wo ich mir aber sagen mußte, daß Madame Löwe in Wien mir besser gefallen hatte, selbst was die Haltung und die Feinheit des Spiels betrifft. Dagegen war sie in der „blinden Gabriele," deren sentimentale Jugendlichkeit mit ihren sehr vorgerückten Jahren im schreiendsten Contrast hätte stehen sollen, unübertrefflich. Das Uebrige war mittelmäßig und, wenn sie tragirten, widerlich. Ligier ist ein gräßlicher Mensch. Am Besten geriethen ihnen noch neuere Tragödien, aber eine von Racine, die sie gaben, sah sich an, wie ausgewaschener Kattun.

Desto besser waren die kleinen Theater. Was der Franzose selbst beobachten kann, das stellt er mit Meisterschaft dar, aber das Stilisiren und Idealisiren gelingt ihm durchaus nicht.

Auch die große Oper ist höchst interessant, schon wegen der Vollendung der Mittel, wenn man auch mit dem Zwecke nicht immer einverstanden sein sollte. Eine Darstellung, wie die von Meyerbeers Hugenotten, die damals neu waren, hat man außer Paris wohl nie gesehen. In Wien mußte ich mir die Oper auf zwei Abende eintheilen, in Paris habe ich sie fünf- oder sechsmal von Anfang bis zu Ende mit immer steigendem Interesse gesehen. Ueberhaupt lassen die französischen Darsteller eine Ermüdung nicht aufkommen. Sie übertreiben, aber sie reißen hin. Es ist, als ob man eine Landschaft durch ein rothes Glas ansähe: die Farbe ist nicht mehr natürlich, aber die Einheit der Färbung erzeugt eben auch eine

Harmonie. Die Kunst ist etwas Anderes, als die Natur. Voltaires genre ennuyeux hat seinen Wohnsitz in Deutschland.

Ich machte die Bekanntschaft Meyerbeers, der sich sehr liebenswürdig benahm und mir eben wiederholt Platz zu den überfüllten Aufführungen seiner Hugenotten verschaffte. Auch Thalberg war da, für mich der Klavierspieler par excellence.

Mit Alexandre Dumas hatte ich ein eigenes Unglück. Es war damals eben zwölfmal mit ungeheurem Beifall sein neuestes Trauerspiel „Don Juan de Maranna" aufgeführt worden. Dumas lud mich ein, der dreizehnten Vorstellung beizuwohnen, und gab mir sogar eine Anweisung auf einen Sperrsitz, den man aber an der Kassa nicht respektirte. Das Stück war, trotz einigen Zügen von Talent, das Absurdeste, was man sehen konnte. Hochromantisch, oder phantastisch. Es kam eine Geisterredoute von Todten vor, die der Held des Stückes alle umgebracht hatte. Eine Scene spielte im Himmel, wo Engel der Jungfrau Maria räucherten, die aber nur bei den ersten Vorstellungen sichtbar war, in den späteren als in der Coulisse befindlich angenommen wurde. Das Stück hatte mit Beihülfe der Freunde und bezahlten Klatscher einen ungeheuern Erfolg, durch zwölf Darstellungen. Bei der dreizehnten, der ich beiwohnte, mochte die Beifalls-Assekuranz der Direktion zu kostspielig oder überflüssig scheinen. Das unbefangene bezahlende Publikum gewann die Oberhand, und das Stück wurde so entsetzlich ausgepfiffen, daß es von da an nicht mehr auf den Brettern erschien. Selbst dieses Auspfeifen wurde mit einer Art richterlicher Haltung ausgeübt, wenigstens kamen Pöbelhaftigkeiten nicht vor, wie bei ähnlichen Anlässen in Wien. Der Kunstsinn des Franzosen ist nicht immer auf der rechten Fährte, was ihm aber im Wege steht, ist doch immer nur eine falsche Ansicht, nie die Gemeinheit.

Von den Menschen in Paris waren mir die interessantesten zwei deutsche Landsleute, Börne und Heine. Mit Ersterem kam ich in ein fast freundschaftliches Verhältniß. Börne war gewiß ein ehrlicher Mann, und das politisch Aufreizende

in seinen Schriften, oder vielmehr das auf den höchsten Grad Gesteigerte derselben, kam wahrscheinlich nur daher, daß er die Deutschen für so dickhäutig hielt, daß man mit Prügeln dreinschlagen müsse, um nur die Spur eines geringen Eindruckes zurückzulassen. Er glaubte, ohne Gefahr für die Ruhe Deutschlands sich seinem Tyrannenhaß humoristisch überlassen zu können. Es ging aber dabei, wie bei Patienten von harten Naturen. Man verstärkt die Dosen und steigert die Mittel; lange Zeit ohne Erfolg; bis endlich die letzte Arznei wirkt und nun zugleich die Wirkung der früheren sich bis zum Uebermaße Luft macht. Hätte er ein Jahr achtundvierzig für möglich gehalten, er wäre etwa vorsichtiger gewesen.

Ich ging öfter zu ihm nach Auteuil hinaus, und er kam mir zu Liebe nach Paris. Bis auf seinen wunderlichen Haß gegen Goethe fanden wir uns recht gut zusammen. Aber auch dieser Haß war nur gegen Goethe's sogenannten Aristokratismus gerichtet. Als eben damals in Deutschland ein neuer Faust erschien, den der Verfasser Börnen zuschickte, zeigte sich in der Indignation über dieses Gegenübertreten der hohe Werth, den Börne auf den größten unserer Dichter legte. Das Schlimmste für unsere Zusammenkünfte war, daß man bei Börne immer deutsche Flüchtlinge antraf, die ihren Unsinn im Tone von anno achtundvierzig anbrachten. So geschah es mir einmal, daß, als ich einmal meiner Unzufriedenheit über die damaligen österreichischen Zustände in Gegenwart eines solchen Exilirten Luft machte, des nächsten Tages unser ganzes Gespräch mit Nennung meines Namens in einer Pariser Zeitung erschien. Ich weiß nicht, ob die österreichische Gesandtschaft von dem Blatte Notiz genommen hat. Börne selbst konnte sich in meine Stellung nicht finden. Als ich eines Tages bei ihm in Auteuil gefrühstückt hatte, forderte er mich auf, mit ihm in Paris zu Mittag zu essen. Wir waren bis zum Eingange des bestimmten Gasthofes gekommen, als er mir sagte, ich würde mich köstlich amüsiren. Es sei ein Gastmahl von Refugiés aller Nationen. Man

würde Reden halten, meine Gesundheit, einen Toast auf die Befreiung des Menschengeschlechtes trinken u. s. w. Worauf ich, Abschied nehmend, erwiederte, er möge sich nur allein diese Unterhaltung verschaffen, ich würde in einem anderen Gasthause essen.

Heine fand ich in Fülle der Gesundheit, aber, wie es schien, eben in sehr beschränkter ökonomischer Lage. Er bewohnte in der cité bergère zwei kleine Zimmer, in deren erstem sich zwei Weibsbilder mit Betten und Kissen zu schaffen machten. Das zweite, noch kleinere, Heine's Arbeitszimmer, bekam durch die Spärlichkeit der Möbel fast das Ansehen des Geräumigen oder doch des Geräumten. Seine ganze ostensible Bibliothek bestand in Einem, wie er selbst sagte, entlehnten Buche. Er hielt mich anfangs für den Schriftsteller Custine, mit dem ich Aehnlichkeit haben sollte. Bei Nennung meines Namens zeigte er große Freude und sagte mir viel Schmeichelhaftes, das er wahrscheinlich in der nächsten Stunde vergessen hat. In der gegenwärtigen Stunde aber unterhielten wir uns vortrefflich. Ich habe kaum je einen deutschen Literator verständiger reden gehört. Er hatte aber mit Börne und überhaupt mit den selbst verständigeren unter den Deutschen Das gemein, daß er bei aller Mißbilligung des Einzelnen einen großen Respekt für das Ganze der deutschen Literatur hatte, ja sie allen anderen voransetzte. Ich aber kenne kein Ganzes, als welches aus Einzelnen besteht. Diesen aber fehlt der Nerv und der Charakter. Ich will mit Jemanden zu thun haben, wenn ich ein Buch lese. Dieses Sichselbstaufgeben hätte noch einen Werth, wenn es ein Aufgehen in den Gegenstand wäre. Aber auch der Gegenstand wird aus seiner ursprünglichen Prägnanz gerissen und zu Ansichten sublimirt, wo man sich denn in einer Mittelwelt befindet, in der die Schatten Geister und die Geister Schatten sind. Ich ehre die deutsche Literatur; wenn ich mich aber erfrischen will, greife ich doch zu einer fremden.

So sehr mir Heine im Gespräch unter vier Augen gefiel,

ebenso sehr mißfiel er mir, als wir ein paar Tage später bei Rothschild zu Mittage waren. Man sah wohl, daß die Hauswirthe Heine'n fürchteten, und diese Furcht mißbrauchte er, um sich bei jeder Gelegenheit verdeckt über sie lustig zu machen. Man muß aber bei Niemand essen, dem man nicht wohlwill, und wenn man Jemand verächtlich findet, muß man nicht bei ihm essen. Es setzte sich daher auch von da an unser Verhältniß nicht fort. Unter den Gästen bei Rothschild befand sich auch Rossini. Ich hatte ihn vor Jahren flüchtig in Italien gesehen. Jetzt war er ganz Franzose geworden, sprach die fremde Sprache wie ein Eingeborner und war unerschöpflich an Witz und Einfällen. Seine Feinschmeckerei ist bekannt. Er war, obwohl Hausfreund, dießmal vornehmlich geladen, um die Proben einer anzukaufenden Partie Champagner zu versuchen, worin er als ein vorzüglicher Kenner galt. Beim Nachhause-gehen gingen wir eine Strecke mitsammen. Ich fragte ihn, ob das Gerücht wahr sei, daß er für die Krönung des Kaisers von Oesterreich zum Könige von Italien eine Oper schreibe. Musikalisch merkwürdig war mir seine Antwort. Wenn man Ihnen jemals sagt, erwiederte er, daß Rossini wieder etwas schreibe, so glauben Sie's nicht. Erstens habe ich genug geschrieben, dann gibt es Niemand mehr, der singen kann.

Im Uebrigen habe ich in Paris gesehen, was Jedermann sieht, es ist daher darüber nichts zu sagen.

Als die Abreise nach London heranrückte, stellten sich gewaltige Bedenken wegen der Sprache ein. Ich hatte nämlich das Englische ohne Meister, bloß aus Grammatik und Wörterbuch gelernt, nie ein Wort englisch gesprochen, ja auch nie anders als im Vorübergehen englisch sprechen gehört. In den letzten Tagen, ehe ich von Wien abging, beeiferte sich ein artiges Fräulein meiner Bekanntschaft, mich in etwas mit der Aussprache bekannt zu machen, eine Bemühung, die ein Engländer, den ich in Paris fand und von Wien her kannte, einigermaßen fortsetzte. Aber Das alles zeigte mir nur, wie himmelweit

ich von dem sprachlichen Chinesenthum der Engländer entfernt sei. Da übrigens mein ganzes Wesen aus Bedenken und Unbesonnenheit zusammengesetzt ist, so beschloß ich, erst im Strome selbst das Schwimmen zu versuchen.

Ich ging nach Boulogne, um von da nach Dover überzusetzen. In Boulogne aber fand sich ein englisches Dampfschiff, welches sich erbot, um einen geringen Preis die Reisenden unmittelbar nach London zu bringen. Obwohl auf diese Art die Gelegenheit verloren ging, das Stück Land zwischen Dover und London kennen zu lernen, so war doch die Abkürzung der Reise zu verführerisch, um so mehr, als ich ohnehin beschlossen hatte, von der Hauptstadt Excursionen, wohl gar bis Schottland zu machen. Ich schiffte mich also ein, überstand bei nicht stürmischer, aber ziemlich bewegter See eine Nacht, die ich trotz des kalten Windes auf dem Verdeck zubrachte, da schon der Dunst der überfüllten Kajüten mir Anmahnungen des Seeübels hervorrief. Des anderen Morgens gab ich sehr niederschlagende Proben meiner Aussprache des Englischen. Ich begehrte nämlich beim Frühstück Butter, und man brachte mir — Wasser. Die durchwachte Nacht und die gestörten Eingeweide verkümmerten mir in Etwas den Eindruck der sich allmählig nähernden Weltstadt.

Im Zollhause angekommen, zeigte sich ein neues Mißgeschick. Ich hatte in Boulogne mit einem Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht: da das Dampfschiff Esmerald mit einem zweiten konkurrirte und sie sich wechselseitig im Preise herabsteigerten, so daß das Fahrgeld halb im Licitationswege abgemacht wurde, der Franzose übrigens noch weniger Englisch verstand, als ich, nämlich gar nichts, so kamen wir überein, daß ich für Beide die Fahrbillete lösen, er dagegen das gemeinschaftliche Gepäcke besorgen sollte, zu welchem Ende ich ihm eine Karte mit meinem Namen gab.

Im Zollhause wurden die einzelnen Reisenden namentlich aufgerufen, in ein Nebenzimmer geführt, wo sie nach vorgängiger Visitation ihr Gepäcke erhielten. Schon war mein

Franzose, endlich die ganze übrige Gesellschaft abgefertigt, und mein Name erschien noch immer nicht. Da, als schon eine neue Dampfschiffsbemannung in den Saal trat, drängte ich mich neben dem Namens-Aufrufer ins Amtszimmer, wo mein Koffer noch allein am Boden stand. Der windige Franzose hatte wahrscheinlich meine Karte weggeworfen oder verloren, und mein Name erschien daher gar nicht auf der Gepäcksliste. Glücklicherweise stand dieser Name auf dem Deckel meines Koffers, und die Identität desselben mit meinem Passe verschaffte mir endlich meine Habseligkeiten, was bei der bekannten Strenge der englischen Zollvorschriften für ein nicht geringes Glück gelten konnte.

Das war aber noch nicht genug. Schon im Paßbureau hatte ich erfahren, daß der Deutsche, der ein Kosthaus für Fremde hielt und an den ich eine Adresse von Wien mitbrachte, Bankrutt gemacht und sich von London entfernt hatte. Wo sollte ich nun hin, in der mir ganz unbekannten Riesenstadt? Zum Glück erinnerte ich mich, daß mir in Paris ein dänischer Hauptmann Czerning — derselbe, der später als Kriegsminister eine Rolle spielte — eine, wie er es nannte, Nothadresse gegeben hatte an eine Mistreß Williams, die in Russell-Street, Bloomsbury-Square, ein Kosthaus mindern Ranges hielt. Dahin ließ ich mich bringen, wobei mich der Cabführer durch halb London kutschirte, um das Fahrgeld so hoch als möglich zu steigern. Ich fand die Hausfrau und ihre beiden hübschen Töchter höchst angenehm, nur daß sie mein Englisch und ich das Französisch der ältesten Tochter nicht verstand. Doch merkten sie endlich, daß ich ein Zimmer wollte, was mir denn in möglichst bescheidenen Dimensionen zu Theil wurde.

Des andern Tages begann ich meine Wanderungen, und zwar ohne Führer, dergleichen in unserm bescheidenen Hotel nicht zu haben war. Ich studirte meinen Weg auf dem Plane von London, dessen darauf bezüglichen Theil ich mir auf ein handgroßes Blatt nachzeichnete. Da es sich um die Pulsader

von London, eine breite gerade Straße, handelte, die zur Bank führt, so bot die Richtung keine Schwierigkeit, ja ich fand endlich auch die Seitenstraße Bishopgate-Street, in der der Bankier wohnte, an den ich adressirt war. Denn vor Allem englisches Geld holen, war mein Zweck. In Bishopgate-Street wußte aber Niemand das Haus des Bankiers, obschon es einer der ersten von London war. Ich trat daher mit meiner Nachfrage in einen Spezereiladen; aber auch dort hatte man die Namen Louze and Civet nie gehört. Da holte endlich der Herr des Ladens einen Handels-Schematismus von der Wand, und es fand sich, daß das Comptoir des Bankiers unmittelbar gegenüber lag. Und Das wußte Niemand von seinen nächsten Nachbarn. Aber so sind die Engländer überhaupt. Jeder kennt nur Das, womit er in unmittelbarem Verkehre steht. Ein Bewohner der City z. B. ist im Westende ebenso ein Fremdling, wie ein eben angekommener Fremder. Das gibt den Londonern bei Nachfragen auch häufig den Anschein der Ungefälligkeit. Aber sie wissen das Gefragte selbst nicht. Freilich machen sie dabei keine Entschuldigungen, sondern wenden sich um und gehen ihrer Wege. Was sie wissen, erklären sie mit der gefälligsten Umständlichkeit, ohne sich übrigens in die leicht erklärliche Absicht des vielleicht aus Unkunde mangelhaft Fragenden hineinzudenken, sondern sie beantworten einfach das Wort der Frage. So suchte ich einmal den St. James-Palast, und als ich ganz in der angegebenen Richtung ein prächtiges Gebäude fand, fragte ich einen Vorübergehenden, ob Das der St. James-Palast sei. Er erwiederte, das Gebäude gehöre dem Herzog von Southerland, blieb gefällig stehen, erzählte mir eine Menge Wunderlichkeiten des Besitzers und nahm endlich Abschied, ohne mir zu sagen, daß dreißig Schritte weiter der St. James-Palast liege, wie ich denn gleich später fand. Aber ich hatte auf das Haus des Herzogs von Southerland hingewiesen, darüber gab er mir Auskünfte; daß mir eigentlich um den königlichen Palast zu thun sei, fiel ihm nicht ein.

Meine Kenntniß Londons wurde mir übrigens sehr dadurch erleichtert, daß ein junger Mann aus Wien, Namens Figdor, der für sein Handlungshaus Wollgeschäfte betrieb, meine Anwesenheit, ich weiß nicht wie, erfahren hatte, mich aufsuchte und mich theils in die nähern Umgebungen führte, theils die größeren Industrie-Etablissements kennen lehrte, die, so gleichgültig sie mir sonst überall in der Welt sind, doch in London einen solchen Charakter von Großartigkeit und Weltumfassung haben, daß sie fast den Eindruck von Epopeen machen. Zufällig fand sich eben Figdors Vater und seine höchst liebenswürdige Schwester zum Besuche bei dem jungen Manne, in deren Gesellschaft ich mich wie zu Hause fühlte.

Figdor der Vater veranlaßte einmal einen komischen Auftritt, der mich eine interessante Persönlichkeit, wenigstens von Ansehen kennen lehrte. Es war damals eben im Parlament die irische Zehentbill in Verhandlung. Ich versäumte keinen Tag, oder vielmehr keine Nacht, der Diskussion, die oft bis vier Uhr Morgens währte, beizuwohnen. Bei meinem für die Aussprache des Englischen ungeübten Ohre verstand ich zwar kaum die Hälfte der Reden, aber schon als Schauspiel war das Ganze hinreißend. Ich weiß nicht, wie die Parlamentshäuser jetzt eingerichtet sind, aber damals war der Saal des Unterhauses lang und verhältnißmäßig schmal, die beiden Parteien waren sich daher wie Kriegsheere ganz nahe, und die Redner traten wie homerische Helden vor und schleuderten die Speere ihrer Worte in die feindliche Schaar. Am Besten, wenigstens am Lebhaftesten sprach Sheil. Der Minister Peel kalt, aber fließend und mit der Kraft der Ueberzeugung. O'Connell und die meisten Uebrigen hatten weniger Fluß der Rede, als ich voraussetzte und die gedruckten Verhandlungen glauben machen. Die vielen hear, hear! der Versammlung, die nach einer Art Melodie abgesungen werden, sind häufig nur ein Bestreben der Partei, das Stocken des Redners zu verkleiden und ihm Zeit zur Anknüpfung zu geben. Das Ganze ist großartig und hinreißend.

Meistens ging ich allein, wo ich dann nur mit Hülfe der Police-Männer den Rückweg in meine Wohnung fand. Eines Abends begleiteten mich die beiden Figdor. Das Gedränge war groß, und wir mußten lange im Vorsaale warten. Auf einmal entfernt sich der Vater Figdor und kommt bald darauf ganz kleinlaut zurück. Später zeigte sich, daß er sich zu dem Thürhüter begeben und einen Vorzug für uns unter der Angabe beansprucht hatte, es befinde sich ein deutscher Literator da, der ein Bekannter des Herrn Bulwer sei. Ich wußte von Dem allen nichts und war wie aus den Wolken gefallen, als bald darauf der Thürhüter mit einem elegant gekleideten und wunderhübschen jungen Manne zu uns trat und mir sagte: Hier ist Herr Bulwer, und zu Letzterem: Hier ist der deutsche Gentleman, Ihr Freund. Bulwer ersparte mir die Verlegenheit, indem er seinen Arm um meine Schultern schlang, mit mir im Vorsaale auf und niederging und mir sagte: heute sei der Saal zu überfüllt, um mich einzuführen, aber morgen, — will sagen: niemals — möchte ich wieder kommen u. s. w. Er verließ uns, wie taumelnd, und machte auf mich ganz den Eindruck eines Betrunkenen. Bald aber erfuhr ich, daß er eben eine Rede gehalten, und was ich für Trunkenheit nahm, war die Nachwirkung der aufgeregten Lebensgeister. Ich unterließ um so mehr, ihm meinen Namen zu sagen, als er ihn ja doch nicht gekannt hätte. Wenn ein Deutscher nicht Schiller oder Goethe heißt, geht er unbekannt durch die ganze Welt.

Das Theater war, wie natürlich, ein Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit. Im Trauerspiele, sämmtlich Shakespeare'sche Stücke, war mir die Sprache nicht hinderlich, da mir jedes Wort, vom vielfältigen Lesen her, beiwohnte. Desto weniger aber erbaute mich das Spiel. Macready polterte und übertrieb. Einer der beiden Kemble, der, vom Theater bereits zurückgezogen, im Julius Cäsar Gastrollen gab, schien mir farblos, die Weiber waren letzteres im höchsten Grade. Das war in Coventgarden und Drurylane. Nur in der

in seinen Schriften, oder vielmehr das auf den höchsten Grad Gesteigerte derselben, kam wahrscheinlich nur daher, daß er die Deutschen für so dickhäutig hielt, daß man mit Prügeln dreinschlagen müsse, um nur die Spur eines geringen Eindruckes zurückzulassen. Er glaubte, ohne Gefahr für die Ruhe Deutschlands sich seinem Tyrannenhaß humoristisch überlassen zu können. Es ging aber dabei, wie bei Patienten von harten Naturen. Man verstärkt die Dosen und steigert die Mittel; lange Zeit ohne Erfolg; bis endlich die letzte Arznei wirkt und nun zugleich die Wirkung der früheren sich bis zum Uebermaße Luft macht. Hätte er ein Jahr achtundvierzig für möglich gehalten, er wäre etwa vorsichtiger gewesen.

Ich ging öfter zu ihm nach Auteuil hinaus, und er kam mir zu Liebe nach Paris. Bis auf seinen wunderlichen Haß gegen Goethe fanden wir uns recht gut zusammen. Aber auch dieser Haß war nur gegen Goethe's sogenannten Aristokratismus gerichtet. Als eben damals in Deutschland ein neuer Faust erschien, den der Verfasser Börnen zuschickte, zeigte sich in der Indignation über dieses Gegenübertreten der hohe Werth, den Börne auf den größten unserer Dichter legte. Das Schlimmste für unsere Zusammenkünfte war, daß man bei Börne immer deutsche Flüchtlinge antraf, die ihren Unsinn im Tone von anno achtundvierzig anbrachten. So geschah es mir einmal, daß, als ich einmal meiner Unzufriedenheit über die damaligen österreichischen Zustände in Gegenwart eines solchen Exilirten Luft machte, des nächsten Tages unser ganzes Gespräch mit Nennung meines Namens in einer Pariser Zeitung erschien. Ich weiß nicht, ob die österreichische Gesandtschaft von dem Blatte Notiz genommen hat. Börne selbst konnte sich in meine Stellung nicht finden. Als ich eines Tages bei ihm in Auteuil gefrühstückt hatte, forderte er mich auf, mit ihm in Paris zu Mittag zu essen. Wir waren bis zum Eingange des bestimmten Gasthofes gekommen, als er mir sagte, ich würde mich köstlich amüsiren. Es sei ein Gastmahl von Refugiés aller Nationen. Man

würde Reden halten, meine Gesundheit, einen Toast auf die Befreiung des Menschengeschlechtes trinken u. s. w. Worauf ich, Abschied nehmend, erwiederte, er möge sich nur allein diese Unterhaltung verschaffen, ich würde in einem anderen Gasthause essen.

Heine fand ich in Fülle der Gesundheit, aber, wie es schien, eben in sehr beschränkter ökonomischer Lage. Er bewohnte in der cité bergère zwei kleine Zimmer, in deren erstem sich zwei Weibsbilder mit Betten und Kissen zu schaffen machten. Das zweite, noch kleinere, Heine's Arbeitszimmer, bekam durch die Spärlichkeit der Möbel fast das Ansehen des Geräumigen oder doch des Geräumten. Seine ganze ostensible Bibliothek bestand in Einem, wie er selbst sagte, entlehnten Buche. Er hielt mich anfangs für den Schriftsteller Custine, mit dem ich Aehnlichkeit haben sollte. Bei Nennung meines Namens zeigte er große Freude und sagte mir viel Schmeichelhaftes, das er wahrscheinlich in der nächsten Stunde vergessen hat. In der gegenwärtigen Stunde aber unterhielten wir uns vortrefflich. Ich habe kaum je einen deutschen Literator verständiger reden gehört. Er hatte aber mit Börne und überhaupt mit den selbst verständigeren unter den Deutschen Das gemein, daß er bei aller Mißbilligung des Einzelnen einen großen Respekt für das Ganze der deutschen Literatur hatte, ja sie allen anderen voransetzte. Ich aber kenne kein Ganzes, als welches aus Einzelnen besteht. Diesen aber fehlt der Nerv und der Charakter. Ich will mit Jemanden zu thun haben, wenn ich ein Buch lese. Dieses Sichselbstaufgeben hätte noch einen Werth, wenn es ein Aufgehen in den Gegenstand wäre. Aber auch der Gegenstand wird aus seiner ursprünglichen Prägnanz gerissen und zu Ansichten sublimirt, wo man sich denn in einer Mittelwelt befindet, in der die Schatten Geister und die Geister Schatten sind. Ich ehre die deutsche Literatur; wenn ich mich aber erfrischen will, greife ich doch zu einer fremden.

So sehr mir Heine im Gespräch unter vier Augen gefiel,

ebenso sehr mißfiel er mir, als wir ein paar Tage später bei Rothschild zu Mittage waren. Man sah wohl, daß die Hauswirthe Heine'n fürchteten, und diese Furcht mißbrauchte er, um sich bei jeder Gelegenheit verdeckt über sie lustig zu machen. Man muß aber bei Niemand essen, dem man nicht wohlwill, und wenn man Jemand verächtlich findet, muß man nicht bei ihm essen. Es setzte sich daher auch von da an unser Verhältniß nicht fort. Unter den Gästen bei Rothschild befand sich auch Rossini. Ich hatte ihn vor Jahren flüchtig in Italien gesehen. Jetzt war er ganz Franzose geworden, sprach die fremde Sprache wie ein Eingeborner und war unerschöpflich an Witz und Einfällen. Seine Feinschmeckerei ist bekannt. Er war, obwohl Hausfreund, dießmal vornehmlich geladen, um die Proben einer anzukaufenden Partie Champagner zu versuchen, worin er als ein vorzüglicher Kenner galt. Beim Nachhause-gehen gingen wir eine Strecke mitsammen. Ich fragte ihn, ob das Gerücht wahr sei, daß er für die Krönung des Kaisers von Oesterreich zum Könige von Italien eine Oper schreibe. Musikalisch merkwürdig war mir seine Antwort. Wenn man Ihnen jemals sagt, erwiederte er, daß Rossini wieder etwas schreibe, so glauben Sie's nicht. Erstens habe ich genug geschrieben, dann gibt es Niemand mehr, der singen kann.

Im Uebrigen habe ich in Paris gesehen, was Jedermann sieht, es ist daher darüber nichts zu sagen.

Als die Abreise nach London heranrückte, stellten sich gewaltige Bedenken wegen der Sprache ein. Ich hatte nämlich das Englische ohne Meister, bloß aus Grammatik und Wörterbuch gelernt, nie ein Wort englisch gesprochen, ja auch nie anders als im Vorübergehen englisch sprechen gehört. In den letzten Tagen, ehe ich von Wien abging, beeiferte sich ein artiges Fräulein meiner Bekanntschaft, mich in etwas mit der Aussprache bekannt zu machen, eine Bemühung, die ein Engländer, den ich in Paris fand und von Wien her kannte, einigermaßen fortsetzte. Aber Das alles zeigte mir nur, wie himmelweit

ich von dem sprachlichen Chinesenthum der Engländer entfernt sei. Da übrigens mein ganzes Wesen aus Bedenken und Unbesonnenheit zusammengesetzt ist, so beschloß ich, erst im Strome selbst das Schwimmen zu versuchen.

Ich ging nach Boulogne, um von da nach Dover überzusetzen. In Boulogne aber fand sich ein englisches Dampfschiff, welches sich erbot, um einen geringen Preis die Reisenden unmittelbar nach London zu bringen. Obwohl auf diese Art die Gelegenheit verloren ging, das Stück Land zwischen Dover und London kennen zu lernen, so war doch die Abkürzung der Reise zu verführerisch, um so mehr, als ich ohnehin beschlossen hatte, von der Hauptstadt Excursionen, wohl gar bis Schottland zu machen. Ich schiffte mich also ein, überstand bei nicht stürmischer, aber ziemlich bewegter See eine Nacht, die ich trotz des kalten Windes auf dem Verdeck zubrachte, da schon der Dunst der überfüllten Kajüten mir Anmahnungen des Seeübels hervorrief. Des anderen Morgens gab ich sehr niederschlagende Proben meiner Aussprache des Englischen. Ich begehrte nämlich beim Frühstück Butter, und man brachte mir — Wasser. Die durchwachte Nacht und die gestörten Eingeweide verkümmerten mir in Etwas den Eindruck der sich allmählig nähernden Weltstadt.

Im Zollhause angekommen, zeigte sich ein neues Mißgeschick. Ich hatte in Boulogne mit einem Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht: da das Dampfschiff Esmerald mit einem zweiten konkurrirte und sie sich wechselseitig im Preise herabsteigerten, so daß das Fahrgeld halb im Licitationswege abgemacht wurde, der Franzose übrigens noch weniger Englisch verstand, als ich, nämlich gar nichts, so kamen wir überein, daß ich für Beide die Fahrbillete lösen, er dagegen das gemeinschaftliche Gepäcke besorgen sollte, zu welchem Ende ich ihm eine Karte mit meinem Namen gab.

Im Zollhause wurden die einzelnen Reisenden namentlich aufgerufen, in ein Nebenzimmer geführt, wo sie nach vorgängiger Visitation ihr Gepäcke erhielten. Schon war mein

Franzose, endlich die ganze übrige Gesellschaft abgefertigt, und mein Name erschien noch immer nicht. Da, als schon eine neue Dampfschiffsbemannung in den Saal trat, drängte ich mich neben dem Namens-Aufrufer ins Amtszimmer, wo mein Koffer noch allein am Boden stand. Der windige Franzose hatte wahrscheinlich meine Karte weggeworfen oder verloren, und mein Name erschien daher gar nicht auf der Gepäcksliste. Glücklicherweise stand dieser Name auf dem Deckel meines Koffers, und die Identität desselben mit meinem Paße verschaffte mir endlich meine Habseligkeiten, was bei der bekannten Strenge der englischen Zollvorschriften für ein nicht geringes Glück gelten konnte.

Das war aber noch nicht genug. Schon im Paßbureau hatte ich erfahren, daß der Deutsche, der ein Kosthaus für Fremde hielt und an den ich eine Adresse von Wien mitbrachte, Bankrutt gemacht und sich von London entfernt hatte. Wo sollte ich nun hin, in der mir ganz unbekannten Riesenstadt? Zum Glück erinnerte ich mich, daß mir in Paris ein dänischer Hauptmann Czerning — derselbe, der später als Kriegsminister eine Rolle spielte — eine, wie er es nannte, Nothadresse gegeben hatte an eine Mistreß Williams, die in Russell-Street, Bloomsbury-Square, ein Kosthaus mindern Ranges hielt. Dahin ließ ich mich bringen, wobei mich der Cabführer durch halb London kutschirte, um das Fahrgeld so hoch als möglich zu steigern. Ich fand die Hausfrau und ihre beiden hübschen Töchter höchst angenehm, nur daß sie mein Englisch und ich das Französisch der ältesten Tochter nicht verstand. Doch merkten sie endlich, daß ich ein Zimmer wollte, was mir denn in möglichst bescheidenen Dimensionen zu Theil wurde.

Des andern Tages begann ich meine Wanderungen, und zwar ohne Führer, dergleichen in unserm bescheidenen Hotel nicht zu haben war. Ich studirte meinen Weg auf dem Plane von London, dessen darauf bezüglichen Theil ich mir auf ein handgroßes Blatt nachzeichnete. Da es sich um die Pulsader

von London, eine breite gerade Straße, handelte, die zur Bank führt, so bot die Richtung keine Schwierigkeit, ja ich fand endlich auch die Seitenstraße Bishopgate-Street, in der der Bankier wohnte, an den ich adressirt war. Denn vor Allem englisches Geld holen, war mein Zweck. In Bishopgate-Street wußte aber Niemand das Haus des Bankiers, obschon es einer der ersten von London war. Ich trat daher mit meiner Nachfrage in einen Spezereiladen; aber auch dort hatte man die Namen Louze and Civet nie gehört. Da holte endlich der Herr des Ladens einen Handels-Schematismus von der Wand, und es fand sich, daß das Comptoir des Bankiers unmittelbar gegenüber lag. Und Das wußte Niemand von seinen nächsten Nachbarn. Aber so sind die Engländer überhaupt. Jeder kennt nur Das, womit er in unmittelbarem Verkehre steht. Ein Bewohner der City z. B. ist im Westende ebenso ein Fremdling, wie ein eben angekommener Fremder. Das gibt den Londonern bei Nachfragen auch häufig den Anschein der Ungefälligkeit. Aber sie wissen das Gefragte selbst nicht. Freilich machen sie dabei keine Entschuldigungen, sondern wenden sich um und gehen ihrer Wege. Was sie wissen, erklären sie mit der gefälligsten Umständlichkeit, ohne sich übrigens in die leicht erklärliche Absicht des vielleicht aus Unkunde mangelhaft Fragenden hineinzudenken, sondern sie beantworten einfach das Wort der Frage. So suchte ich einmal den St. James-Palast, und als ich ganz in der angegebenen Richtung ein prächtiges Gebäude fand, fragte ich einen Vorübergehenden, ob Das der St. James-Palast sei. Er erwiederte, das Gebäude gehöre dem Herzog von Southerland, blieb gefällig stehen, erzählte mir eine Menge Wunderlichkeiten des Besitzers und nahm endlich Abschied, ohne mir zu sagen, daß dreißig Schritte weiter der St. James-Palast liege, wie ich denn gleich später fand. Aber ich hatte auf das Haus des Herzogs von Southerland hingewiesen, darüber gab er mir Auskünfte; daß mir eigentlich um den königlichen Palast zu thun sei, fiel ihm nicht ein.

Meine Kenntniß Londons wurde mir übrigens sehr dadurch erleichtert, daß ein junger Mann aus Wien, Namens Figdor, der für sein Handlungshaus Wollgeschäfte betrieb, meine Anwesenheit, ich weiß nicht wie, erfahren hatte, mich aufsuchte und mich theils in die nähern Umgebungen führte, theils die größeren Industrie-Etablissements kennen lehrte, die, so gleichgültig sie mir sonst überall in der Welt sind, doch in London einen solchen Charakter von Großartigkeit und Weltumfassung haben, daß sie fast den Eindruck von Epopeen machen. Zufällig fand sich eben Figdors Vater und seine höchst liebenswürdige Schwester zum Besuche bei dem jungen Manne, in deren Gesellschaft ich mich wie zu Hause fühlte.

Figdor der Vater veranlaßte einmal einen komischen Auftritt, der mich eine interessante Persönlichkeit, wenigstens von Ansehen kennen lehrte. Es war damals eben im Parlament die irische Zehentbill in Verhandlung. Ich versäumte keinen Tag, oder vielmehr keine Nacht, der Diskussion, die oft bis vier Uhr Morgens währte, beizuwohnen. Bei meinem für die Aussprache des Englischen ungeübten Ohre verstand ich zwar kaum die Hälfte der Reden, aber schon als Schauspiel war das Ganze hinreißend. Ich weiß nicht, wie die Parlamentshäuser jetzt eingerichtet sind, aber damals war der Saal des Unterhauses lang und verhältnißmäßig schmal, die beiden Parteien waren sich daher wie Kriegsheere ganz nahe, und die Redner traten wie homerische Helden vor und schleuderten die Speere ihrer Worte in die feindliche Schaar. Am Besten, wenigstens am Lebhaftesten sprach Sheil. Der Minister Peel kalt, aber fließend und mit der Kraft der Ueberzeugung. O'Connell und die meisten Uebrigen hatten weniger Fluß der Rede, als ich voraussetzte und die gedruckten Verhandlungen glauben machen. Die vielen hear, hear! der Versammlung, die nach einer Art Melodie abgesungen werden, sind häufig nur ein Bestreben der Partei, das Stocken des Redners zu verkleiden und ihm Zeit zur Anknüpfung zu geben. Das Ganze ist großartig und hinreißend.

Meistens ging ich allein, wo ich dann nur mit Hülfe der Police-Männer den Rückweg in meine Wohnung fand. Eines Abends begleiteten mich die beiden Figdor. Das Gedränge war groß, und wir mußten lange im Vorsaale warten. Auf einmal entfernt sich der Vater Figdor und kommt bald darauf ganz kleinlaut zurück. Später zeigte sich, daß er sich zu dem Thürhüter begeben und einen Vorzug für uns unter der Angabe beansprucht hatte, es befinde sich ein deutscher Literator da, der ein Bekannter des Herrn Bulwer sei. Ich wußte von Dem allen nichts und war wie aus den Wolken gefallen, als bald darauf der Thürhüter mit einem elegant gekleideten und wunderhübschen jungen Manne zu uns trat und mir sagte: Hier ist Herr Bulwer, und zu Letzterem: Hier ist der deutsche Gentleman, Ihr Freund. Bulwer ersparte mir die Verlegenheit, indem er seinen Arm um meine Schultern schlang, mit mir im Vorsaale auf und niederging und mir sagte: heute sei der Saal zu überfüllt, um mich einzuführen, aber morgen, — will sagen: niemals — möchte ich wieder kommen u. s. w. Er verließ uns, wie taumelnd, und machte auf mich ganz den Eindruck eines Betrunkenen. Bald aber erfuhr ich, daß er eben eine Rede gehalten, und was ich für Trunkenheit nahm, war die Nachwirkung der aufgeregten Lebensgeister. Ich unterließ um so mehr, ihm meinen Namen zu sagen, als er ihn ja doch nicht gekannt hätte. Wenn ein Deutscher nicht Schiller oder Goethe heißt, geht er unbekannt durch die ganze Welt.

Das Theater war, wie natürlich, ein Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit. Im Trauerspiele, sämmtlich Shakespeare'sche Stücke, war mir die Sprache nicht hinderlich, da mir jedes Wort, vom vielfältigen Lesen her, beiwohnte. Desto weniger aber erbaute mich das Spiel. Macready polterte und übertrieb. Einer der beiden Kemble, der, vom Theater bereits zurückgezogen, im Julius Cäsar Gastrollen gab, schien mir farblos, die Weiber waren letzteres im höchsten Grade. Das war in Coventgarden und Drurylane. Nur in der

English opera habe ich einmal Romeo und Julie in den beiden Hauptpersonen übervortrefflich darstellen gesehen. Julietta war Miß Ellen Tree, den Namen Romeo's habe ich vergessen.

Das englische ernste Theater muß aber nothwendig zu Grunde gehen. Die vornehme oder auch nur bessere Welt geht um acht Uhr Abends zu Tisch, und das Theater beginnt um sieben Uhr. Den Anfang auf später zu verlegen oder, da man gewöhnlich zwei Stücke gibt, das Trauerspiel nach der Posse aufzuführen, geht schon darum nicht, weil der Pöbel sich das Recht nicht nehmen läßt, um neun Uhr um den halben Preis ins Theater zu gehen, ein Recht, das er so streng ausübt, daß er bei längern Trauerspielen mitten in der tragischen Katastrophe in Parterre und Logen hineinpoltert. Es müßten daher Shakespeare'sche Stücke entweder nach neun Uhr vor einer unruhigen und gelangweilten Menge, oder wie jetzt um sieben Uhr vor halbleerem Hause aufgeführt werden. Zugleich aber tritt der Mangel an Pietät überall hervor. So habe ich in Coventgarden einer Vorstellung beigewohnt, wo nach Richard dem Dritten die französische Oper: Die Jüdin, als Schauspiel bearbeitet, aufgeführt wurde. Da in der Jüdin ganze Schwadronen von Pferden mitspielten, so mußte am Proscenium auf halbe Mannshöhe eine Verschränkung von starkem Eisendraht angebracht werden. Und da Das wohl viel Mühe und Zeit brauchte, so geschah die Vorrichtung schon vor Anfang beider Vorstellungen, und Shakespeare's Richard der Dritte wurde hinter diesem eisernen Zaun gespielt.

Warum man das gemeine Volk an Wochentagen (an Sonntagen wird ohnehin nicht gespielt) so sorgfältig von ernsthaften Stücken ausschließe, ward mir deutlich in einer Vorstellung am Pfingstmontage, dem einzigen halben Feiertage des englischen Kalenders. Man gab auch dießmal ein Shakespeare'sches Stück und eine elende Posse mit Musik. Das wegen des arbeitslosen halben Feiertages massenhaft versam-

melte Volk machte nun während des Shakespeare'schen Trauerspieles einen solchen Lärm, daß man nicht etwa nur die Schauspieler nicht verstand, sondern auch nicht hören konnte, ob sie überhaupt sprächen oder nicht. Die entgegengesetzten Seiten der Galerie führten über das Parterre weg Gespräche untereinander, zankten, schrieen, begehrten, daß Dieser oder Jener hinausgeworfen werde. In einem Branntweinhaus voll Betrunkener kann es nicht anders hergehen. Kaum ließ sich aber der erste Ton der Musik zur zweiten elenden Posse hören, als eine Todtenstille eintrat, die nur von Zeit zu Zeit durch Ausbrüche des lebhaftesten Beifalls unterbrochen wurde. Ueberhaupt ist der Engländer bei einem völlig unmusikalischen Ohre der größte Liebhaber der Musik. Alle öffentlichen Anstalten thun das Möglichste, um das gemeine Volk auszuschließen. So haben die Eigenthümer der zoological gardens, wie mir einer der Direktoren selbst gestand, nur darum ein Eintrittsgeld festgesetzt, weil sie fürchten, daß der Pöbel die Thiere reizen, quälen, ja böswillig beschädigen werde. Anderseits scheinen mir alle diese Ausschließungs-Maßregeln, ja die ganze puritanische Sonntagsfeier wieder nur da, um denselben Pöbel absichtlich in seiner Rohheit zu erhalten.

So wenig mich die englischen Schauspieler in der Tragödie befriedigten, um so besser fand ich sie, gegen meine Erwartung, im Lustspiele. Sie haben weniger gute Komiker, als die Franzosen, aber bessere komische Schauspieler. Ihre Laune hat etwas Männliches, man merkt ihren heitern Menschen an, daß sie auch ernsthaft sein können, wenn es Noth thut, und das ist es, was den Humor vom Witz und Spaß unterscheidet. Nur verstand ich unglücklicherweise von Dem, was sie sprachen, Anfangs kaum ein Wort. Ich merkte daher, daß die Schule für die Sprache, als die man das Theater preist, vor der Hand für mich eine zu hohe sei.

Ich begab mich daher in die Gerichtsverhandlungen, und da fand ich, was ich suchte. Die plaidirenden Advokaten, besonders die jüngeren, sprachen langsam, um sich besinnen

zu können. Da nun zugleich der Engländer auf seine häßliche Sprache so stolz ist, als kaum eine andere Nation, und sich daher Mühe gibt, sie so gut als möglich zu sprechen, so war mir der Gerichtssaal eine wahrhafte Sprachschule, und ich brachte es auch so weit, daß in der zweiten Hälfte meines Aufenthaltes mich Jedermann verstand, nur ich die Andern nicht, wenn sie nicht langsam sprachen, wie meine Advokaten.

Auch sonst waren mir diese Gerichtsverhandlungen im höchsten Grade interessant. Das Publikum wohnte denselben nicht mit der Neugierde der Franzosen, sondern mit einer Art kirchlicher Pietät bei. In der Untersuchung eines Unzuchtfalles, der so öffentlich verhandelt wurde, wie alle übrigen, that der alte, ernste, in seine Perrücke vermummte Richter zur Constatirung der fleischlichen Umstände Fragen an die Zeugen, die überall sonst in der Welt wieherndes Gelächter erregt haben würden. Hier aber fiel Niemanden ein, nur den Mund zu verziehen. Man merkte, daß das Gefühl von Recht und Gericht die geistige Atmosphäre der Versammlung bildete. Und dieses selbstrichterlichen Gefühls wegen thut es mir leid, daß die Geschwornengerichte in meinem Vaterlande wieder abgestellt worden sind.

Der Sommer des Jahres 1836 war einer der kältesten und regnerischten des laufenden Jahrhunderts. Das Reisen ins Innere von England wurde dadurch beinahe unmöglich gemacht. Von Eisenbahnen bestanden damals nur einzelne Anfänge. Die Landkutschen waren in der Inseite zu theuer, und die Außenseite des häufigen Regens halber nicht verwendbar. Vor Allem hätten mich die Universitäten interessirt, als direkt den deutschen entgegengesetzt, die mir, ihres Prinzips der Vielwisserei wegen, zuwider waren, obwohl das Exklusive der englischen auch nichts Gutes sein mag. Aber dazu gehörten Bekanntschaften, die ich nicht machen wollte, obgleich es mir an Adressen und Empfehlungen nicht mangelte. Schlösser und Landeskultur zu betrachten, hinderte das Wetter. Die gothischen Baudenkmäler, die mich in meiner Jugend

entzückt hatten, waren mir durch die Uebertreibungen meiner deutschen Landsleute so widerlich geworden, daß mir noch jetzt eine gothische Kirche unmittelbar den Eindruck des Ascetischen, Ketzer-verfolgerischen, Absurd-dummen macht. Ich trieb mich daher in London herum, das im Gegensatz von Paris Anfangs wenig imponirt, aber allmählig zum Riesenhaften und Bewältigenden anwächst.

Endlich kam der Tag der Abreise. Ich hatte mir vorgenommen, die Hauptpunkte von Holland zu sehen und dann über Belgien nach Hause zu reisen. Bei der damals feindlichen Stellung beider Länder aber war die Ueberschreitung der Grenze mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Ich entschied mich daher für Belgien und ging mit dem Dampfboote nach Antwerpen. Von da auf Brüssel und Lüttich, wo ich zum ersten Mal eine längere Strecke Eisenbahn befuhr (schon in London gab es ein kleines Endchen in der Richtung nach Greenwich). Den weitern Weg weiß ich nicht mehr. Wer mir den Vorwurf macht, daß ich wie ein Mantelsack reiste, thut mir nicht Unrecht. Mir war aber immer das Reisen zuwider, nur die Nachwirkung that mir wohl.

Unterdessen war in meinem Vaterlande Kaiser Franz zu seinen Vätern versammelt worden, und an seiner Stelle regierte Kaiser Ferdinand, oder vielmehr an dessen Stelle sein Oheim Erzherzog Ludwig. Ungefähr um diese Zeit wurde der Dienstplatz eines Bibliothekars der Wiener Universitätsbibliothek erledigt. Mir war die Gelegenheit erwünscht, von dem Aktenwesen loszukommen, und ich setzte mich dafür in Bewerbung. [Siehe Anhang 8.]

Eigentlich war es nur ein Diensttausch, da mit beiden Stellen der nämliche Gehalt verbunden war. Ich mußte der Uebung gemäß dem Stellvertreter des Kaisers, Erzherzog Ludwig, meine persönliche Aufwartung machen. Man machte mich im Voraus aufmerksam, daß der Erzherzog die Gewohnheit habe, den Bittsteller anzuhören, ohne selbst ein Wort zu sprechen, daß sein Stillschweigen aber gar kein Vorzeichen

einer ungünstigen Entscheidung sei. Wie war ich daher am Audienztage erstaunt, als mir der Erzherzog entgegentrat, mich freundlich anredete, sich mit mir längere Zeit unterhielt und mich endlich eben so wohlwollend entließ. Die Stelle selbst aber erhielt nicht ich, sondern, trotz dieser hoffnungerregenden Freundlichkeit, ein Schreiberknecht der Hofbibliothek, der mir an Dienstjahren und Gehalt um die Hälfte nachstand, aber von einem dortigen Vorgesetzten empfohlen war, der selbst einer Empfehlung bedurft hätte, um Jemand Andern empfehlen zu können. Dieser selbe Vorstand gehörte übrigens unter meine begeistertsten Freunde und Bewunderer. Im Allgemeinen herrschte rücksichtlich meiner eine Art Blödsinn, vermöge dessen man glaubte, mit Lob und Werthschätzung mich vollkommen abgefunden zu haben.

Ich kehrte daher zu meinen Akten zurück, die mir täglich widerlicher wurden, indeß sie mich Anfangs wenigstens historisch interessirt hatten.

Auch ein neuer dramatischer Stoff fand sich, oder vielmehr ein alter, den ich wieder aufnahm: Hero und Leander. Eine wunderschöne Frau reizte mich, ihre Gestalt, wenn auch nicht ihr Wesen durch alle diese Wechselfälle durchzuführen. Der etwas pretiös klingende Titel: Des Meeres und der Liebe Wellen, sollte im Voraus auf die romantische oder vielmehr menschlich allgemeine Behandlung der antiken Fabel hindeuten. Mein Interesse concentrirte sich auf die Hauptfigur, und deßhalb schob ich die übrigen Personen, ja gegen das Ende selbst die Führung der Begebenheit mehr zur Seite als billig. Aber gerade diese letzten Akte habe ich mit der eigentlichsten Durchempfindung, jedoch wieder nur der Hauptperson, geschrieben. Daß der vierte Akt die Zuseher ein wenig langweile, lag sogar in meiner Absicht, sollte doch ein längerer Zeitverlust ausgedrückt werden. Aber auch sonst ist nicht Alles, wie es sein sollte. Man kann eben nicht immer, was man will.

Als es zur Aufführung kam (3. April 1831), erhielten

die drei ersten Akte begeisterten Beifall, die zwei letzten gingen leer aus. Erst nach mehreren Jahren gelang es einer begabten Schauspielerin, das Ganze zu Ehren zu bringen, ohne übrigens meine Ueberzeugung von den Compositionsfehlern dieser letztern Akte aufzuheben.

In Deutschland wurde es nirgends gegeben. Es fehlte nämlich, wie an Dichtern, so auch allgemach an Schauspielern und endlich sogar an einem Publikum.

Anhang zur Selbstbiographie.

1.

Dieses Gedicht des fünfzehnjährigen Grillparzer ist für denselben zu charakteristisch, als daß wir es nicht vollinhaltig hierher setzten:

Schlecht und Recht.

Mit frechen Feinden kriegen
Und sie auch stets besiegen,
Das wär' schon recht;
Doch ohn' ein Schwert zu ziehen,
Noch immer mehr zu fliehen,
Ei! das ist schlecht.

Mit einem Andern kämpfen,
Der Feinde Rachgier dämpfen,
Das wär' schon recht;
Doch Pläne, die nichts taugen
Und nur das Land aussaugen,
Ei! das ist schlecht.

Daß Schurken sich berathen
Und Fürst und Land verrathen,
Das ist nicht recht;
Doch sie zu pensioniren,
Statt sie zu arquebusiren,
Ei! das ist schlecht.

Im siebenjähr'gen Kriege,
Hatt' man sehr wenig Siege,
Das war nicht recht;
Doch jetzt so schrecklich kriegen
Und auch nicht Einmal siegen,
Ei! das ist schlecht.

Dem Lande Frieden schenken
Und Land und Leut' bedenken,
Das wär' schon recht;
Doch jetzt den Frieden machen,
Worüber Alle lachen,
Ei! das ist schlecht.

Wenn man uns reformirte,
Und Alles anders führte,
Das wär' schon recht;
Jedoch, es bleibt beim Alten,
Die Schurken läßt man walten,
Ei wahrlich! das ist schlecht.

2.

Der Buchausgabe der „Sappho“ sollte nachfolgende Dedikation an
reyvogel beigegeben werden:

Als zuerst der Gedanke in mir entstand, Ihnen, theurer
terlicher Freund, diesen meinen zweiten dramatischen Versuch
uschreiben, setzte ich mich freudig hin und schrieb eine Zu-
nung. Sie war so übel nicht. Es ward darin erwähnt,
s ich Ihnen schuldig bin, wie viel ich Ihnen danke, daß
r Ihre Aufmunterung mich zu meinem ersten Versuche in
Ahnfrau ermuthigte und diesem ersten einen zweiten folgen
ß; daß nur Ihr Rath und Beistand, nur Ihre Freundschaft
d Sorgfalt mich die mancherlei Schwierigkeiten überwinden

machte, die theils fremde Mißgunst und Verkehrtheit, theils des Dichters eigenes, oft seltsam angeregtes Innere dem Gelingen in den Weg legte. Das alles war mit gewählten Worten gesagt und machte mir — wie denn jede Herzenserleichterung wohl thut — große Freude. Als ich aber das Ding bei ruhiger Stimmung noch einmal überlas, überraschte mich ein seltsames Gefühl. Jedes Wort schien mir einen jener Fäden zu zerreißen, die heilige Augenblicke zwischen uns geknüpft; jede gewählte Wendung schien mir unser Verhältniß herabzuziehen zu dem, wofür ein geifernder Tagblattschreiber es ausgeben wollte, zu dem Verhältnisse zwischen dem Theaterpoeten und dem Theaterbeamten. Zürnend stand ich auf und zerriß das Blatt. Keine Zueignung! sagt' ich zu mir selber,

> Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich,
> Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen,
> So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!

Sie werden im Ganzen Sappho nicht viel anders finden, als sie im ersten Manuskripte vor Ihnen lag. In Wort und Ausdruck ist Manches geändert worden, im Wesentlichen nichts. Es hat zwar nicht an mancherlei gut und nicht-gut gemeinten Vorschlägen zu Verbesserungen gefehlt; aber da bei Verbesserungen denn doch die Hauptsache ist, daß dadurch die Sache besser werde, und ich mich bei den meisten Vorschlägen eben davon nicht überzeugen konnte, so ließ ich's kurz und gut beim Alten, besonders da mir nun einmal wenig daran liegt, ob, was ich geschrieben, so gut oder um so viel besser als Hinzens Buch oder um so viel schlechter als Kunzens Schrift, sondern vielmehr, daß es der Abdruck meiner Empfindung, daß es die Darstellung meiner Idee sei. Auch fremde Verbesserungen wären mir zuwider, eben weil sie fremde sind. Ich bin, Gott sei Dank, nicht über die Periode hinaus, wo die Poesie Herzensangelegenheit ist und jedes Gedicht eine Ergießung; als solche will ich, daß man die meinigen betrachte und als nichts Anderes. Man nehme mich für einen

Menschen, der Verse macht, wenn er Lust dazu hat, und es bleiben läßt, wenn's ihn verdrießt. Warum sucht man mir lobend und tadelnd die schönen Vorrechte des Dilettanten zu entreißen, die ich anspreche und nicht aufgeben will, um keinen Preis. Ich will kein Schriftsteller sein und heißen, will nicht zünftig werden in der ehrsamen Gilde, will mir keinen Namen bauen aus Correspondenzartikeln und Theaterberichten und dann die Zähne blöcken gegen Jeden, der das wackelnde Kartenhaus antastet, will nicht jedem Hämischen oder Narren Rede stehen, der gegen mich in einem Tagesblatt zu Felde zieht.

Ich bin auf den Punkt gekommen, der mir am Meisten wehthut, auf die Tagesblätter und ihre Angriffe. Man hat sich gewundert, daß ich mich nicht vertheidigt habe gegen all die Schmähungen, mit denen man mich und meine Werke so reichlich übergoß; man hat mein Schweigen für Zaghaftigkeit ausgelegt, gemeint, ich fürchtete mich! — O liebe Leute — ich fürchte mich wahrlich vor Niemand, höchstens ein wenig vor mir selbst, und ein wenig von dieser Furcht empfehle ich euch dringend, wenn das Gefühl des eigenen Werthes etwa gar zu übermächtig in euch wird. — — O, wie bescheiden! wird man sagen und hat es gesagt, hohnlächelnd gesagt. Was doch die Begriffe verschieden sind in Verschiedenen. Ihr, die ihr für stolz geltet, seid es nicht zu sehr, Klatschartikel in Tagesblättern zu schmieden, fremdes Verdienst zu verkleinern, euch zum Ergötzen des Publikums und unter Geschrei der literarischen Straßenjungen in den Zeitungen herumzubalgen — ich bin zu stolz dazu. Die Sache entscheide: Worte sind unzureichend oder überflüssig. Gebe mir Gott Lust und Muth, was Neues zu schreiben und was Gutes. Damit will ich euch widerlegen, alle andern Mittel fühl' ich unter mir.

Hilf Himmel! wo bin ich hingerathen? An Sie wollte ich schreiben, und — ein Brief an das Publikum ist daraus geworden.

Doch immerhin! Insofern ich unter dem Publikum mir

nur die darunter befindlichen erleuchteten, redlichmeinenden Menschen denke, kann ich wohl zum Publikum ebenso sprechen, als spräche ich zu Ihnen und umgekehrt. Das Versehen ist also nicht groß.

Noch einmal: Verehrung, Dank und Freundschaft bis in den Tod.

Der Ihrige

Grillparzer.

3.

Nachfolgend die schriftliche Rechtfertigung Grillparzers wegen seiner Urlaubsüberschreitung.

Durch das hohe Präsidialdekret vom ..... aufgefordert, mich über mein nicht autorisirtes Wegbleiben von Geschäft und Amt zu verantworten, finde ich mich zum Theil in nicht geringer Verlegenheit. Indem ich nach Rechtfertigungsgründen suche, finde ich höchstens Umstände zur Entschuldigung, und diese von der Art, daß Jedermann sie eben so gut weiß und noch dazu besser anführen kann, als ich selbst. Dieses Letztere war wohl auch die Ursache, warum ich ihre wiederholte Anführung unterließ und den aus Gründen bewilligten Urlaub stillschweigend als eben so lange dauernd ansah, als die Gründe der Bewilligung selbst. Ich bekenne, daß eine solche Voraussetzung außer der amtlichen Regel ist, aber ich war eigenliebig genug, meinen Fall selbst als eine Ausnahme zu betrachten.

Ich bin kein Müßiggänger; kein liederlicher Bureauflüchtling, der die Stunden, die er dem Dienste stiehlt, in Vergnügen und Belustigungen hinbringt. Anhaltende Studien und anstrengende Arbeiten haben mir vor der Zeit meine Jugend geraubt und ihre Freuden; die Art meiner Körperleiden zeigt deutlich die Quelle, aus der sie entsprungen. Hat mich irgend Jemand einmal lachen oder reiten oder spazieren gehen und fahren gesehen, so sah er nicht einen übermüthig

fröhlichen, sondern einen gepeinigten Gemüthskranken, der sich auf Geheiß des Arztes und nach schwer gefaßtem Entschluß nöthigte, seinen Zustand auf Augenblicke zu vergessen und in diesem Vergessen vielleicht zu lindern. Ganz Deutschland weiß, daß und wie ich mich beschäftige. Ich habe mir Ehre gemacht und meinem Vaterlande, und meine Arbeiten sind nicht von der Art derjenigen, die ein glücklicher Augenblick unvorbereitet gebiert; sie tragen die Spuren der Wehen oft leider nur zu deutlich an sich und zeugen von anhaltenden Studien und Vorarbeiten. Man kann nicht zwei Herren dienen, sagt schon die Bibel, und die allgemeine Hofkammer hat mir durch oftmalige Verwerfung bei Dienstverleihungen nur zu deutlich gezeigt, daß sie sich nicht für den Herren halte, dem ich mit Glück zu dienen im Stande wäre. Weit entfernt, mich dadurch beleidigt zu glauben, gab ich vielmehr alle weiteren Dienstbewerbungen bei der allgemeinen Hofkammer auf und erwartete von dieser hohen Stelle nichts mehr als Duldung, solange, bis es meinem oft wiederholten Streben gelungen sein würde, irgend einen anderen, mit meinen literarischen Beschäftigungen mehr im Einklang stehenden Posten zu erhalten. Diese Bitte um Duldung — hauptsächlich durch den Wunsch erzeugt, sieben schwer zurückgelegte Dienstjahre nicht gänzlich zu verlieren — wird doch nicht größer erscheinen, als meine, wenn gleich geringen Verdienste. — Aber, dürfte man fragen, wie kommt die Kammer zu der Zumuthung, poetische Verdienste zu belohnen? Es gibt Staaten, die Akademieen und Pensionen für Literatoren haben; Oesterreich hat sie, vielleicht aus guten Gründen, nicht; was daher anderswo Pflicht Einer Behörde ist, kann bei uns nur Obliegenheit aller sein, und die Begünstigung, um die ich bitte, ist ja so klein, ein Jahresgehalt von 400 fl. so gering, das Geschäft eines ohnehin nicht glücklich arbeitenden Conceptspraktikanten so leicht ersetzt! Lebte ich in Frankreich oder England, so wäre mein Lebensunterhalt nach drei gelieferten dramatischen Arbeiten gesichert, in Wien bin ich ohne Mittel und wahrlich in Ver-

legenheit, wenn die allgemeine Hofkammer mich nach Dienstesstrenge behandelt. Fürchtet man, durch solche Nachsicht ein böses Beispiel zu geben, so gestehe ich, nicht zu glauben, daß Einer der Conceptspraktikanten der allg. Hofkammer aus gleichen Gründen eine gleiche Begünstigung werde ansprechen können, und der Tadel der Welt dürfte diese hohe Stelle in vorliegendem Falle vielleicht eher bei allzu großer Strenge treffen, als bei rücksichtnehmender Milde. Man spricht so viel von Beschützung der Künste und Schonung der Künstler, und trotz alles Mitleides im Allgemeinen bleibt man doch immer gleich hart im Besonderen, und nur die Tasso's und Correggio's werden weniger, indeß die Antonio's und Battista's bleiben.

Ich bekenne, daß Das alles keine Gründe für die allgemeine Hofkammer sind; aber es soll auch weder für diese Stelle, noch selbst für ihr Präsidium; für Sie sei es, Graf von Chorinsky! der Sie den Menschen zu schätzen verstehen und den Künstler, die Literatur und den Literator; der Sie aus eigener Erfahrung die Leiden kennen, mit denen überspannte Geistesanstrengung den Körper angreift und das Gemüth; der Sie mich in ähnlichen Anständen noch nie ohne Trost entlassen haben, und aus dessen Augen ich so gerne persönlich Gewährung meiner Bitte gelesen hätte, wenn mir nicht schriftliche Rechtfertigung zur Pflicht gemacht worden wäre.

Daher auch kein Beibringen halberlogener ärztlicher Zeugnisse, kein Herumlaufen hier und dort nach Versprechen und Protektion, kein Gesuch unter Stempel und Kanzleiform, sondern unmittelbare Annahme voll Unterwerfung und Zuversicht.

4.

Vertheidigung des Gedichtes: „Am Campo vaccino," gerichtet an Se. Excell. Graf Sedlnitzky.

Eure Excellenz haben mir, als Sie mich vor sich beriefen und mir das so schmerzliche Mißfallen Seiner Majestät über

mein Gedicht: an die Ruinen des Campo vaccino, zu erkennen gaben, erlaubt, Dasjenige, was ich in dieser Sache zu sagen hätte, E. E. schriftlich vorzulegen.

Ich hielt das für sehr leicht, nun aber, da ich an die Ausführung gehe, dünkt mir's immer schwerer. Der Schein spricht gegen mich. Aber glauben E. E. nicht, daß, wenn mir um die Sache zu thun gewesen wäre, ich getrachtet und gewußt hätte, den Schein zu vermeiden? Konnte ich, wäre ich mir einer übeln Absicht bewußt gewesen, so unsinnig sein, Worte auszusprechen, die schon beim ersten Blicke auffallen und erst in ihrer Beziehung auf das Ganze ihren eigentlichen Sinn erhalten? Ganz anders müßte Jemand verfahren, der seinen Widerwillen gegen eine Sache in einem Lande aussprechen wollte, wo ihre Aufrechterhaltung — und mit Recht — erster Grundsatz der Regierung ist; ganz anders sind von jeher Diejenigen verfahren, die unter ähnlichen Umständen dieses gewollt haben. Ich kann verlangen, daß man mich, wenn auch nicht von vornherein für gutgesinnt, doch wenigstens nicht für wahnsinnig halte, und das müßte ich wahrlich sein, wenn ich meine Gegenwart und Zukunft auf eine so lächerliche Art aufs Spiel setzen könnte.

Was war denn nun aber die Absicht des Ganzen? Hier bitte ich E. E. vor Allem nicht zu vergessen, daß von einem Gedichte die Rede ist. Die Sache der Wissenschaft und der Prosa ist: zu sagen, was wahr ist und was falsch; die Poesie und alle Kunst überhaupt befaßt sich mit Lehren nicht, und wenn sie's thut, hört sie in dem Augenblicke auf, Kunst zu sein. Statt zu sagen, was jeder Gegenstand ist oder sein sollte, denkt sie sich in denselben hinein und spricht nur verschönernd aus ihm, in seinem Geiste heraus. Mit andern Worten: Ein Gedicht als solches enthält keine Meinung, sondern ist die Darlegung eines Eindruckes, einer Empfindung. Wer nun, der das klassische Alterthum kennt und liebt, ist vor den Ruinen des Campo vaccino gestanden, ohne daß ihn ein wehmüthiges Gefühl beschlich, ohne daß ihn, voll von dieser

Empfindung, in dem Augenblicke der Gedanke befiel: Daß doch Das alles nicht untergegangen wäre und noch dastünde in seiner Herrlichkeit, daß doch Diejenigen, die das Neue herbeiführten, nicht geglaubt hätten, es nur auf die gänzliche Zerstörung des Alten gründen zu können, und stumpfsinnig dieses zertrümmerten, statt beide zu vereinigen und Eines durch das Andere zu stärken.

Hier ist das Gedicht! In dieser augenblicklichen Stimmung habe ich es geschrieben, mit Bleistift in den Ruinen des Colosseums selbst geschrieben, wie ich mich durch die Darlegung der ersten Urschrift ausweisen kann. Ob ich ein paar Stunden darauf ausgekühlt und, auch die Kehrseite des Ganzen betrachtend, nicht anders gedacht habe, ist damit noch nicht ausgesprochen, denn, wie gesagt, das Ganze ist ein Gedicht und keine strengwissenschaftliche Betrachtung. Aus der Verwechslung dieser beiden Gesichtspunkte ist von jeher alles Mißverstehen und Anfeinden der Dichter entstanden. So auch hier. Mein Gedicht ist eine Klage über den Untergang der herrlichen klassischen Zeit. Die Ruinen des Campo vaccino sind darin personifizirt; sie werden, wie übergebliebene halbsterbende Helden jener kräftigen Zeit, angesprochen, die unwillig sind über das Neue, das ihnen den Untergang bereitete. Ich lieh ihnen mein Organ, sie mir ihre Gesinnung. Es ist nicht mein Glaubensbekenntniß, was ich da schrieb.

Wenn nun aber auch hierdurch meine Gesinnung gerechtfertigt ist, so entsteht noch eine andere Frage: Bin ich nicht in der dichterischen Gegenüberstellung der beiden Zeitalter, im Feuer des Hervorbringens und durch den halb unbewußten Wunsch, etwas Nicht-Gewöhnliches, Auffallendes zu sagen, zu weit gegangen? Habe ich nicht meine Ausdrücke so gewählt, daß ein Mißverstehen nothwendig war? Auch Das nicht, wie ich glaube.

Aber Vieles traf zusammen, daß ein Mißverstehen wirklich entsprang. Vor Allem: Niemand hat das Gedicht ohne Prävention gelesen. Eh es noch erschien, eh sich noch Jemand

vom Gegentheil überzeugen konnte, hatten neidische hämische Menschen, die sich gern mit dem Mantel der Religion bedecken, weil sie viel zu bedecken haben; Eiferer, deren Eifer erst dann klar werden wird, wenn ihnen Das geworden ist, was sie dadurch erreichen wollen, diese Menschen hatten von allen Seiten Geschrei erhoben.

Gerade die Gutgesinnten waren am Wenigsten unbefangen, denn das Aergerniß war einmal gegeben; ob durch das Gedicht verursacht oder dadurch veranlaßt, gleichviel, es war da, und daß es vor Allem der Regierung am Wenigsten gleichgültig sein konnte, begreife ich wohl: nur möge man nicht mir allein zürnen, sondern auf die Umstände Rücksicht nehmen, die erst die Sache bedenklich machten.

Was also nun die Ausdrücke des Gedichts betrifft: Wenn Konstantin darin getadelt wird, so geschah es in dem, wie ich glaube, gerechten Unwillen, daß er und seine Nachfolger es waren, die, statt durch das Christenthum die gesunkene römische Größe wieder aufzurichten und zu veredeln, diese vielmehr ganz zu Boden stürzten und dadurch der Barbarei des Mittelalters mit allen ihren traurigen Folgen Thür und Thor öffneten.

Wenn ich dem erschlagenen Remus sagte, er sei an seinem Mörder Romulus dadurch gerächt, daß sein Reich zerfallen und in dem Tempel, in dem er als Gott verehrt wurde, Priester einer andern Religion einen andern Gottesdienst feierten, so ist es ja allerdings gewiß, daß es für Romulus keine empfindlichere Strafe geben kann, als Das zerfallen zu sehen, was er mit Gewaltthaten erbaut.

Endlich zu der am Meisten mißverstandenen Stelle: Vom Colosseum, ober dessen Eingang höchst unzweckmäßiger Weise ein Kreuz gemalt ist (ich wenigstens finde es über dem Eingange einer Arena zu wilden Thierkämpfen aufs Geringste ebenso übel angebracht, als wenn wir es an unsere Schauspielhäuser malen wollten) — von diesem Colosseum wird gesagt:

Und damit, verhöhnt, zerschlagen,
Du den Martertod erwarbst,
Mußtest du das Kreuz noch tragen,
An dem, Herrlicher, du starbst.

Das heißt doch, unbefangen genommen, nichts, als: Du stehst da mit dem Kreuz auf deiner Schulter, wie Einer, der zum Tode geführt wird und das Werkzeug seiner Hinrichtung noch selbst zum Richtplatze tragen muß. Daß hier das Kreuz nicht in seiner christlich symbolischen, sondern in seiner natürlichen, als ein im Alterthume sehr gewöhnliches Instrument der Todesstrafe genommen wird, leuchtet Jedem ein, der das Gedicht ohne Prävention liest. Sollte Jemand noch zweifeln, so wird die nächste Strophe Alles aufklären:

Nehmt es weg, dieß heil'ge Zeichen!
Alle Welt gehört ja dir;
Ueberall — nur bei diesen Leichen —
Ueberall stehe — nur nicht hier.

Wenn man sagt: Ueberall in der ganzen Welt möge und solle das heilige Zeichen der christlichen Religion stehen, nur nicht hier, nur nicht an diesem Kampfplatz für wilde Thiere, nur nicht an diesem durchaus heidnischen Gebäude, wo es nicht hin gehört — ist das ein Ausfall gegen das Kreuz?

Die nächsten vier Verse sind ebenfalls Anklagspunkte gegen mich geworden, und gerade sie sind es, durch welche ich jeden Mißverstand heben wollte, und auf die ich mich zu meiner Vertheidigung berufe. Sie lauten:

Wenn ein Stamm sich losgerissen
Und den Vater mir erschlug,
Soll ich wohl das Werkzeug küssen,
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

Der Sinn dieses Gleichnisses, dieses Bildes, prosaisch dargestellt, ist: Mein Vater geht im Walde, ein Baum-

stamm, vom Winde losgerissen, fällt auf ihn und erschlägt ihn. Werde ich — gesetzt, der Stamm wäre, wie es sich wohl trifft, mit einem Kreuze bezeichnet, — werde ich dieses Kreuz, gerade dieses, küssen? Ebenso nun — geht der Sinn des Gleichnisses weiter — wie mir das Kreuz an dem Werkzeuge von meines Vaters Tode kein erfreulicher Anblick sein kann, eben so wenig kann es mir jenes an dem Eingang des Colosseums sein. Ich bitte, nach den Aufklärungen, die ich jetzt gegeben, das Gedicht noch einmal zu lesen, und Alles wird deutlich sein.

Aber wenn zum Verständniß des wahren Sinnes diese Aufklärungen nothwendig sind, warum es dem Publikum ohne dieselben in die Hand geben? Diese Aufklärungen sind erst dann nothwendig geworden, als durch das Geschrei übelwollender Menschen der klare Sinn des Gedichtes getrübt und jeder Leser unwillkürlich aufgefordert worden war, mehr Bedeutung in den Worten zu suchen, als sie enthalten. Wäre dieß nicht geschehen, das Gedicht würde spurlos vorübergegangen sein. Die Wenigen, deren Sache es ist, ein Gedicht als Gedicht zu würdigen, hätten es gelesen, sich vielleicht über die nicht mißlungene Darstellung gefreut, ich wäre durch ihren Beifall für die Mühe, es gemacht zu haben (denn wofür machte man sonst Gedichte), belohnt, und die Sache wäre zu Ende.

Man hat getadelt, daß das Gedicht eben für einen Almanach, für die Aglaja bestimmt wurde; in einer Sammlung von Gedichten, sagt man, wäre es — wenn irgendwo — doch noch unbedenklich gewesen. Ich denke nicht so. Einen Band gesammelter Gedichte, der höchstens ein paar Gulden kostet, kauft Jedermann; aber die durch ihre kostbaren Kupfer vertheuerte Aglaja, wie Viele kaufen sie? — wie Viele lesen sie? Ferner: Ist das Gedicht auch nur für Jemand verständlich, der nicht in Rom war, oder seine Ruinen wenigstens nicht historisch kennt? Von Solchen aber war — ohne Prävention gelesen — ein Mißverstehen nicht vorauszusetzen und im ärgsten Falle kein schädlicher Einfluß zu fürchten.

Der übrige Theil der wenigen Leser der Aglaja hätte sich wahrlich nicht die Mühe gegeben, in einem für ihn eben so unverständlichen als uninteressanten Gedichte lange nach zweifelhaften Stellen zu suchen.

Endlich zur Erklärung des Umstandes, warum ich ein Gedicht dieser Art, wenn eine Mißdeutung auch nur entfernt möglich war, dem Druck übergab? sei Folgendes gesagt:

Ich hatte bisher vermieden, in Tagesblätter und Taschenbücher etwas von meinen Arbeiten einzurücken, weil ich einen solchen Kleinbetrieb nach dem Ziel, das ich mir vorgesteckt habe, und nach der Stelle in der Literatur, auf die ich Anspruch machen zu können glaube, unter meiner Würde hielt. Als ich daher aufgefordert wurde, in die Aglaja, den Musenalmanach von Oesterreich, nach dessen Inhalt das Ausland unsere Fortschritte in diesem Theile der schönen Künste beurtheilt, Beiträge zu liefern, konnte ich mich nur unter der Bedingung dazu entschließen, wenn ich etwas Ganzes liefern könnte und mir Gelegenheit gegeben würde, mich hier in einem größeren Umfange als lyrischer Dichter eben so zu zeigen, wie ich mich früher als dramatischer gezeigt hatte. Ich suchte daher Alles zusammen, was ich an Gedichten Vorzügliches gemacht zu haben glaubte, und da ich das Gedicht auf das Campo vaccino, als Gedicht betrachtet und abgesehen von seinem mißverstandenen Inhalt, für eines meiner besten halte, so würde ich es ungern vermißt haben, besonders da es mit meinen übrigen, in Italien geschriebenen Gedichten ein kleines Ganzes ausmacht.

Hat es jedoch, gegen meine Absicht, einen wahrhaft Frommen gekränkt, war ich so unglücklich, mir sogar dadurch das Mißfallen Sr. Majestät zuzuziehen, so wollte ich es lieber nie geschrieben haben, und ich kann wohl aufrichtig sagen, daß mich die Bekanntmachung desselben wahrhaft und innig reut. Trifft es sich, daß E. E. in dieser freilich an sich unbedeutenden, aber durch die Umstände bemerkenswerth gewordenen und besonders für mich wichtigen Sache Sr. Majestät

noch irgend etwas berichten, so bitte ich, meine Reue über dieses ohne Absicht begangene Versehen Sr. Majestät mit der Versicherung zu Füßen zu legen, daß ich mit meinem Willen in einen ähnlichen Fehler nie mehr zu verfallen hoffe, eine Versicherung, deren Wahrheit meine nicht unbekannte Denkungsart und mein bisheriges Betragen wohl verbürgen dürfte.

5.

Zu der Buchausgabe seiner „Trilogie" hatte Grillparzer nachfolgende Vorrede entworfen, jedoch nicht veröffentlicht.

Ich übergebe das vorliegende Werk dem Drucke, ungeachtet mancher Unvollkommenheiten, die ich selbst daran bemerke. Sie sind aber theils zu sehr in der ersten Anlage des Stückes gegründet, als daß sie ohne Zerstörung des Ganzen weggeschafft werden könnten; theils hat mir eine Reihe von Unannehmlichkeiten, die mich seit dem Beginnen desselben betrafen, die auch seine Vollendung gegen meine sonstige Gewohnheit so sehr verzögerten, der Lust und des Vermögens zu weitaussehenden Verbesserungen beraubt. Ich habe zwischen dem ersten Akte der Argonauten und dem letzten der Medea die Verluste und Erfahrungen eines halben Lebens gemacht; Unglücksfälle, Reisen, schmerzliche Enttäuschungen liegen dazwischen, und ich fühle mich außer Stande, die Fußstapfen auszugleichen, die so Vieles, was darüber ging, in den empfänglichen Boden eingedrückt hat. Ich konnte daher das Ganze nur entweder so geben, wie es ist, oder gar nicht, welches Letztere, wegen des vielen Guten, das ich doch auch an meiner Arbeit zu bemerken glaubte, mir keineswegs räthlich schien.

So viel zur Entschuldigung mancher Ungleichheiten, die der Kritik nicht entgehen werden. Was aber die Verschiedenheit des ganzen Tons und der Behandlungsart zwischen den beiden großen Hälften meines Gedichtes, und besonders den

Mangel an Griechheit in der ersten betrifft, so lag diese, reif erwägt, von vorneherein in meinem Plane, und ich rathe Denjenigen, die mich darüber gar hart anlassen, lieber zu versuchen, ob sie meine Gründe dafür aufzufinden und zu fassen vermögen, als daß sie mich einer Unkenntniß beschuldigen, die doch wahrlich nicht gering sein müßte, da sie sogar die ihrige übersteigt. Kritiker, die mein Werk verdammt haben, eh sie es noch gelesen (ich meine namentlich den Hofrath Müllner in Weißenfels), werden nun Gelegenheit finden, zu entscheiden, ob ihre Scheelsucht zu voreilig war, als sie aus den Journalanzeigen meiner erbärmlichsten Tadler ein Nebelbild meines Werkes zusammensetzten und dasselbe eifrigst bekämpften, oder ob sie wirklich in einer Art von Inspiration vorahnend die Wahrheit getroffen haben. Unter den Kritikern möchte ich Einem gefallen; unter den jetzt lebenden Dichtern — außer Einem, der aber mit seinen Gedanken nicht mehr unter uns lebt und der von meiner Arbeit wohl keine Notiz nimmt — nur einigen wenigen; von den Tonangebern keinem.

Der Gottschedianismus unserer Tage, der in seiner Pedanterie nur um so gefährlicher ist, weil er — auf Irrpfaden — von dem Höchsten und Heiligsten ausgeht, was die Menschheit kennt, muß unserer poetischen Literatur über kurz oder lang ein schmähliches Ende bereiten. Die Nachwehen jedes goldenen Zeitalters, eine aufgeblasene Kritik, macht sich immer mehr Raum unter uns, bis sie alle Geistesfreiheit getödtet haben und sich dann selbst aufzehren wird. Es gehört — bei aller Besonnenheit — eine gewisse Unschuld des Gemüthes zu aller Produktion; wer ist denn noch im Stande, sie zu bewahren? Daher sind die ersten Werke unserer neuesten Dichter ihre besten; sobald sie zur Reflexion kommen, tödtet die Masse der eindringenden Rücksichten jedes freie Emporstreben, und Nebel und Begriffe geben sie, statt Anschauung und Gestalt. Ueber dem Suchen nach immer tieferer Begründung, nach immer höheren Anhaltspunkten verliert sich das ganze Bestreben ins Ungeheure, Unsinnliche,

Schranken- und Formlose, bei jedem Schritt wird an Extension gewonnen, und darüber geht zuletzt alle Intension bis zur hohlen Leerheit verloren.

Ich würde diesen harten Ausspruch nicht gewagt haben, wenn ich nicht fühlte, daß er zum Theil auch mich trifft, gerade vielleicht in vorliegendem Werke trifft. Man kann sich dem Geiste seiner Zeit nicht entziehen, und wenn man auch verschmäht, mit ihren Waffen zu kämpfen, so muß man es doch immer auf ihrem Boden thun. Aber ich gebe meinem deutschen Vaterland mein Wort, daß ich mich losmachen will, so viel es immer gehen mag. „Ich muß es eben tragen," sagt Aurelia im Wilhelm Meister, „daß ich eine Deutsche bin. Es ist eine Eigenheit der Deutschen, daß sie über Allem schwer werden, und Alles über ihnen schwer wird." Aber so viel an mir liegt, will ich mich zu bessern suchen.

Und somit nehme ich Abschied vom Leser auf so lange, bis etwa ein neues Werk mir wieder die Freiheit einer Vorrede gönnt. In Journalen werden sie meinen Namen nie lesen: weder angreifend, noch vertheidigend.

Wenn man mich deßhalb für dünnthuerisch und furchtsam ausgibt, muß ich mir's gefallen lassen; ich selbst erkenne mich für zu stolz dazu.

6.

In der Angelegenheit des „Ottokar" richtete Grillparzer an den Grafen Sedlnitzky, Präsidenten der Polizeihofstelle, nachfolgende Anfrage:

Es geht ein Gerücht — und von nur zu guter Hand wird es mir bestätigt — man gehe damit um, mein Trauerspiel König Ottokar zu verbieten. So unwahrscheinlich mir die Sache schien und noch scheint, so wenig eine solche Voraussetzung selbst mit Dem übereinstimmt, was ich von E. E. mündlich zu vernehmen die Ehre hatte, so fühle ich mich doch beunruhigt und fange an, zu fürchten, was ich zu glauben kaum über mich gewinnen kann.

Um E. E. nicht noch einmal persönlich zur Last zu fallen, nehme ich meine Zuflucht zu diesen Zeilen und bitte E. E., eh Sie etwa ungünstig entscheiden, den vollen Umfang Dessen zu überblicken, was Sie zerstören, und wie sehr Sie entmuthigen.

Ich habe mich nie unter die Schriftsteller des Tages gereiht. Kein Journal hat Beiträge von mir aufzuweisen. All die Correspondenznachrichten und Tagesneuigkeiten, wodurch andere Literatoren so leichten und so reichlichen Gewinn finden, habe ich verachtend von mir gewiesen, meine Kräfte anhaltenden ernsten Studien, meine Zeit der Hervorbringung weitaussehender Werke gewidmet und von der Anerkennung meines Vaterlandes jenen Lohn erwartet, der der Ehre nichts benimmt und ohne den diese Ehre selbst mehr das Ansehen eines höhnenden Spottbildes für Leichtgläubige und Thoren hätte, als eines wünschenswerthen Zieles, werth, daß Verständige darnach trachten.

Ich habe ein Recht auf Berücksichtigung von Seite der Censur.

Wenn E. E. meinen Ottokar verbieten, rauben Sie mir die Frucht jahrelanger Arbeiten, meine Aussicht auf die Zukunft, vernichten mich und in mir vielleicht eine Reihe aufkeimender Talente, die mein Beispiel sich zur Warnung nehmen und sich zu den Gemeinheiten der Journale oder den Possen der Leopoldstädter Bühne flüchten werden, von denen mich enthalten zu haben, an mir so hart bestraft wird.

7.

In den folgenden fingirten Briefen charakterisirt Grillparzer die Stimmung des Publikums seinem „Ottokar“ gegenüber.

I.

Liebster Hannibal!

Verzeihe, daß ich gestern mit dem versprochenen dettes-à-dettes nicht zuhalten konnte; aber ich mußte mit meinem

Mann ins Theater, wo man das abscheuliche Stück gab, von dem die Leute sich so lange zersprochen haben. Ja wohl ein abscheuliches Stück! und unmoralisch! Eine Frau, die ihrem Manne in Gegenwart der Leute und in seiner eigenen untreu wird! Ich bitte dich! Und dann was für ein Mann? Jung, schön, robust, wie Milch und Blut. Ja, wenn's noch ein Knirps wie der meinige wäre! Ein höchst indicentes Stück!

Das Wichtigste zuletzt. Mein Mann ist heut Abends nicht zu Hause. Wenn du nichts Bessers weißt, so eile in die Arme deiner

in Sehnsucht harrenden

Madlein.

II.

Herzensfreund!

Das war dir ein Jux gestern Abends im Theater! Man gab das neue Stück: König Ottokrin oder Glück ohne Ende. Das Ding dauerte zwar verflucht lang, aber ich habe mich keinen Augenblick anuirt. Um vier Uhr war schon kein Platz mehr im Theater, und die Leute haben dir gestanden bis nahe an zwölf Uhr und konnten sich nicht regen und rühren. Ich hatte meinen Hauptspaß. Nicht genug, daß ich den neben mir Stehenden unaufhörlich auf die Zehen trat, so klatschte ich auch, wo sich nur irgend ein Anlaß zeigte, aber bloß um meinen Nachbarn mit den Ellenbogen in die Viehsionimie zu gerathen. Am Meisten Spaß machte mir ein ältlicher Herr, der vor mir stand und gar zu gerne auf das Stück acht gab, wenn ich ihm einen Augenblick Ruhe gelassen hätte. Als es zuletzt an das Hervorrufen des Autors ging, trampelte ich mit den Füßen, daß der Staub aufging. Der dumme Kerl kam nicht, der ich bin

der Deinige

Sebastian Mollton.

III.

Gestern im Theater gewesen? Ja? Langweilig, langweilig, langweilig! Was interessirt mich so ein König mit seinem

Glück ohne Ende, oder Ende ohne Glück. Ein Glück, daß es zu Ende. Ich und Freund Schewa haben seit gestern Abend nichts als witzige Einfälle über das Stück. Ich gönne dem arroganten Burschen, dem Verfasser, diese Demüthigung. Er ist zwar mein Freund, man muß aber auch gegen Freunde unparteiisch sein, und dann hat mich immer geärgert, daß man auf sein Urtheil mehr gab, als auf das meinige. In Zukunft will ich ihn derber abtrumpfen.

Ihr Freund

Hurra.

IV.

Werthgeschätztester Herr Theatermaschinist!

Ich habe mich gestern Abends schwer geärgert im Theater. Das ist ein Stück ohne Natur und Wahrscheinlichkeit. Denn haben Sie je gesehen, daß die Vorhänge eines Zeltes von allen Seiten niederfallen, sobald eine einzige Schnur abgehauen wird? So was geht in Praxi nicht. Auch ist es dumm, daß sich der Kaiser nicht mehr erbost, wenn sein schönes Zelt in Trümmer geht. Legen Sie das Stück beiseite, und wenn Sie um die Ursache gefragt werden, so sagen Sie, **ich** hätte es gesagt, der sich darauf versteht,

der Zeltschneider

Knopf.

V.

Warum mußten Sie vorgestern nach Brünn abreisen? Sie haben einen Genuß versäumt, der einzig war, unaussprechlich. Man gab den König Ottokar — Nun ja, König Ottokar! Wenn man nicht wüßte, wer darunter gemeint ist! Das ganze Stück ist voll Beziehungen und Anspielungen. Kein Wort, das nicht in einem versteckten Sinne genommen wäre. Ich habe die Vorstellung angesehen, wie man ein französisches Pamphlet liest oder eine englische Parlamentsverhandlung, wo sich die Leute Grobheiten aller Art sagen und weder Tod noch Teufel in Ruhe gelassen wird. Köstlich! vortrefflich! ca

* kommt darin vor und die **, die ***, der **** nebst ***** und ****** und *******, ********, *********, ja sogar das ********** ist nicht vergessen. Seit Adolph von Schadens Meister Fuchs ist mir nichts so Interessantes vorgekommen. Aber freilich der dumme Pöbel merkte von Dem allen nichts und nahm das Ding wörtlich, wie es gegeben ist; schien daher auch nicht sehr erbaut.

Der Ihrige

Pfiffig.

VI.

Victoria! Ein vaterländisches Stück auf der Bühne! Stelle dir vor! Marchegg wird darin erwähnt, Horn und Krems, wo wir so oft Bratwürste mit Senf gegessen haben, ja der letzte Akt spielt sogar in Götzendorf, unserm gemeinschaftlichen Geburtsorte. Wer gibt mir Worte, ich habe nur Thränen! Viele wollen behaupten, das Stück hinge nicht gar wohl zusammen, was frage ich darnach! Genug, der fünfte Akt spielt in Götzendorf.

Leb wohl! Ich drücke dir die Hand, Freund! Bruder!! Landsmann!!! Götzendorfer!!!!

Hans Dampf.

VII.

Um des Himmels Willen, theuerstes Fräulein! Sollte es wahr sein, was Ihr Herr Bruder mir achselzuckend meldete? Daß Ihnen das gestrige Stück gefallen habe? Nein, ich kanns nicht glauben! Wäre das Poesie? Und ist denn überhaupt Poesie, wo kein Gemüth, keine Zartheit, keine Liebe?

Haben Sie die Gemeinheiten, die Späße, die — Unanständigkeiten vernommen? und zum Theile im Munde würdiger, oder würdig sein sollender Personen. Unsere Spanier schrieben anders! und wenn auch mein Shakespeare sich manchmal etwas erlaubt, so hält er durch Charaktere schadlos, die diesem Stücke gerade durchaus fehlen. Denn, sagen Sie selbst! ist in dem Machwerke ein einziger Charakter, der sich treu

bliebe bis zum Ende? Ein rauher, harter König, der aber wieder kniet und weint und betet. Zawisch, der eigentliche Clown oder Rüpel des Stückes und als solcher ganz gut, geberdet sich wieder manchmal recht ernsthaft. Sogar der von vornherein würdig aufgefaßte Kaiser bekömmt mitunter nicht übel Lust, Spaß zu machen. Endlich der Geist der Zeit! Wäre dieß das köstliche Mittelalter mit seinen Minnehöfen und Troubadours? — Kurz, mein Fräulein, tilgen Sie aus Ihrem Gedächtnisse die Spur so vieler Unwürdigkeiten und halten Sie sich bereit, heut Abends am Klavier durch den Vortrag eines gemüthvollen Liedes Ihre Verirrung wieder gut zu machen. Mein Auge sehnt sich nach Thränen!

Ihr Schaal.

VIII.

Sie fragen, wie mir das gestrige Stück gefallen habe? Zum Theile nicht sonderlich, zum Theile aber kam mir vor, als hätte ich es nicht ganz verstanden. Ich will daher mit meinem Urtheile vor der Hand noch ein wenig warten.

Florian Kurz.

8.

Bewerbungsgesuch Grillparzer's um die Stelle eines Direktors an der Universitätsbibliothek in Wien.

Hochlöbliche k. k. Studienhofkommission!

Der Unterzeichnete erlaubt sich, um Verleihung der durch den Tod des Regierungsrathes Wilhelm Riedler erledigten Stelle eines Vorstehers der Wiener Universitätsbibliothek gehorsamst zu bitten.

Mein Gesuch war bereits zur Abgabe bereit, als ich die Ausschreibung des Concurses in der Wiener Zeitung las. Es liegt mir daher ob, dasselbe abzuändern und den daselbst ausgesprochenen Erfordernissen anzupassen.

Was nun erstens die Kenntniß einer slavischen Sprache

betrifft, so besitze ich keine. Ich kann nämlich die halbvergeßnen Reste des Böhmischen, das ich mir während eines früheren zweijährigen Aufenthaltes in Mähren eigen machte (obwohl es im Nothfalle sehr gut als Grundlage einer schnellen Wiedererlernung dienen könnte), nicht als eine eigentliche Kenntniß betrachten. — Da übrigens, so viel ich weiß, die Universitäts-Bibliothek nicht im Besitze irgend bedeutender slavischer Werke, der Zustand der slavischen Literatur aber zugleich vor der Hand, und wohl auch noch für das nächste Menschenalter, von der Art ist, daß eine Bibliothek von beschränkter Dotation, in einer deutschen Provinz, und zunächst für den Lehrzweck berechnet, auf den Ankauf ihrer Hervorbringungen kaum wird denken können, so dürfte dieser Mangel theils von geringerer Bedeutung sein, theils durch einen Ueberschuß anderer Eigenschaften überwogen werden. Wodurch nicht abgeleugnet sei, daß unter unsern Kindern und Enkeln das Verhältniß sich anders stellen könne.

Von Diplomatik weiß ich als praktischer Archivsbeamter so viel, als einem Bibliothekar nöthig ist, und mehr als der Vorsteher der Wiener Universitäts-Bibliothek davon in Anwendung bringen kann, welche Anstalt, wie bekannt, ihre Handschriften sämmtlich an die Hofbibliothek abgegeben hat.

Meine zurückgelegten Studien, mit Einschluß der rechtlichen, weiset der Umstand aus, daß ich durch volle 21 Jahre im Conceptsfache, namentlich als Hofconcipist bei der k. k. allg. Hofkammer gedient habe.

Ueber encyklopädische Kenntnisse in den meisten wissenschaftlichen Fächern gibt es keinen Erweis, als eine simple Behauptung; und ich erlaube mir dieselbe. Daß ich in Geschichte und Sprachen bewandert bin, thut das Blatt der Wiener Zeitung vom 31. Jänner 1822 dar, welches enthält, daß ich, um dieser Eigenschaften willen, von der k. k. allg. Hofkammer zu ihrem Archivs-Direktor ernannt worden bin.

Diese Sprachen nun sind: die griechische, lateinische, französische, italienische, englische und spanische, und zwar in einer

Ausdehnung, wie sie wahrscheinlich keiner meiner Mitbewerber wird aufweisen können.

Man dürfte einwenden, daß derlei zu behaupten leicht sei; zum Glücke aber bin ich kein Unbekannter, über den man Auskünfte einzieht, oder sich zu erkundigen braucht. Ich bekenne mich nämlich — um vor Allem die Identität der Person außer Zweifel zu setzen — als Denselben, der durch seine dramatischen Arbeiten die Aufmerksamkeit Deutschlands, ja, wenn den Uebersetzungen in alle europäischen Sprachen zu trauen ist, wohl auch eines größern Publikums auf sich gezogen hat.

Ich fürchte nicht, in den erleuchteten Collegien, die mein Gesuch zu durchwandern hat, auf einen in der Bildung so Verwahrlosten zu stoßen, daß er der Poesie — auch wenn sie die Spuren ernster Studien minder deutlich an der Stirne trüge — einen Platz unter den übrigen literarischen Illustrationen versagen sollte. Ich habe meinem Vaterlande Ehre gemacht und darf daher wohl hoffen, daß die Beigesellung meines Namens der Wiener Hochschule und ihrer Bibliothek als nicht zur Unzier gereichend werde erkannt werden.

Meine literarischen Verdienste dürften vielleicht Manchem etwas veraltet und meine neuere Thätigkeit nicht ganz mit der frühern übereinstimmend scheinen. Auch hievon liegt mir ob zu sprechen, auf die Gefahr, dem bösen Willen dadurch Waffen gegen mich in die Hände zu geben. Durch den Zufall in die Beamtencarriere geworfen, befriedigt mich meine gegenwärtige Anstellung im Archive der k. k. allg. Hofkammer als Beamter, ja als Mensch vollkommen; von dem Schriftsteller aber läßt sich nicht ein Gleiches sagen. Die mit meinen literarischen Bestrebungen mitunter in grellem Widerspruche stehenden Geschäfte meiner Stelle unterlassen nicht, auf erstere den nachtheiligsten Einfluß auszuüben. — Nur in der ersten Jugend vermehren Hindernisse die Energie des Talents, bei herannahenden spätern Jahren will es gepflegt sein. — Eine Anstellung, die, wenn sie gleich mit dem ganzen Ernste des

Geschäfts betrieben werden muß, doch durch ihren vorzugsweise wissenschaftlichen Bereich den Geist in verwandten Bahnen festhielte, könnte hierin nicht anders als höchst förderlich sein. Ich weiß nicht, ob mich die Eitelkeit zu weit führt, wenn ich glaube, es werde keinem gebildeten Oestreicher gleichgültig sein, ob der Verfasser der Sappho und Medea ferner literarisch thätig ist oder nicht.

Um von den weitern Erfordernissen zu sprechen, so ist begehrt worden, daß der Competent schon früher in einer Bibliothek gedient habe. Ich habe in einer solchen gedient, in der Wiener Hofbibliothek nämlich, wo ich das ganze Jahr 1813 in Geschäftsübung zubrachte. Wenn man diese Zeit zu kurz, die Unterbrechung dagegen zu lange findet, so muß ich bemerken, daß Verschiedene das Nämliche in verschiedener Zeit lernen; dann, daß die äußern Erfordernisse des Bibliothekdienstes nicht so schwer zu erwerben sind, als die Unterrichteten glauben, die innern dagegen viel seltner, als der gewöhnliche Bibliothekenpöbel davon eine Ahnung hat. Insofern nun ein mit ernsten Studien zugebrachtes Leben, die ausgebreitetste Lektüre in allen Zweigen der Wissenschaften, Kunst- und Literar-Geschichte alter und neuer Zeit, Bücherkunde, als Hülfsmittel eigener beträchtlicher Sammlungen getrieben, diese innern Erfordernisse eines Bibliothekars verschaffen kann, oder vielmehr dieses innere Erforderniß selbst ist, glaube ich, wenn ich mich nach allen Seiten umsehe, Niemanden den Rang über mir einräumen zu müssen.

Endlich suche ich weder Beförderung noch Gehaltsvermehrung, sondern einfache Uebersetzung auf einen mir mehr entsprechenden Posten. Ich stehe als Archivsdirektor der allg. Hofkammer in einem fixen Genusse von 1500 fl. Besoldung und 300 fl. Quartiergeld. Mein Vorgänger bezog überdieß noch eine Zulage von 500 fl., und zwar nicht wegen besonderer Verdienste, deren er sich zur Zeit der Verleihung (ein halbes Jahr nach seinem Dienstesantritt) noch nicht erworben haben konnte, sondern bloß in Bezug auf die Wichtigkeit und

Beschwerlichkeit des Geschäftes. Auf Ertheilung dieser Zulage ist auch für mich von Seite der hohen Hofkammer bei Seiner Majestät bereits der Antrag gestellt worden. Da durchaus kein billiger Grund denkbar ist, daß diese Zulage mir verweigert werden sollte, so werde ich nach Herablangung der A. H. Entschließung an Gehalt 2000 fl. und ein Quartiergeld von 300 fl. beziehen, was im Entgegenhalt der Bibliothekarsbesoldung von 2000 fl. und 150 fl. Quartiergeld einen reinen Verlust von jährlichen 150 fl. darstellt. Aber selbst wenn Seine Majestät befinden sollte, mir gegenwärtig allenfalls nur die größere Hälfte jener Zulage zu verleihen, den andern Theil aber in Zukunft vorzubehalten, so würde auch dann der augenblickliche Mehrbetrag der Bibliothekargenüsse nur ein äußerst unbedeutender, ein kaum in Rechnung zu bringender sein.

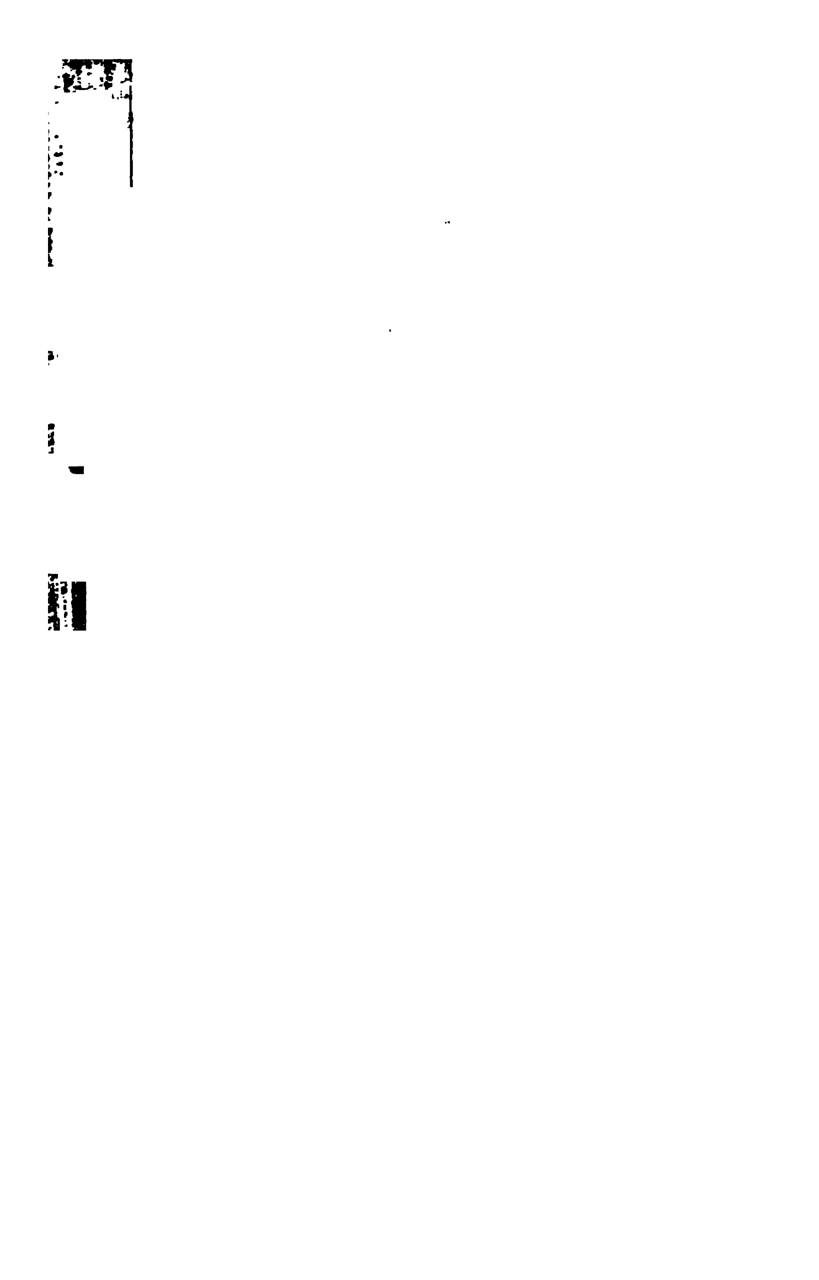
Alles Dieses zusammengenommen, hoffe ich zuversichtlich auf gnädige Gewährung meiner Bitte.

Reise-Erinnerungen

an

Rom und Neapel.

1819.



Rom.

Beinahe schon hinter Viterbo kündigt sich die Nähe der Priesterstadt auf eine traurige Art an. Unfruchtbare, dürre Heiden, ohne Kultur, ohne Wohnung, ohne Menschen, sagen vernehmlich: hier ist ein Wahlreich, und der Gewählte ist ein Priester, und dieser Priester ist gewöhnlich ein Greis. Man hatte wegen der Reise des Kaisers und seines Gefolges das Gesträuche weghauen lassen, das sonst zu beiden Seiten der Straße stand, weil es den Räubern zu Schlupfwinkeln diente. Dadurch aber ward die Gegend noch kahler, noch trauriger. Den Gipfel zu alle Dem setzen noch die zerrissenen Ueberreste von Räubern und Mördern auf, die, an der Sonne getrocknet, rechts und links an der Straße baumeln und dem armen Reisenden die Stellen bezeichnen, wo seine Vorgänger geplündert und ermordet worden sind. Schneidend ist der Contrast dieser Oede mit der herrlichen Via Flaminia, auf der man fährt und die auf jedem Schritte erinnert, wie reich und glücklich einst Gegenden waren, wo man derlei Straßen bauen konnte. Mit einem eigenen Gefühl fährt man auf der Straße, auf der einst römische Heere zogen, und hinter jedem Hügel glaubt man beinah Helme und Spieße hervorragen zu sehen.

Endlich hielt der Postillon, wies mit der Peitsche vor sich hin und sagte: ecco la città, und am Horizonte zeigte sich ein ferner grauer Punkt, und es war die Peterskirche.

Diese Kirche hat von außen den Hauptfehler, daß
Totalüberblick davon gibt. Bevor man die Colon
reicht hat, sieht man diese nicht, sondern bloß die K
elende Häuser die erstere verdecken; hat man aber
Colonnaden erreicht, so muß man nicht bloß *vor*
sondern auch um sich, und hat somit keinen Gesam
mehr. Auch machen die ungeheuren Verhältnisse,
diese Kirche gebaut ist, daß man nur durch Ver
mit daneben befindlichen Gegenständen sich die eigentl
derselben versinnlichen kann. Nach einer solchen V
ist es aber denn auch natürlich schon um das *Erha*
Eindrucks geschehen, das als ein Unermeßliches
muß und daher durch Messen verloren geht. G
verhält es sich aber mit dem Innern. Hier geben
tuen und Verzierungen schon beim ersten Anblick u
einen Maßstab zur Vergleichung, und daher verfehl
Innere seine Wirkung nicht. Wenn man auch
kirche als *Kirche* etwas vorziehen könnte, so kan
doch nicht als *Gebäude*.

Es ist schauerlich, wie dieses Gebäude mit de
durch seine Kuppel und mit der Unterwelt durch
[illegible]

Altan, dunkelroth ausgeschlagen, mit einer Reihe von Kardinälen besetzt, von denen jeder für sich schon aussieht wie ein König, und nun, über all diesen Königen in Purpur hoch erhaben, auf seinem weit hervorragenden Throne der Papst in vollem Schmuck, mit ausgestreckter Hand den Segen spendend orbi et urbi, Alles niedergeworfen, er allein, ein Gott, thronend hoch über Allem — ich werde den Augenblick nie vergessen.

Man lacht über die Rüstungen der Schweizer am Osterdonnerstag: ich finde die Beibehaltung des Alterthümlichen gerade hier sehr an seinem Platze. Sehr gut sehen die Kerls darin aus, die sonst so ziemlich Hanswursten gleichen; und wäre ich ein Maler, ich würde nicht versäumen, den alten, beinahe achtzigjährigen Schweizer-Cameriere des Papstes, der die Aufsicht am Eingang der Sixtina hat, zu malen in seinem Harnisch und grauseidenen Kleide. Er sieht aus wie ein Zurückgekommener aus dem dreizehnten Jahrhundert.

In Rom ließ ich mir ein Beinkleid machen. Der Schneider, ein Lombarde, versicherte auf meine Ausstellungen, daß der Kasimir dazu von der feinsten Gattung sei. Ich äußerte meine Zweifel. Glauben Sie etwa, ich wolle Sie hintergehen? rief er: ich bin kein Römer. Als ich mich weiter mit ihm ins Gespräch einließ, versicherte er, er könne keinen Römer als Gesellen brauchen, i Romani sono tutti ladri, meinte er.

Ostermontag. Wir hatten uns mit Meyer, dem Verfasser der Dianafore, verabredet, die Reste des Forums zu besehen. Um 9 Uhr Morgens fanden wir uns beim Bogen des Septimius Severus unterm Capitol. Dieser Bogen ist nebst dem des Constantinus beinahe das besterhaltenste unter allen Denkmälern der Vorzeit. Von beiden diesen Bogen gilt fast das Nämliche: was daran aus früherer Zeit und von andern Denkmalen, besonders von denen des Trajan geraubt ist, kann man wohl vortrefflich nennen, die zeitgenössische Arbeit daran ist schlecht, wie z. B. die Siegesgöttinnen am Bogen des Constantin und die meisten Basreliefs mit Aus-

nahme der obersten, die eben aus dem Bogen Trajans genommen sind. Die Tempel des Jupiter tonans und stator bestehen nur noch in einigen Säulen. Was uns in Rom am Meisten auffiel, war die ausnehmende Kleinheit aller öffentlichen Gebäude. All diese Werke, die sich die Phantasie als so groß vorstellt, waren, aus dem Raum zu schließen, der von einer Ruine bis zur andern geht, nur äußerst klein, und demungeachtet mußte wegen ihrer Menge das Forum so mit Gebäuden überladen sein, daß man kaum an ein gutes Aussehen desselben glauben kann. Hiezu kommt noch, daß die Gebäude offenbar ohne Symmetrie unter sich hingepflanzt waren; mit Einem Wort, man kann sich keine klare Vorstellung machen, wie Das je schön sein konnte.

Der Vorwurf der Kleinheit, den man den ältesten Bauwerken mit Grund machen kann, trifft keineswegs die Gebäude, welche die spätern Zeiten hervorgebracht haben. Der Tempel des Friedens, von Titus erbaut, von dem nur noch die Reste der hinteren Hälfte stehen, ist ein ungeheures Gebäude mit seinen drei mächtigen Hallengewölben und den Spuren einer Colonnade, die sich von außen herumzog. Constantin ließ das Ganze in eine Kirche umgestalten, und man hat Gelegenheit, durch Vergleichung des von ihm in die mittelste Halle hinausgebauten Ausbuges die Verschiedenheit der Zeitalter in der Verschiedenheit der Arbeit zu beobachten.

Der Tempel der Sonne und des Mondes, oder der Roma und Venus, die mit einander vereinigt waren, steht nur noch mit halben Kuppeln.

Die Säule des Phokas ist ganz aus ältern Monumenten zusammengestohlen.

Die ungeheuren Mauern des Tempels des Antonin und der Faustina hat man benützt, um eine Kirche des heiligen Lorenz daran zu flicken, die jetzt Antonins herrliche Säulen unwillig schmücken. Dieses Gebäude zeichnet sich noch vorzüglich durch sein vortrefflich gearbeitetes Säulengebälke aus.

Der Bogen des Titus, der einfachste von allen, mit herr-

lichen Basreliefs, worunter der heilige Leuchter von Jerusalem bemerkbar ist.

Von hier gingen wir in die Bäder des Titus, eine unförmige wildbewachsene Steinmasse. So bewunderungswürdig alle diese Gebäude, besonders der spätern Zeit sind, so ist doch ihre Größe eine barbarische, und man kann nicht verkennen, daß sie von Despoten gebaut sind. Das dringt sich Einem schon hier in den Bädern des Titus auf, noch mehr aber in den Kaiserpalästen. Hohe, aber enge Kammern und Gänge, ohne Fenster, ohne Licht, die sich schweigend winden durch die Nacht; ein lebensfroher Grieche hätte es darin gewiß nicht aushalten können. Zeigen auch diese Höhlen wilder Thiere jetzt noch Spuren kunstreicher Verzierungen, so ist doch auch die Art, wie sie angebracht sind, barbarisch. Ungeheuer hohe Gänge sind an der Decke mit Bildchen bemalt, die man in der Hand halten müßte, um sie betrachten zu können. Dort oben verschwinden sie beinahe zu unförmlichen Farbenpunkten. So mißbraucht die Kunst nur ein Tyrann, und war Titus auch keiner de facto, so war er doch einer de jure, sein Zeitalter war so, wenn auch er nicht.

Der Umfang dieser Bäder ist über allen Begriff. Man hat nur den kleinsten Theil davon aufgegraben, und davon kann man auf das Uebrige schließen. In diesen Bädern ist der herrliche Laokoon gefunden worden.

Ein lebhaftes Bild der römischen Größe, so daß die Phantasie dadurch wirklich erweitert wird, gibt unter allen hiesigen Denkmälern alter Zeit beinahe allein das Colosseum. Herrlicheres kann man nicht mehr sehen. Dieses wird besonders in Rom klar, wo man so viele vorzügliche Gebäude sieht, und doch verschwinden alle in nichts vor diesem Coloß. Es ist interessant, eine Vergleichung zwischen dem Eindruck anzustellen, den die noch ungeheurere Peterskirche macht, gegen den des Colosseums. Wenn man in Rom ausspricht, daß die Peterskirche beim ersten Anblick nur eine mäßige Idee von Größe erwecke, so pflegt man gewöhnlich zu sagen: das rühre

die Peterskirche in richtigen, sondern daß sie in un
Verhältnissen gebaut ist, das Colosseum aber nur in
Diese fünf Reihen Bogen über einander, deren jed
gleich als sehr groß darstellt, machen mich die Größ
teren beim ersten Blick erkennen; wer sagt mir denn
der Peterskirche, wie hoch diese einzige Säulenreihe
das Gebälk trägt? Erst wenn man die Entfernung d
platzes praktisch erfahren hat, bewundert man die K
man muß die Größe herausrechnen, statt sie anzusc

Wendet man sich nun hinüber gegen den pa
Berg, so hat man von den Stufen der Basilica St
den herrlichsten Anblick der Kaiserpaläste, die sich i
fachen, über einander gethürmten Mauern und A
auf jenen Hügel hinüberziehen. So ungeheuer di
von Gebäuden ist, an der fast alle Kaiser der fr
gebaut haben, so genügte sie doch dem nach Betäu
Sinnenberauschung haschenden Nero nicht. Sein
Haus füllte nebst dem palatinischen Hügel auch
zwischen diesem und dem esquilinischen und bedeckte
diesen letzteren, wo in der Folge Titus seine Therme

Auf dem Wege zwischen dem palatinischen und
schen Hügel hin liegen rechts die Trümmer des Cir

dem an manchen Orten aufgedeckten musivischen Fußboden aus den seltensten Marmorarten. In der Ecke von einer der innersten Hallen sieht man noch die Reste eines halb verlöschten Madonnenbildes, von wem gemalt, wann und zu welchem Ende? weiß Niemand. Erst wenn man diese Thermen mit jenen des Titus zusammenhält, kann man sich einige Vorstellung von der eigentlichsten Beschaffenheit solcher Kaiserbäder machen. Wahrscheinlich stand über dem noch vorhandenen Erdgeschoß der letzteren Thermen noch ein ähnliches Obergeschoß, wie hier Caracallas Bäder zeigen, was denn freilich die Sache verändert. Die Gemächer Caracallas haben übrigens durchaus Fenster, wenn nicht etwa die lichtlosen tiefer, noch unenthüllt unter der Erde liegen.

Weiter fort auf der Straße liegen die Gräber der Scipionen, die aber, seit der dort gestandene Sarkophag ins Museum Clementinum gebracht worden ist, kein Interesse haben.

Durchs Thor St. Sebastian wandelt man auf der Appischen Straße fort, die, obschon nicht der Flaminischen gleichkommend, doch noch in alter Herrlichkeit prangt. In der Kirche St. Sebastian ist der eine Eingang in die Katakomben. Ungeheure Felsengänge winden sich, bald eng, bald weiter, bald niedrig, so daß man mit gebücktem Haupte fortwandeln muß, bald höher strebend, unter der Erde fort, und rechts und links sind Höhlungen in den rippenförmig über einander laufenden Felsen, die wohl allerdings so aussehen, daß man sie als Grabhöhlen betrachten könnte. Mein Führer, der Küster von St. Sebastian, nannte mir eine unermeßliche Zahl von Märtyrern, die hier begraben gewesen sein sollen. Uebrigens begreift sich die düstere Richtung, welche die Religion des schönmenschlichen Christus bei seinen Verehrern genommen hat, einigermaßen, wenn man sieht, an welchen Orten sie gezwungen waren, zu beten und zu lehren. Aristipp hätte in den Katakomben zum Heautontimorumenos werden müssen. Die tiefern Gänge der Katakomben sind jetzt vermauert, seit viele Menschen, unter andern auch, wie mein Führer versicherte, eine

Abtheilung von Zöglingen des collegio Romano, darin sich verirrt und nie mehr den Rückweg gefunden haben.

Als ich herausgestiegen war aus diesen Klüften der Unterwelt und hinüberblickte nach dem herrlichen Rom und seinen Denkmalen der Vergangenheit, da ward mir nachdenklich und sonderbar zu Muthe. Dort die Stadt, urbs et orbis, thronend und prangend, und hier die Katakomben, wie Repräsentanten des Heidenthums und des Christenthums. Und all deine Kraft und all deine Pracht hat dich nicht retten können, göttliche Roma, du bist erlegen, und auf den Zinnen deiner Götter prangt das Zeichen, das hervorging aus diesen Klüften und, langsam wandelnd, aber unablässlich, dich überholte, als du müde warst und nicht mehr fliegen konntest.

Langsam weiter wandelnd sah ich noch die Ruinen von Caracallas Cirkus und das wohlerhaltene Grabmal der Cäcilia Metella, zu schön für eine so unbedeutende Frau, und müde, aber heitern Geistes kehrte ich auf derselben Straße zurück, immer in einer Hand den Plan von Rom und in der andern Vasi's verdienstliches Itinerario.

Ich war in Thorwaldsens Studio. Es war an einem unglückseligen Tage. Von einer Diarrhöe und verdorbenem Magen, den traurigen Wirkungen des römischen Klima und meiner Unbekanntschaft mit der hiesigen Lebensweise, geplagt, schlenderte ich mißmuthig durch die lauten Straßen, an all den rings sich aufdrängenden Kunstwerken vorüber, ohne daß mir etwas auch nur einen Blick abgewinnen konnte. Da, vor dem Palast Barberini, gewahre ich Marmortrümmer. Gedankenlos trete ich hinzu und frage: es ist Thorwaldsens Studio. Ich trete hinein und fahre erstaunt zurück. So etwas hatte ich nicht vermuthet. Als ich Canova's Werkstätte betreten, glaubte ich das Beste gesehen zu haben, was die neuere Zeit gegenüber der alten an Bildwerken aufzuweisen hätte, und achselzuckend bedauerte ich den ungeheuern Abstand; aber

hier —. Canova's Bilder sind schön, aber todt und uebstdem so behandelt, daß mir dabei immer der Simson einfiel, den ich in der Osterwoche hier in einem Laden sah und der höchst kunstreich aus — Butter gemacht war. Dagegen Thorwaldsen. Ich habe keine seiner ganz fertigen Statuen gesehen, und ich weiß daher nicht, ob er in der Vollendung des mechanischen Theils der Arbeit seinem Nebenbuhler gleich kommt — und eine Statue in seinem Studio, von der mir die Gehülfen sagten, es fehle nichts als die Politur, schien diesen Zweifel eher zu bekräftigen, als zu heben — aber was die edle Form, die Belebung des Todten und die Composition betrifft, hierin steht meiner Meinung nach Thorwaldsen weit über Canova. Da ist ein Ganymed, der den Adler trinken läßt. Die Formen schmächtig, jugendlich, beinahe dünn, und doch wie reizend, gerade durch diese keusche Behandlung reizend. Welche himmlische Unschuld in dem ganzen Knaben, der auf nichts anders denkt, als sein Geschäft, und in genügsamer Geduld wartet, bis das gierige Thier genug getrunken hat. Und dagegen der Adler mit seinem gierigen Auge, als ob er Trank, Schale und Knaben mit einem Zuge verschlingen wollte, in herrlichem Contraste mit dem sanften Kinde. — Ein anderer Hirtenknabe, wahrscheinlich auch ein Ganymed, mit der Rechten seinen Fuß nachlässig umfassend, die Linke hinter sich aufgestemmt und unschuldig, halb gedankenlos vor sich hin in die Welt blickend, weicht dem andern an Schönheit kaum. Ich habe durchaus in meinem Leben nichts gesehen, was in dieser Gattung jenen beiden Statuen die Wage halten könnte. — Eine Venus mit dem Apfel, unbeschreiblich reizend. — Ein Antinous, vielleicht weniger vollendet, ebenso ein Amor mit dem Pfeil. Herrlich wieder eine in köstliche Falten gehüllte Tänzerin. Alles Andere aber übertreffen die Basrelief. Da ist ein Herkules, gegenüber einer Hebe, im herrlichsten Contraste. Bemerkt man gleich, daß der Bildner des Werkes den farnesischen Herkules gesehen hat, und ist vielleicht auch mit Rücksicht auf diesen der Nacken des Unbändigen

zu stark gerathen, so kann man doch der kühnen, übermenschlichen Form seine Bewunderung nicht versagen. Briseis, die Agamemnons Herolde dem Achill entführen; der eine Herold hat das Mädchen angefaßt, die, mit Zögern ihm folgend, den traurigen Blick zurückwendet nach dem blühenden Bettgenossen. Dieser sitzt herrlich auf einem Stuhle in der linken Ecke des Bildes, die linke Hand krampfig auf die Brust gepreßt. Vielleicht wäre übrigens, bei aller Vortrefflichkeit dieser Figur, mehr Zorn und weniger Schmerz besser gewesen. Beinahe wird er von dem im Vorgrunde stehenden Patroklus verdunkelt. Oder wäre die Bedeutung der Figuren umgekehrt, dann wäre der Schmerz der sitzenden Figur zu heftig: so trauert man nur über eigenen Verlust. Alles Andere übertrifft der Triumphzug des Alexander, ein Basrelief, dergleichen ich kaum unter den Antiken gesehen habe. Diese Krieger, immer verschieden und nur an Schönheit sich gleich, diese Pferde, diese Kinder voll unschuldiger Bewußtlosigkeit, diese Viktoria, diese Griechen, diese Perser — was helfen die Worte, wo man kaum dem Sehen traut.

Ich war im Theater el nobile teatro di Pordenone. Man gab eine Oper Isabella e Florange mit Musik von Pacini, dann ein Schauspiel, dessen Namen ich vergessen habe. Ich hatte gehofft, daß man wegen Anwesenheit des österreichischen Hofes sich doch ein wenig ins Zeug werfen und den übeln Ruf zu widerlegen suchen würde, in dem das römische Theater in ganz Italien steht, aber vergebliche Hoffnung. Schon die Anordnung der aufzuführenden Stücke war sonderbar. Erst kam der erste Akt der Oper, dann ein Aufzug des Drama, hierauf die Fortsetzung der Oper, so daß der Rest des Schauspiels den Beschluß machte. Das Ding ging erst alle due di notte, d. h. gegen neun Uhr, an und dauerte daher wahrscheinlich bis gegen zwei Uhr nach Mitternacht, wenigstens war, als ich in der Hälfte der Vorstellung, er-

müdet und halb todt vor Langeweile, das Haus verließ, eilf Uhr schon vorüber. Die Oper war wirklich elend: gewöhnliche italienische Musik, von einem höchst zahlreichen Orchester mittelmäßig ausgeführt. Unter den Sängern war noch ein Herr Bottari am Erträglichsten, der einen eindringlichen Baß sang, sich aber zuweilen durch das Bestreben, die Stärke seiner Stimme zu zeigen, zu höchst ohrenzerreißenden Anstrengungen hinreißen ließ, wobei besonders lächerlich anzusehen war, wie er sich zu jeder Passage aufblies, wie der Frosch in der Fabel. Die Prima Donna ein dürres, widerliches Geschöpf ohne nur irgend ausgezeichnete Stimme oder Vortrag. Der Buffo unergötzlich bis zur Widerwärtigkeit. Die Krone von Allem aber war der erste Tenor. Gebaut wie ein Lastträger, die emporgehobenen Schultern beinahe zum Buckel mißstaltet, der Kopf hinabgedrückt, das Gesicht ein Gemisch von Rohheit, Häßlichkeit und Stupidität, dabei in ein pomeranzenfarbiges Gewand, mit brennend blauer Leibbinde und goldenen Tressen auf den Nähten gekleidet, machte er einen wahrhaft unausstehlichen Eindruck und glich auf ein Haar dem Prinzen Höckerich im Feenmärchen. Ihn als kampfgerüsteten Ritter bei dem vorkommenden Lumpenturnier am Schluß des ersten Akts zu sehen, war wirklich merkwürdig. Zu Dem allem noch die Dekorationen elend, die Kleidung geschmacklos und lumpenhaft, die Chöre schwach und schlecht, Aufzüge und Komparsen so erbärmlich, daß es vielleicht kaum in dem geringsten Landstädtchen in Deutschland ärger sein kann. — Mehr unterhielt mich das recitirte Stück, halb Lustspiel, halb Drama von der empfindsamen Art, wo eine Amerikanerin, von ihrem Gatten verlassen, als Kammermädchen in das Haus der Geliebten ihres Treubrüchigen sich einschleicht und mit Hülfe eines gutherzigen Murrkopfes von Oheim Alles wieder ins Geleise bringt. Hier sah ich zum ersten Mal die Schauspielkunst des eigentlichen Italiens. Außerordentlich sprechend war jede Bewegung des alten Onkels. Keinen Augenblick ruhte das Mienenspiel seines ausdrucksvollen Gesichtes, und in alle-

dem war unleugbar viele Wahrheit, obgleich italienische Wahrheit, die einem Deutschen leicht an Karikatur zu streifen scheinen konnte. Die verkleidete Gattin ward in dem gefälligen Theil ihrer Rolle recht verdienstlich, in dem ernsthaften aber mit all dem Pathos und der Heftigkeit dargestellt, die den Italienern so geläufig ist. Das Uebrige war schlecht. — Artig ist das Innere des Theaters mit sechs Reihen verschiedenartig gezierter Logen übereinander, und das Publikum benahm sich ziemlich gut, indem es während der Recitative, statt zu schreien, laut zu sprechen sich begnügte. Es ist bei den hiesigen Theatern noch eine eigene Einrichtung, die mir nicht übel scheint. Sowohl Logen als Parterre haben keinen bestimmten Preis, sondern das Eintrittsgeld richtet sich nach dem Maße der Neuheit oder Beliebtheit des gegebenen Stückes oder der auftretenden Künstler. Auf diese Art bezahlen die ersten Abende immer die Hauptauslagen, und auch in der Folge wird das Theater, wegen des niedrigeren Preises, nie zu leer.

Die Römer sind bis zu einem unglaublichen Grade kindisch. Nicht allein, daß man Erwachsene allenthalben Spiele treiben sieht, die bei uns nur Knaben vergnügen; auch Leute von Distinktion bleiben stehen, wo dergleichen gespielt wird, und nehmen den lebhaftesten Antheil an dem Gange und dem Ausschlage der Kinderei. So sah ich heute einen Haufen Trasteveriner auf dem Petersplatze ein Spiel treiben, das darin bestand, daß Einem die Augen verbunden wurden und er so blindlings versuchen mußte, den Obelisk zu finden. Die bärtigen Kerls geberdeten sich alle wie besessen mit Jauchzen und Schreien, ja selbst Abbate's, die dabei standen, hüpften vor Lust und riefen ihr: tocca, tocca! so gut als die Andern.

Wir hatten unsere Reise auf Kosten aller Bequemlichkeit, ja selbst des Vergnügens und der Gesundheit beschleunigt, um noch zu den Feierlichkeiten der Osterwoche in Rom zu sein, da wir uns nicht anders vorstellen konnten, als daß

dieselben in der Metropole der katholischen Christenheit von außerordentlicher Wirkung und Erhabenheit sein müßten, worin wir auch durch Erzählungen und Beschreibungen früherer Reisenden bestärkt wurden. Hierin fand ich mich meines Theils ziemlich getäuscht. Alle Ceremonien der Charwoche, an sich rührend und erhaben, haben durch die Länge der Zeit und die abstumpfende Macht der Gewohnheit von Seite der mitwirkenden Personen so sehr alle Bedeutenheit, so allen Geist verloren, daß sie mit wenigen Ausnahmen sich beinah komödienmäßig ausnehmen. Dazu kommt noch, daß der Zweck, zu verblüffen, zu blenden, auf den Haufen zu wirken, größtentheils so grell hervorsticht, daß an irgend eine Erbauung kaum zu denken ist. Dieß war besonders der Fall mit der Pontificalmesse des Papstes in der Peterskirche am Ostersonntag. Ich hatte einen sehr guten Platz auf einer Tribüne gewonnen, wo ich der in Andacht versunkenen Kaiserin gerade gegenüber war und den Papst kaum dreißig Schritte vor mir hatte. Der Einzug, in welchem derselbe auf Menschenschultern, die Tiara auf dem Haupte, in ein weißes, mit Gold gesticktes Gewand gekleidet, durch die ungeheuren Hallen der Peterskirche herumgetragen wird, während Alles auf die Kniee fällt, hat etwas Erhebendes, das durch die ehrwürdige, geistvolle, durch Jahre und Leiden gebeugte Gestalt Pius' VII. sehr vermehrt wird und es noch mehr werden würde, wenn die häufigen Kreuzeszeichen langsam und weit vor sich hin, statt schnell und mit kaum vom Leibe getrennter Hand gemacht würden. Hinter dem Hochaltar wird der Tragthron niedergesetzt, worauf sich der Papst zum Gebet niederwirft und nach vollbrachter Andacht, von zwei Kardinälen geleitet (Consalvi und Ruffo), den auf mehreren Stufen erhobenen Thron besteigt, indeß der ihn umgebende Haufe von Kardinälen und Prälaten sich zu beiden Seiten reiht. Das macht sich schön, wenn gleich der Verstand sich zuzugeben sträubt, daß der oberste Priester der Gottheit, statt als servus servorum ein Beispiel der Demuth zu geben, sich selbst als einen Götzen

hinstellt, nicht minder hoch und glänzend auf seinem Thron, als der Gott gegenüber auf seinem Tabernakel. Wenn nun aber erst die langen und langweiligen, ohne Geist und Bedeutung abgehaspelten Ceremonien der Pontificalmesse beginnen, während welcher die Kardinäle und Prälaten wie Gassenbuben sich auf die Stufen des Thrones halb hinsetzen und halb legen, wenn man in die geistlosen Gesichter dieses Kirchenpöbels schaut, der da mitspielt, weil er seinen Antheil am Gewinn zieht, so ekelt Einem, und selbst der würdige Anblick des Papstes kann die widrige Empfindung nicht zerstreuen. Wie da die Ceremonienmeister herumlaufen, gleich als wäre der Dom ein Gesellschaftssaal, wie Alles sich marionettenmäßig bewegt. Pfui! — Ich wollte, man hätte uns auf den Posten die Pferde hartnäckiger verweigert, als man that, damit ich erst nach der Osterwoche nach Rom gekommen und mir der Anblick solcher Entwürdigungen erspart worden wäre. Mit all diesen Ceremonien stimmt der Anblick des Innern der Peterskirche ganz überein. Dieses Gebäude ist durchaus mit keiner Kirche, sondern etwa mit den Rittersälen in den Schlössern unsrer Fürsten zu vergleichen. Ungeheuer, hell, geschmückt, ist Pracht und Majestät der erste Eindruck, den sie erweckt. Kein Beitstuhl, kein Winkel, wo bescheidene Andacht sich zurückziehen könnte, um von Niemand gesehen zu werden, als von Gott. Wie in Rom Abbate's die Stelle von Kammerherrn und Pagen vertreten, so muß die Peterskirche statt des Prunksaales dienen. Es bleibe daher jeder Andächtige fern und gönne seinen Platz dem Neugierigen.

Ich habe Maffei's Merope im Theater Pordenone aufführen gesehen. Die Raserei, mit der diese Italiener tragiren, ist unbeschreiblich. Die Königin geberdete sich wie eine Megäre und schrie zum Zerplatzen. Wenn vom Niederstürzen die Rede war, so wirbelte sie blitzschnell die Arme und geballten Fäuste übereinander, wie man wohl in der outrirten Balletmanier

zu thun pflegt. In der höchsten Wuth griff sie mit den Fingern in die Augen, als ob sie sich die Augäpfel ausreißen wollte. — Obgleich auch häufig bis zur Karikatur heftig, zeigte doch der Schauspieler, der den Aegisth gab, unverkennbare Spuren von Talent. Der Ton einer jugendlichen Unschuld gelang ihm manchmal vortrefflich, und in der Scene, wo er das Geheimniß seiner Abkunft erfährt, riß er hin. Herrlich gebaut und mit einem ausdrucksvollen Gesichte, bot jede seiner Stellungen ein Modell für den Maler, besonders da auch seine Kleidung, weit entfernt von den knappen Jacken, in denen wir unsere Griechen gleich Bäckerjungen auftreten lassen, sehr gut gewählt war. Die übrigen Mitspielenden waren schlecht, hatten aber durchaus gut memorirt und spielten in den Ensembles rasch und gut zusammen.

Die Musik in der Sistina bei den Metten in der Charwoche hat wirklich etwas Außerordentliches. Ohne Instrumentalbegleitung wird sie bloß von Männerstimmen ausgeführt, die durchaus vortrefflich sind und worunter Diskant und Alt von Kastraten gesungen werden. Der Gesang dieser Letztern verstärkt durch sein Sonderbares, Eindringliches die Wirkung ungemein. Den Anfang machen Psalmen in dem sogenannten canto fermo, die, so schön sie in ihrer Art sind, doch durch ihre Länge ermüden und zuletzt bei dem ungeheuren Gedränge, in dem man gequetscht dasteht, beinahe widerlich werden. Nun ist das letzte Licht an dem großen Leuchter verlöscht, die Psalmen verklingen, und es wird still in der Kapelle, die während dem immer dunkler und dunkler geworden ist, mit Ausnahme des vergitterten Chors, der, beleuchtet, allein noch sparsames Licht ausstreut. Da — nach einer langen Stille, klingt auf einmal ein jammernder, schneidender Diskantton durch das Schweigen, und — das Miserere beginnt. Diese Verkettung der Töne, diese langsame zögernde Auflösung der disharmonischen Klänge, dieses scheinbar einfache und doch

kunstreiche Fortschreiten des Gesanges verfehlt seine Wirkung nicht. Selbst die derben Naturen der Engländer konnten der Macht dieser Musik nicht widerstehen, sie wurden still und horchten, sichtbar berührt. Aber auch die Ausführung der Sänger kann nicht genug gelobt werden. Durchaus genau und rein, kann das geübteste Ohr bei all den Ausweichungen und Auflösungen keinen falschen Ton bemerken. Die Diskante waren vorzüglich, besonders ausgezeichnet aber der Bassist, der mit einem sonoren Organ und richtigen Sinn kräftige Schatten in das Rembrandtische Nachtgemälde hineinlegte. Man gibt abwechselnd zwei Compositionen dieses Miserere's von verschiedenen Meistern, wovon mir aber das von Allegri besser gefällt, da die gehäuften disharmonischen Töne des andern zu häufig sind und in ihrer Gesuchtheit häufig zu wirklichen Mißtönen werden.

All dieser Genuß wird Einem übrigens sehr durch das unermeßliche Gedränge verleidet, das in der engen Sistina in der Charwoche immer ist und heuer durch die Anwesenheit so unverhältnißmäßig vieler Fremder ganz besonders war. Am Charfreitag fürchtete ich wirklich im Ernste todtgedrückt zu werden. Hierbei tritt nun die Derbheit der päpstlichen Schweizer in ihr volles Licht, die ich aber übrigens nicht Grobheit nennen möchte, da diese tüchtigen Kerls nur genau erfüllen, was ihnen befohlen worden, ohne daß sie je eigentlich beleidigen, wenn man sich nicht widersetzt oder der Drang so groß wird, daß eine gradweise Steigerung der Milde zur Strenge nicht mehr möglich ist. Man muß auch nur den Ungestüm sehen, mit dem sich Alles, besonders die Engländer, bei solchen Gelegenheiten zudrängt. Da stoßen und schlagen denn endlich zuletzt die ehrlichen Schweizer, was das Zeug hält, und ich war selbst Zeuge einer solchen Scene, wo sie mit umgekehrten Hellebarden auf Herrn und Damen losschlugen, die mit Gewalt die Thüre erstürmen wollten, die zu dem Saale der Fußwaschung führt. Einen solchen Lärm, ein solches Gewühl und Gedräng werde ich vielleicht nie mehr erleben. Wie Alles die

ppe hinaufstürzte und die Schweizer, beinahe übermannt, den
rängenden Haufen wieder die Stufen hinunter warfen, daß
Mittelsten, von beiden Seiten gedrängt, beinah erdrückt wur=
Drohen, Schreien, ohnmächtige Damen, brüllende Eng=
er, prügelnde Schweizer, ich war froh, aus dem Gedränge
Aufopferung der Fußwaschung nur wieder herauszukommen.

Es ist ein Zeitpunkt, wo Rom dem Fremden, besonders
enigen, der sich nur kurze Zeit dort aufhalten kann, un=
glich wird, nämlich in den ersten acht Tagen nach der
unft. Man langt an, von der Reise ermattet und körper=
herabgestimmt. Die ersten Eindrücke, welche man von der
dt selbst und ihren Umgebungen erhält, sind nichts weniger
erfreulich, und dem ungeachtet quält man sich selbst, aus
Dem etwas Bedeutendes herauszubringen, da man sich
ahe schämt, in dem hochgepriesenen Rom nur einen Augen=
kalt gewesen zu sein. In dieser unbehaglichen, mit Un=
edenheit über sich selbst verbundenen Stimmung fängt man
Jagd nach Sehenswürdigkeiten an. Aber die Fülle von
enständen erdrückt. Dabei ist noch das Traurige, daß alles
elne beinah durchaus unter der Idee bleibt, die eine
erische, durch Hyperbeln der Reisebeschreiber gespannte
ntasie sich gebildet hatte, und erst wieder eine Bedeuten=
erhält, oder vielmehr, um es recht eigentlich auszudrücken:
man sieht, läßt beim ersten Anblick unbefriedigt, weil
ie ungeheuern Bilder, die sich die Phantasie davon ge=
t hat, nicht erreichen kann, in der Folge aber, wenn ein=
der Verdruß über diese getäuschte Erwartung vorüber ist
man sich einmal gewöhnt hat, die Sache aus dem neuen,
ßigten Gesichtspunkte zu betrachten, fängt erst der Gegen=
wieder zu interessiren an, besonders, da doch die Um=
was sie an Größe verlieren, an Deutlichkeit gewinnen,
noch der unendliche Reiz kommt, der in jeder Berich=
g unserer Erkenntniß liegt.

Neapel.

Wir hatten einen Plan gemacht, nach dem wir unsere Exkursionen durch die Umgegenden Neapels einrichten wollten, und zufolge desselben sollte der Anfang mit der westlichen Seite gemacht und demnach zuerst der Meerbusen von Bajä mit seinen Trümmern und Naturwundern besucht werden. Am — Mai brachen wir, durch Mißverständnisse bis 10 Uhr Vormittags verspätet, in zwei Wagen auf. Wir machten eine frohe Gesellschaft von jungen Männern aus, an Büchern und antiquarischen Nachweisungen fehlte es nicht, ebenso wenig als an kalter Küche und vielleicht nur zu reichlichem Vorrath von Wein; der Tag war herrlich, kurz, es ließ sich mit Grund aller nur ersinnlicher Genuß im Voraus versprechen.

Am nordwestlichen Ufer des Golfs von Neapel läuft eine köstliche Hügelkette hin, die man den Posilipp nennt. Mit Landhäusern und anderen Gebäuden so wie mit Weinpflanzungen und Bäumen aller Art überdeckt, an seinem Fuße vom Meere bespült, gewährt er den reizendsten Anblick, den man sich nur irgend denken kann. Da wo seine Seite mit der Verlängerung der herrlichen Straße Chiaja zusammentrifft, ist, man weiß nicht von wem, der Hügel durchstochen, und zu einer ungeheuren Pforte ausgehauen, stellt sich ein Durchgang dar, von einer Breite, daß drei Wagen nebeneinander ausweichen können, und so hoch, daß die beträchtliche Breite fast eng scheint, den ganzen Berg durchschneidet und nach einer unterirdischen Fahrt von mehr als zehn Minuten auf der andern Seite wieder ans Tageslicht führt. So schauerlich ist der Eingang in eine Gegend, die die Natur [illegible]

vor Jahrtausenden zum Schauplatz ihrer Schauerscenen gemacht hat. Nach einer ahnungsvollen Fahrt durch den hallenden Berggang, nachdem der Lichtpunkt, der schon am Eingange vom andern Ende herüberschimmerte, sich nach und nach zur Pforte vergrößert und als Ausgang den Wanderer von sich gelassen hat, stellt sich eine herrliche, üppig blühende Landschaft dem Auge dar. Auf einer vortrefflichen Straße, rechts und links mit Baumreihen und weiter hin mit Pflanzungen bedeckt, wo Weinreben von Ulme zu Ulme sich ihre Gehänge zureichen, dazwischen frischer Mais und Flachs mit blauen Blüthen, gelangten wir wieder ans Meer, das, vom unbewölkten Himmel überwölbt, einen zweiten blauen Himmel aus seinen Wellen uns entgegen hielt. Die Wunder des Lago d'Agnano und seiner Umgebungen für den nächsten Tag versparend, schlugen wir den Weg ein, der links am Gestade des Meeres nach Puzzuoli führt. Hier ist die rechte Seite der Straße mit Felsenreihen besetzt, die den Anfang der phlegräischen Felder machen und ihren vulkanischen Ursprung auf der grau und schwarzen, wild abgerissenen Oberfläche zur Schau tragen. Schauerlich ist der Anblick dieser Massen, deren Rücken aber, so kahl ihre Seiten sind, doch mit mannigfachem Grün und zum Theil selbst mit nutzbaren Pflanzungen bedeckt ist. Endlich, zwischen Meer und Felsen durch graue Staubwolken hingeschleppt, erblickten wir Puzzuoli, das auf einer Anhöhe malerisch daliegt. Diese Stadt, das alte Puteoli, der Schauplatz römischer Ueppigkeit und römischen Frevels, ist am linken Gestade des Meerbusens von Bajä.

Vesuv.

Es ward beschlossen, den Vesuv zu besteigen. Man hatte mir so viel von den Beschwerlichkeiten dieser Bergreise gesagt, daß ich, besonders da ich mich eben nicht wohl befand, beinahe Anstand nahm, sie mitzumachen.

mit [illegible] und [illegible] nach Portici, wo wir bei
ein fröhliches Mahl einnahmen und dem Vesuv, der in
düstern Pracht vor uns lag, aus vollen Champagner
nur allzuhäufige Lebehochs brachten. Endlich kam e
Aufbruch, den die Freuden der Tafel wohl um zwei S
über unser erstes Vornehmen hinausgeschoben hatten, u
fuhren um vier Uhr in zwei Wagen von Portici ab
Resina, von wo aus man nicht mehr weiter zu Wagen
kann, hielten wir an und waren in einem Augenbli
einem Haufen zerlumpter Kerls umringt, die jeder, ein
sattelten Esel an der Hand, uns ihr Thier zum Besteig
boten, wobei sie mit entsetzlichem Geschrei sich bald un
ander wegdrängten und wegstießen, bald sogar an uns
Hand anlegten, um uns Zögernde kurz und gut a
Thiere hinaufzuheben. Ich suchte mir aus dem Hauf
stärksten Kerl sammt dem tüchtigsten Esel aus und mach
so reisefertig. Bald war die ganze Gesellschaft im
und umringt von Eseltreibern und lärmenden Gassen
die theils Wein und Orangen nachtrugen, theils durch
halten oder andere kleine Handreichungen eine buona
zu erhaschen hofften, traten wir unsern komisch-romar
Zug an. Der Berg lag vor uns da, von den Strahl

seiner höhern Theile durch ihr Schwarz herrlich von dem tiefblauen Himmel ab. Dazu die glühende Rauchsäule vom Gipfel und das blaugrüne Meer zu seinen Füßen, — ich konnte während meines ganzen Aufenthaltes in Neapel nicht satt werden, ihn zu betrachten und mich zu freuen. Wir stiegen nun auf unsern Thieren den sanften Abhang hinauf, der von Resina zu dem Sattel führt, von dem aus die beiden Gipfel des Berges sich trennen, und wo die Hütte eines Einsiedlers als Gränzscheide dasteht zwischen dem Gebiete der Menschen und dem freien Reiche der ungebändigten Natur. Anfangs geht der Weg sehr anmuthig zwischen Rebengehängen und Baumgruppen, aber bald wirft das Ungeheuer den gleißenden Schein ab und steht da, schroff und kahl und schwarz wie das Verderben. Nun hatten wir einige Höhe erreicht und konnten die veralteten Ströme der Lava verfolgen, wie sie von Epoche zu Epoche ihren verwüstenden Lauf genommen hatten ins blühende Thal. Hier weit verbreitet der Ausbruch von 1794, der Torre del Greco begrub und bis ins kochende Meer hinab sich stürzte, an dessen Ufern er noch gestockt dasteht wie ein gesprengter Fels; dort frühere und spätere, die sich durch Farbe und Dichtigkeit leicht unterscheiden lassen. Gräßlich ist der Anblick dieser Lavafelder, die von nun an, fast durch keine Vegetation unterbrochen, sich schwarz und schroff bis zur Hütte des Einsiedlers hin erstrecken. Aber blickt man hinter sich, dann merkt man wohl, daß man sich trotz all des Gräuels doch noch immer auf der schönen Erde befinde, wo das Gräßliche wohl auch vorkommt, aber nur als Ausnahme, unbeschadet der lieblichen Regel. Rechts, tief unten, das herrliche Neapel und der sorgenbrechende Pausilipp, links die reiche Küste von Castell a Mare und Sorrent, sammt Vico, von seiner Felsenplatte hinabschauend ins abendbeleuchtete Meer, das sich unermeßlich ausbreitet, mit Inseln gekrönt.

Hier begegneten wir der Kaiserin, die, grün verschleiert, auf einem Maulthiere reitend, nur von ihrem Oberstthofmeister und einigen Frauen begleitet, den Berg hinabstieg und

sich fast feenhaft ausnahm, so beritten und begleitet mitten im Zauber dieser Wunderwelt. Symbolisch bedeutend dünkte uns Allen das Erscheinen der herrlichen Frau gerade auf diesem Platze, der als ein versöhnender Vermittler daliegt zwischen des Berges schroffer Größe und der anmuthigen Milde des Thales. Wir aber ritten aufwärts. Die Sonne senkte sich glühend ins glühende Meer, vor uns begann's zu dämmern, schon leuchteten die Rauchsäulen des Vesuvs, und die Lava brannte. Endlich war des Berges Sattel erreicht, und wir sahen die Hütte des Einsiedlers, wo das Pflanzenleben als Laub und Gras zum letzten Male sich zeigt und Abschied nimmt von dem Wanderer zur Behausung des Feuers. Ohne uns aufzuhalten, setzten wir unsern Weg weiter fort, um noch vor einbrechender Nacht den Gipfel zu erreichen, der bei völliger Dunkelheit beschwerlich zu erklimmen ist, und bald war der Ort erreicht, wo der Berg so schroff sich emporhebt, daß an kein Reiten mehr zu denken ist und man sich den eigenen Füßen vertrauen muß.

Auf dem Wege dahin begegnete mir, vom Berg herabkommend, ein einzelner Wanderer, der mich beim Namen rief und mühsam sein Reitthier auf mich zuzulenken suchte. Ich hielt an. Es war der preußische Major Seidel. Allein mit einem Führer und todtenblaß. Um's Himmelswillen — rief er mir zu, — wenn Ihnen Ihre Gesundheit lieb ist, kehren Sie jetzt noch um, da es Zeit ist. Man kann sich den Tod holen auf dem Berge! — Ich, die leuchtenden Flammen des Vesuvs vor mir und von brennender Begierde angespornt, dachte weder an Gesundheit noch Gefahr, und mit lustigem Uebermuth für die Warnung dankend, ritt ich davon, dem allanziehenden Magnetberge entgegen. Jetzt waren wir am Fuße der letzten Spitze, auf deren Gipfel der Krater sich befindet.

Wir stiegen von den Thieren, ergriffen mächtige Stöcke und folgten jeder unserm Führer, die, Gürtel um den Leib geschlungen, an denen man sich auf den beschwerlichsten Stellen anhalten kann, den Berg zu erklimmen begannen. Das ist nun wirklich ein höchst mühevolles Beginnen. Einmal ist der

Berg ungemein steil, so, daß, wenn nicht das lebhafte Interesse wäre, das er einflößt und das jede andere Betrachtung verschlingt, es Einem manchmal schauerlich zu Muthe werden müßte; dann wird das Klettern selbst noch dadurch sehr beschwerlich, daß man theils auf lockerem Geschiebe fortklimmt, das dem Tritte nachgibt und hinabrollend den Fuß nach sich zieht, theils in Sand und Asche, in der man waten muß bis an die Knöchel, theils endlich auf fester Lava, die durch ihre Zacken und Unebenheiten sehr beschwerlich wird. So klettert man wohl eine Stunde. Ich aber war so begeistert von Dem, was ich sah, daß ich oben auf dem Gipfel mich kräftiger fühlte, als unten am Fuß des Berges. Es war bereits dunkel geworden, als ein uns entgegenwehender schweflichter Dunst uns ankündigte, daß wir uns dem Feuerherde näherten. Zugleich fing der Boden unter unsern Füßen an warm zu werden; denn, da der Lavastrom sich erst vor einigen Tagen geändert und aus der Richtung von Portici sich nach der Gegend von Torre del Greco hingezogen hatte, wandelten wir auf Lava, die nicht älter war als drei Tage, und die erst auf der Oberfläche etwas abgekühlt war, unten aber noch glühte, wie wir leicht durch die tiefen Ritzen sehen konnten, die allenthalben klafften. Man sagte mir, das sei grausenhaft anzusehen, ich fand es nur begeisternd und erhaben. Habe Dank, Natur, daß es ein Land gibt, wo du herausgehst aus deiner Werkeltags-Geschäftigkeit und dich erweisest als Götterbraut und Weltenkönigin, habe Dank! Und mir sei vergönnt, dich von Zeit zu Zeit zu schauen in deiner Majestät, wenn du mich lang genug ermüdet hast in deiner Alltäglichkeit!

Dichter und dichter wurden die Dämpfe, heißer und heißer der Boden, da quoll's rechts hervor wie ein leuchtender Strom, und es war die Lava, die durch eine Seitenöffnung des Berges tief unter dem Krater sich glühend ergoß. Wir darauf hin über Rauch und Qualm. Der feurige Strom hatte sich eine Rinne gebildet aus seiner eigenen gestockten Masse, in dieser Rinne wälzte er sich nun, etwa ellenbreit, weitleuchtend fort. Wie

geschmolzenes, schwerflüssiges Metall war sein langsamer Lauf, der in der Dunkelheit der bereits hereingebrochenen Nacht einen fürchterlich schönen Anblick darbot. Wir traten hinzu, ungeachtet der Hitze, die der im Innern eines Schmelzwerkes gleichkam und den Schweiß am ganzen Körper ausbrechen machte. Die Masse war so hochglühend, daß ein hineingestoßener Stock sich auf der Stelle entzündete, und so zäh und dicht, daß man nicht ohne Mühe tief hineinstechen konnte. Dabei war der Boden so heiß, daß man kaum einige Sekunden auf derselben Stelle stehen konnte und immer den Platz wechseln mußte. Meine Füße waren durch die Sohlen meiner ungewöhnlich starken Stiefel halb gebraten, als wir endlich uns entfernten, nachdem wir vorher sämmtlich allerlei Münzen in herausgeholte Lava getaucht und diese zum Andenken mitgenommen hatten.

Nun galt es, den letzten Aschenhügel zu erklimmen, auf dessen Spitze sich der Krater befindet. Dieser letztere liegt eigentlich, von Portici aus betrachtet, etwas tiefer und wird von einer Spitze gedeckt, die, mit ihm zusammenhängend, ihn überragt. Eine dritte Spitze desselben Lavahügels liegt fast in gleicher Höhe mit dem Krater weiter links.

Wir begannen die oben genannte zweite Spitze zu erklettern, von der man, da sie höher liegt, den Krater übersehen und auch zu demselben hinabsteigen kann. Bis dahin hatte sich der Berg ziemlich ruhig verhalten. Regelmäßige Ausbrüche, von mäßigen Steinwürfen begleitet, die alle größtentheils wieder in den Krater zurückfielen, schienen unserm Unternehmen günstig zu sein. Aber eben, als wir nun hinaufzusteigen begannen, änderte sich die Scene. Nach einer Stille, die länger dauerte, als sonst gewöhnlich, erdonnerte es tief unten, und mit einer hoch emporschlagenden Flamme flogen Hunderte von Steinen nach allen Richtungen durch die Luft. Noch erreichte uns zwar der Wurf der Steine nicht, aber, wenn sie am Hügel niederfielen, sprangen die größten davon in weiten Sätzen den Abhang herunter, so daß man kaum ausweichen konnte und statt auf den Weg immer in

die Luft sehen mußte. Von diesen Steinen, die bis zu unseren Füßen fielen und wohl noch tiefer hinab rollten, waren einige größer als ein Menschenkopf, und nicht etwa ausgebrannte leichte Schlacken, sondern dichte Felstrümmer, die wir kaum mit unseren Stöcken vom Platze fortschieben konnten, dabei so glühend, daß an einem derselben, der Einen von uns beinah am Fuße beschädigt hatte, unsere Führer die Fackeln anzündeten. Diese Ausbrüche wiederholten sich ohne Aufhören, so daß die glühenden Steine allenthalben herumflogen und wir zurückweichen mußten. Zugleich erklärten unsere Führer, daß sie um keinen Preis weiter vorgehen würden, da jeder Schritt todesgefährlich sein könne. Güte und Drohen war vergebens. Da es nun überdieß wirklich Tollkühnheit gewesen wäre, sich in dunkler Nacht auf einem unsichern Wege, Gefahr von unten und oben, dem fortwährenden Steinregen auszusetzen, so blieb nichts übrig, als das Besteigen des Kraters auf einen ruhigern Tag zu verschieben und sich für jetzt mit der Betrachtung der Ausbrüche zu begnügen, zu welchem Ende wir die Spitze links vom Krater bestiegen und nun in das uns gegenüber liegende Flammenmeer hineinsahen, ohne daß die Steinwürfe uns erreichen konnten. Unausgesetzt, als wollte er uns ein Fest geben, fuhr der Berg in seinen Ausbrüchen fort, die mit ungewöhnlicher Stärke jedesmal die ganze Gegend in Flammen setzten und ein Schauspiel darboten, mit dem nichts verglichen werden kann. Nachdem wir eine Stunde uns an der Herrlichkeit geweidet und vergeblich erwartet hatten, daß ein Nachlassen der Ausbrüche uns Gelegenheit verschaffen würde, dennoch den Krater zu besteigen, traten wir unsern Rückweg an, der auf einer andern Seite steilrecht durch Asche und Gerölle geht, in der man ganz eigentlich bis über die Kniee waten muß. Wie wir nun mit großer Beschwerlichkeit beim Scheine der Fackeln hinabglitten, die Hütte des Einsiedlers erreichten, ohne uns aufzuhalten, fortritten, um eilf Uhr Nachts in Portici angelangt, die Bergfahrt eben so, wie wir sie begonnen — mit einem fröhlichen Mahle schlossen

und endlich ziemlich ermüdet nach Neapel zurückkehrten, beut nichts dar, was einer besondern Erinnerung würdig wäre.

Als wir den Vesuv bestiegen, stießen wir auf eine Gesellschaft, die Anfangs weit vor uns voraus war und nun, da wir bessere Kletterer waren, hinter uns zurückblieb. Unsere Führer, selbst Neapolitaner, wiesen hohnlachend auf die Zurückbleibenden, indem sie sagten: è genti neapolitanaccio, non hanno coraggio!

Wir waren zur Revue aufs campo di marte gefahren. Daselbst angelangt, stiegen wir aus und hießen den Miethwagen warten. Die Musterung verspätete sich, und erst nach drei Stunden kehrten wir zum Wagen zurück. Schon von Weitem winkte uns freudig der Kutscher, wie von einer großen Angst befreit. Wir stiegen ein. Siehst du, sagte der Kamerad unseres Kutschers zu diesem, daß die Herren zurückgekommen sind! Du glaubtest schon, sie würden sich fortmachen, ohne zu zahlen! Sind's doch Fremde! Ja, wenn's Neapolitaner gewesen wären! — Was soll man denken, wenn das Volk selbst von sich so urtheilt! — So haben mich ganz unbekannte Leute auf der Straße erinnert, den aus der Tasche heraushängenden Zipfel des Schnupftuches einzustecken, damit es nicht gestohlen werde: es gibt gar schlechte Leute hier, sagten sie.

Der König von Neapel befindet sich in einer komischen Verlegenheit. Er hat zur Zeit seiner höchsten Bedrängniß gelobt, dem heiligen Franz von Padua eine Kirche zu bauen. Kaum nach Neapel zurückgekehrt, fängt er an, auf einem dazu bereiteten Platze, dem königlichen Schlosse gegenüber, das Werk nach einem weitläufigen Plane ausführen zu lassen. Nun wird ihm aber prophezeit, daß der Tag, an dem die Kirche vollendet sein werde, sein Todestag sei. — Was nun thun? — Dem Heiligen das Wort brechen? oder es erfüllen und sterben? — Es wird fortgebaut, durch drei Arbeiter nämlich, so daß der 60jährige

König, was die Vollendung der Kirche betrifft, leicht noch einmal so alt werden kann, als er ist. — Noch ist zu merken, daß diese Kirche von dem Ertrag der Pacht der Hazardspiele gebaut wird. Ein wahrhaft gottgefälliges Werk!

In der hiesigen sehr elenden Kunstausstellung hat eines der bessern Bilder den Besuch des heiligen Franz von Paula in einem Nonnenkloster zum Gegenstande. Nonnen und Zöglinge der Schule umringen den Heiligen, der durch das Frische seiner Züge mich gleich beim ersten Anblick in Erstaunen setzte. Endlich löste man mir das Räthsel. Das Bild stellte eigentlich einen Besuch Murats in dem Kloster vor, und der Maler, besorgt, seine Mühe zu verlieren, übermalte die Figur des Exkönigs und kanonisirte ihn zum Heiligen.

Ich war in der Januariuskirche, um das Wunder der Flüssigmachung des Blutes des Heiligen mit anzusehen. Leider konnte ich an dem eigentlichen Festtage, an dem Tage der Uebertragung der Reliquien nämlich, nicht zugegen sein, wodurch ich den Hauptgenuß, den ersten Eindruck der Sache auf das Volk zu sehen, versäumte. Ich mußte mich daher mit der kirchlichen Feierlichkeit begnügen. In der Kapelle angelangt, fand ich sie weniger voll, als ich bei der allgemeinen Verehrung der Neapolitaner für ihren Heiligen vermuthet hätte. Auf geziemendes Ansuchen bei einem der Bewahrer der Kirche ward mir und mehreren Fremden das Gitter des Altares geöffnet, so daß wir uns auf die Stufen reihen und die ganze Handlung aus der nächsten Nähe betrachten konnten. Während der Messe, die noch nicht zu Ende war, betrachtete ich mir die Kapelle. Geschmacklose Pracht schimmerte rings herum. Eine Unzahl von Heiligenbüsten, durchaus von Silber, die silbernen Stirnen höchst widrig mit farbigen Inseln geziert, stand an den Wänden herum. Auf den Altären, deren größter gleichfalls massives Silber mit erhabenen Figuren war, wechselten silberne Leuchter mit Blumenstöcken,

gleichfalls von Silber, wozu noch silberne ungeheure Kandelaber kamen, so daß das Auge von der Einförmigkeit dieses, matt gearbeitet ohnehin nicht sehr gut in die Augen fallenden Metalles bis zum Ueberdruß ermüdet ward, besonders da der Kunstwerth aller dieser Bildwerke nichts weniger als bedeutend ist. Kostbare Marmorgattungen bedecken die Wände, aber ohne daß die Verzierung irgend einen erfreulichen Anblick gewährte. Endlich war die Messe geendigt, und die Ceremonie ging an. Das Volk, das bisher ruhig gewesen war, gerieth nunmehr mit einem Male in Bewegung. Vorzüglich drängten sich die alten Weiber vor, denen man überall Platz machte, und die, wie man mir sagte, einen Vorrang auch mit Grund ansprechen, da ein altes Weib es war, die das Blut des Heiligen, als er enthauptet ward, im Sand auffing und so den Schatz auf die Nachwelt brachte. Auch schrie ein solches Weib, das durch seine markirte Physiognomie, sowie durch Grimassen und Geschrei während der Ceremonie sich vor allen auszeichnete, als man zögerte, sie vorzulassen: via! via! son parente del Santo! Man brachte nun Blumen und Schmuck, was alles auf dem Altar ausgebreitet wurde. Endlich erschien ein Domherr mit dem Blute des Heiligen. Dieses befindet sich in zwei Phiolen von ungleicher Größe, die wieder beide in einem größern Gefäße eingeschlossen sind, das auf beiden Seiten mit Gläsern versehen ist und an Größe und Gestalt fast unsern Wagenlaternen gleicht. Beim Erscheinen dieses Heiligthums fing das Volk an, unbändig zu schreien, wobei sich besonders die Weiber wie Besessene geberdeten. Das Blut ward in der Mitte eines Blumenstraußes auf dem Altare dem Anblick freigestellt, bis ein paar andere Geistliche die silberne und vergoldete Büste des Heiligen herbeigebracht und gleichfalls auf den Altar hingestellt hatten. Das Bild ward nun seines einfachen Mantels, seiner Bischofsmütze und eines umgehangenen Perlenschmuckes entkleidet und statt dessen in Goldstoff und Edelsteine gehüllt, aus welchen letzteren die Bischofsmütze ganz zusammengesetzt war, indeß eine ungeheure

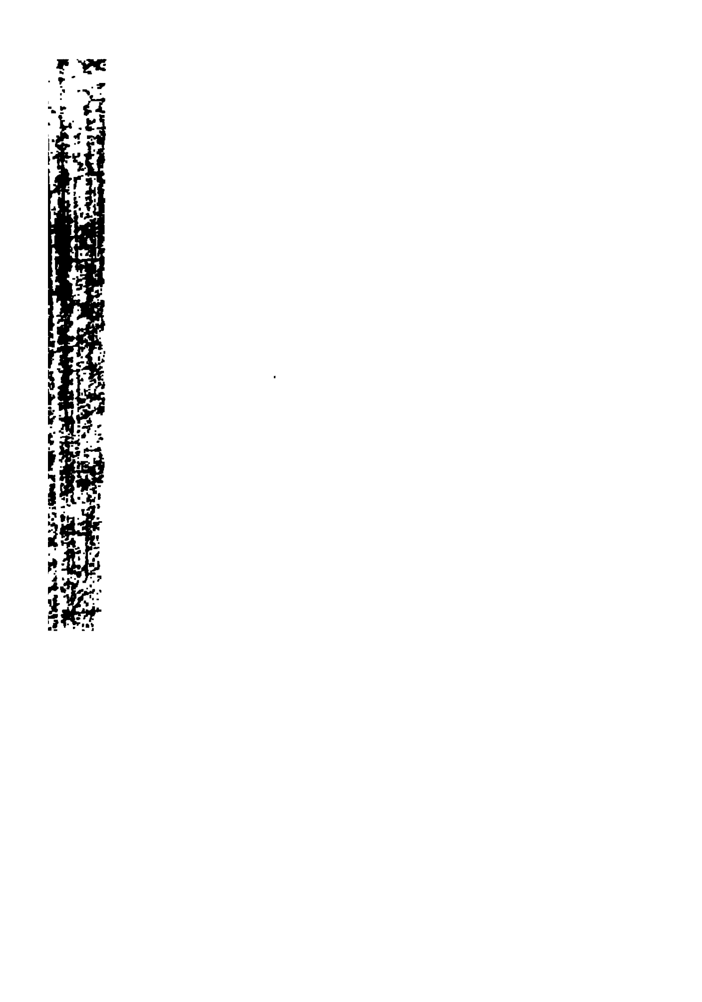
Menge als Halsschmuck, als Sterne und Kreuze von allen Seiten herabhing. Nachdem nun der Heilige im Angesicht seines Blutes hingestellt war, ergriff der Domherr das letztere und zeigte es rings herum, indem er dazu setzte: è duro. Das war es denn auch offenbar. Nach allen Seiten gewendet und geschüttelt, blieb es unverrückt in dem untern Theile der Fläschchen, und soweit war die Sache über alle Kritik. Nun faßte der Fungirende das Gefäß, wobei er den Stiel desselben in der geschlossenen rechten Hand hielt, den Daumen dieser letzteren aber über den untern Rand des Gefäßes an die Seite des Glases legte. Dabei stand er auf einem Schemel, ohne Noth, da schon die Stufen des Altares ihn hinlänglich erhöhten. (Ich konnte den Schemel nicht näher untersuchen, aber ich habe beinahe auf einen Isolierschemel gedacht.)

Nun gingen die Bemühungen an. Der Domherr, das Gefäß, und ein Priester hinter ihm, ein Licht in der Hand haltend, mit dem er manchmal hinleuchtete, den Fortgang der Liquefaction zu beobachten, beteten laut, wobei das Volk schreiend einstimmte, indem es dem Heiligen alle ersinnlichen Schmeicheleien sagte, um ihn zu bewegen. Besonders wiederholten die Weiber immer in dem widerlichen Tone der aufdringlichsten Schmeichelei: o che buono, che bello! womit sie den Heiligen meinten. Ungefähr zehn Minuten waren vorüber, und das Blut bewegte sich noch immer nicht. Das Volk ward lauter, die Geistlichen anscheinend ängstlicher. Mir waren diese Pfaffen interessant. Der Domherr, der das Blut hielt, war ausgelernt. Er machte eine so verzückte Miene, so begeisterte Augen, zitterte so natürlich und wischte sich so eifrig den Angstschweiß von der Stirne, daß man ihn für wahrhaft hätte halten können, hätte ich nicht bemerkt, wie er in der höchsten Extase immer verstohlen nach mir schielte, der ich ihn unverrückt beobachtete, und wie er unter all den Grimassen gewaltsam die Augen zusammendrückte, um eine Thräne herauszupressen, die aber nicht kam, daher er die wegwischte, die nicht da war. Weniger geschickt war sein Assistent, ein

wohlgenährter, feister Pfaffe. Auch er drückte die Augen zusammen und that ängstlich und andächtig, es wollte aber durchaus nicht von Statten gehen, so widerspenstig war sein mit Fett ausgepolstertes, unbewegliches Gesicht. Nur ganz zuletzt, als es zur Traurigkeit durchaus schon zu spät und das Blut schon flüssig geworden war, erpreßte er eine Thräne, mit der im Auge er sich triumphirend gegen die versammelte Menge wandte. Siebenundzwanzig Minuten waren schon vorüber, und das Volk wurde bereits so laut, daß ich das Geschrei beinahe nicht mehr aushalten konnte. Da fingen auf einmal die Gesichter der Priester an, sich zu verklären, das Licht ward hingehalten, und siehe da! das Blut floß. Was das Volk nun trieb, wie es tobte und schrie, davon kann man sich keine Vorstellung machen. Nun ward das Gefäß mit dem Blute im Kreise zum Küssen herumgereicht und jedem Einzelnen besonders gezeigt, nach allen Seiten umgekehrt, vornen und hinten beleuchtet, um nur zu überzeugen, daß das Wunder wirklich geschehen sei. Ueberhaupt war das Betragen dieser Menschen bei der Ceremonie ganz das der Taschenspieler, die vor und nach ihren Kunststücken immer den Aermel und Schooß sehen lassen und aufmerksam machen, daß Alles ohne Betrug abgelaufen sei. Dieses immerwährende Hindeuten auf die Möglichkeit eines Betruges ist überhaupt höchst naiv. Man hat schon früher bemerkt, daß die Flüssigkeit in den Phiolen nicht die Substanz von Blut hat, weil es am Glase nicht anklebt, und so ist es auch. Zudem ward dieses Mal nur die Flüssigkeit in der größern Phiole fließend, die in der kleinern blieb fest, ohne daß Jemand daran ein Arges genommen hätte. Merkwürdig war mir die Toleranz der Neapolitaner bei dieser Gelegenheit. Ich und ein paar Engländer, wir betrachteten die Flaschen mit mehr Neugierde und Mißtrauen als Andacht; aber man zeigte uns das Heiligthum darum nicht minder und unermüdlich, so oft wir es nur verlangten. Il miraculo fu fatto, und Alles verlief sich.

Tagebuch aus dem Jahre 1836.

Paris und London.



In Paris angekommen. Der erste Eindruck keineswegs ein
enehmer. Die alten Straßen düster, schmutzig, erinnern
an die ähnlichen in Neapel. Unmittelbar vor der Stadt
der Koth so tief und so in Klumpen, daß man über ge-
rtes Feld zu fahren schien. Auf der Post abgestiegen. Die
er noch einmal, nun zum dritten Mal visitirt. Mit vieler
he für Hermine einen Fiaker erhalten, indem sie, mit
nem Segen und adieu pour jamais ihren tanzenden Ver-
dten in die Arme fuhr. Ich zu Fuß mit einem Träger
h die Stadt. Meine französischen Reisegesellschafter wohn-
im Hotel de Bretagne. Ich wollte mich auch einmiethen,
, außer au quatrième, kein Zimmer zu haben. Wan-
ng nach Quartier. Ueberall Alles besetzt. Endlich rue
helieu im Hotel de l'Europe ein eigentliches Dachstübchen
nden, das ich vor der Hand bezog, um nur des Weiter-
ens überhoben zu sein. Gewaschen, angekleidet, gefrüh-
t und so, ohne seit drei Nächten geschlafen zu haben,
ittelbar auf die Straße hinaus. Ich hatte keinen Plan
Stadt, keinen Guide de Voyageurs, nahm mir aber
bei dem nächsten Buchhändler im Vorbeigehen Das alles
aufen und so meinen Lauf einzurichten. Es war aber
ntag und viele Gewölbe, namentlich der Buchhändler, ge-
ssen. Ich ging denn so zu, die gerade Straße Richelieu
b. Und es führte mich zum Glück. Auf einem unregel-
igen Platz angekommen, sehe ich rechts ein großes Ge-
e, Menschen, die sich an ein Gitter drängen; Trommeln.
Was ist hier? — Manoeuvre des troupes, Monsieur. —
stand vor den Tuilerien. Der Triumphbogen Napoleons
mir mit den modern gekleideten steinernen Grenadieren

und Musketieren auf dem Simse, die gegen den antiken Styl des Ganzen gar zu sonderbar abstechen. Eine steinerne Bärenmütze ist nicht um ein Haar künstlerischer als der marmorne Hosenträger des Andreas Hofer zu Innsbruck. Ich wollte nicht aus meiner Richtung kommen und ging wieder zurück in die rue Richelieu, die für mich vor der Hand die Lebensader dieses ungeheuren Körpers war. Ich wollte sehen, wohin sie an ihrem andern Ende führte. Ein düsteres Gebäude an der rechten Seite der Straße, Anschlagzettel dabei. Don Juan d'Autriche par Mr. Delavigne. Es war das Théâtre français, und ich wußte nun schon, was ich des Abends zu thun hatte. Gleich daneben ein Eingang, mit Haufen von Aus- und Einströmenden. Ich ging hinein, fest entschlossen, in derselben Richtung wieder zurückzukehren. Ein ungeheurer Hof, daran stoßend eine Art Garten, beide mit bedeckten Arkaden umgeben, die unzählige Buden enthielten.

Est-ce bien le palais Royal? Oui Monsieur. Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieses berühmte Gebäude mir Anfangs kleinlicher vorkam, als ich erwartet hatte. Vielleicht trat ich zuerst in den kleineren Hof, und der erste Eindruck war somit verloren. Da waren denn, troß des Sonntags, all die Hunderte der glänzenden Buden offen, und ich ließ mich zum guten Anfang mit einem Plan von Paris betrügen, an dem nichts neu war, als die Jahrzahl 1836, die man auf das veraltete Zeug eingekratzt hatte.

Am oberen Ende führte meine rue Richelieu (von der ich noch einen zweiten Seitenabstecher auf den Börsenplatz und zum Théâtre de l'opéra comique gemacht hatte) auf den boulevard des Italiens, und nun sah ich denn, was man mit dem Namen Paris eigentlich für ein Ding bezeichnen will. Graben und Kohlmarkt, hundertmal an einander gestückt und zwanzigfach in die Weite gedehnt und zehnfach bevölkert und tausendmal verschönert, würden ungefähr ein Bild dieser Boulevards geben. Die Kaffeehäuser weiß ich (die Größe abgerechnet) mit nichts zu vergleichen, als mit dem Staatswagen, in

dem der Kaiser von Oesterreich am Ostermontage nach St. Stephan fährt. So ging ich denn fort und fort, und ich sog den Eindruck der ungeheuern Stadt in mich ein. Endlich erinnerten mich meine Füße an die drei durchwachten Nächte und an die sechs andern meiner Reise, die von jenen nur durch eine Nacht Schlaf getrennt waren. Ich konnte nicht weiter. Ich schleppte mich in mein Gasthaus, wo ich bis zur Essenszeit (1/2 6 Uhr) meinen plan de Paris studirte. Table d'hôte von wenigstens 20 Schüsseln, von einer Feinheit der Zurichtung, von der man in Wien, aber, die Wahrheit zu sagen, in diesem Grade auch in den meisten andern Pariser Gasthäusern keine Vorstellung hat. Uebrigens ennuyirte ich mich sehr und ließ gern das Dessert im Stiche, um, da es inzwischen 3/4 7 Uhr geworden war, ins Théâtre français zu gehen.

Das Stück wurde zum fünf- oder sechsundsiebenzigsten Male gegeben, und doch mußte man Queue machen, um zur Kasse zu gelangen. Glückliche Theater! Glückliche Autoren! — Ich bewunderte die ungezwungene Grazie eines gemeinen Gendarmen, der mit dazwischen gehaltener Hand eine Barriere bildete und die Zuströmenden nur paarweise zur Kasse ließ. Keine petite maîtresse hätte das artiger thun können. Man respektirte aber auch die nachlässig ausgestreckte Hand, als ob es eine eiserne Barriere gewesen wäre. Endlich war ich im Innern. Ein junger Mann aus der Normandie zeigte mir den Eingang, und bald saßen wir auf den beiden letzten Plätzen, die auf den Bänken des Parterre noch zu haben waren. Das Haus ist groß und schön. Man hört und sieht auf der letzten Bank so gut als auf der ersten. Der Vorhang ging auf, und — ein Gemälde lag vor mir da. Ein Zimmer mit einigen Bücherstellen, dunkel gehalten. Keine Coulissen, keine Soffiten, keine Seitenlampen, keine Einsicht zwischen die Wände; sondern eben ein Zimmer, wie man es in der Wirklichkeit sieht. Weit entfernt, daß man Dasselbe von den Schauspielern sagen könnte. So spricht man nicht im Leben; aber man könnte allenfalls so sprechen. Gilt in der

Oper Gesang zur Musik für Sprache der Leidenschaft, warum nicht auch Gesang ohne Musik oder cadenzirter Rhythmus ohne Gesang? Das ist Alles schärfer und betonter als im Leben, aber man will eben Aufmerksamkeit erregen. Die Wirklichkeit drückt sich mit Recht gemäßigt aus, denn sie hat die Unbestreitbarkeit ihres Wesens für sich; soll die Fiktion nichts thun, um Das, worin sie im Nachtheil steht, auszugleichen? Dazu kommt die Genauigkeit der Schule, die macht, daß nichts vor dem andern hervortritt und Alles, gesteigert, aber harmonisch sich fortbewegt. Es ist, als ob man eine Landschaft durch ein gefärbtes Glas betrachtete. Die Luft flammt, die Bäume rötheln, Alles spielt ins Feurige und Gelbe. Da der Ton aber allem gemeinschaftlich ist, so hat man wenig dagegen einzuwenden. Damit will ich dieser Schule nicht das Wort reden, sondern mir nur begreiflich machen, wie sie wirkt und wirken kann. So viel wenigstens ist gewiß, daß, indeß bei unserer matten Natürlichkeit die Zuseher nach drei Stunden sich bang nach Thür und Ausgängen umsehen, die Leute hier von 7 Uhr bis Mitternacht in immer gesteigerter Erwartung saßen und die Theilnahme eher stieg als sank.

Die Individuen nicht eben bedeutend, bedeutend aber die allen gemeinschaftliche Schule. Der beste vielleicht Firmin, der den Don Juan gab. Er legte etwas Bäurisches in den komischen Theil der Rolle, das kaum darin liegen dürfte, aber zur Individualisirung diente. Mad. Volays, oder wie sie hieß, vortreffliche Momente, aber von der Art, wie sie alle französischen Schauspielerinnen haben. Die Armbewegungen mit dem ganzen Arme machen viele Wirkung. Einmal spuckt sie dem Könige ins Gesicht. Ja, wer Das beschreiben könnte! Das ganze Schimpfliche der Handlung und nichts von dem Ekelhaften. Das Ganze lag bloß in der Bewegung des Kopfes, ohne daß die Lippen dabei etwas zu thun gehabt hätten. Ein einziges Mal machte sie einen jener eigentlichen Natur-Schreie, die ich so sehr hasse. König Philipp sang gar zu sehr, auch sonst nichts Bedeutendes. Don Juan's Erzieher gegen das

Ende zu immer besser. Der Schlechteste Karl V. Wie ein reducirter Dragoner-Offizier, der in einem Kloster das Gnadenbrod genießt et qui s'en moque. Ein junger Laienbruder, Mlle. Anais, recht gut, nur noch mehr hervortretend, als wohl der Dichter selbst wollte, und viel mehr, als die Sache erfordert. Das Stück ist in Prosa, die Schauspieler sprachen aber durchaus, als ob es Verse wären. Von den Dekorationen, dem Künstlerischen in Kostüme, Anordnung, Bewegung und Stellungen (immer mit Ausnahme Karls V.) läßt sich nicht genug Gutes sagen. Das Stück sah sich mitunter an, als ob es etwas Besonderes wäre, was es doch, bei Gott! nicht ist.

Die Aufmerksamkeit des Publikums bis ans Ende (½ 1 nach Mitternacht) bewunderungswürdig, aber eben so merkwürdig die Unzahl von Streitigkeiten, vor Allem wegen der Plätze. Hinter mir forderten sich ein Paar.

Nach Hause. Weniger gut geschlafen, als man nach so vielen durchwachten Nächten hätte glauben sollen.

Montag Morgens hätte gern Manches aufgeschrieben, konnte aber lange weder Tinte noch Papier erhalten. Dann ausgegangen, um Börne aufzusuchen, der rue Lafitte Nr. 44 wohnen soll. Im selben Hause wohnt Herz' Schwester, Mad. Neuwall, an die ich einen Brief hatte. Börne, erfuhr ich, ist aufs Land nach Auteuil. Daher bloß meinen Brief abgegeben. Eine Einladung zum Mittagsessen für Donnerstag erhalten, wo auch Börne gebeten werden wird. Aus dem Hause tretend, bleibt ein Vorübergehender stehen und sieht mich starr an. Ruft fragend meinen Namen aus, gibt mir die Hand. Ich erkenne ihn nicht. Es ist Mr. Brant, ein Engländer, den ich vor Jahren in Wien kennen gelernt. Ein angenehmer Mann, der sehr gut deutsch spricht. Nun ist für Alles gesorgt. Er verspricht, mich in Paris herumzuführen, und da er hört, daß ich später nach London gehe, und es mit meiner Kenntniß des Englischen schlecht steht, verspricht er, mir auch darin unter die Arme zu greifen. Wir machen gleich einen guten Anfang, streichen in den Tuilerien herum,

gehen zum Louvre, dann zurück bis gegen die elysäischen Felder. Endlich führt er mich zum Essen ins Palais Royal, wo bei den deux frères für zwei Franken eine halbe Flasche Wein, Brod, Suppe und vier Gerichte nach Auswahl zu haben sind, nicht aufs Beste, aber doch noch immer gut genug für mäßig wünschende Leute. Mit einer englischen Familie von Brants Bekanntschaft gespeist. Da sie immerfort englisch zwitscherten, wendete ich mich endlich auch mit einer Frage in derselben Sprache an meine Nachbarin, eine der Töchter. Diese gab mir ganz kurz keine Antwort. Ich glaubte, sie hätte mich nicht verstanden, als Mr. Brant sich an den alten Engländer wandte und ihm meine Befürchtung mittheilte, in England nicht verstanden zu werden, was der Mann unter vielen Betheuerungen für ungegründet erklärte. Die Miß hatte daher nur für gut befunden, mir ganz einfach nicht zu antworten.

Nach Tisch mit Brant ins Gymnase dramatique, wo man drei Stücke gab, wovon zwei, jedes von zwei Alten. Ich bewunderte das gute Spiel der Schauspieler in den beiden ersten, l'Intérieur d'un Bureau und Chut! von Scribe, glaube ich; konnte aber, weil man gar zu rasch sprach, Vieles nicht verstehen. Ganz entzückt aber war ich über das letzte Stück: Le gamin de Paris. Daß Bouffé ein vortrefflicher Komiker ist, der den gamin sowohl in den Gassenbübereien mit unübertrefflicher Laune, als in den ernsthaften Scenen höchst wirksam spielt, findet man allenfalls noch in der Ordnung, daß aber auch die Untergeordneten, namentlich Terville den General u. s. w. vortrefflich, daß überhaupt Niemand da schlecht spielt: Das erregt gerechtes Erstaunen.

Dienstag: Meyerbeer besucht mich Morgens. Ein wackerer Mann mit Künstleraugen; nicht aufgeblasen durch seine neuesten Erfolge. Ging dann zum österreichischen Gesandten ins Faubourg St. Germain, den Sitz des Adels. Ein schmutziges Quartier voll Dreck und Hotels, der Gesandte freundlich, ohne Uebermaß. Die Frau kam. Scheint sehr liebenswürdig. Soll

bei ihnen essen. Essen muß der Mensch. Werde erscheinen. Der Gesandte gab mir seine Karte in die Deputirtenkammer, die fünfzig Schritt von seinem Hause im Palais Bourbon ist. Schönes Gebäude. Ein Labyrinth von Eingängen und Couloirs. Das Innere wunderschön, zu hübsch fast. Ein Halbzirkel um den Präsidentenstuhl gezogen, der, prächtig von Bronze, wohl acht Fuß vom Boden erhaben ist. Unter ihm die Rednerbühne mit Aufgängen zu beiden Seiten. Die Bänke und Galerien purpurfarb ausgeschlagen. Gerade dem Präsidenten gegenüber die zwei Bänke der Minister, bloß durch eine goldene Inschrift als solche bezeichnet, sonst in Allem den übrigen gleich, die in Keilen von zwei, drei und vier Sitzen auf Stufen emporlaufen. Unter der Rednerbühne Huissiers in schwarzen Kleidern, Degen an der Seite und goldene Ketten um den Hals. Der Anfang sollte um zwei Uhr sein. Es war aber noch kaum Jemand da. Um halb drei Uhr kam der Präsident, den die Wache mit Trommelwirbel empfing. Dupin ist nicht groß und ziemlich beleibt. Gefärbtes Gesicht, weißes Haar. Ich habe viele Kaufleute gesehen, die so aussehen. Nach und nach kamen auch Deputirte, in Allem wohl Einhundert oder so. Ein Greffier trat auf die Tribüne und las etwas vor. Wahrscheinlich die gestrige Verhandlung. Niemand aber merkte auf. Die Deputirten schwatzten, der Präsident schwatzte, und der Greffier, der das wußte, murmelte nur, fast ohne den Mund zu bewegen. Endlich nahm das Gelese ein Ende. Nun hatte man aber Teufelsmühe, die Deputirten auf ihre Plätze zu bringen. Endlich gelang es, und die Sitzung fing an. Sie war ohne Interesse. Der Gegenstand nicht unwichtig, denn es handelte sich um die Entschädigungen für Privatgüter, die zum Behuf öffentlicher Arbeiten in Anspruch genommen würden. Die Sache wurde aber mit vieler Gleichgültigkeit behandelt. Die Meisten schrieben Briefe oder schwatzten, so daß der Präsident wiederholt klingeln mußte, damit die Redner nur verstanden würden. Alle Reden kurz, mitunter nicht ohne Stottern. Am Besten sprach Einer

der Opposition von seinem Sitze aus. Ziemlich jung mit einer kräftigen hellen Stimme. Von den Ministern, deren Drei zugegen waren, sprachen Zwei. Einmal der Finanzminister d'Argout, von seiner Bank aus, wie es schien, ohne zu überzeugen. Er ist ein übel aussehender, häßlicher Mann, dem die Haare wie ungekämmt vom Kopfe herabhängen. Der Zweite der Minister, der nach der Aehnlichkeit mit dem Porträte mir Montalivet zu sein schien, wollte auch auf seinem Sitze bleiben, man rief ihm aber so lange zu, bis er sich auf die Rednerbühne begab. Merkwürdig die Schnelligkeit, mit der bei Zwischenfragen, die man nur durch Aufstehen von den Bänken entscheidet, die Stimmen gezählt werden. Drei Beamte treten auf die Tribüne, während die Stimmenden sich nur für zwei Sekunden erheben, und schon sind die Zahlen bekannt. Das eigentliche Votiren geschieht durch Kugeln. Zwei Vasen werden zur rechten und linken Seite auf die Rednerbühne gestellt, und die Deputirten gehen nun einer nach dem andern über die Tribüne und werfen die beiden Kugeln, die sie von einem der unter dem Präsidenten sitzenden Beamten erhalten, je eine, in die dort stehenden beiden Vasen. Gegen vier Uhr ward die Sitzung aufgehoben.

Zu Tisch ins Palais royal, Abends zu Brant, wo ich einen jungen Engländer fand. Sie tranken Thee. Ich nahm auch eine Tasse. Wir schwatzten. Gegen neun Uhr ging ich ins Théâtre porte St. Martin, wo man ein gräßliches Stück: Les sept Infants de Lara gab. Mlle. George, einst schön, noch immer edle Züge. Schreit, rast, in den ruhigen Momenten oft wirksam. Das Arrangement gut. Schlecht — Niemand. Ich war erst zum zweiten Akt gekommen und ging um Mitternacht, da eben der fünfte angehen sollte. Habe daher so viel als nichts von der ganzen Handlung verstanden. Nur weiß ich, daß es sehr gräßlich herging. Zwei Gegner, ein Don Gonzalo von hoher Figur, mit schönem kräftigen Organ, und ein hagerer dünnbärtiger Araber erzählten einander, wie sie sich haßten und was sie Lust hätten mit einander vorzunehmen.

Die Mutter der sieben Infanten warf jedem ihrer Söhne insbesondere einen eigenen Mord oder sonst eine Schandthat vor. Der eigentliche Kern aber ging mir verloren. Das Theater übrigens gedrängt voll. Wenig Fremde, fast Alles Eingeborne.

Mittwoch mit Brant die Stadt durchstrichen. Garten der Tuilerien. Nicht groß, aber angenehm, besonders dadurch, daß Jedermann den Garten wie seinen eigenen betrachtet. Die Kinder schlagen den Reifen, andere tanzen im Kreise und singen dazu. So abscheulich hier die Erwachsenen singen, so gut läßt es den Kindern, die überhaupt das Artigste sind, was man sehen kann. Ein weiteres Spiel ist, daß Zwei, oft Erwachsene, eine Schnur schwingen und nun ein so kleines Wesen aufs Graziöseste darüber hin und her hüpft. Alles ist so heiter, und dazu die sonoren Organe und die selbst beim gemeinen Volke elegant markirte Sprachweise.

Die Champs élysées unbedeutend, dafür aber mitten in der Stadt, drei Schritte von Jedermanns Wohnung entfernt. Hierauf über den pont neuf. Statue Heinrichs IV. Wüßte nicht, daß sie mir sonderlich gefallen hätte. Der Kopf des Pferdes gut, das Uebrige scheint mir nicht ausgezeichnet. Notre Dame, etwas schwer, besonders mit dem Straßburger Münster verglichen. Im Innern, wie dieser, ausgeweißt und so verdorben. Die Priester sangen eben eine Art Vesper, von einem Instrumente gleich einem Serpent begleitet, was eine gute Wirkung machte. Ganz weiß gekleidete Chorknaben standen vor ihnen sehr anständig und gemessen in ihren Bewegungen. Die Kirche muß man natürlich wiederholt besehen, Platz des zerstörten erzbischöflichen Palastes. Aufs andere Ufer zurück. Hôtel de Ville. Kleiner, als ich mir's vorgestellt hatte und es einer Stadt wie Paris ziemt.

Für den Abend hatte ich mich mit dem jungen Neuwall ins Théâtre du vaudeville zusammen bestellt. Man gab deux maîtresses, wo eine Mad. Brohan recht gut spielte. Dann Renaude de Caën. Arnal, der Komiker, sehr gut, trocken natürlich. Suzete, ein sehr hübsches Mädchen, mit

dem deutschen Namen L. Mayer. Endlich M. und Mad. Galochard, wo Arnal und die Brohan das Ehepaar aufs Beste darstellten. Ein Bauernmädchen Suzon, die nur zehn Worte zu sagen hatte, von einer Mlle. Josephine so vortrefflich gegeben, als bei uns kaum die ersten Personen im Stande sind. Mir entgeht übrigens zu viel in diesen Stücken, als daß sie mir nicht mitunter lange Weile machen sollten. Die angestrengte Aufmerksamkeit ermüdet mich unendlich.

Schlecht geschlafen. Als ich vor Tag erwachte, war mir wie Einem zu Muthe, dem eine große Krankheit bevorsteht. Das Zimmer drehte sich mit mir. Ich suchte eine Weile vergebens nach dem Puls. Machte mir doch ein wenig bange. Aufs Frühstück ward es übrigens besser. Ich bin ein solches Jagen und Hetzen nicht gewohnt. Will mich mehr schonen und zum Frühstück die Butter weglassen, die mir nicht bekommt.

Zu Brant. Wir lesen englisch. Beschließen, in den jardin des plantes zu gehen. Es beginnt zu regnen. Machen einen Gang durch ein paar Straßen. Der immer stärkere Regen zwingt uns, umzukehren. Gehe nach Hause und fange an, diese Erinnerungsbehelfe niederzuschreiben.

Mittags bei Neuwall. Treffe Börne. Den Witz sieht man dem Manne wohl an, kaum aber die Gewalt, am Wenigsten die Ausgelassenheit. Ich hatte mich herzlich auf ihn gefreut. In der Art wollte es sich nicht recht geben, wozu wohl auch die größere Gesellschaft beitrug. Ein Doktor David aus Kopenhagen, mit seiner Frau, der mir kaum gefiel. Soll wegen Liberalismus halb verbannt sein. Ein Herr Leidesdorf aus Kopenhagen. Scheint ein gescheiter Mensch. Brant. Ein paar Unbekannte. Gutes Diner, schlechter Champagner. Der Sohn vom Hause gefällt mir recht wohl. Abends mit dem Hauswirthe zu einer deutschen Familie Valentin, oder wie sie heißen. Kruschmann aus Berlin. Den angenehmen Liedersänger dort getroffen. Im Uebrigen bleiben sich die Deutschen aller Orten gleich. Man muß mit ihnen in einem herzlichen Verhältnisse

stehen, um sie nicht abgeschmackt zu finden. Ich war sehr müde und daher froh, als ich fort kam.

Freitag, den 15. April. Kamen Morgens ein paar junge Schweden zu mir, die ich in Wien kennen gelernt und gestern bei Tisch im Palais royal wieder gefunden hatte. Beschlossen, Abends zusammen in die Oper zu gehen, wo man den zweiten Akt der Oper Wilhelm Tell und ein Ballet: La revolte au serail gibt. Ging zu Geymüllers Tochter, die als Frau des Grafen Kielmannsegge, hannoverischen Gesandten, hier lebt. War nicht zu Hause, d. h. ließ sich verleugnen. Die Gans mag warten bis ich wieder komme. That es ohnehin bloß, um dem Vater bei meiner Rückkunft sagen zu können, ich hätte sie besucht. Kam mir manches Widerliche aus den Verhältnissen in meiner Vaterstadt ins Gedächtniß. War verstimmt. Wollte eine historische Tour, allein, machen. Den Platz der Bastille, den Temple sehen. Verfehlte die Direktion und ging bis an die Champs élysées, ehe ich meinen Irrthum gewahr wurde. Umgekehrt und in der entgegengesetzten Richtung die Seine hinaufgewandelt. Man kann sich nichts Malerischeres denken, als den Anblick von Paris, von den Brücken und Quais aus. Konnte den Platz der Bastille vor Müdigkeit nicht erreichen. In einem Omnibus zurückgekehrt. Schnell ist diese Gelegenheit nicht, da alle zehn Schritte der Wagen anhält, um Jemanden ein oder aus zu lassen. Für weite Entfernungen und müde Beine haben sie ihr Gutes. Mittagsessen mit meinen Schweden. Abends in die Oper.

Der Saal prächtig und geschmackvoll zugleich. Es ist schon ein Schauspiel, nur ihn zu sehen. Roth mit Gold. Vier Reihen Galerien, in äußerst angenehmen Krümmungen. Das Orchester vortrefflich. Die Ouverture ging, wie man bei uns keine Vorstellung hat, bis auf das letzte Presto, wo, wie überall, die Violinen zu wenig hervortraten. Sänger: Mad. Dorus, sehr gut, Stimme und Ausbildung. Tenor, Lafont, wenig Klang, eine Art Binder, mit besseren Formen. Tell, Derivis, unangenehm. Serda, tiefer Baß, mit einem An-

klang von Strohbaß. Das berühmte Terzett gefiel mir in Wien viel besser. Der Chor wird häufig von den Instrumenten übertäubt, die Rütliscene auch im Arrangement nicht vorzüglich.

Das Ballet, schlechte Erfindung von Taglioni. Die Tänzerinnen kamen mir unbedeutend vor. Ein Mr. Albert gefiel mir. Die Chortänze viel besser als bei uns. Dekoration und Kostüme sehr gut, ohne außerordentlich zu sein. Erstere gefielen mir im Théâtre français weit besser. Im Anfang des zweiten Aktes das Innere des Serails, wo die Mädchen in einem Bassin baden, eigentlich reizend. Sonst dummes Zeug und Langeweile.

Sonnabend, den 16. Meine Hypochondrie kömmt wieder. Fürchte, diese Reise umsonst gemacht zu haben. Der Gedanke, nach Hause zurückzukehren, macht mich schaudern, und doch fühle ich, daß ich hier nichts zu thun habe. Courage, mon ami!

Mein Zimmer ist unbehaglich. Feuer im Kamin wäre mir recht angenehm. Aber das Anmachen, das Unterhalten, das Ab- und Zulaufen der Dienstleute wäre mir zuwider. Daher mag es nur kalt bleiben. Es geht mir damit, wie mit der Gesellschaft von Paris. Ich möchte sie wohl kennen lernen, habe auch Empfehlungsbriefe im Portefeuille, die alle Thüren öffnen würden, kann mich aber nicht entschließen, mich der damit verbundenen gêne zu unterziehen. Auch ist mir die französische Sprache zu wenig geläufig, um im Gespräch über der Schwierigkeit des Wie, des Was nur einigermaßen froh zu werden. Meyerbeer hatte sich sehr empressirt gezeigt, jetzt bekomme ich ihn nicht mehr zu sehen. Ich war zwei Mal bei ihm, ohne ihn zu treffen. Thalberg, der Klavierspieler, versprach mir eine Karte in sein heutiges Concert. Er hat bis jetzt nicht Wort gehalten. Es wird wohl unmöglich gewesen sein.

Ich bin für die Gesellschaft verdorben. Ich kann mit Niemand sprechen, an dem ich keinen Herzensantheil nehme.

Es unterhält mich mehr, einem Redlichen stumm gegenüber zu sitzen, als mit einem Zweifelhaften noch so geistreich zu conversiren. Brant gefällt mir erst, seit ich einen Zug von ihm gehört habe, der ihn als Ehrenmann charakterisirt.

Bin heute mit ihm in der Stadt herumgeschlendert. Pantheon. Prachtvolles Gebäude, wunderlicherweise ganz leer. In den Souterrains höchst widerlich die Sarkophage einiger grands hommes aufgeschichtet, die Niemand kennt. Ich dachte mir die Monumente in der Kirche selbst. Rousseau's erstes Grabmal. Voltaire's Bildsäule. Charakteristisch liegt der Eine, und der Andere steht. Die Kuppel bestiegen. Unangenehme Empfindung beim Emporsteigen. Seit mich vor Jahren auf dem Tischberge bei Gastein der Schwindel so heftig ergriff, machen alle Höhen mir einen beängstigenden Eindruck. Ungeheure Aussicht. Doch sollte man eigentlich gar nie die Gränzen eines großen Gegenstandes zu sehen begehren. Paris ist größer, wenn man seine endlosen Gassen durchwandert, als wenn man die Massen Stein und Kalk vom Pantheon aus überschaut.

Jardin des plantes. Der Schönbrunner Garten besser gehalten. Den Werth der Pflanzen verstehe ich nicht. Der Pariser Garten unendlich reicher an Thieren, in weiteren, luftigeren Räumen aufbewahrt. Die interessantesten waren verschlossen. Ein Bison-Ochse merkwürdig. Das Vordertheil mit dem Kopfe ungeheuer, das Hintertheil schwach.

Ueber die place de la Bastille zurückgekehrt. Bizarre Idee des Elephanten als Springbrunnen. Noch nicht vollendet. Boulevard du temple. Reise bis zum Mittelpunkte der Stadt. Mit Brant in einer Restauration nach englischer Art eingekehrt, wo man für beinahe nichts wirklich nichts erhält. Mein Magen fordert tüchtigere Mahlzeiten. Die Stadt durchwandert, die sich bei Nachtbeleuchtung feenhaft ausnimmt. Vor Allem die mit Glas bedeckten Passagen, rue Vivienne, die einer einzigen ungeheuren Lampe gleicht oder einem Krystallpalaste, von Feuergeistern bewohnt. Die Boulevards

deten aber nur an seinen Romanen Theil nehmen. Woher
aber die vielen Auflagen seiner Dramen?
Abends mit Many ins Théâtre porte St. Martin, um die
ezia Borgia zu sehen, die man dort zugleich mit einem
piel von zwei Akten und der tour de Nesle von fünf
gibt, zusammen als zwölf Aufzüge. Zum Schluß der
de Nesle gekommen, wo die zwei Hauptschauspieler ein
ul vollbrachten, wie Wölfe im Winter.
Lucrezia Borgia, die schlechteste Vorstellung, die ich hier
gesehen. Kein Schauspieler seiner Rolle gewachsen. Die
ge ein widerliches Weibsbild. Das Stück ist gewiß nicht
wenn es aber Tieck so de haut en bas traktirt, so sollte
ch vorher erforscht haben, ob er im Stande sei, eine
ge Scene davon zu schreiben. Es hat große Schönheiten,
mit einigen Aenderungen, wozu besonders das unkünst-
he Wiederkehren derselben Vergiftungs- und Entgiftungs-
icklung gehört, könnte ein, wenn auch nicht in jeder Hin-
befriedigendes, doch höchst achtbares Werk daraus gemacht
en. Die reine, unschuldige Haltung des Gennaro ist ein
terstück. Die Figur des Herzogs; die Scene zwischen den
n Ehegatten. Dazu die eigentliche Sprache der Leiden-
. Ich wüßte Niemand in Deutschland, der das machen
e. Bei dieser Aufführung ging aber Alles verloren.
r die äußere Anordnung, mit Ausnahme des letzten
tmahles, schlecht. Der Calembourg mit dem Orgia fand
ner Bicoque statt, die unmöglich für das Portal eines
ichen Palastes gelten konnte. Ebenso das Arrangement
herzoglichen Zimmers ganz gegen die Absicht des Ver-
s. Oder wenn er es so gemeint, so habe ich ihm mehr
tasie zugetraut, als er hat. Die Tischscene im letzten Akt
efflich. So was können sie nur in Frankreich. Wie
risch, wie natürlich. Und wenn dann die Lichter aus-
cht werden, welche wunderliche Beleuchtung waltet dann
dem Ganzen. Die Todtenchöre, Mönche und Särge,
so wirkungslos, als ich sie mir beim Lesen vorgestellt

hatte. Hier einer von den wenigen Fällen, wo das Theatralische und Dramatische von einander abweicht. Dramatisch läßt sich nichts dagegen einwenden. Es ist übrigens die Frage, ob es sich denn doch nicht auch darstellen ließe.

Vor dem Ende fortgegangen, es war $^3/_4$ auf 1 Uhr. Das Publikum benahm sich, besonders während der Zwischenakte, ziemlich unanständig. Man pfiff, krähte, heulte. Liebespaare in den höhern Logen wurden mit dem Finger bezeichnet, ausgelacht, aufgefordert, sich näher zu rücken. Besonders unterhielt es die oberste Galerie, kleine Papierchen wie Schneeflocken herabregnen zu lassen. Bedenkt man aber, daß die Leute von 6 bis 1 Uhr dasaßen, so muß man ihnen schon einige Aufheiterung zu Gute halten.

Montag. Die französische Dame von gestern hatte mir eine Karte in die Deputirtenkammer versprochen, wo eine interessante Sitzung sein sollte. Der junge Neuwall brachte sie mir. Ging daher schon bald nach 12 Uhr dahin, um nichts zu versäumen und Platz zu finden. Vorher auf die Post, um nach Briefen zu sehen. Nichts. — — Bis zu diesem Grade der Vereinsamung habe ich es gebracht.

In der Kammer war noch Niemand, als Zuseher. Kaum hatten sich noch 3 bis 4 Deputirte versammelt, als Trommelwirbel schon die Ankunft des Präsidenten verkündeten. Ein Mann von nicht viel mehr als 40 Jahren, schlank, groß, mit dunkeln Haaren, bis auf die höhere Statur ein wenig dem Kriegsagenten Dembscher in Wien gleichend, setzte sich auf den erhabenen Stuhl. Da er in nichts dem Präsidenten von neulich glich, fragte ich. Es war Dupin, Jener nur ein remplaçant, vielleicht der Vicepräsident. Dupin gefiel mir sehr. Durch nichts in Verlegenheit zu bringen, wohl gar mit einem bon mot antwortend, nachlässig, überlegen, wie zu Hause. Er hatte das weiße Schnupftuch in der Brusttasche stecken, welchen Achtungsverstoß der Zerstreuung er mit einer, wie mir vorkam, nicht ganz unaffektirten Hast verbesserte. Uebrigens schnitt er ein Buch auf und las, auch während

ines großen Theils der Verhandlungen. Als er citirte Para-
raphe laut vorlesen sollte, verfehlte er Seite und Absatz und
is ganz was Anderes, worauf er von allen Seiten zurecht
ewiesen wurde, was ihn aber gar nicht genirte. Ruhig las
: von Neuem; wieder was Falsches; wieder unterbrochen,
is er endlich das Rechte fand. Die Verhandlung, die den
olltarif betraf, sollte, wie gesagt, interessant werden; die
ampfhähne wollten aber nicht recht beißen. Ein Artikel,
enn mir recht ist, über die Foulardtücher, wurde zum Theil
erschoben. Ueber die Havannah-Cigarren fing man an, sich
i erwärmen, aber das Centrum mit seinem immerwährenden
ux voix! unterbrach Alles, und man bekam keine größere
ede zu hören, als die eines unglücklichen Deputirten, der
i Gunsten der minderen Zollsätze sprach, aber so langweilig,
aß die Uebrigen spazierten, diskurirten, lachten. Anfangs
hellte der Präsident einmal mit der Glocke, und der Huissier
ef mit Stentorstimme: Silence Messieurs! Dann aber über-
eß er auch den armen Teufel seinem Schicksale, und er voll-
ndete seine Rede während eines Lärmens, der nicht geringer
ar, als der auf dem Michaelsplatz nach Beendigung des
urgtheaters. Unmittelbar auf ihn kam ein Mann mit
inem Faungesichte, der einige Späße über die Langweiligkeit
er Rede seines Vorgängers machte, was Anfangs gut auf-
enommen wurde; als er aber weiter fortfuhr, erging es ihm
icht viel besser, man conversirte wie vorher, nur daß er,
ei einem kräftigen Organe, doch auch einer der Mitredenden
lieb. Von den Ministern sprach d'Argout, der es mit einer
lrt Superiorität, ja Schärfe that und sich wie verweisend
msah, wenn er gestört wurde. Sehr gefiel mir der Handels-
ninister Passy, ein großer hagerer Mann, nicht alt, mit
ahlem Kopfe. Er spricht gut, ohne Lebhaftigkeit, aber wie
s scheint, bündig und überzeugend. Ungefähr in derselben
lrt, obgleich gewiß besser, würde bei uns Baron Pillersdorff
prechen. In der Frage über den Zollsatz des Mahagoni-
olzes bestieg er gewiß fünfmal die Bühne, um den Gegnern

zu antworten. Der Hauptgegner, der eigentliche diabolus rotae, war ein junger Mann, den ich nach seinem Sitze für de Sade halten muß. Er scheint der Rapporteur des Ausschusses der Kammer gewesen zu sein, und ihm lag ob, al[s] die Aenderungsvorschläge zu vertheidigen, die diese Commission gegen die Anträge der Regierung gemacht hatte. Das that er denn recht klug und verständig, mit Beredtsamkeit und Lebhaftigkeit. Er sprach wohl zwölfmal gegen die Minister und ihre Redner. Es war aber Alles umsonst. Die Anträge der Regierung wurden durchweg angenommen.

Ich ging vor der Ballotirung und kam erst um sechs Uhr zu Tische. Meine Schweden sagten mir, daß im théâtre du palais royal ein paar gute Stücke gegeben würden. Wir gingen hin. Acteon, eine Art Parodie, wo Chiron als Pferdemensch mit dem Regenschirm unter dem Arme vorkömmt. Die Hauptrolle spielt ein Herr Alcida recht gut. Das Theater ist wegen seiner derben Späße bekannt. Einer der besten, daß, als Acteon fragt, ob er (Chiron) schon einen Jäger (chasseur) mit Hörnern gesehen habe, dieser antwortet: er glaube, bei der Nationalgarde. Eine der Albernheiten Chirons fertigt Acteon damit ab: jetzt habe sich einmal wieder seine partie de derrière geltend gemacht. Hierauf zwei Akte von les chansons de Desaugiers, wo Levassor und Mad. Dejazet in verschiedenen Verkleidungen auftreten. Ersterer als Engländer, Milord Dov, recht gut. Ich habe eine ähnliche Figur aber von Alexander viel besser gesehen. Die Dejazet als Postillon wollte mich nicht recht ansprechen. Im Anfange des zweiten Aktes liegen die Beiden, als Herr und Madame Denis, in zwei Himmelbetten, wo es denn an Zoten nicht fehlt, ohne daß ich dabei einen sonderlichen Spaß entdeckt hätte. L'enfant du Faubourg, das Stück en vogue, ist eine schlechte Nachahmung des Gamin de Paris. Levassor spielt den ersten Akt als Taugenichts, recht gut, dann verschlechtert er sich zugleich mit dem Stücke. Zuletzt stirbt er als Galeerensklave, von seinen eigenen Kameraden ermordet,

was mich höchlich überraschte, da, wenn in dem Stücke irgend ein Sinn wäre, es ihm nach seiner Besserung eher besser, als schlimmer hätte ergehen müssen. Ich wartete das letzte Stück Coliche nicht ab. Das Theater ist sehr klein, kleiner als unser Leopoldstädter. Im Nachhausegehen verfehlte ich den rechten Ausgang des palais royal, irrte eine Weile herum und fühlte alle Anzeichen einer Verkühlung, als ich mich, seit Langem zum ersten Mal, vor Mitternacht zu Bette legte.

Dienstag, 19. April. Sehr schlechte Nacht zugebracht. Meine Gesundheit leidet sichtlich unter dem Andrange so vieler Gegenstände und Neuigkeiten. Wäre doch höchst unangenehm, hier krank zu werden. Doch ich kann meiner Natur schon etwas zutrauen. Besonders die Verdauung schlecht, obschon ich wenig esse. Nur einmal des Tags und da, außer Suppe, ein Stückchen Rindfleisch, eine Cotelette, eine Obstspeise und irgend ein Nichts als Dessert. Hartleibigkeit meine gewöhnliche Krankheit.

Muß heute beim Gesandten speisen. Aergere mich jetzt schon darüber.

Mit Brant zum Kirchhofe des père la chaise. Ich bin ein guter Fußgänger, Brant geht mich aber doch in Grund und Boden. Er will von Fiakre oder Omnibus nichts wissen, und so geht es denn zu Fuß in diesen ungeheuern Entfernungen. Der Kirchhof wunderschön. Es gibt nirgends etwas dem Aehnliches. Ein fortgesetzter Hain mit Grabmälern, einige mit Gärtchen, Blumenstöcken, alle mit Kränzen von Immortellen. Obgleich die Rührung, die der letztere Schmuck erregt, etwas dadurch vermindert wird, daß diese Kränze auf allen Zugängen schon fertig zu Hunderten verkauft werden, so zeigt es doch immer Aufmerksamkeit der Angehörigen. Grabmal Abailards und Heloisens mit den ganzen Figuren Beider, liegend unter einem gothischen Baldachin-Gewölbe. Heloise, schöne Züge. Heloise! — Sanct Anna sitzt im Nest und brütet Heloisen.

Mittags beim Gesandten gegessen. Gut empfangen. Niemand da, als die Familie. Doch einige Aufhorchereien, ob

man mit Börne und Heine schon gesprochen. Die Ministerin den Börne gelobt. Heißt das, wenn nicht — obschon. Ich finde es natürlich. Habe nun mein Futter. Werde nicht leicht wieder hingehen. Die Frau habe ich mir natürlicher, herzlicher vorgestellt. Die Söhne benahmen sich, als ob ich eben aus China angelangt. Die Ministerin zeigte ihren Wunsch, mich öfter zu sehen, wenn nur dem Fremden in Paris seine Augenblicke nicht so kostbar wären, in welche Wahrheit ich herzlich einstimmte. Der Minister meinte, zu dem tanzenden Frühstück, das er am 3. Mai geben wolle, müsse ich denn doch kommen. Allerdings. Mögen leicht zu den Besten einer schlechten Gattung gehören. Mir ist, als witterte ich etwas Uriasartiges bei meinen hiesigen Landsleuten, mit Ausnahme der Familie Neuwall. Gut, gut! Wird sich ja aufklären. Oder auch nicht. Die Straßen von Paris können sie mir doch nicht wegnehmen und die Theater auch nicht.

Des Abends mir Ruhe gegönnt. In einem Lesekabinet zum ersten Mal seit drei Wochen die Zeitungen gelesen. Nichts Neues gefunden. In Spanien die alte Trägheit. Um ½11 Uhr nach Hause. Will mich ausschlafen.

Mittwoch, 20. Gut geschlafen. Heiterer aufgestanden bis auf eine Unbehaglichkeit des Magens, die gewöhnlich bis 1, 2 Uhr steigt, sich dann vermindert und nach dem Essen ganz verschwindet.

Um zwölf Uhr zu Börne. Den Wagen nach Auteuil versäumt, mit einem elenden Cabriolet hinausgefahren. Die Gegend außer der Barriere von Passy recht hübsch. Die Bäume in voller Blüthe. Habe zum ersten Male den Frühling empfunden.

Traf Börne allein. Er hatte eben ein Schläfchen gemacht und mußte sich erst finden. Er wohnt sehr hübsch da draußen. Mehrere Zimmer sehr gut möblirt, eigene Bedienten. Ich freue mich, daß er so viel hat, um leben zu können, sonst würde es ihm bei allen diesen Censur-Verboten übel ergehen. Kamen eben ins Gespräch, als zwei Herren angemeldet hereintraten, die mir Börne als deutsche Verbannte, ehemalige

lnbaierische Deputirte vorstellte. Die Namen habe ich ver-
sen. Das Gespräch wendete sich um staatsrechtliche Fragen,
litik, Literatur. Wunderte mich, wie dieser eigentlich ge-
ite Mensch sich noch immer in dem Kreise von Bestre-
ngen herumtreiben mag, die mit der letzten Spur der Mög-
keit gewissermaßen ihren Gegenstand verloren haben. Börne
int übrigens mit den übrigen deutschen Malcontenten darin
Streit zu sein, daß ihm, bis auf das System der Regie-
g, das französische Wesen gefällt, indeß diese, in ächt-
tscher Verblendetheit, ihren Landsleuten das Uebernatür-
ste zutrauen und von den Franzosen als einem höchst un-
dlichen Volke reden. Der Eine der beiden Männer dauerte
h wirklich, so angegriffen war er, so bitterer Ernst schien
ihm. Arme Teufel! Ich wette drauf, es sind ehrliche
nner, seien sie nun erleuchtet oder verblendet. Man sprach
igens mehr von französischen als deutschen Zuständen. Börne
en die politische Wendung nicht angenehm, entweder weil
mir doch nicht ganz traute, oder mich nicht für voll nahm,
ich gleich von vorn herein meine gemäßigten Gesinnungen
tlich erklärte. Er fragte mich, ob ich für den Mittag ge-
en sei, was ich bejahte, theils weil ich heimische Klagen
ug auf dem Herzen habe und keinen Beruf fühlte, sie
n offenherzig machenden Glase Wein an Uebertriebene ge-
gen zu lassen, theils weil ein Besuch bei Börne schon Stoff
ug für einen Gesandtschaftsbericht ist, ein Mittagmahl aber
, und noch dazu in solcher Gesellschaft, ohne Zweifel die
l der sieben Todsünden um eine achte vermehren würde.
Ich weiß wohl, daß ich Unrecht habe. Die Gemäßigten
den weder geliebt noch gefürchtet, stehen daher von allen
ten schlecht. Sei's! Ich hege auch weder Furcht noch Liebe,
stens Mitleid und Verachtung.
Mittags im Palais royal. Abends in der Oper La Juive
Halevy. Die Musik großentheils blinder Lärm, bis auf
ge choralmäßige Chöre, die wirklich schön sind. Von den
ngern die Weiber Dorus und Falcon gut, die Männer

unangenehm. Lafont ungefähr wie neulich. Nourrit ein hiesiger Liebling, hohe Halsstimme ohne eigentlichen Klang, nur wirksam, wo er schreit. Serda, schnurrender Baß, aber ausgiebig, wirksam. Nur singt er gern noch um ein paar Töne tiefer, als seine tiefe Stimme reicht. Das Ganze ohne Interesse. Aber welche äußere Ausstattung: die Dekorationen Wirklichkeiten, oder nein: Bilder. Dadurch unterscheidet sich die französische Dekorationsmalerei von der der übrigen Nationen, daß letztere die Gegenstände der Wahrheit gemäß abbilden und nun dem Zufall überlassen, ob das unwahre Lampenlicht, die Gruppirung und Bekleidung der Figuren die Wirkung steigern, stören oder aufheben werden. Hier aber malt man das Licht, die Steigerung und Abschwächung, das Wesentliche und die Beiläufigkeit gleich von vorneher in die Dekoration hinein; da man der leidigen Allseitigkeit der Lampenbeleuchtung nicht los werden kann, so wird in den Gruppen Licht und Schatten durch helle und dunkle Farbe der Bekleidung ausgedrückt. So entstehen eigentliche Bilder, von deren Wirkung man bei uns keine Vorstellung hat. Der Marktplatz einer Reichsstadt gleich beim Aufziehen des Vorhangs, eine Kirche im Vordergrunde, dunkel gehalten mit stehenden und knieenden Gruppen. Gegenüber Männer auf Barrieren, Eckfteinen sitzend, mit den Füßen schlenkernd, stehend, liegend, Straßenjungen. Im Hintergrunde, perspektivisch sich emporhebend, gewappnete Männer, die Harnische graulich glänzend, um nicht zu sehr vorzutreten. Dazu aus der Kirche Orgeltöne, Chorgesang, Frauen, die mit schlepptragenden Pagen in die Messe gehen. Der Kardinal erscheint auf den Stufen. Man muß das gesehen haben. Ich glaube Phantasie zu haben. Hier zum ersten Male in meinem Leben habe ich ein theatralisches Arrangement gesehen. Der Einzug des Kaisers. Pferde. Prächtig. Bei uns ist derlei Spielerei, hier nicht, weil es die Wirkung des Ganzen erhöht. Tänze eingeflochten, nicht eingezwängt. Die Kostüme von einer Pracht, die ärgerlich wäre, wenn sie ihren Zweck nicht so vollständig erfüllten; von einer Genauig-

keit, die ans Absurde streift, durch die Großartigkeit des Ganzen aber nur noch als volle Wahrheit wirkt. Dazu die Geschicklichkeit all dieser Leute. Nichts, was stört. Keiner geht, sitzt wie der Andere, Alles künstlerisch geordnet und natürlich aufgefaßt und wieder gegeben. Alle Ehre den Künstlern unserer Theater, aber unsere Bühnen sind elende Marktbuden im Vergleich dieser Wirkungen. Hier kann ein Mann von Phantasie und Geschmack einer Vorstellung beiwohnen. Die Dekoration des letzten Aktes war schlecht.

Das Haus gedrängt voll, der Beifall groß. Die Leute meinten, es wäre die Oper, was ihnen gefiel.

Donnerstag, den 21. April. Ziemlich gute Nacht. Die Gesundheit bessert sich. Nur gar so wenig Besinnung. Kann man ein Greis und ein Knabe zugleich sein, indeß man das Mittlere zwischen beiden sein sollte: ein Mann.

Mit Brant englisch gelesen. Wie es mir in England mit der Sprache gehen wird, weiß vor der Hand Gott allein. Ich habe mich geflissentlich in diese Reise geworfen, wie ein Nichtschwimmer ins Wasser, die Noth sollte die Bewegungen von selbst lehren. Ertrunken bin ich vor der Hand auch wirklich noch nicht, aber Wasser habe ich in Mund und Nase bekommen teufelmäßig, und wer weiß, was noch kommt?

Soll ich die Schuld auf Mangel an Charakter schieben? Kein wirkliches Unglück, keine eigentliche Gefahr hat mich noch unmännlich gefunden. Aber diese kleinen ennuys, diese immer wiederkehrenden Plackereien matten mich auf eine Art ab, daß ich dagegen durchaus nicht aushalten kann. Das eigentliche Unglück ist, daß ich das Fehlerhafte, das Absurde meiner Stimmungen und Eigenthümlichkeiten völlig einsehe und mir alle Mühe gebe . . . .

Bin hier im Schreiben durch Hagberg unterbrochen worden und konnte den ganzen Tag nicht wieder dazu kommen. Jetzt da ich mich wieder dazu hinsetze, habe ich die merkwürdigen Ereignisse rein vergessen. Weiß nur noch, daß ich die Kirche St. Eustach besah, dieselbe, die Ludwig der Vierzehnte aus

einer gothischen in eine haarbeutelmäßige so glücklich verballhornen ließ. Die Reste noch immer schön. Die Halle aux blés gesehen mit der riesenmäßigen Dachkuppel. Merkwürdiges Echo in der Mitte, das trotz der ungeheuern Entfernung des Daches jedes gesagte Wort wiederholt, beinahe ehe man's zu Ende gesprochen. Ich finde die natürlichen Erklärungen der natürlichen Dinge äußerst unnatürlich.

Großer Marktplatz, schmutziger als irgend etwas bei uns. Dames de la Halle. Die sehen eher nach einer Revolution von 1830, als nach der von 1792 aus. Gott ist mächtig in den Schwachen. Heißt das: Gott in Frankreich. Was sonst geschah, deckt die Nacht des Vergessens.

Mittags bei Neuwall. Nach Tische waren wir schon im besten Zuge, uns gegenseitig zu ennuyiren, da erklärte ich, ins Theater gehen zu wollen.

Ging in die Variétés. Kam zum dritten Akte eines fünfaktigen Drama le Marquis de Brunoy. Verstand daher nicht viel von der Verwicklung. Frédéric Lemaitre spielte die Hauptrolle sehr gut, bis auf eine Art Wahnsinn zum Schluß, was sich nicht recht geben wollte. Ueberhaupt alle Schauspieler recht gut. Was müßte man einer deutschen Truppe anbieten, damit sie sich eine solche Treue des Kostümes gefallen ließe, wie man sie hier täglich auf dem Theater sieht. Gepuderte Frisuren, Reifröcke, Haarbeutel.

Zum Schluß ma femme et mon parapluie. Ein Klavierstimmer, dem man beide diese Einrichtungsstücke entführt, der um beide ungefähr in gleichem Maße trauert und in seinen Klagen sie ewig vermischt und verwechselt. Vernet, der ihn spielte, vortrefflich. Das ist der Unterschied zwischen unsern Wiener Komikern und den hiesigen, daß erstere immer mehr oder weniger Possenreißer sind, d. h. Späße aus freier Hand einmischen, indeß die Pariser für ihre Komik immer bloß den Charakter und die Situation ausbeuten. Einer, der plötzlich ins Theater einträte, ließe sich gar nicht einfallen, daß Vernet der Komiker des Stückes sei, bis er nach und nach aus der

Wirkung es bemerkte. Nicht einmal auffallend gekleidet hatte er sich. Er sah wie Tausende aus, die unbeachtet auf der Straße an uns vorübergehen. Sehr gut war auch Prosper als Mr. Coquerdon. Mehr chargirt, aber doch vollkommen wahr. Nur ganz gegen das Ende fingen Beide an, sich ein wenig gehen zu lassen.

Freitag, den 22. Leidlich geschlafen. Früh Morgens kam Meyerbeer, der mir ein Billet für die heutige Vorstellung seiner Hugenotten versprach, auch Wort hielt. Besuch von Schlesinger. Hagberg kam. Ging mit ihm, die Galerie im Luxembourg zu besehen, was höchste Zeit ist, da ich ungebildeter Weise noch gar nichts von schönen Künsten und Wissenschaften mitgemacht habe. Da die Galerie des Louvre der Ausstellung zu Liebe ausgeräumt und daher nicht zu sehen ist, so interessirt mich das Uebrige auch im Grunde wenig. Also: Galerie Luxembourg. Ist Das Schofel! Süßigkeiten und Uebertreibungen, grau in grau gemalt. Guérin's Hippolyte sieht aus wie eine Demoiselle, der man die Röcke überm Knie abgeschnitten. Zudem ist er mit seiner chevelure aus der Mode gekommen. Dazu von Farbe keine Spur. Dadurch sei nicht abschätzig von dem Talente des Künstlers gesprochen. Er gab eben der Mode seiner Zeit nach, und da die Fluth vorüber ist, liegt er auf dem Trockenen. In neuerer Zeit fangen sie an, die Niederländer zu studiren, und eine sterbende Königin Elisabeth sieht aus, als sei Rubens wahnsinnig geworden. Eine Beistehende, die schöne Hände übers Gesicht schlägt. Das Beste von Horace Vernet, der in seiner Art vielleicht keinem der Münchener Künstler nachstehen dürfte. Hat er Cornelius' Großartigkeit nicht, so ist dafür seine Farbe besser.

Zurück. Noch einmal Notre-Dame besehen. Daß die Arbeit viel roher ist als an unsern Kirchen, kein Zweifel. Dazu die Façade etwas gedrückt, obgleich schön. Das Schiff würde mir kaum gefallen, wenn es auch nicht geweißt wäre. Dafür die Nebengänge, besonders der links, mit der Aussicht in eine Säulenhalle, schön. Sollten die Säulen des Schiffes

schon bei der Erbauung so gewesen und in der Folge nichts daran geändert worden sein?

Erinnere mich eben, daß ich gestern auch auf der Börse war. Das Aeußere mit seiner Colonnade wunderschön. Das Innere macht einen wüsten Eindruck. Die aufeinander gestellten zwei Reihen Pilaster lassen das, durch die äußeren Säulenordnungen erhobene Gemüth unangenehm wieder herabfallen. Gedränge, Lärm. Von der Galerie herab macht es den Eindruck eines aufgeregten Meeres. Gegen das obere Ende des Saales ein zirkelförmiges Gelände, um das die Sensale herumstehen und in den innern leeren Kreis hineinschauen, als ob da Orakel am Boden aufgeschrieben wären; sich dann plötzlich umwenden und mit Stentorstimme Preise und Anträge herausschreien, welche Anstrengung nothwendig ist, da man sein eigenes Wort nicht hört.

Heute mit Hagberg noch ins Louvre zur Kunstausstellung gegangen. Unabsehbare Menge von Bildern. Wie überall, und natürlich, nicht viel Gutes. Wieder Horace Vernet bei Weitem der beste. Ein Bild von einem Siege des Marschalls von Sachsen vortrefflich. Vorzüglich rechts im Vorgrunde die Gruppe eines, wie es scheint, österreichischen gefangenen Generals, der seinen Sohn wieder findet. Der junge Mensch, mit seinem durch die ungeschickte Kleidung durchleuchtenden schönen Körper, halb emporgehoben in der Umarmung des kräftigen alten Mannes, hinreißend. Auch einige Napoleongeschichte von demselben Maler. Besonders gut auf einem derselben der Kaiser, über die Schulter zurück nach vorwärts schauend. Ausgezeichnet schöne Portraits. Einige in englischer Manier mit glücklicher Kühnheit. Unser Amerling fände hier würdige Nebenbuhler. Weiberköpfe, wunderschön als Weiber und als Bilder. Nirgends mehr Grecs und Romains, aber leider auch keine Griechen und Römer. Die Farbe durchaus besser, als auf jenen David-Gerard'schen ungebleichten Kattun-Figuren.

Zu Tische. Traktirte meinen schwedischen Freund und

mich mit einer Bouteille Champagner, der aber schlecht war, wie aller, den ich noch in Paris getrunken. Ins Café de la régence. Wenige Schachspieler da. Die besten sollen Vormittag zwischen 1 und 5 Uhr kommen.

In der Oper. Ungeheuer voll. Meyerbeer hatte mir eine stalle im ersten Rang verschafft. Vortrefflicher Platz. Die Ouverture ging an, vielmehr nur Introduktion. Ich war zu gespannt, als daß sie mir besonders hätte gefallen können. Der Vorhang geht in die Höhe. Eine Art Fest katholischer Herren. Das Arrangement nicht besonders. Das Opernbuch hat den Fehler, um 3/4 zu lang zu sein. Die Musik muß nur immer hinter den Worten herlaufen, daß ihr ja keines entgeht, wodurch sie sich, besonders Anfangs, zu wenig in sich selbst concentriren kann. Macht daher eine etwas zerstreuende Wirkung. Dazu sind zu complicirte Zustände, so daß man sich, selbst mit dem Buche in der Hand, kaum zurechtfinden kann. In der Mitte des dritten Aktes fängt mit einem Duo eigentlich die Musik der Oper an und erhält sich recht kräftig, oft ausgezeichnet, bis ans Ende. Ich war aber durch die Bemühungen, schon dem Anfange zu folgen, viel zu sehr hergenommen, als daß sich mir die Folge klar auseinander gesetzt hätte. Muß daher noch einer Vorstellung beiwohnen, um auch nur gegenüber von mir selbst mir ein Urtheil zu erlauben.

Von den Darstellenden die Weiber Dorus und Falcon sehr gut, besonders die letztere. Die Männer, was man dramatische Sänger nennt, das heißt schlechte. Sie verstehen sich ziemlich vortrefflich darauf, die Winkelpoesie eines erbärmlichen Opernbuches geltend zu machen, sind aber nicht im Stande, die musikalischen Intentionen einer guten Composition ins Leben zu bringen. Aus einem Chor herauszuschreien, oder die Lichter auf finstere Violin-Hintergründe aufzusetzen, dazu sind sie ganz die Leute; die Cantilene mag aber besorgen, wer Lust hat. Ueberhaupt kommen sie, wie neuere Soldaten, erst dann ins Feuer, wenn die Kanonen, d. h. die Bässe donnern.

Samstag, den 23. Die Körperstimmung wieder etwas gedrückt. Besinnung und Erinnerungskraft besonders schwach. Weiß mich am folgenden Morgen kaum zurecht zu finden, was am Tage vorher geschehen. O die Zeit meines Lebens! Ich habe geträumt bis heute, weiß es, und werde fortträumen bis zum Tode. *Δος μοι που στω . . . . . .*

Was also diesen Samstag Vormittag geschah, weiß ich heute, Sonntag Morgens, nicht mehr. Doch ja. Ging zu Frau von Neuwall, mich für Sonntag Mittag zu entschuldigen, da Meyerbeer mich zu Tische geladen. Darauf — ja doch! den Montmartre bestiegen und von da die Stadt betrachtet, was einen gewaltigen Anblick gibt, doch um nichts bedeutender und um Vieles weniger schön, als die Ansicht Wiens, allenfalls vom Kobenzl aus.

Werde täglich erinnert, meinen Empfehlungsbrief an Mr. Rothschild abzugeben, auch Heine soll ich besuchen, verschieb' es aber von Tag zu Tag.

Mit Brant bei einem Restaurant im Palais royal gegessen. Nach Tisch in den Cirque olympique Franconi's, wo man nun seit zwei Monaten alle Tage Jérusalem délivrée gibt. Demungeachtet das Haus so voll, daß wir kaum noch ein paar der schlechtesten Plätze fanden. Freilich ein wenig Brants Schuld. Man bot uns vor der Thüre stalles an; da sie aber 5 Francs das Stück kosteten und Brant sparsam ist, so nahmen wir Plätze auf den Seiten, wo man ziemlich schlecht sieht.

Ueberhaupt ist mir Brant ein großer ökonomischer Nutzen in Paris. Obgleich etwas ängstlich bei größeren Ausgaben, lasse ich mich doch bei kleineren gern gehen, wenn ich einmal im Zuge bin. Vor den Nullen habe ich allen Respekt, aber die Einheiten fliegen. Da ich nun viel mit Brant bin und er das Seine sehr zu Rathe hält, fehlt mir die Gelegenheit, meine Einkaufwuth in Gang zu erhalten. Ein paar hundert Franken mag Das im Ganzen wohl austragen.

Von dem befreiten Jerusalem nun wüßte ich nichts zu

agen, als daß es dabei sehr bunt herging. Dekorationen
jut; Kleider prächtig; Comparserie, zwei Heere im eigent-
ichsten Verstande; 30 bis 40 Pferde zugleich auf der Bühne.
Letztere ist durch bretterne Steige mit der Arena in Verbindung
jesetzt, und da fliegen denn nun Ritter und Knappen, Mann
ind Weib in voller Carriere auf und nieder. Gesang, Chöre,
Tanz, Flugwerke, feuerspeiende Drachen. In Wien würde
as Stück nicht bloß zwei Monate, sondern ein ganzes Jahr
Tag für Tag gegeben. Besonders ein Aufwand von Harni-
chen, wie er seit Erfindung des Schießpulvers nie mehr vor-
jekommen. Uebrigens weiß ich nicht, ob hier die Schau-
pieler zugleich Kunstreiter, oder die Kunstreiter zugleich Schau-
pieler sind; denn die Hauptpersonen des Schauspiels, die
eben nicht so übel sprechen, machen Dinge zu Pferde, die
Einem die Haare empor treiben. Das Beste des Ganzen ein
förmliches Rennen von sechs Rittern, Anfangs mit Lanzen,
dann mit Schwertern, wobei die Hiebe auf den Harnischen
klatschen wie nichts Gutes. Endlich bearbeiten sich die zwei
allein Uebriggebliebenen mit Kolben und Streitärten, daß man
wahrhaft meint, sie müßten sich die Hirnschädel einschlagen,
Hieb auf Hieb, klitsch, klatsch, wohins trifft, ohne auszusetzen
oder zu pariren. Endlich fiel der Sarazene vom Pferde und
— wir gingen. Wenn sie nicht in den folgenden Akten Einen
wirklich todt geschlagen haben, so konnte das Gesehene nicht
mehr überboten werden, und wir hatten daher ganz recht,
uns fortzumachen.

Ich ging noch in ein Café, um mich abzukühlen. Auf
gut Glück nahm ich ein Zeitungsblatt in die Hand und las
bons mots auf die Gräfin Apponi, als eine Art faiseuse
politique, eine Fürstin Lieven. Aha! Daher also manche
Verschiedenheiten mit Dem, was ich früher von ihr gehört
hatte. Daher dieses air de triomphe. Man spricht hier
von einer Heirath des Kronprinzen mit der Tochter des Erz-
herzogs Karl. Das hat wohl sie gemacht, heißt das: ver-
mittelt.

Wieder eine meiner politischen Voraussagungen eingetroffen! Wäre ich nicht so bête, d. h. ehrlich, und Herr meiner Stimmungen, ich hätte einen Staatsminister abgeben können.

Sonntag, den 24. Eins gibt dem Andern die Thüre. Werde erinnert, meinen Empfehlungsbrief an die Baronin Rothschild gewiß morgen abzugeben. Einladung auf morgen zu Mr. und Mad. Valentin. Der geheime Rath Koreff. Der Rummel ginge an. Gott sei Dank, daß ich in vierzehn Tagen wieder fortkomme. Koreff sagt, Rossini habe die Idee, aus der Ahnfrau eine Oper zu machen. Proficiat.

Hagberg bietet mir an, die Galerie des Palais royal zu sehen, wozu er Billete erhalten hat. Muß es leider ablehnen, da ich Many Neuwall und Brant versprochen, mit ihnen ins Diorama und, was weiß ich, wohin noch zu gehen. Ein plötzlicher Regen hindert alle Pläne. Spazieren demungeachtet in den Straßen ein wenig herum. Der Koth ennuyirt uns, unsere eigene Unterhaltung will dagegen nicht auslangen. Es ist vier Uhr geworden, und ich gehe nach Hause, um mich anzukleiden.

Um fünf Uhr zum Essen zu Meyerbeer in meinem Hotel. Er ist noch nicht zu Hause. Finde die Mutter. Gespräch, durch ein nicht hübsches, aber scheinbar gutartiges und daher mir angenehmes Gesellschaftsfräulein unterstützt. Kruschmann kommt. Ein Franzose, der Theaterdirektor, oder etwas dieser Art. Meyerbeer, der mir verblümt zu verstehen gibt, ich hätte seine Mutter doch früher einmal besuchen können, welche Bemerkung mich wenig genirt. Bin in derlei Grobheiten noch von Wien her eingeübt. Endlich Herr Leo, der Deutsche, den ich bei Valentins getroffen. Zu Tische. Machte der Einladung, was das Essen betrifft, Ehre. Verfiel, nachdem ich mich eine Weile im Gespräche recht gut gehalten, in meine gewöhnlichen Abwesenheiten, während deren ich aber zu sprechen pflege, ohne zu wissen, was. Meyerbeer mag ziemlich erstaunt gewesen sein über diese Worte eines Verstorbenen. Erfahre, daß heute Concert im Conservatorium gewesen, über dessen

Vortrefflichkeit Giacomo (so nennt ihn die Mutter) nicht fertig werden konnte. Wußte nichts davon. Wäre froh, Paris wieder im Rücken zu haben. Was brauch' ich all das Zeug zu sehen und zu hören. Werde Wien wieder angenehm finden, wo ich wenigstens allein sein kann. Wenn nur dort der schändliche Geistesdruck nicht wäre und die Erniedrigung der Nebenmenschen. Was mit mir selbst geschähe, sollte mich wenig anfechten. Mich erniedrigen sie nicht, und wenn sie tausend Jahre dran versuchten.

Leo ist ein gescheiter Mensch. Er lebt 20 Jahre in Paris, und obschon ein Deutscher, überströmt er vom Lobe der hiesigen Zustände. Gleich mir hält er Louis Philipp nicht bloß für tief verständig, sondern auch für einen ehrlichen Mann. Der gegenwärtige Wohlstand Frankreichs soll unbeschreiblich sein. Merkwürdige Details über die arbeitende Klasse, die, nach Leo, eine angestrengtere Existenz führen, als selbst die Negersklaven, aber nur durch 12 bis 15 Jahre, dann ziehen sie sich zurück und leben von ihren Renten. Gewohnheit unter allen Ständen, ihre kleinen Kinder aufs Land zu geben. Nicht aus Herzlosigkeit, denn die Mütter seien selbst in Verzweiflung darüber, sondern aus Unmöglichkeit, sie zu behalten. Die Mütter nämlich haben sämmtlich ihren angewiesenen Platz im Geschäft. Ungeheurer Lohn der Ammen; aller Dienstleute überhaupt. Ein Bedienter bekommt monatlich 100 Franken. Die männlichen Diener im Allgemeinen schlecht, die weiblichen gut. Details über den innern Verkehr, der durch nichts gehemmt wird. Fühle mich unglücklich, von solchen Dingen nichts zu verstehen, ja selbst die Erklärungen darüber nicht zu begreifen.

Wir gehen gegen neun Uhr. Ich zu Brant, dem ich's versprochen habe. Trinken Thee und ennuyiren uns. Ich bleibe geflissentlich, weil ich durchaus dieser Stimmung Herr werden will. Finde es unmöglich. Um halb eilf Uhr nach Hause.

Montag, den 25. April. Kann nicht ausweichen, heute

der Frau v. Rothschild meinen Brief abzugeben. Wollte
her noch die Gemäldeausstellung sehen; war verschlossen.
in den Tuileriengarten, las die Zeitungen. Der Kron
geht nach Berlin und Wien. Die österreichische Heirath
sich bestätigen. Fängt an zu regnen. Flüchte mich i
Galerien des Palais royal. Möchte einige Kleinigkeiten
fen, kann sie nirgends finden. Nach Hause gegangen,
kleidet. Zu Rothschild. Von der Frau sehr gut empfa
Sie ist liebenswürdig, gebildet, spricht wahrhaft gut.
gehen aufs Land. Soll sie dort besuchen. Sie gibt m
Adresse von Heine. Gehe von ihr fort, meine Reisegef
zu besuchen. Hermine kommt heraus, sagt mir, daß
Gesellschaft bei ihren Schwestern sei, Franzosen, zweifel
mir Das angenehm sei. Spreche mit dem Mädchen, fin
weniger hübsch als auf der Reise. Sonst ganz dieselbe.
alter General, der bei den Schwestern war, kommt, un
schied von ihr zu nehmen. Thut ziemlich bekannt.
Aushängschild zeigt das Gewerbe. Gehe endlich auch,
als Auber, der Operncompositeur, sich entfernt, der mi
Schwestern artistische Conferenz gehalten hat. Bin gar
begierig, seine oder irgend Jemands Bekanntschaft zu m
Noch ehe ich zu Rothschild gieng, besuchte mich Lapiqu
Gefährte unserer Reise von Nancy nach Paris. Es pla
offenbar die Neugierde, zu wissen, wer Hermine ist. Ic
es ihnen aber durchaus nicht sagen. Muß sie aber bo
suchen. Sie sind gar zu freundlich und gut.

Mittags bei Valentin. Der üble Eindruck, den i
ersten Abende unserer Bekanntschaft erhielt, verschwinde
sind liebenswürdige Leute. Leo, den ich damals absp
fand, ist es vielleicht, aber nicht mehr, als alle Deutsch
Verstand haben. Ein Doktor Julius aus Berlin da, de
aus Amerika kommt und der aller Orten die Gefängnisse
sucht, auch ein sehr gutes Werk darüber geschrieben habe
Er gibt mir einen Brief an den Londoner Buchhändler M
der mich gleich in den Mittelpunkt der dortigen gelehrten

setzen soll. Guter Gott! Mich in den Mittelpunkt der gelehrten Welt! Nahm übrigens den Brief, der wohl nie aus meinem Portefeuille herauskommen wird.

Hatte Dr. Koreff versprechen müssen, ihn in der Oper, wo er eine Loge genommen hat, zu besuchen, um die Bekanntschaft seiner Frau zu machen. Gehe um neun Uhr hin. Die Frau äußerst hübsch. Ein wenig auffallend angezogen. Der Verfasser des Gräuelstückes la tour de Nesle ist bei ihr. Ein gut aussehender junger Mann. Ich suchte vergebens nach dem Kainszeichen an ihm. Gehen während der Zwischenakte ins prächtige Foyer, wo die Leute auf und ab spazieren. Man zeigt mir Jules Janin. Ziemlich jung, wohlbeleibt, unelegant gekleidet, heiteres, französisch-behagliches Gesicht.

Meine eigene Behaglichkeit fing nach und nach an, zu Ende zu gehen. Die letzten Akte der Oper machten auf mich weniger Eindruck, als das erstemal. Nach dem Schlusse ging ich mit Dr. Julius, der auch gekommen war, ins Café, Eis zu essen. Wollte sich kein rechter Austausch geben.

Dienstag, den 26. Hagberg hatte mir versprochen, mich in die Bibliothek abzuholen. Ich wartete bis ein Uhr. Er kam nicht. Ging, Heine aufzusuchen. Madame Rothschild hatte mir eine falsche Adresse gegeben. Er war ausgezogen. Da ich nun schon in der rue des petits Augustins und somit am andern Ufer der Seine, entfernt vom Mittelpunkte der Stadt war, beschloß ich, den jardin des plantes noch einmal zu besuchen. Kam so der Kirche Notre-Dame näher und betrachtete mir sie wieder. Sie ist unleugbar schön. Die Breite der Façade sticht vortheilhaft gegen die Dürftigkeit jener der Stephanskirche in Wien ab. Was letztere auszeichnet, ist der Thurm und das Innere. Das Hauptschiff von Notre-Dame will mir auch jetzt noch nicht gefallen. Die vier Nebengänge aber, von denen die zwei äußersten sich um den Hochaltar herumschlingen, machen einen wunderbaren Eindruck. Was mir am Hauptschiff nicht gefällt, ist das etagenmäßige Uebereinandergebautsein von Säulen, Säulchen und Wänden.

Außer einigen Gaffern, gleich mir, waren nicht drei oder vier Menschen darin. Die Depots von zu vermiethenden Stühlen machen einen widerlichen Eindruck.

Erinnerte mich des palais de justice, und daß ich noch keine Gerichtssitzungen gesehen. Herrliches Gebäude, die mittlere Halle großartig. Ging zuerst in die Criminalsitzungen (oder ist es bloß police correctionelle?). Da war Alles so voll, daß ich kaum an der Thüre festen Fuß fassen konnte. Ein concierge, huissier oder Dergleichen, um bessern Platz zu verschaffen, war nicht zu sehen. Es handelte sich um eine öffentliche Gewaltthätigkeit. Eine Flinte und ein sackartiges Bündel lagen als corpus delicti auf der Tafel. Drei Richter. Links vom Zuseher der procureur du roi. Rechts die Beschuldigten, die ich aber vor Gedränge nicht sehen konnte. Der Advokat war mitten in seiner Rede. Er sprach gut. Der Beschädigte, zur Angabe seines Schadens aufgefordert, weigerte sich, einen Ausspruch zu thun. Er verfolge eine Sache der öffentlichen Moral, sagte er, nicht des Vortheiles.

Der Richter resumirte den Fall, ich konnte es aber über dem Anstoß ewig neu Zudrängender nicht aushalten. Ich ging in ein anderes Zimmer, wo das Gedräng geringer war, ich daher auch sehr leicht guten Platz fand. Dafür war aber auch der Gegenstand minder interessant. Der Diebstahl einer Uhr. Zwei übel aussehende Bursche und zwei garstige Weibsbilder, in der Reihe von Stadtsoldaten getrennt dasitzend, waren die Angeklagten. Hier war der Richter eben in seiner Rede an die Geschworenen. Er sprach aber ziemlich schlecht, stotternd, sich selbst unterbrechend und verbessernd. Die Jury entfernte sich, und da sie gar nicht wiederkommen wollte, ging ich endlich auch. Mein gutes Glück führte mich durch die mittlere, säulengetragene Halle zur Abtheilung der Civiljustiz. Ich hörte ein paar Prozesse plaidiren. In einer Stunde waren zwei Fälle abgethan, um die man bei uns zehn Jahre gestritten hätte, oder wenn auch nicht abgethan, doch der Entscheidung nahe gebracht, obgleich mir Ersteres schien. Beim

zweiten Prozesse unterbrach der Richter den zuletzt sprechenden Advokaten. Sie wüßten schon genug, sagte er, der eben enthüllte Umstand entscheide die Sache.

Die Advokaten sprachen nicht alle gut. Das Ganze nimmt sich würdig aus. Die schwarzen Talare und Mützen, der Richter und Anwälte, die anständige Dekorirung der Richtersitze. Man fühlt, um was es sich handelt. Das Publikum nimmt aber auch den lebhaftesten Theil an den Prozeduren. Besonders die peinlichen Gerichte zum Ersticken voll. Leute der niedrigsten Stände, die ihr Gefallen und Mißfallen bestimmt, obgleich anständig und leise zu erkennen geben. Ein paar Schusterjungen mit bloßem Kopf traten ein, von Niemandem gehindert, hörten eine Weile dem plaidirenden Advokaten zu und gingen dann eben so ruhig wieder fort. Was für eine Wirkung muß Das nebst der Journallektüre auf die Bildung der Masse haben. Das gemeine Volk spricht aber auch so gut, graziös möchte ich sagen, daß man lediglich auf die Marktplätze gehen muß, um eigentliche Pöbelsprache zu hören.

Mittags mit Brant und Many zu Very bestellt. Vortreffliche Küche. Interessirt mich nicht sehr. Bezahlen dafür aber auch für zwei Portionen Suppe, eben so viel filet de boeuf, eine Portion Turbot, ein Poulard mit Salat und zwei Portionen Pudding, der noch dazu nicht ganz gar gekocht war, endlich zwei Flaschen Chablis, 25 Francs.

Da die Mars, die gewöhnlich nicht mehr auftritt, im Theater Odeon zum Benefiz eines Akteurs spielt, im Fiaker hinaus. Kamen um halb neun Uhr eben zu recht, um eine Mlle. Reisner auf der Blasbalgharmonika (accordéon) recht hübsch spielen zu hören. Dann sang ein Herr abscheulich zwei Romanzen.

Hierauf Mlle. Mars in der gageure imprévue. Hat meine Erwartungen nicht erreicht. Mad. Löwe in ihrer guten Zeit war mir lieber. Ueberhaupt will mir, was ich von der haute comédie gesehen, nicht recht ein. Der Franzose ist in allen Künsten nur da ausgezeichnet, wo er sich unbekümmert

seiner Natur überläßt; wie ihm einmal das Wort Kunst in den Kopf steigt, macht er die wunderlichsten Schnörkel. Mlle. Mars gibt den vornehmen Ton noch abgeschliffener und farbloser, als er ist. Man glaubt Flöhe husten zu hören, und man greift im Leeren herum, wie Einer, dem die Luft ausgeht. Uebrigens kann man von einem Male kein Urtheil fällen, auch war Stück und Umgebung ziemlich langweilig.

Mlle. Mars dagegen sehr gut in Valerie, was bei uns Gabriele heißt. Die Sechzigjährige so zart, warm, weich, furchtsam, liebenswürdig. Das Entzücken nach vollbrachter Augenkur dagegen schwach und für jeden Fall unter der Aufgabe.

Im Nachhausegehen geriethen wir auf einen Weg an den Kai's, den zu gehen verboten ist. Die Schildwache, die uns zurückwies, fing ihre Rede mit Messieurs an. Ein deutscher Krieger hätte sich kräftiger ausgedrückt.

Mittwoch, den 27. April. Hatte endlich die Wohnung Heine's erfragt, ging heute 12 Uhr zu ihm. Cité Bergère Nr. 3. Als ich schellte, öffnete mir ein hübscher, runder, junger Mann im Schlafrocke, der mir wie einem alten Bekannten die Hand reichte. Es war Heine selbst, der mich für den Marquis de Cüstine hielt. Er zeigte große Freude, als ich mich nannte, und führte mich in seine tolle Wirthschaft hinein. Tolle Wirthschaft. Denn er wohnt da in ein paar der kleinstmöglichen Stuben mit einer oder zwei Grisetten, denn zwei waren eben da, die in den Betten herumstörten, und von denen er mir eine, eben nicht zu hübsche, als seine petite bezeichnete. Er selbst sieht aber auch wie die Lebenslust und, mit seinem breiten Nacken, wie die Lebenskraft aus. Machte mir einen sehr angenehmen Eindruck, denn mir ist der Leichtsinn nur da zuwider, wo er die Ausübung Dessen, was man soll, hindert.

Wir kamen gleich in die Literatur, fanden uns in unsern Neigungen und Abneigungen ziemlich auf demselben Wege,

und ich erfreute mich des seltenen Vergnügens, bei einem deutschen Literator gesunden Menschenverstand zu finden. Er scheint durch die Bundestagsbeschlüsse sehr alterirt und schrieb eben an einer Denkschrift an die abgeschmackte Versammlung. Vom Ultra-Liberalismus will er durchaus nichts wissen und spricht mit Verachtung von den deutschen Refugié's. Mit Börne steht er schlecht. Beklagt sich, daß dieser ihn für seinen Freund ausgegeben, was er nie gewesen. Ging nach einer Stunde, herzlich entlassen.

Der Besuch hatte mich heiter gestimmt. Ging zu Brant, um mit ihm in die Pairskammer zu gehen, wohin Many Neuwall mir Billets gebracht hatte. Englisch gelesen. Die Nothwendigkeit, mich wenigstens verständlich machen zu können, leuchtet immer deutlicher ein. Brant war erstaunt, mich das erste Mal heiter zu finden.

Regnet in Strömen. Wir benützen endlich einen leidlichen Augenblick und gehen ins Luxembourg; nach Brants Gewohnheit zu Fuß.

Der Saal der Pairs viel weniger schön, als der der Deputirten, obwohl viel reicher. Vielleicht nur, weil die Einrichtung älter ist. Blauer Sammt mit Goldstickerei. Statt der Bänke Armsessel. Die ältern bis zum Grau verschossen und daher abstechend von den neuen, lebhaft blauen. Baron Pasquier, der Präsident, geistreiches Gesicht, lebhaftes Benehmen, kahles Haupt. Ein Pair liest eben von seinem Stuhl eine Rede ab, die die ganze Welt langweilt. Die übrigen Bären geniren sich nicht; machen sich wohl auch sichtlich über ihn lustig. Der Finanzminister d'Argout antwortet in artigeren Formen, als in der Deputirtenkammer. Der Bär duplicirt. Das war nicht mehr auszuhalten. Brant schlief schon, ich war nahe daran, und so gingen wir um halb fünf Uhr.

Als wir in den Hof kamen, goß der Regen in Strömen. Die Mitte der Straßen glich eben so vielen Waldströmen. Kerls, die durch Brücken auf Rädern die Verbindung her-

stellen und schreiend die Darübergehenden um eine Vergütung ansprechen; Niemand hört, Niemand zahlt, Parapluis, Wagen, Kabriolets. Der Uebergang über die Beresina kann nicht viel ärger gewesen sein.

Endlich nach Hause. Ziehe mich um. Mittags zu Neuwall. Die Gesellschaft war angenehm überrascht, mich zum ersten Mal erträglich zu finden. Leidesdorf spricht recht gut. Angenehme Conversation bis neun Uhr.

Hatte Leo versprochen, den Abend dort zuzubringen, da ich das Mittagsessen ablehnen mußte. Fand Börne nicht mehr da. Hiller, der Klavierspieler. Musik. Vortreffliche Pariser Fortepiano. Thee. Gespräch. Jean Paul. Die Frauen sind gegen ihn. Ist mir lieber, als sie beteten sein Lob nach. Gegen zwölf Uhr nach Hause.

Donnerstag, den 28. April. Ging früh aus, weil ich mir einbildete, es sei Einlaßtag in die Bibliothek. Habe Donnerstag mit Dienstag verwechselt. Durchstreife für mich allein die Stadt. Finde mich doch schon recht gut allein zurecht. Erst in die Straße Louis le grand, um Leo das Billet in die Deputirtenkammer zurückzustellen. Dann zur rue J. J. Rousseau, wo die Post ist. Keine kleine Aufgabe. Fand Alles auf, aber keinen Brief. Tu l'as voulu, George Dandin! Dann die rue St. Honoré entlang. Marché des Innocents. Noch einmal St. Eustache. Vortreffliche Bildsäule Colberts am Hochaltare knieend. St. Roch. Scheint die besuchteste der Kirchen zu sein. Doch wenigstens eine Messe da, was mir bis jetzt noch nicht vorgekommen. Viele Grabmäler in der Kirche. Endlich zu Brant. Zwei Stunden mit ihm englisch gelesen. Gebe die Hoffnung auf. Was ist Das für eine kokette Sprache. Gar nicht aus Buchstaben, nur aus Worten bestehend, gleich der chinesischen. Fühlte mich ungeheuer angestrengt.

Gingen ein wenig in der Stadt herum. Mußte mir die Haare schneiden lassen, Brant desgleichen. Nach seinem Gesetze der Sparsamkeit führte er mich zu einem Friseur für 10 Sous,

wo augenscheinlich ein Lehrling an mir seinen ersten praktischen Versuch machte. Er ließ mir nichts als die Haut auf dem Kopfe und eine kleine Auswahl von kurzen und langen Haaren, daß ich aussah wie eine Vogelscheuche und den Tag meiner Geburt verfluchte. Hierauf ins Palais royal wieder zu einem wohlfeilen Traiteur, wo ich nichts gut fand als die Suppe, die ich verabscheue, und meinen Hunger zuletzt mit Käse stillte, der mir noch jetzt im Magen liegt.

Abends allein in die opéra comique. Fand keinen Platz im Parterre, mußte eine stalle d'orchestre zu sechs Francs nehmen. Erstes Stück: die zwei Savoyarden, die zu gleicher Zeit mit den Haarzöpfen zu gefallen aufgehört haben. Zugleich die niederträchtigste Vorstellung. Die beiden Menschen spielten, als ob sie aus Wien von Duports kleiner Oper verschrieben wären, und sangen, wie die Dienstmägde bei der Wäsche. Die Männer muß man aus den Billeteurs und Feuerwächtern rekrutirt haben. Von einem solchen Chore hat man keine Idee. Sie trafen nie auf den Taktstreich zusammen und thaten, als ob in einer komischen Oper die Musik ein Spaß wäre.

Ich war schon im besten Schlaf, als mich die Ouvertüre des zweiten Stückes, Sarah, Oper in zwei Aufzügen, Musik von Grisar, aufweckte, deren zweite Vorstellung heute war. Ouvertüre schön, kam mir, so viel ich davon verstehe, gut gearbeitet vor. So ging es denn recht lobenswerth fort. Leider hatte sich meine Natur einmal zu dem ihr eigenthümlichen Theaterschlaf geneigt, und da das Sujet, ich weiß nicht, ob gar zu einfach oder wirklich langweilig ist, so überhörte ich Vieles in süßem Vergessen.

So oft ich aber wieder zu mir selbst kam, hörte ich immer was Gutes, und der zweite Akt, den ich ganz vernahm, gefiel mir theils recht wohl, theils fand ich ihn ausgezeichnet. Mlle. Jenny Colon, deren zweites Debüt war, spielt sehr und singt recht gut. Sie ist hübsch, hat aber Neigung zum Embonpoint, was ihr in der Folge schaden kann. Die beiden Tenore,

Jansenne und Conderic, für die komische Oper vorzüglich. Von einem Baß war nichts zu hören, es müßte denn Dougal, Deslande etwas der Art gewesen sein. Er spielte aber recht brav. Die Chöre gingen viel besser, als die der ersten Oper, jedoch bei schwierigeren Stellen ohne Genauigkeit. Das Orchester oft ausgezeichnet, immer gut. Vorzüglich Hörner und Violinen. Um elf Uhr nach Hause.

Freitag, den 29. Mein Schwede ist entweder krank oder es hat ihn verdrossen, daß ich einige seiner wahrhaft gütigen Anerbietungen nicht annehmen konnte. Er hat sein Versprechen, mich in die Bibliothek zu führen, nicht gehalten. Ging daher heute allein. Das Gebäude, rue Richelieu, von außen unscheinbar, gefängnißartig, von innen freundlich, schön; der Hof ein Garten. Die Büchersäle nichts weniger als imposant oder prächtig. Mit den Wienern nun schon gar nicht zu vergleichen. Die Einbände, mit Recht als Nebensache behandelt, häufig schmutzig, immer gewöhnlich. Die Bücher nach Materien geordnet. Gleich beim Eingange Voltaire's Bildsäule von Erz, dieses Napoleons der geistigen Welt, oder Robespierre's vielmehr, dieser Guillotine verjährter Ansprüche und Ueberzeugungen. Man hat ihn mit Recht in einen Imperatorsessel gesetzt, denn er hat die Welt beherrscht und gemacht; der einflußreichste Mensch aller Zeiten. Er ist jetzt in Frankreich vergessen, man kauft seine Werke 10 Sous den Band, aber er war der Pflug, der die Erde aufriß, in die die Zeit ihren Samen legte. — Noch allerhand Spielereien. Ein Parnaß mit spannhohen großen Männern. Ein plastischer Aufriß der Gegend um die Pyramiden. Was mögen Das für Kolosse sein! Ich benahm mich ganz wie der unwissende Reisende, den mein guide des voyageurs beschreibt, und begaffte die Sachen, ohne mich um irgend etwas näher zu bekümmern. Theils sieht man derlei überall, theils verstehe ich's nicht, theils fehlt es mir an Zeit, etwas zu approfondiren. Nicht einmal Herrn Hase suchte ich auf, der die Deutschen so freundlich empfängt. Ich fürchtete, weiter hin-

eingezogen zu werden, als die Umstände räthlich machen. Goethe's Widerspiel, möchte ich außer der Poesie und dem allgemein Menschlichen sonst nichts betreiben.

Die Münzen, in interessanten Suiten unter Glas, der allgemeinen Beschauung frei gegeben. Ueberhaupt die Einrichtung vortrefflich, daß man ohne Führer und scheinbar ohne Aufsicht die Säle durchwandelt und besieht, was und wie man Lust hat. Aegyptische Mumien, Rüstungen. In einem eigenen Saale zu ebener Erde der Thierkreis von Denderah. Sogar in den Himmel haben diese Chinesen der alten Welt ihre Scheußlichkeiten übertragen. Inschriften-Bruchstücke. Ich bin der Meinung, daß man bei kurzem Aufenthalte gleich von vorn herein Vieles ausschließen muß, was man nicht sehen will, wenn man nicht erdrückt werden soll. Dazu gehört nun für mich hier in Paris alles gelehrte und alles Kunst-Wesen, mit Ausschluß der Theater. Sie würden mich todt von hier wegführen müssen, wenn ich Das auch noch mitmachen sollte. Ich leide ohnehin schon. Mein Unterleib ist eisern und mein Kopf nicht viel geschmeidiger.

Mit Brant englisch gelesen. Der Mann ist sehr geplagt mit mir. Heute schlief er mir unter dem Lesen ein. Dann die Kirche St. Sulpice gesehen. Nach Notre-Dame die schönste Kirche in Paris. Die Façade prächtig, ohne gerade schön zu sein. Die doppelt übereinander gestellten Säulen wollen mir nicht gefallen. Das Innere wunderschön. Nichts ist gefährlicher, als auf Säulen am Aeußern eines Gebäudes immer Pilaster folgen zu sehen. Die von Sulpice aber sind von so schönen Verhältnissen, so schlank bei aller Tüchtigkeit, daß sie dem Eindrucke nichts entziehen. Alle Wände mit Bildern geziert. Die Fresken darunter höchst mittelmäßig, bis auf eines, St. Roch während einer Pest darstellend, mit häufig unrichtiger Zeichnung und auffallender Nachahmung der Raphaelischen Stanzen, aber eben vielleicht aus diesem letzteren Grunde, und weil recht gut zusammengestellt, Wohlgefallen erregend.

Drauf mit Brant und Moreau, weil wir Abends in die

Oper gehen wollten, wieder in ein wohlfeiles und schlechtes Gasthaus in der passage de l'opéra. Die Beiden wollten ins Parterre; mußten daher schon um sechs Uhr sich aufmachen. Mir hatte Meyerbeer eine stalle im Amphitheater der ersten Loge gegeben, mir blieb daher eine volle Stunde; da es aber den ganzen Tag grimmig kalt gewesen war und ich es im Freien nicht aushalten konnte, ging ich in ein Café und las Zeitungen. Endlich ins Theater. Fand meine frühere Meinung bestätigt. Die Schuld des ersten Aktes liegt im Buche. Die verwickelte Lustspiel-Intrigue und der zu viele Text machen es der Musik unmöglich, zu folgen. Im zweiten Akt hätte sich gute Musik machen lassen, sie wurde aber nicht gemacht. Der Anfang wenigstens böte Gelegenheit, dann kommt wieder ein Stück Komödie, wie im ersten Aufzuge. Der dritte Akt beginnt mit einem sehr guten Chor, nimmt dann etwas ab, erhebt sich aber sehr in dem Duett zwischen Valentine und Marcel. Gegen den Schluß kam mir meine gewöhnliche Theaterschwäche. Ich erinnere mich aber, daß er mir das erste Mal gefiel. Von nun an ist die Musik wahrhaft großartig. Man vermißt das etwas sparsam gehaltene melodische Element weniger, und die Situationen werden von der Composition aufs Hinreißendste unterstützt, mit Ausnahme einer Cavatine gegen den Schluß, die in Nourrits Munde sich etwas abgeschmackt ausnimmt. Ueberhaupt die Sänger nicht nach meinem Geschmacke. Serda mit seinem, zwar nicht angenehmen, aber durchgreifenden Basse wirkt allein musikalisch, die Andern singende Komödianten. Derivis, der den Grafen von Nevers gibt, blöckt, wird aber sehr beklatscht. Blöckt ist nicht der rechte Ausdruck. Man glaubt statt aller Vokale immer ein unreines E zu hören, mit widerlicher Vehemenz herausgestoßen. Levasseur ein vorzüglicher Darsteller. Aber es klingt bei Allen, als ob man ein Violinstück auf einer Bratsche spielte. Rauh, unangenehm, klanglos. Ich glaube, wenn Einer falsch sänge, man würde es nicht sehr merken. Es sind so Kommuntöne. Die Dorus gefiel mir

heute weniger. Bei aller Richtigkeit, ja Geläufigkeit, ist sie doch die hiesige Grünbaum, sogar im Herausschlagen und -Schnellen der Passagen. Sie und Mlle. Flecheux, der Page, kalte Stimmen mit hartem A-Klang. Die Krone von Allen Mlle. Falcon, die ich, mit Ausnahme der großen Italienerin, dem Besten an die Seite stelle, was ich in diesem Fache jemals gehört. Ihr Gesang thut dem Spiel, ihr Spiel dem Gesang nirgends Eintrag. Dabei von einem Fleiß, einer Hingebung, um das Wort Anstrengung nicht zu gebrauchen.

Wenn ich die Hugenotten mit Robert dem Teufel vergleichen sollte, so hat letzterer bei Weitem mehr schöne Einzelnheiten, dafür aber nichts, was sich so sehr auf gleicher Höhe erhielte, als die zwei oder, wenn man will, die drei letzten Akte der Hugenotten.

Samstag, den 30. April. Heute gerade ein Monat, daß ich diese wunderliche Reise antrat; ich nenne sie wunderlich, denn was war ihr Zweck? Zu sehen? Ich suche Zerstreuung? Zerstreut wäre ich wohl genug. Wenn ihr Zweck aber Sammlung, Fassung, Ermuthigung gewesen wäre, so bin ich davon so weit entfernt, als da ich von Hause abging. Indeß, vielleicht kommt die Wirkung, wie bei den Bädern, hinten nach.

Es ist entsetzlich kalt, demungeachtet meine Gesundheit besser. Die Wolken des Innern theilen sich, ein wenig Licht schimmert durch. Gehe schon um 12 Uhr zu Brant. Wir lesen viel englisch. Die Zunge fängt an, sich etwas zu gewöhnen. Wir beschließen, einige Sehenswürdigkeiten nachzuholen. Kaum auf der Gasse, beginnt es heftig zu schneien. Oh la belle France, was ist Das?

Wir treiben uns in bedeckten Gängen, Passagen herum bis zur Essenszeit. Brant hat Lust, mich zum Essen wieder in eine Kneipe zu schleppen, wo man für 32 Sous speist. Setze es doch durch, daß wir zu einem menschlichen Restaurateur gehen. Ich bin beinahe froh, bald wieder von Paris weg zu kommen. Paris gesehen habe ich. Es kennen zu lernen,

braucht's ein Jahr und darüber. Diners und Gesellschaften mag ich nicht mitmachen, weil ich übler Laune bin und mich derlei genirt. Hätte ich meinen Brief an die Rothschild früher abgegeben, so war ein Haufen Einladungen kaum zu vermeiden, jetzt hoffe ich früher loszukommen, eh es eigentlich losgeht. In London kenne ich Niemand, da will ich eigentlich leben, wie mir's gefällt. Kein Gesandter dort. Den Brief, den mir der hiesige Rothschild an den dortigen mitgeben soll, warte ich nicht ab. Ein paar kleine Empfehlungen, die ich für den Fall der Noth bei mir habe, will ich eben nur im Fall der Noth brauchen. Und so bin ich mein eigener Herr. So lieb und gut die Neuwalls sind, so hat mir ihr Haus doch den hiesigen Aufenthalt verleidet. Ich verliere alle Haltung und Richtung, wenn ich üble Stimmungen nicht mit mir allein abmachen kann, sondern mich Andern gegenüber zwingen muß. Vor Allem durch das gewöhnlich fruchtlose Streben, meine Stimmung zu verbergen, zu überwinden, die Andern nicht darunter leiden zu lassen.

Also wir aßen im Café français, ganz gut bei schlechtem Wein. Brant wollte mich für den Abend zum Thee, ich beschloß aber, ins Theater zu gehen, das für mich denn doch ein Hauptzweck ist. Vielleicht überwinde ich dadurch meinen Widerwillen dagegen und kann auch zu Hause wieder hineingehen. Dießmal sollte es ins Palais royal, wo die Dejazet und Achard spielen. Da das Ding erst um acht Uhr angeht, trank ich eine Tasse Kaffee im Café de la régence, dem Zusammenkunftsorte der guten Schachspieler, fand aber keine einzige Partie.

Die Zugänge zum Theater gedrängt voll. Mußte Queue machen und kam endlich gegen halb neun Uhr in meine stalle.

Esther à St. Cyr, ein munteres Stück. Alcide Tousaj spielt eine Art Haremswächter sehr gut. Ein trockener Komiker, nach Art unsres Korntheuer. Eben so einseitig und wirksam als er. Mlle. Theodore als Gouvernante recht gut. Eben so auch Herr Octave. Dabei ein bildhübscher Mensch.

Hierauf la Marquise de Pretintaille, was eigentlich jetzt das Zugstück dieses Theaters ist. Eine Verspottung des alten Adels. Das Kostüme der Zeit Ludwigs XV. treu bis zum Abgeschmackten und in dieser Genauigkeit völlig wirksam. Die Dupuis sieht aus wie die Madame Vativia in der Hundskomödie, und nach den ersten zehn Worten stört es nicht mehr. Levassor der Chevalier als schwindsüchtiger Roué, dünn wie eine Kerze, in rother Chevauxlegers-Uniform, die dümmste Suffisance im Gesichte, das er nie verleugnet bis ans Ende. Achard, als Jean Grivet, von einer Vortrefflichkeit, von der man keine Vorstellung hat. Der hübsche Kerl, mit feurigen schwarzen Augen und eben solchen Augenbrauen, in einer weißgepuderten Stutzperrücke nimmt sich prächtig aus. Die altmodische Kleidung, als ob er nie eine andere getragen hätte, dabei sein Spiel, jede seiner Bewegungen so Eins mit seiner Rolle, der damaligen Zeit und der heutigen Empfindung, daß man nur anstaunen kann. Derlei ist nirgends als hier. Nicht viel weniger gut die Dupuis als Kammermädchen. Was die Dejazet, den Liebling des Publikums des Palais royal, betrifft, so gefällt sie mir nicht. Man kann ihr Spiel nur loben. Sie weiß die Momente zu ergreifen und durchzuführen, aber für mich hat sie eine verletzende Gemeinheit. Es ist ein delabrirtes Sichgehenlassen der Liederlichkeit in ihr, das mich anwidert. Damit stimmt auch das sackmäßig Hängende ihrer nicht übeln Züge überein. Es war einmal eine junge Schauspielerin auf den Wiener Vorstadttheatern, auf die mich ihr Wesen erinnert, Demoiselle Groll oder Hoch oder Groß. Nur spielt die Dejazet unendlichemal besser. Arien singt sie ganz gut, mit Spuren von Schule; die eigentlichen Vaudevilles aber gellend, pöbelmäßig, widrig.

Das dritte Stück, La fille du cocher, recht hübsch. Eine Mlle. Emma, äußerst gut, liebenswürdig. Dazu sieht sie recht gut aus. Dürand, der ehemalige Kutscher, wie ein dermaliger. Den Hauptspaß des Stückes macht eine deutsche Ehrenwächterin, die kein Wort Französisch versteht, ihre Kenntniß

der deutschen Sprache aber durch die Worte: Was isch das? und Nix beurkundet. Daß sie sich mehr wie ein Thier als ein Mensch benimmt, versteht sich von selbst.

Der Colonel des Stücks schien Anfangs seine Rolle nicht hinlänglich memorirt zu haben. Schon wollte ein Sturm losbrechen, als er glücklicherweise abzugehen hat. Beim Wiederauftreten ging die Rede wie am Schnürchen. Um ein Viertel auf zwölf Uhr nach Hause.

Sonntag, den 1. Mai. Sollte ein großer Tag sein, als erster Mai und als Namenstag des Königs, der höchst glänzend gefeiert werden sollte, und wozu die Vorbereitungen schon seit vier Wochen getroffen worden. Aber schon seit ein paar Tagen ist es ungeheuer kalt, und heute droht es zu regnen.

Many kommt, der Verabredung gemäß, mich abzuholen. Wir gehen zu Brant. Es war noch zu früh für Leute, die erst um halb sieben Uhr essen und bis dahin fortwährend auf den Beinen bleiben wollten. Endlich, um halb zwei Uhr machten wir uns auf. Doch treten wir kaum aus dem Hause, als ein ungeheurer Platzregen uns zurückjagt. Nach einer halben Stunde konnte man's von Neuem versuchen, und wir gingen durch den Tuilerien-Garten, an den drei Fronten eines prächtigen Feuerwerks — derzeit noch im Embryo — vorüber in die Champs Élysées, deren lange Haupt-Allee, von der einen Seite zum königlichen Schloß, von der andern zum Stern der Barriere von Neuilly führend, mit der Aussicht auf beide, durch zusammenhängende Festons sehr großer Talglampen verbunden waren, so daß der Stern von Neuilly, der ganz mit Lampen und Feuerwerkshülsen bedeckt stand, einen zauberischen Schluß- und Augenpunkt abgeben mußte.

Trotz des Regens, der nie ganz aufhörte und von Zeit zu Zeit goß, wimmelte es von Menschen, obgleich, wie man mir sagte, nicht der fünfte Theil der sonstigen Anzahl. Unter den Bäumen auf erhabenen Bühnen vollzählige Orchester, die abwechselnd spielen, ohne daß man aber vor dem Lärm mehr als je und dann eine Trompetenpassage vernehmen konnte.

Obsthändler, Orangenverkäufer, Fleisch- und Würstebrater, die ihr Erzeugniß, in ein Stück vortreffliches Brod eingeklemmt, nicht unappetitlich dem Käufer überliefern. Vor einer solchen Braterin stand ein Savoyardenbube, schmutzig, zerlumpt, in versunkener Betrachtung der allzu kostbaren Speise, die Miene halb aus der Witterung eines Wachtelhundes, halb aus dem Tiefsinne zusammengesetzt, mit dem Newton dem Gravitationsgesetze der Welt auf die Spur kam. Ich weiß aber noch nicht, ob die Ursache seiner Betrachtung Dürftigkeit oder Sparsamkeit war. Denn als wir ihm ein paar Sous schenkten, war seine erste Bewegung, mit dem Geschenke fortzugehen, erst später kehrte er zurück und holte seinen Antheil aus dem Glückstopfe, der wie so oft in der Welt ein Fleischtopf war. Von allen Seiten Geschrei der Lotterie- und Glückshafen-Unternehmer, bei denen man vom Bisquit bis zur silbernen Uhr gewinnen und auf der andern Seite, nur etwas leichter, auch wieder bis zur silbernen oder goldenen Uhr verlieren kann. Eine Unzahl ist dieser Lotterien, die nebst dem Scheibenschießen die Hauptlust des gemeinen Parisers ausmachen. Geschossen wird mit Armbrüsten, doch auch — mitten im Gedränge — mit Feuergewehr; wenigstens knallt das Gewehr wie ein solches. Die Scheibe gibt häufig ein ohne Schmeichelei gemalter Kosak zu Pferde ab, oder man schießt nach kleinen Gipsfiguren. Keine der tausend und tausend solch kleiner Schießstätten steht einen Augenblick leer. Ein Anderer hat einen Popanz aufgestellt, auf den man, mit einer übergestülpten grotesken Maske vermummt, also blind, losgeht und ihn abzustechen versucht. Selten gelingt's. Das Gelächter ist groß. Dort schreit ein Kreis Zuseher wie Wüthende. Wir gehen hinzu. Es ist eine Art Blindekuhspiel, wobei Einer mit verbundenen Augen einen Andern zu fangen sucht. Die Umstehenden schreien dabei aus vollem Halse: à droite, à gauche! und zappeln vor Vergnügen. In einigen der vielen aufgeschlagenen, sehr hübsch dekorirten Tanzsäle fängt man jetzt schon zu tanzen an, Ladenbursche und Grisetten, viel ge-

ringer angezogen als die gleichen bei uns, sich aber tausendmal anständiger benehmend. Schon Das ist schön, daß nicht der plump-sinnliche Walzer, sondern Contretänze getanzt werden, die nicht den Ausbruch, sondern den Verlauf des Vergnügens bezeichnen und die Theilnehmenden zu einer Art Anstand nöthigen.

Endlich das Hauptvergnügen: spectacle gratis. Zwei große, hübsch dekorirte Theater, in der Entfernung von ein paar hundert Schritten einander gegenüber aufgeschlagen, in denen nur bei Tage und abwechselnd so gespielt wird, daß, wie der Vorhang bei einem sinkt, er bei dem andern aufgeht. Die Zuseher im Zwischenraum, unzählig, glücklich, aufjubelnd, sich in seliger Bequemlichkeit nur rechts und links wendend, je nachdem hier oder dort die endlose Lust sich anknüpft. Die Stücke wie natürlich à grand spectacle. Auf einer Seite Franzosen und Spanier, die endlos fechten und feuern. Dazwischen wird gesprochen, wovon man natürlich kein Wort versteht. Das andere Theater beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Orient. Scenen aus Algier. Indianer und Wilde beiden Geschlechts. Dazwischen regnet es unaufhörlich auf Zuseher und Schauspieler, welche letztere durch nichts geschützt sind. Die Zuseher spielen mit, indem sie laut aufschreien, ihre Landsleute auf dem Theater zur Tapferkeit ermuntern und sich über ihre Siege und Heldenthaten erfreuen. Dabei nicht ohne Gedräng, aber ohne Unhöflichkeit. Der Franzose genirt ohne Bedenken, läßt sich aber auch eben so gutwillig wieder geniren. Nichts wird übel genommen als die Absicht, zu beleidigen. Ich habe keinen Streit vernommen, keine Unartigkeit gesehen, und obschon Viele ihre Parapluis aufgespannt hatten und dadurch den Uebrigen die Aussicht benahmen, hörte man zwar häufig à bas les parapluies, aber lachend ausgesprochen. Die Rückstehenden ließen sich's gefallen, nichts zu sehen, weil die Vorstehenden doch nur von ihrem Rechte Gebrauch machten.

Zwischen beiden Theatern ein mat de cocagne. Ein

ungeheurer, fettbestrichener Baum, mit Uhren, einem silbernen Becher u. dgl. behängt, auf den man hinanzuklimmen versuchte. Der Eine hatte sich fast nackt ausgezogen. Alle hatten Säcke mit Asche oder derlei anhängen, mit denen sie während des Klimmens die Hände rauh zu erhalten suchten. Aber der Regen hatte die Glätte des Baumes verdoppelt. Keiner brachte es höher als auf die Hälfte. Nun strömte der Regen wieder von Neuem. Er hatte uns schon einmal vertrieben, und wir waren im Omnibus nach Hause gefahren und hatten uns wärmer angezogen, denn es war zugleich unerträglich kalt. Nun war es nicht mehr auszuhalten. Der Magen wollte auch nicht mehr gehorchen. Zudem nahte die verabredete Stunde des Mittagsmahls, sechs Uhr, um welche Zeit die Eltern Neuwall uns bei den frères provençaux erwarteten. Vortreffliches Diner. Suppe, filet de boeuf, ragout, morue à la maître d'Hôtel, homard, meringue à la glace, was weiß ich noch Alles. Die Kochkunst in ihrer höchsten Ausbildung. Saucen von einer Feinheit, die unsern Fürsten und Schmeckern unbekannt bleibt. Verhältnißmäßig wohlfeil. Sammt zwei Flaschen Chablis fünf Franken auf den Kopf. Nach Tisch im Wagen die Beleuchtung anzusehen. Konnten nicht weit fahren, mußten anhalten, eben als die ersten Raketen des Feuerwerks auf dem Platze Louis XV. platzten. Ich mit Many aus dem Wagen. Sahen eben noch die letzte prächtige Fronte und mehrere échappés von Tausenden dreifarbiger Raketen, von denen besonders die letzte einem feuerspeienden Berge glich, der sich in ein Firmament von Sternen auflöste. Damit die französische Effektmacherei nicht fehle, entwickelte sich, da Alles schon sich zum Gehen wendete, eine neue Feuergarbe, die mit einem Kanonenschlage Alles endete. Das Publikum war in bester Laune, obschon die beabsichtigte Beleuchtung größtentheils zu Wasser wurde, namentlich in der großen Allee nur einzelne Lampen unausgelöscht blieben, welchem Schicksale nur die Gaslichter entgingen, als z. B. am Hotel des Finanzministeriums. Auch der alte Talleyrand

hatte beleuchtet. Die übrige Einwohnerschaft setzte sich in keine Unkosten, auch fiel Niemand ein, die Lustbarkeit auf dessen Geber und Gegenstand zu beziehen. Von einem Vivat oder Dergleichen nichts zu hören, obschon sie Louis Philipp wirklich lieben. Der Enthusiasmus will eben, wie alles andere Feuer und Licht, nicht vom Regen gestört sein. Bei gutem Wetter wäre es vielleicht anders gewesen.

Unabsehbare, unabwartbare Massen, die sich durch die Straßen nach Hause wälzen. Tuilerienplatz und =Garten öde. Der Tambour gibt das Schlußzeichen. Gehen nach Hause. Schon um halb zehn Uhr klappernd vor Kälte in meiner Stube angekommen, die noch etwas kälter ist als die Straße.

Montag, den 2. Mai. Schlechte Nacht zugebracht. Mein Bette blieb Eis, und die Glieder starrten. Dazu, obschon ich nicht sonderlich viel gegessen, machte der unverdauliche homard den Magen beschweren. Hätte Abends Thee oder Kaffee nehmen sollen, wie mir Many rieth. Wälzte mich schlaflos umher. Die Unbehaglichkeit bezog sich immer deutlicher auf den Magen. Es ward ärger und ärger. Schon begann mir angst zu werden. Da erklärte sich die Natur, und der Feind nahm, da er die Thüre zu beschwerlich fand, durchs Fenster den Abzug. Ein Ding, das mir seit zwanzig Jahren nicht geschehen. Gleich darauf ein Gefühl von Wohlbehagen. Die Gliedmaßen erweichen sich. Der Schlaf stellt sich ein.

Am Morgen noch immer leidlich genug erwacht. Schwarzen Kaffee getrunken. Unerträgliche Kälte. Man bringt mir die Rechnung für das verflossene Monat. Leidlich für ein so theures Gasthaus als das Hôtel des princes, obschon sechsundzwanzig Kreuzer schweres Geld für ein und ein halb Schalen Kaffee mit Brod ohne alle Zuthat nicht gerade wohlfeil sind.

Zu Brant, um das Englische fortzusetzen. Leider kommt ein Comte tel et tel, der sich eben auch anschickt, nach London zu gehen, und der sich bei Brant über Allerlei Raths

erholen will. Gedenkt später über Wien nach Konstantinopel zu reisen, schreibt sich daher meine Adresse auf, da es ihm wohl an Empfehlungen fehlen mag. Unsere Lektion gestört. Es ist drei Uhr. Ich begleite Brant auf die Post. Die Sonne kommt etwas hervor. Wir gehen durch einige Gassen. Da erwacht in mir ein Zweifel, ob ich nicht bei Neuwall für diesen Mittag eingeladen sei. Ich gehe hin, den Bedienten zu fragen. Während ich mit diesem spreche, erkennt man im Nebenzimmer meine Stimme. Neuwall, der Vater, kommt heraus. Ich muß hinein. Die Einladung bestätigt und wiederholt. Die Leute meinen es gut, und ich finde sie liebenswürdig, aber meine Freiheit wäre mir unendliche Male lieber. Auf einen Augenblick nach Hause. Um sechs Uhr zu Tische. Das heißt seine Zeit an einem interessanten fremden Ort ziemlich vergeudet, aber die jämmerliche Kälte hindert jede zweckmäßige Benützung. War mit den drei Neuwalls allein zu Tische. Unterhielten uns recht gut.

Abends in die große Oper. Le philtre. Weh mir, daß ich zur Strafe meiner Sünden einem solchen Geheule beiwohnen muß. Die Dorus recht niedlich, im Gesang nicht besser und nicht schlechter als sonst. Die einfachen Tonfolgen (daß ich nicht Cantilinen sage) machen sich recht gut, nur bei den Passagen, die sie liebt und von denen ihr, materiell, keine zu schwer ist, zeigt sich das unangenehme, weniger Gestoßene als Geschleuderte ihrer Methode. Scheußlich aber die Männer. Da zeigt sich, was ein dramatischer Sänger, d. h. ein solcher, der die musikalischen Zwecke der Darstellung der Situation unterordnet, für ein häßliches Ding ist. Ihr Gesang ist ein Theil ihres Spiels. Bei komischen Stellen machen sie eigentlichen Spaß mit ihrer Stimme. Ich glaubte hundert Mal, davon laufen zu müssen. Lafont gab den Bauerburschen mit einer Gemeinheit, die mich anekelte, dazu seine quäckende Stimme, die die Empfindung aus dem Halse und die Stärke aus der Mundhöhle hervorholt. Levasseur, der in den Hugenotten seinen alten Diener nicht übel gibt, brachte heute

keinen gesunden Ton hervor. Er war offenbar der Meinung, er müsse das Lächerliche seiner Rolle (des Charlatans) auch auf den Gesang übertragen. Wodurch Prevost, der Soldat, sich für einen Sänger hält, gehört unter die Unbegreiflichkeiten. Ohne Spur von Stimme, ohne Methode, wäre er kaum zum Choristen gut genug. Madame Larotte, als junge (alte) Bäuerin, war so unmaskirt schlecht, daß selbst die Franzosen sie auslachten, indeß sie die Andern beklatschten, die im Grunde viel schlechter waren als sie. Denn die Arme sang nur ein paar Mal falsch, indeß die Andern den ganzen Abend häßlich sangen.

Endlich das Ballet la tempête von Coralli, eine wunderliche Verschmelzung von Sheakspeares Sturm mit „Fee und Ritter" oder einem andern Ballet, von dem letzteres etwa der zehnte oder hundertste Nachklang ist. Das Tableau beim Aufziehen des Vorhangs vortrefflich. Die übrigen Gruppirungen und Chortänze nicht sonderlich. Albert ein sehr guter Tänzer. Die Namen Noblet und Alexis, mit denen er ein pas de trois tanzt, nicht zu verachten. Endlich die beiden Schwestern Elsler, um derentwillen ich eigentlich dießmal ins Theater gegangen war. Therese, ein tanzender Straßburger Münster oder St. Stephansthurm, konnte mir hier so wenig gefallen, als in Wien, obschon sie bewundernswürdige Sachen macht und so viel Grazie hat, als die Umstände erlauben. Fanny, bei Weitem niedlicher als sie, obgleich auch ein wenig aus dem Frakturalphabet, scheint sich im Tanze sehr gebessert zu haben. Im Spiele habe ich, verglichen mit ihrer Leistung in „Fee und Ritter," eher das Gegentheil gefunden. Es ist ein immerwährendes Wiederkauen derselben Bonbons, ein Küßen und Hinneigen und Beugen in allen Nüancen, das dem Freunde der Wirklichkeit auch in der Nachahmung immer wieder gefällt. Auch Fanny hat nicht das Aetherische, Luftige, das mir den Tanz allein zu einem Genusse macht. Ein tanzender Körper mit Begierden, statt Seele und Leidenschaften. Uebrigens unendlich viel Gutes. Die Füße mehr Kraft als

Elasticität. Arme und Hände oft wirklich graziös. Die Büste ohne Geschmeidigkeit. Das Ganze sich zum Derben hinneigend. Vielleicht zeigt nichts mehr den Verfall der schönen Tanzkunst in Paris, als der ungeheure Beifall, den ich übrigens meinen Landsmänninen von Herzen gönne.

Auch die Composition dieses Ballets verhielt sich zu Nina oder der fille mal gardée wie ein Bauernkirchtag zu einem Ball in den Tuilerien.

Dienstag, den 3. Mai. Fühle noch immer die Folgen des gestrigen Uebelseins. Unerträgliche Kälte. Muß zum ersten Male während meines Hierseins Feuer im Kamin anmachen lassen und genieße nun das in Frankreich so gerühmte Vergnügen, mir Kopfweh zu holen durch Herumstören, Ab- und Zulegen an dem widerwillig brennenden Feuerherde. Gott möge Das alles zum Besten lenken. Wäre meine Heimath nicht gar so entwürdigt, ich würde mich dahin zurücksehnen.

Ich sehe immer mehr, der hiesige Zustand der Dinge ist befestigter, als man bei uns glaubt. Nicht Louis Philipp und seine Dynastie. Man liebt ihn, oder vielmehr, man ist der Ueberzeugung, daß er für die Bedürfnisse des Landes paßt. Er dürfte aber nur gewisse Gränzen überschreiten, an denen er beinahe schon hinstreift, und es wäre um ihn geschehen. Aber auch der Herzog von Bordeaux, wenn man ihn, um einer Republik zu entgehen, die Niemand will, nähme, müßte als erster König einer neuen Race regieren. Eine Fortsetzung der Bourbonherrschaft ist undenkbar. Man müßte Frankreich erst arm machen, wenn man ihm eine Ungleichheit, ein aristokratisches System aufdrängen wollte. Der allverbreitete Wohlstand, der Reichthum jedes Tüchtigen und Fähigen ist es mehr als die Freiheitsliebe, was sich jeder Rückkehr widersetzt.

Der Franzose ist genußsüchtig und eitel. Er unterscheidet sich aber von den Eiteln und Genußsüchtigen unter uns dadurch, daß ihm keine Anstrengung zu groß ist, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er ist immer bereit, eine Gegenwart zu

opfern, um sich eine Zukunft zu sichern. Müßig sein mag der Franzose so gerne als ein Anderer, wenn er nicht zu arbeiten braucht, ja das Ziel ungeheurer Anstrengungen der hiesigen erwerbenden Klasse ist nur, sich für spätere Tage Freiheit von Sorgen und Geschäften zu sichern. Er ist aber nie träge. Trägheit ist ein deutsches Laster. Vielleicht ein russisches noch mehr. Die praktischen Folgen davon sieht Jedermann ein.

Wollte den Besuch in der Bibliothek wiederholen, theils konnte ich mich aber nicht entschließen, bei der unerträglichen Kälte die Wohlthat meines Feuers aufzugeben, das erst nach zwei Stunden Flamme etwas Wärme zu geben anfing, theils fürchte ich die kalten, ungeheizten Säle, die schon neulich bei gutem Wetter und besserer Gesundheit mir arg zugesetzt hatten. Ich blieb daher bis ein Uhr zu Hause und machte dann nur eine Wanderung von meinem zu Brants Kamine. Wir lasen an zwei Stunden englisch. Mir geht's hier, wie einst in den Schulen. Während des philosophischen Kurses holte ich die alten Sprachen nach, die ich im Gymnasium hätte lernen sollen, in den juridischen Hörsälen die Philosophie; so daß ich die Rechte eigentlich nie lernte. Eben so treibe ich in Paris Englisch, das ich zu Hause hätte betreiben sollen, und mein Französisch vergesse ich da, wo ich mich darin hätte völlig ausbilden können. Es gibt eben absurde Menschen! Aber mich befällt ein Schauder, wenn ich an London denke, und daß die Leute da englisch sprechen, eine Sprache, die ich ohne Meister gelernt, in der ich nie zehn Worte geredet und worin meine Aussprache, aus dem pronouncing dictionary zusammengelesen, so originell ist, als Grabbe's Tragödien oder die Romane des jungen Deutschland.

Um vier Uhr wollten wir einen Gang durch die Stadt machen. Erneuerter Regen zwang uns aber bald, durch bedeckte Passagen uns ins Palais royal zu flüchten, wo wir in den Gängen Motion machten, bis die fünfte Stunde erlaubte, uns im Café français an einer rauchenden Suppe und ein paar Gläsern Chablis zu erwärmen. Nach Tisch kaufte ich

bei Baudry Bulwers Rienzi, um vor dem Schlafengehen etwas zu lesen und nebstdem Uebung im Englischen zu haben. Dann verließ ich Brant und ging ins Théâtre français, wo man Delavigne's neuestes Trauerspiel in einem Akt: Une famille au temps de Luther und ein Lustspiel: les deux Anglais gab. Ueber ersteres enthalte ich mich zu reden; ja ich will versuchen, in Zukunft auch nicht mehr daran zu denken. Wäre mir nicht Manches entgangen, so würde ich es eine bis zum Unsinn gesteigerte Gräßlichkeit, oder einen bis zur Gräßlichkeit gehenden Unsinn nennen. So aber bescheide ich mich und bin froh, daß es überstanden ist. Hatte die hiesige Darstellungsweise mir neulich imponirt, so mußte ich dafür heute das Lehrgeld zahlen. Ligier, der tragische Schauspieler par excellencé, ist, wie alle, in den gehaltenen Momenten gut, oft sehr gut. In den Ausbrüchen aber schlägt er eigentliche Triller der Wuth. Er dehnt nämlich die letzte Silbe des prägnanten Wortes ungeheuer, heult nach Möglichkeit und füllt den Zwischenraum mit einer Art Trommelwirbel aus. Musikalisch würde sich das Ding ungefähr so bezeichnen lassen: de mon pè tre.........re; Das macht nun, so oft es vorkommt, auf die Zuseher einen solchen Eindruck, daß sie in vollem Sturm losbrechen und ich nicht begreife, warum die übrigen Schauspieler es ihm nicht nachthun, da es die leichteste Sache von der Welt ist. Aber nur die Mutter, Mad. Dorval, trat in Wettkampf mit ihm und traf es mitunter ganz genau. Herr Volays, der zweite der (mir) feindlichen Brüder, spielte natürlicher und wurde nur von dem Stücke gehindert, einen guten Eindruck zu machen. Der Diener Marco, Herr Samson, qui a, wie die hiesigen Blätter sich ausdrücken, créée cette rôle (bei uns thut Das der Dichter), gefällt sehr. Er ist nicht übel. Einen angenehmen Eindruck machte Anfangs Mde. Plessy. Schön aussehend, mit einem Organ und einer Aussprache, wie kein deutsches Theater es aufzuweisen hat, schien sie ein Himmelslicht unter diesen Höllenbreughels; gegen das Ende aber nahm sie sich zusammen

und that einige Quitsche und Nothsignale, daß mein Mittagmahl sich mir im Leibe umkehrte und ich glaubte, der eine der Brüder habe im Eifer des Spiels dem andern wirklich das Messer in den Leib gestoßen. Ein paar Franzosen, die neben mir saßen und mit denen ich mich recht gut unterhielt meinten: c'est horrible, mais c'est beau. Auf meine bescheidenen Zweifel ließen sie doch mit sich handeln und äußerten die Ueberzeugung, daß diese gräßliche Epoche der Literatur bald vorüber sein werde, wie denn das Publikum schon anfange, das Ding satt zu haben.

Das Lustspiel les deux Anglais ist auch in Wien schon gegeben worden. Die Darstellung war im Allgemeinen nicht besser als bei uns, weßhalb ich mich auch langweilte, wie bei uns, und das Ende kaum abwarten konnte. Höchstens möchte man Perrier, der den Lord spielte, vorzüglich nennen. Im Ganzen finde ich überhaupt das sogenannte höhere Lustspiel durchaus unbedeutend. Ich glaube, es ist in Wien besser, wenigstens entspricht es durchaus seinem Rufe nicht. Nur die Schauspieler der kleinen Theater sind vortrefflich. Nicht bloß die Hauptpersonen, die die foule machen; Alle, Alle!

Um halb zwölf Uhr nach Hause in mein kaltes Bett.

Mittwoch, den 4. Es regnet immer fort. Die Luft ist eisig. Englische Lektüre mit Brant. Locke on the conduct of unterstanding. Die Klarheit der Darstellung erquickt mich. Das Interesse an dem Buche wirkt selbst vortheilhaft auf den Accent. Hierauf gehe ich, eine Karte bei Dr. Koreff abzugeben, der mich mit Güte überhäuft und erst gestern wiederholt da war, mich ins Théâtre de la porte St. Martin abzuholen, wo man ein neues Stück von Alexandre Dumas gibt: Don Juan de Maraña, über das die Leute hier sonderbar reden. Ich glaube es, denn ein guter und ein böser Engel treten darin auf, nebst andern Kuriositäten. Fand wider Erwarten Koreff zu Hause und brachte eine angenehme Stunde mit ihm zu. Mußte ihm den Plan von Hero und Leander erzählen, über den er entzückt schien. Glaube es wohl.

An dem Plan ist auch wenig auszusetzen. Es fragt sich nur, ob die Ausführung nicht hinter dem Vorsatze zurückgeblieben, und darüber kann mich Niemand zur Gewißheit bringen. Koreff besteht darauf, mit ihm bei Alexandre Dumas zu frühstücken, der ein gewaltiger Freund der deutschen Poesie ist und sehr wünscht, meine Bekanntschaft zu machen. Auch zur Mars will er mich führen. Das Letztere verbitte ich mir. Gegen Dumas ist nichts einzuwenden, obschon ich eigentlich kein großes Verlangen darnach trage. Es wird sich ja doch Alles zeigen. Koreff verspricht zugleich, in London für mich Quartier zu bestellen und mir einen Deutschen zuzuweisen, der, dort vollkommen bekannt, mir behülflich sein könnte. Das ließe sich hören.

Finde Brant im Palais royal. Gehen zu den deux frères essen. Ist mir der angenehmste Restaurateur. Meine Schweden und Dänen dort. Hagberg war krank. Zahnschmerz, dessen Spuren ich auch zu fühlen anfange. Meine Wohnung zeigt Spuren von Feuchtigkeit.

Einer der Dänen will mich morgen abholen in die Bibliothek, Hase's Bekanntschaft zu machen. Nach Tisch ins Café de la régence, um noch was Erwärmenderes als Wein in den Leib zu kriegen. Abends macht uns, mir und Many Neuwall, der gute Brant Thee, und wir plaudern bis eilf Uhr. Ich war im einfachen Rocke. Schütternd und geschüttelt kam ich nach Hause. Das heißt seine Zeit gut zubringen!

Donnerstag, den 5. Mai. Befinde mich recht übel. Ein rheumatisches Unwohlsein fängt an, sich durch Geschwulst und einen Ausbruch am Munde Luft zu machen. Kälte geht wie ein brummender Orgelpunkt fortwährend durch das ganze Stück. Hoffe, ohne Feuer zurecht zu kommen. Finde es endlich unmöglich. Ziehe wiederholt die Klingel. Muß endlich selbst den Einheizer holen. Er kommt, ich genieße schon in Gedanken die wohlthätige Wärme; da tritt, ehe das Feuer noch brennt, mein hülfreicher Schwede ein, mich seinem Versprechen gemäß in die Bibliothek abzuholen. Ich verlängere

das Gespräch des Empfangs nach Möglichkeit, um mich während desselben zu erwärmen. Umsonst! Noch erstarrt, muß ich in die Büchersäle, die, ungeheizt, wie sie sind, ein frostiges Gegenstück zu meinem eigenen Museum bilden. Suchen und finden Herrn Hase, den deutschen Kustode. Sehr freundlich empfangen, merke ich erst nach und nach, daß mein Besuch gar keinen eigentlichen Zweck hat. Zum Glück interessirt mich das System der Anordnung, Katalogisirung und Aufstellung der Bibliothek zu kennen; ich lasse mir das erklären, was Herr Hase mit großer Gefälligkeit thut. Endlich verfällt er selbst darauf, mir Handschriften der Minnesänger und Troubadours zu zeigen. Wir gehen in das Manuskriptenzimmer, wo ich einen solchen Kodex in die Hand bekomme. Unendlich wichtiger ist mir der erste Band des gedruckten Katalogs der hiesigen Bibliothek, die Theologie umfassend. Ich durchgehe ihn mit großer Aufmerksamkeit, den Hut auf dem Kopfe, da die Temperatur des Lesezimmers ungefähr die einer porte cochère bei schlechtem Wetter ist. Um ein Uhr kommt Brant, mich abzuholen. Herr Hase war inzwischen von andern Geschäften abgerufen worden und hatte vorher noch mir versprochen, des andern Tages um zwei Uhr mich zu einer kleinen Sitzung des Institut royal zu führen. Ich nahm mit Vergnügen an, da ich denn doch nichts Besseres zu beginnen wußte. Brant machte mir die Nothwendigkeit begreiflich, einmal wieder nach mehreren Tagen dem Körper Bewegung zu verschaffen. Es ist Pferderennen im Champ de Mars. Wir beschließen, hinzugehen. Die Sonne kommt hervor. Schon werden unsere Hoffnungen kühner und kühner. Das Pferderennen beginnt. Keines der größten. Die prägnanten Punkte von Zusehern besetzt, der übrige Theil der Bahn ziemlich leer. Drei Pferde laufen. Zwei davon machen sich den Sieg ziemlich streitig. Da umziehen schwarze Wolken von Neuem den Horizont. Wir eilen, nach Hause zu kommen. Bald aber bricht der Platzregen los. Schon durchnäßt, flüchten wir unter die Säulen des Palastes der Deputirtenkammer. Da hatten wir Zeit genug, die ab-

geschmackt placirten Statuen an den Stufen dieses sonst herrlichen Gebäudes und die noch viel alberneren des Pont de la concorde zu betrachten. Endlich während eines mäßiger gewordenen Regens zu Brant. Englische Lektüre, durch Locke's gesunden Menschenverstand erheitert. Ich gehe nach Hause, mich umzukleiden. Finde eine Einladung von Rothschild auf morgen zum Essen. Wohl! Wird dann abgethan sein. Zugleich sagt mir der Portier, eine Madame Chese oder Chise, die seit drei Wochen schon in Nr. 12 hart neben meiner Stube wohne, habe sich angelegentlich nach mir erkundigt. Sollte das Mde. Chezy, die Dichterin, sein? Ich kann es kaum glauben. Wäre übrigens doch möglich. Beschließe endlich, wie gewöhnlich, den Göttern die Aufklärung zu überlassen. Kaum in meinem Zimmer angelangt und halb ausgezogen, poch! poch! an meiner Thüre, und die leibhaftige Frau von Chezy, Dichterin der Euryanthe u. s. w., tritt ein. Sie scheint betrübt und hat, wie natürlich, gealtert. Sonst gut und herzlich wie immer. Bei der Erwähnung ihres ältesten Sohnes steigen ihr die Thränen in die Augen. Er scheint ihr Kummer gemacht zu haben. Sie ist hier, um ihre Pension zu sollicitiren. Sie will mich überall hinführen und mit der ganzen Welt bekannt machen. Ich, nach meiner stockischen Art, wehre mich dagegen aus Leibeskräften. Muß ihr (nicht gerne) versprechen, morgen bei ihr zu frühstücken. Endlich kann ich mich ankleiden und zu Neuwalls zum Essen gehen. Die französische Dame von neulich, eben so groß im Essen als Reden, speist da. Unterhalte mich ziemlich lange mit ihr im gewähltesten Französisch. Sie scheint zufrieden, was von einer französischen Dame gegenüber einem deutschen homme d'esprit immer genug ist. Später gehe ich mit Brant Thee trinken, und wir beschließen den Tag.

Freitag, den 6. Habe die Bemerkung gemacht, daß die unerträgliche Temperatur meines Zimmers daher rührt, daß durch den immerwährenden Regen die Nässe bei einigen Stellen der Mauer eingedrungen ist. Will ein anderes Zimmer be-

gehren oder das Hotel verlassen. Das Wetter scheint sich übrigens etwas aufzuheitern. Bin eben im Begriffe, mich zu waschen, als Madame Chezy an meine Thüre pocht, mir zu sagen, daß der Kaffee fertig sei. Ziehe mich in der Hast an und den Ueberrock über die Nachtweste und gehe zu ihr hinüber. Ihr Zimmer noch kleiner als das meine. Nur ein Bett mit so viel Raum, um hinein und heraus zu steigen. Wo sie Platz für den Kaffeetisch hergenommen hatte, weiß ich noch jetzt nicht. Aber wenigstens die Wände trocken. Ein vernünftiges Feuer im Kamin, an dem sie den Kaffee macht, den sie lobt, ohne daß ich ihn besonders gefunden hätte. Plaudern eine Stunde. Sie, in ihrer grandiosen Naivetät, verglich unter Anderm einen Roman der Madame Sand mit einer wohlgekleideten Dame, die in Gesellschaft die Röcke, obwohl nur für einen Augenblick, über den Kopf hebe. Lob dieser Schriftstellerin, die von ihrem Manne übel behandelt werde, obwohl sie sich im ganzen Leben nur zweimal vergangen. Jetzt freilich scheine sie in einem intimen Verhältniß mit einem jungen Republikaner, dem Sohne des bekannten Arago, zu stehen. Sie sei sehr hübsch, geistreich, gut, ziehe sich manchmal als Mann an, rauche Cigarren und betrinke sich ein wenig (se grise). Ihr Stil werde kaum dem Chateaubriands nachgesetzt. Ich soll durchaus in die Abendgesellschaften der Damen Brady und Abrantes gehen. Meines Vaters Sohn deprecirte. Kehre endlich in mein Zimmer zurück, wo ich von den Resten des Holzes von gestern, das bald nach meinem Fortgehen ausgelöscht sein mußte, Feuer zu machen versuche. Umsonst. Endlich Hülfe von Gott. Den Wandschrank nach Papier durchsuchend, finde ich — einen Blasbalg und einige Stämmchen Reisig. So muß Robinson zu Muthe gewesen sein, als der Blitz einen Baum entzündete und er nun Feuer hatte für alle künftigen Tage. Bald flackert die Flamme auf und dauert noch jetzt fort, da ich dieses schreibe. So bald sie verlöscht, gehe ich aus, da das Wetter besser geworden ist, es wenigstens nicht regnet.

Um zwei Uhr auf die Bibliothek zu Hase, um mich von ihm in die Sitzung der Académie des inscriptions et belles lettres führen zu lassen. Warten bis drei Uhr auf der Bibliothek der Akademie, wo Hase meinen Namen einschreiben läßt und mir dadurch das Recht verschafft, hingehen und lesen zu können. Endlich die Sitzung. Schöner Saal. Lichtbraun in Holz ausgetäfelt. Die Fenster hoch oben. Dazwischen schöne Porträte berühmter Männer aller Fächer: J. J. Rousseau, d'Alembert, Gretry. Von andern nur die Namen in Gold. Der Fond hellblau, was zusammen einen hübschen Eindruck macht. Der immerwährende Sekretär liest das Protokoll der letzten Sitzung. Niemand versteht ein Wort. Darauf die eingelangten Bücher vorgezeigt und besprochen. Dépôt à la bibliothèque, remerciment à l'auteur. Hase, als Präsident, verspricht sich nicht selten. Endlich die Abhandlungen. Erstlich eine über die verschiedenen Schriftzeichen. Dann Raoul Rochette, die Fortsetzung eines schon früher begonnenen Aufsatzes über antike Ueberbleibsel. Er war eben bei den Eßwaaren und Küchengeräthen. Das nächste Mal kamen vielleicht die Nachtstühle an die Reihe. Da werden denn Eierschalen, Fischgräten und Hühnerknochen hergezählt. Endlich doch auch die Grabmäler, besonders über den Umstand, daß christliche Gräber mit heidnischen Emblemen gefunden werden. Raoul Rochette, ein hübscher Mann, mit klarem deutlichem Vortrage. Endlich ein verzwickter Poet, dessen Namen ich vergessen, der deklamirt wie auf dem Theater und sich gegen Diejenigen ereifert, die behaupten, Anakreon sei ein ivrogne und kein honnête-homme gewesen. Sein Gerede ward auch den Akademikern zu viel. Einer ging nach dem andern, und der Vorleser erbot sich endlich selbst, die Vorlesung auf ein nächstes Mal zu verschieben; was mit Dank angenommen wurde.

Hierauf zu Rothschild zu Tische. Vortreffliches Diner. Man kann nicht gemeiner aussehen und zum Theil sich benehmen, als der Hausherr. Die Hausfrau gegen ihn eine Göttin, obschon sie mir weniger gefiel, als das erste Mal.

Heine ist da, unwohl, leidend. Man fetirt ihn sehr, ne noceat, wie man sagt. Hambro aus Kopenhagen. Die Familie Neuwall, Rossini. Letzterer ist ganz Franzose geworden, spricht die Sprache, wie kein Italiener sie je gesprochen und ich es am Wenigsten Rossini zugetraut. Meine Frage, ob er sich mit einer neuen Arbeit beschäftige, wies er beinahe mit Widerwillen zurück. Paris, meint er, sei eine ville de plaisir, das müsse man da suchen; das werde man finden, sonst aber auch nichts. Für die Musik besonders sei es die letzte Stadt der Welt. Selbst meine Falcon will er mir nicht gelten lassen. An Wien erinnert er sich noch mit Vergnügen. Als wir mitsammen fortgingen, führte er als seinen Grund gegen Italien an, daß alle Aeußerungen dort verboten seien. Er ist äußerst munter, gesprächig und hat eine eigene Weise, die Leute auf eine gutmüthige Art zum Besten zu haben, welche Gabe er an einer der anwesenden Damen exercirte. Heine war nicht sehr angenehm und ging bald. Da man sich erst gegen sieben Uhr zu Tische setzte, war es bald zehn Uhr. Ich machte eine kleine Tour über die Boulevards und legte mich gegen eilf Uhr zu Bette.

Samstag, den 7. Eine fürchterliche Nacht zugebracht. Anfangs ziemlich gut geschlafen, aber sehr früh aufgewacht. Alle Anzeichen eines starken Fiebers. Der Puls heftig, Kopf schwer. Jeder Andere würde ärztliche Hülfe gesucht haben. Ich pflege derlei nicht. Ging früh aus, weil mir die Temperatur meines Zimmers unerträglich war und das heftige Feuer, das sie hier anmachen, mir nicht weniger widerlich ist. Dazu das Nachsehen und Anblasen, ohne welches es auslöscht. Ging also aus und befahl, das Feuer in meiner Abwesenheit zu machen. In den Tuileriengarten. Wollte mich in den spärlichen Sonnenstrahlen erwärmen. Aber die Luft war so kalt, der Boden feucht. Fast bis ans Ende der elysäischen Felder gegangen. War müde, ohne auch nur ein wenig Transpiration gewonnen zu haben.

Brant besucht. Der junge Neuwall war früher bei mir

gewesen, zu melden, daß seine Eltern morgen nicht nach Versailles fahren, wie doch seit Langem ausgemacht war und mich in Verlegenheit setzte, da ich um deßwillen keine andere Gesellschaft gesucht hatte. Brant will auch nicht gehen. Wir lesen Englisch. Befand mich in einer wahrhaft betrübten Stimmung. Paris fängt mir an, zur Last zu werden, und der Gedanke an meine Heimath ist mir unerträglich. Untergehen; versteht sich von Gottes Hand, aber nicht durch eine widerliche Krankheit in der Fremde.

Gehe mit Brant über die Boulevards: die Sonne kommt etwas hervor. Ich fühle mich erheitert. Will für morgen einen Platz nach Versailles bestellen. Alle Plätze sind genommen.

Bei Tische finde ich meine Schweden, die gerne die Partie mit mir gemacht hätten, aber nun sind sie bereits versagt. Nach dem Essen kommt das Fieber wieder, mit einer Heftigkeit, daß es mir die Klarheit des Sehens benimmt. Setze mich ins Théâtre des variétés, wo ich, halb schlafend, vier Stücke ansehe und nur Vernet in der Madelon triques durch die Vortrefflichkeit seines Spieles mich manchmal aus meinem widerlichen Zustande reißt. Uebrigens ist er doch ein klein wenig possenhaft, mehr als die übrigen hiesigen Komiker. Derlei abgerissene, übrigens höchst ergötzliche Faxen entstellen unter andern auch seine Darstellung des Rausches im zweiten Akte der Madelon.

Sonntag, den 8. Mai. Bessere Nacht. Kopf und Magen noch immer leidend, aber ohne fieberhafte Zufälle. Gleich des Morgens kommt der eine meiner guten Schweden, Carlson, um mir zu sagen, er und Hagberg hätten ihre Gesellschaft nach Versailles aufgegeben, um mit mir hinauszufahren. Die Sonne scheint. Es verspricht ein hübscher Tag zu werden. Glücklich, daß les grandes eaux sich dießmal auf die Fontainen beschränken werden.

Wir gehen zu Drei nach den Champs élysées und nehmen Platz in einem Coucou, zu vier, sage vier Francs die

Person. Bis zu dieser Unverschämtheit haben es die Wiener Zeiselkutscher noch nicht gebracht. Zwei solche Fahrten zahlen dem Kerl Pferd und Wagen.

Die ganze Straße mit Fuhrwerken aller Art bedeckt. Postchaisen, Gondoles, Parisiennes, Citadines, Cabriolets, reich und arm, die ganze Strecke von vier Lieues eine Reihe von Gespannen. Unser Kutscher überhäuft die vornehmen Equipagen mit Grobheiten, die seinem Karren im sausenden Fluge zu nahe kommen. Die Gegend wirklich schön. Endlich Sevres erreicht, der halbe Weg. Wir halten an. Der Fuhrmann gibt seinem Pferde etwas Heu, so sparsam, als ob es Bisquit wäre. Indeß fliegt die tolle Jagd unausgesetzt an uns vorüber. Die Gondoles mit fünf Pferden in gestrecktem Galopp. Die Restaurants machen gute Geschäfte. Man trinkt sich aus den Wagen und den Wirthshausfenstern wechselseitig zu. Endlich wird eingesessen. Wir hatten unser zweites Frühstück auf Versailles verspart. Rechts am Wege zeigt sich St. Cloud, links, wenn ich nicht irre, Meudon. Hübsche Lage. Endlich hält die Wagenreihe. An der Barrière von Versailles wird visitirt. Das ist noch dummer als bei uns. Endlich la grille. Die Wagen stürmen von Neuem vorwärts. Das Schloß liegt vor uns, wir steigen aus.

Das Schloß präsentirt sich von der Stadtseite nicht gut. In einander geschachtelte Gebäude, widerlich bemalt, an die man vorn einige griechische Dinge angebaut hat. In den Garten. Dahinaus geht die Hauptfaçade. Prächtig, ungeheuer. Doch verliert der Eindruck dadurch, daß das Mittelgebäude zu weit vorragt und dadurch die zurückweichenden Flügel dem Betrachter verkürzt. Das Schloß von Schönbrunn präsentirt sich, bei aller Albernheit seines Baustils, besser. Ebenso die Hauptansicht des Gartens. Der von Schönbrunn durch den Hügel mit der Gloriette schön abgeschlossen, hier geht die Aussicht auf ewig lange Wasserstücke, die etwas Lachenartiges haben und sich wie Ueberschwemmungen eines ausgetretenen Flusses ausnehmen. Ueberhaupt zu viel Wasser

im Garten. Der Fontainen kein Ende. Doch auf diese war es ja, zur Feier des königlichen Namenstages, heute abgesehen. Auch von unten, an der schönen Gruppe des Neptun im großen Teiche, nimmt sich das Schloß nicht zum Besten aus. Die Treppe, die sich von der obersten Terrasse herabsenkt, sieht in der Ferne wie eine Mauer aus, und von Menschen besetzt, glaubt man eine belagerte Stadt zu sehen.

Die oberste Terrasse nach beiden Seiten großartig. Das Mittelstück des Gartens nicht so imposant als in Schönbrunn. Man muß sich diesen Garten erst zusammensuchen. Man hatte uns gesagt, die Wasser würden um ein Uhr springen. Hier erfahren wir, daß es erst um fünf Uhr geschehen werde, les grands eaux erst um sechs. Da wir nicht hoffen konnten, in Versailles ein Mittagsessen zu bekommen, und nach Paris erst um neun Uhr zu kommen hofften, beschlossen wir, uns noch vorher ein wenig zu restauriren. Mein Vorschlag, etwas Warmes zu nehmen, fand keinen rechten Anklang, wir nahmen daher in einer Art Kneipe nur etwas Wein, wozu man uns Zuckerwerk und erst nach mehrmaligem Verlangen Brod gab. Zeche: vier Francs mehrere Sous. Das Ganze mochte die Sous werth sein. Hierauf in den Garten zurück. Er verliert im gegenwärtigen Augenblicke dadurch, daß viele der Bäume, die die Ferne bilden, noch nicht hinlänglich belaubt sind. Es war drei Uhr. Da wir noch zwei Stunden vor uns hatten, gingen wir, die beiden Trianon zu sehen. Das sind die Perlen des Parks. Im kleinen der beiden Schlösser oder vielmehr Pavillons war die Treppe so mit Menschen besetzt, daß wir das Innere aufgaben und nur den Park besuchten. Welcher Park! Im ganzen Leben habe ich nichts Schöneres gesehen. Soll man hier die Natur bewundern oder die Kunst? Dazu schien die Sonne warm, das getretene Gras duftete, die Luft offenbar blauer als bei uns. Ich schlug an meine Brust. Ich war wie ein Kind. Alles so schön, so schön.

Zum großen Trianon. Die Zimmer durchwandert. Die Zeit des Einlasses ging zu Ende. Wir wurden erinnert.

Prächtiger, aber viel weniger reizend, als sein Nachbar. Aber wenn man auf die Terrasse gegen den Garten hinaustritt! Hyacinthen=, Tulpen=Beete. Die schönsten Baumgruppen. Aussichten, zwar nur wieder auf Bäume und Laubpartien, aber weit, weich, verschlungen, paradiesisch. Es war fünf Uhr. Wenn die Wasser gesehen werden wollten, mußten wir gehen.

Als wir in den großen Garten zurückkamen, war denn das große Werk bereits angegangen. Da sah man erst die vorher zerstreute Menge beisammen. Genug, um zwei Städte damit zu bevölkern. Und Alles fröhlich, geschwätzig, glücklich. Denn die Wasser spielten. Die Gruppe des Neptun im untern Teiche nahm sich herrlich aus. Weniger die Latona mit den sie anspeienden Bauern und Bäuerinnen von Delos, die eben in der Verwandlung begriffen sind. Endlich zu einem großen, abseitig gelegenen Teiche gekommen, sahen wir den ganzen Umkreis mit Stühlen besetzt. Wir fragten. Es ist wegen der grands eaux, sagte man uns. Wir bildeten uns ein, daß diese nur hier zu sehen seien, und standen wohl eine Viertelstunde in Erwartung, da dieses Hauptspektakel erst um sechs Uhr angehen sollte. Endlich erfuhren wir, daß das Spiel der großen Wasser sich auf alle Bassins erstrecke und dieser Teich, als Hauptfronte, nur den Schluß bilde. Wir gingen wieder in den Garten zurück, wo denn nun alle Springbrunnen in voller Thätigkeit waren. Früher müßig scheinende Figuren und Gegenstände zeigten jetzt erst, weßhalb sie da waren. Von überall her stürmten Wasser gegen den Himmel. Jetzt erst nahm sich die früher etwas armselige Latona gut aus, und die von allen Seiten springenden Quellen bildeten ein bewegliches silbernes Throndach über die mißhandelte Göttermutter.

Bin im Schreiben unterbrochen worden und kann jetzt erst, nach zwei Tagen, wieder fortfahren. Kurz, wir besahen uns den ganzen Wasserspaß, fuhren in einem elenden Coucou nach Paris zurück, stiegen, von der Elendigkeit des Fuhrwerks *gelangweilt*, an der Barrière ab, verirrten uns in den Champs-

Elysées, trennten uns auf der Place de la Concorde, und um halb zehn Uhr Nachts nahm ich in einer elegant aussehenden, aber, wie es sich zeigte, elenden Restauration mein Mittagmahl ein, wo ich mich besonders von dem Wein eigentlich vergiftet fühlte.

Montag, den 9. war Börne bei mir und lud mich für den andern Tag dringend zum Frühstück nach Auteuil ein. Konnte ihm's nicht versagen, obschon bei meiner edlen Gewohnheit, Alles bis auf den letzten Augenblick zu verschieben, mir die Zeit schon kostbar zu werden anfängt. Ich will nämlich Samstag abreisen. Die Gesundheit nicht zum Besten. Das Wetter streng kalt.

Muß Brant wieder in eine seiner wohlfeilen Restaurationen begleiten, wobei sich heute wenigstens meine angegriffene Verdauung nicht übel befindet. Abends in der großen Oper einer unsäglich schlechten Vorstellung, der Belagerung von Korinth, beigewohnt. Dießmal fehlt sogar das Orchester.

Darauf ein Anfangs niedliches, später absurd-langweiliges Ballet, l'île des Pirates. Die Elsler. Sehr hübsch, aber immer das Nämliche. Zwar Das gilt von der ganzen neuern Tanzkunst.

Um Mitternacht nach Hause gekommen, finde ich ein Billet der Gräfin Kielmansegge. Bedauert, wünscht mich zu sehen; ist liebenswürdig. Soll sie morgen zwischen ein und drei Uhr besuchen. Geht nicht, wegen Börne's Dejeuner.

Dienstag, den 10. Schreibe der Gräfin einen der artigsten Briefe, die seit Erfindung der Schreibkunst je geschrieben worden sind. Würde im Laufe des Tages bei ihr vorsprechen, um eine andere Stunde für die projektirte diplomatische Entrevue entgegen zu nehmen. Nach Auteuil zu Börne. Er steht schon erwartend auf dem Balkon, da ich um eine ganze Stunde zu spät gekommen bin. Macht mich mit seinen Hausgenossen bekannt. Eine liebenswürdige Frankfurterin mit ihrem wackern Manne. Sind aus Anhänglichkeit für Börne zu ihm nach Paris gegangen. Nun begreife ich, daß

der Mann hier aushalten kann. Börne herzlich, gutartig. Keine Erwähnung von Politik. Nur ganz einfache Verunglimpfungen beiderseitiger Regierungen, Systeme und Bureaukraten. Man hätte selbst bei uns nicht viel damit riskirt. Sumptuoses Frühstück, einem ziemlichen Mittagsmahl nicht unähnlich. Die Frau erbietet sich, mir das Bois de Boulogne zu zeigen, an dessen Eingang Auteuil liegt. Börne bittet, zu bleiben. Sie aber weiß, daß er gern ein Viertelstündchen schläft, und besteht darauf. Ich nehme gern an, um die warme Luft zu genießen, und da ich das historische Wäldchen doch gesehen haben will.

Wir gehen in dem jungen Waldanflug spazieren. Sprechen über Börne. Er hat die Frau zu seiner Ansicht über Goethe bekehrt. Ich erkläre mich aufs Bestimmteste für die entgegengesetzte Ansicht. Sie meint, ich möchte bei unserer Zurückkunft Börne ein wenig damit aufziehen. Wenn das Gespräch es fügt, warum nicht? Ich hatte ihm schon neulich, als er, obschon sehr manierlich, einen Seitenblick auf unsern großen Dichter that, warnend mit dem Finger gedroht. Ohnehin verzeihe ich ihm noch am Ersten seine Ketzereien darin. Er trägt seinen politischen Haß gegen Goethe, den Aristokraten, nur auf Goethe, den Dichter, über. Jeder Mensch, der lebhaft Partei nimmt, ist ungerecht. Was soll man aber von den Menzeln und derlei Geschmeiß sagen?

Wir kommen zurück. Das Gespräch lebhaft und angenehm. Lenau hat ihm seinen Faust zugeschickt und gebeten, das Gedicht zu besprechen. Börne scheint damit nicht sehr zufrieden. Da ich den Schluß nicht kenne, konnte ich nur über die erste Hälfte mich lobend, warm aussprechen. Was auch an dieser Hälfte, wie bei allem Menschlichen fehlt, war freilich auch mir nicht entgangen. Auch Auersperg hat ihm seinen „Schutt“ gesendet. Armer Thor, der ich war, als ich mir's mein ganzes Leben zu einer Gewissenssache machte, auch nicht mit einem Worte Kritiker und Journalisten für mich zu stimmen.

Börne fordert mich auf, entweder den Abend da zu bleiben

oder mit ihm zu einem großen Diner zu fahren, wo eine große Menge Literaten, fremde Polen, Refugié's und Dergleichen sich versammeln und wo eine Gesundheit au plus grand poëte de l'Allemagne mir nicht entgehen könne. Ich mochte Beides nicht. Wir fahren zusammen in die Stadt. Am Tuileriengarten trennen wir uns. Er zu seinem radikalen Diner, ich Place Vendôme zur Gräfin Kielmansegge. Unter dem Hausthor begegnet mir der Mann. Soll Samstags bei ihnen essen. Es ist der Tag, wo ich Morgens abreise. Verspreche für Mittwoch, sie zu besuchen.

London, 26. Mai. Ich nehme spät wieder mein Tagebuch zur Hand, und die Wahrheit zu sagen, habe ich so ziemlich die Lust dazu verloren. Wie und warum, wird die Folge zeigen.

Die letzten Tage meines Aufenthaltes in Paris waren höchst unruhig. Das Widerliche, aus einem einmal gewohnten Aufenthalt neuerdings in all die Widerwärtigkeiten eines Zigeunerlebens überzugehen und noch dazu alle Anstalten selbst besorgen zu müssen, ich, dem es zu Hause schon unerträglich war, nur einen Geschäftsgang über die Straße machen zu müssen. Dazu in ein Land zu kommen, dessen Sprache ich wohl im Lesen recht sehr gut verstehe, aus dem Munde eines Sprechenden gehört, aber nicht dem zehnten Worte nach verstehe, vielweniger, daß ich sie irgend selbst sprechen könnte. Dazu einige Besorgnisse über die hohen Preise des Lebens daselbst und Zweifel, ob mein Ausgesetztes zureichen wird. Endlich meine schlechte Gesundheit, die durch die Seereise, nach früheren Proben, nur noch mehr gestört werden mußte. Doch was war zu thun? Ich hatte mir die Reise einmal als eine Art Buße, als einen Versuch auferlegt, mich an Menschen und äußere Thätigkeit wieder zu gewöhnen. Je schwieriger, um so besser zum Zwecke. Auch begann mir Paris nach und nach schon

widrig zu werden. Der gute Brant (für mich wenigstens) langweiliger als billig, die Güte der Familie Neuwall, gerade durch das allzugroße Maß, beinahe drückend. Immer auf dem Punkte, in literarische Bekanntschaften hineingezogen zu werden, welche zu vermeiden meine bestimmte Absicht war. Dazu schlechtes Wetter, schlechte Wohnung, üble Laune. Obwohl mir Alles anlag, länger zu bleiben, und Koreff sich gar nicht darein finden konnte, bestellte ich doch meinen Platz auf der Post für Sonntag 15. (für Samstag war kein guter mehr zu haben), verschwieg es aber sorgfältig, um die Bekanntschaftwerber mit einer längern Aussicht hinzuhalten. Konnte doch nicht vermeiden, mit Koreff bei Alexandre Dumas zu frühstücken, der mit einer hübschen Schauspielerin lebt und ein junger gutaussehender Kerl ist. Er hatte Viktor Hugo geladen, der nicht kam. Thut mir leid. Gerade den hätte ich am Liebsten gesehen. Das Gespräch war etwas kauderwälsch. Offenbar endoctrinirt Koreff den jungen Mann in deutscher und spanischer Literatur. Ich ging um vier Uhr, weil ich der Chezy versprochen, die Herzogin von Abrantes zu besuchen, die denn doch eine interessante Person ist. Da sie jedoch Krankheitshalber zu Bette liegt und ihre Dienerschaft von meiner Ankunft nicht unterrichtet war, so ward ich abgewiesen, ließ meine Karte da und ging. Um so besser. Zwei Tage vor meiner Abreise speiste ich noch mit Neuwalls im Café de Paris vortrefflich. Den letzten Mittag mit Brant und Many bei den frères provençaux. Die andern Ereignisse habe ich vergessen. Besuchte noch Koreff, der mir eine Adresse nach London und ein Mittel gegen meine hartnäckigen Obstruktionen versprochen hatte. Fand ihn nicht zu Hause, was mir dießmal leid that. Das Verhältniß mit Brant macht sich immer schlechter. Er begreift nicht, daß ein Fremder, der nur fünf Wochen in Paris bleibt, anders leben muß als ein eigentlicher Einwohner, und bei seiner Sparsamkeit ärgert es ihn, so oft ich ins Theater gehe. Lieber sollte ich den Abend bei ihm an seinem Kaminfeuer zubringen,

in das er verliebt ist, und an dem wir uns beim Thee ennuyiren. Kam dießmal beinahe zu einer harten Erklärung. Er verleidete mir und Many für den Abend das Theater. Wir gingen also nur noch nach dem Spielhause Rue Richelieu, dem ersten hier, das aber in kleinerem Stil ist, als ich dachte. Das in Neapel war viel grandioser. Huren und Silbergeld-Spieler. Many verlor vierzig Francs, ich gewann fünf, nachdem wir eine halbe Stunde mitgemacht hatten. Letzte Nacht in Paris.

Sonntag, den 15. Tag der großen Sonnenfinsterniß und meiner Abreise. Ich war in dem unliebenswürdigsten Humor von der Welt. Die Chezy brachte einen jungen deutschen Dichter auf mein Zimmer, der mir die Visirung meines Passes auf den affaires étrangères zusagte, endlich aber mit der Nachricht zurückkam, daß er Niemand von den Beamten da gefunden, was meine üble Stimmung vermehrte, da ich Anstände befürchtete. Koreff, der mir einen Besuch zugesagt, kam nicht. In medizinischer Hinsicht unangenehm. Many Neuwall wollte mich ins Diorama führen, was ich ablehnte, theils weil ich nicht gestimmt war, theils um Koreff nicht zu versäumen, wenn er doch kommen sollte. Die Chezy hielt treulich bei mir aus, besserte mir ungenirt einen Schaden an meinen Beinkleidern aus, wozu sie, da die poetische Frau weder Zwirn noch Seide führte, den Faden aus einem ihrer Hüte herauszog. Frühstückte à la fourchette. Meine Freundin aß die Reste und nahm ein Glas Chablis an. Endlich die Stunde der Abreise. Brant kam, leidlich ausgesöhnt. Er ist ein vortrefflicher Mensch, und die Ursachen unserer minderen Harmonie lagen gewiß in mir. Wir machten noch einen Gang durch ein paar Straßen. Die Sonnenfinsterniß war eben auf ihrem höchsten Punkte. Ich hatte keine Lust, hinzusehen. Es schlug halb vier Uhr, und wir gingen in den Packhof, Rue St. Honoré, Lafittes und Gagliards Etablissement. Der Wagen ist bereit. Im Coupé außer mir noch eine kranke Frau aus Boulogne. Brant, meine Schweden

standen am Wagen. Abschiedszurufe. Die fünf Pferde setzen sich in Gang. Ich hätte nun viel über meinen Aufenthalt in Paris nachdenken können, aber ich dachte nichts und war verstimmt. Diese Plackereien und Beschwerlichkeiten, ganz allein, genöthigt, für Alles selbst zu sorgen, und dazu noch in den Ausgaben höchst beschränkt. Was sollte nun erst in London werden? Es ging weiter und weiter. Das Land recht hübsch. Muntere Bauersleute. Die Mädchen elegant, am Wege Ball schlagend, im Kreis tanzend. Es wird Nacht. Gegen alle Erwartung schlief ich recht gut, Folge der letzten Anstrengung und darauf nothwendige Abspannung. Der Morgen leidlich hübsch. Frühstücke in Abbéville, wenn ich nicht irre. Das Interieur des Wagens bloß mit Engländern besetzt, die von meinem Englisch so wenig verstehen, als ich von dem ihren. Das wird gut gehen. Endlich Boulogne. Schon eine Post vorher schrie ein Mann englisch in den Wagen, daß ein Paketboot noch diese Nacht unmittelbar nach London abgehen werde. Das änderte auf einmal alle meine Entschlüsse. Sollte ich nun einen halben Tag und Nacht in Boulogne bleiben, dann nach Dover übersetzen, dort wieder schlafen und, weiß Gott wie lange, mich nach London hinrädern lassen? Ich zog eine zwölfstündige Wasserreise vor. In Boulogne, im Hôtel de l'Univers, abgestiegen. Leidliches Mittagmahl. Dann sogleich in den Hafen, Anstalten für die Ueberfahrt zu machen. Es lagen, statt einem, zwei Dampfschiffe da. Ich zog das theurere vor, da ich das andere mir überfüllt dachte. So war es auch. Da ich, der Seekrankheit wegen, doch in keine Kajüte gehen wollte, miethete ich mich im second cabin ein, d. h. da die Betten schon von Damen in Beschlag genommen waren, auf dem Verdecke. Ging ein wenig auf dem Hafendamm spazieren und sah die Sonne im Meere untergehen. War nicht mehr übellaunig, sondern traurig. Daß ich je von allen Banden des Lebens losgetrennt bin, eben so unwillig, das Vergessensein zu ertragen, als die Lasten der Berühmtheit, wenn ich dieß Wort brauchen darf.

Endlich zum Gasthaus zurück. Fand dort schon einen Franzosen mit einer Engländerin, die die Ueberfahrt auf demselben Dampfboote machen wollten. Wir vereinigten unser Gepäcke und gingen nach dem Hafen zurück, der unterdeß dunkel geworden war und vom Verwirre der Einschiffung ertönte. Der Platzbediente besorgte das Gepäcke, wir traten ins Schiff. Ich wählte mir einen Platz auf dem Verdeck, den ich für die Nacht nicht zu verlassen beschloß. Eine gute Bank in der Mitte des Schiffs, wo die Bewegung am Geringsten sein mußte. Wickelte mich in meinen Mantel und erwartete die Dinge, die da kommen sollten. Die Nacht wird immer dunkler. Große Sterne am Himmel. Die Schiffsglocke läutet, die Seile rasseln. Es ist Fluthzeit, das Schiff wird beweglich. Immer dickerer Rauch qualmt aus dem Schornstein, wir sind im Gang. Der „Emerald“, so hieß das Schiff, bewegt sich langsam an dem andern Fünfshilling-Dampfschiffe „Sovereign“ vorüber. Das Verdeck des letzteren ist mit Passagieren bedeckt, die uns den Abschiedsgruß zujubeln. Wir nahen uns dem Ausgang des Hafens, wir sind in See. Meine Eingeweide verhielten sich ganz leidlich, obgleich ein ziemlich starker Wind die Wellen erregte, der noch dazu sehr kalt war, so daß ich den Mantel hart an die Augen emporzog. Die Passagiere verloren sich in die Kajüten, wo sie gespieen haben mögen oder nicht. Ich blieb zuletzt allein mit dem Steuermann, der ein Lied knarrte, und dem Kapitän, der auf und nieder ging die ganze Nacht. Selten überfiel mich der Anfang eines Schlummers, von dem ich jedoch bald wieder emporschreckte und jedes Mal ein Uebelbefinden fühlte, das sich aber glücklich wieder verlor. Endlich bleicht sich die dunkle See; im Osten röthet sich hinter Wolkenmassen der Himmel, der Wind aber nimmt zu. Er war gräulich kalt. Die englische Küste zeigt sich links. Eine Stadt, fern, fern. Es war Southampton, sagte man. Die Küste entschwindet wieder. Es wird Tag. Schon früher waren Schiffe aller Art, ununterscheidbar im Dunkeln, an uns vor-

übergezogen, jetzt wächst die Menge. Fischerboote, Handelsfahrzeuge, Dreimaster. Bald ist kein Punkt des Horizonts, in dem nicht irgend etwas die Anwesenheit eines Schiffes bezeichnete. Die Reisenden kamen wieder aufs Deck mit sonderbar überwachten Gesichtern. Die Bewegung des Schiffes wird milder, die Wasser der Themse machen sich fühlbar. Endlich geht es hinein in den Strom, die Ufer werden von beiden Seiten sichtbar. Ein paar Wachtschiffe, Handelsfahrzeuge vor Anker. Die Küste ziemlich kahl. Endlich zeigen sich nahe liegende Häuser, von London durch keine Zwischenräume mehr getrennt. Im Flusse ein Wald von Kohlenschiffen vor Anker. Die Stadt beginnt. Zwischen unbedeutenden Häusern herrliche einzelne Gebäude; Schiffswerften, Docks. Wieder eine Handelsflottille vor Anker. Nun Thürme und Säulen und Häuser rechts und links. Vor uns Brücken, rechts der Tower. Wir nähern uns dem Lande, es ist das Zollhaus, neben der Londoner Brücke.

Haufen von Menschen. Wir steigen aus. Die Gesellschaft des Paketboots zerstreut sich, scheinbar nach allen Seiten. Ein einziger Jude war noch in meinem Bereich. Ich fragte ihn, wohin es nun ginge: ins Custom house. Und ich folgte seinen Schritten. Wir kommen an. Die Zöllner sind mit andern Gepäcken beschäftigt; wir müssen warten. Man führt uns in ein Zimmer, wo an allen Wänden die Warnung angeschrieben steht, nicht Mäntel oder Hüte liegen zu lassen, wegen der Gefahr des Gestohlenwerdens. Ich als Fremder muß in die Alien-Abtheilung, meinen Paß abzugeben und eine Aufenthaltskarte dafür zu erhalten. Ein deutscher Jude ist da, ein Platzbedienter, der mich in seine Klauen zu bekommen sucht. Die Beamten sind höflich, betrügen mich aber, wie ich später sah, mit einem veralteten Plan von London und einem schlechten Guide des Voyageurs. Endlich nach ein paar Stunden Wartens kommt die Reihe an das Gepäck unseres Schiffes. Einzeln werden die Eigenthümer eingelassen. Ich warte drei, vier Stunden. Mein Name erscheint immer

nicht. Endlich erinnere ich mich, daß der französische Platzbediente in Boulogne beim Einsteigen ins Schiff gesagt, er habe alles Gepäck auf den Namen des französischen Mitreisenden abgegeben. Ich ging damals als gleichgültig darüber hinaus, merkte aber nun, daß mein Name gar nicht auf der Liste der Passagiere stehen müsse. Mit Mühe machte ich endlich den Zollbeamten auf diesen Umstand aufmerksam, und mit noch größerer Mühe erhielt ich endlich, daß meine Sachen, die letzten, visitirt und gegen Vorzeigung des Passes und weiß Gott welchen Verklausulirungen mir ausgefolgt wurden. Es war nun nahe an fünf Uhr, und ich wußte noch nicht, wohin mich wenden in der ungeheuren Stadt. Ich war an einen Deutschen Namens Friedmann gewiesen, der ein Boarding house in Percy-street hielt, hörte aber im Alien office, er sei ausgezogen, und man wisse nicht, wohin. Ein anderes Boarding house in golden Square, das mir Sengel empfohlen, wußte ich meistens mit Fremden überladen. Da fiel mir ein, daß Kapitän N. N. in Paris mir eine Mde. Williams in Charlotte-street Floomsbury square genannt, und ich beschloß, dahin zu gehen. Ein Fiaker wird geholt, die Effekten eingepackt, und es geht nun endlos durch die ungeheure Stadt, die im Vorüberfliegen eben nicht den besten Eindruck auf mich machte. Endlich komme ich an. Ich werde zur Hausfrau geführt, die mit einer recht artigen Tochter im Erdgeschoß sitzt. Ich merke bald, mein Englisch reicht nicht zu, nur die Tochter spricht etwas französisch. Endlich verständigen wir uns. Man führt mich in den ersten Stock in ein Zimmer, das, dreieckig und klein, die Form und Größe eines gewöhnlichen Bügeleisens hat. Ein besseres bei erster Erledigung wird mir versprochen. Ich bin nur froh, unter Dach zu sein, und nehme an. Der Kutscher begehrt vier ein halb Shilling, d. h. etwa dritthalb Gulden Conventionsmünze. Ich nehme Besitz, wasche mich, kleide mich um. Es geht um sechs Uhr zu Tische. Der ist nun nicht glänzend bestellt, wie ich sehe. Ein Hammelsbraten, eine pie, etwas Käse,

dazu dünnes Bier oder Wasser — voilà tout. Man muß sich fügen. Ich bemerke bald, daß man allenfalls noch mich verstehe, ich aber nicht die Andern. Ich hatte eben in meinem ganzen Leben früher kaum zweimal englisch sprechen gehört; selbst mit Brant in Paris las ich nur; und so war denn die gesprochene Sprache eine Art Chaldäisch für mich. Zum Glück befanden sich einige Deutsche im Hause, die aber da waren, um englisch zu lernen, und die also sich wohl hüteten, ihre Muttersprache über Tisch hören zu lassen. Sonst recht liebenswürdige gefällige Leute. Nach Tisch führte mich einer der Kostgänger, ein Däne, durch ein paar Straßen: great-Russell-street, Oxford-street, bis zum Eingang des Hydepark. Oxford-street fand ich recht schön, aber die Boulevards von Paris wog es nicht auf. Als es dunkel wurde, kehrten wir zurück, tranken Thee. Die Leute charmant, aber für mich sehr langweilig, da ich kaum das dritte Wort von Dem verstehe, was sie sagen. Um zehn Uhr war ich froh, ein Licht zu bekommen und schlafen zu gehen, denn ich war müde zum Niedersinken. Das Bett ziemlich schlecht. Dennoch gut geschlafen.

Des andern Morgens ziemlich gestärkt aufgestanden. Das Leben in einem solchen Boarding house will mir durchaus nicht gefallen. An eine bestimmte Essensstunde wollte ich mich noch allenfalls gewöhnen, meine Schäferstunde aber, die Zeit des Frühstücks, einzubüßen, das ich seit meiner Kindheit immer allein eingenommen und das als eine Vorbereitung auf den ganzen Tag, als Moment der Sammlung, für mich so ungeheuren Werth hat, das war zu hart. Man mußte jedoch vor der Hand sich fügen. Um neun Uhr läutet's zum Breakfast. Dieselbe Versammlung, dasselbe englische Gestammel, dieselbe Langeweile. Dazu die Wahl zwischen Thee, der mir nicht bekommt, und Kaffee, den man hier nicht zu bereiten versteht. Dazu Brod mit Butter, die mich krank macht. Kaltes Fleisch, das ich nicht verdaue. Ich greife jedoch zu, bis auf das Fleisch, das mir vor der Hand noch zu englisch war.

was, wie ich wohl sah, die Hausfrau etwas beleidigte. Ein paar Engländer, die auch da wohnten und die, wie alle ihrer Nation, im Anfange einer Bekanntschaft höchst unangenehm sind, vermehrten mein Mißbehagen. Ich wünschte mich auf tausend Meilen fort, wußte aber noch nicht, wohin. Nach dem Frühstück ging ich in mein Zimmer zurück, in das der kalte Wind in Strömen einzog, durch ein Fenster, das nicht schloß, wie ich erst später bemerkte. Ein Umstand, der mir bereits eine Art Augenentzündung zugezogen hatte, die ich nothgedrungen vermehren mußte, denn es galt, den Plan von London zu studiren mit seinen kleinen Buchstaben und verwischten Contouren. Ich weiß nicht mehr, wo ich des ersten Tags überall hingewollt. Nur suchte ich, Anfangs fruchtlos, wieder die Oxford-street zu erreichen und wollte mich des Weges nach Drurylane versichern, wo man schon gestern Hamlet gegeben hatte und das ich heute nicht versäumen wollte. Ich irrte aber in den ungeheuren Straßen umher und mußte fürchten, wenn auch den Weg ins Theater, doch den Rückweg nach Hause sicherlich nicht zu finden.

Unerträgliches Mittagsessen. Der unabhängigste Mensch unter der Sonne von einer lumpigen Sprache abhängig. Der unabhängigste Mensch? Ja, wenn's nur wahr wäre. Es gibt der Sprachen und der Abhängigkeiten noch viele. Abends ins Theater. Man gab drei Stücke, Lustspiele. Das erste weiß ich nicht mehr. Das zweite: „Etiquette" oder so, wurde vortrefflich gegeben. Viel besser, als man es in Deutschland oder selbst in Paris aufführen könnte, an welchem letzteren Orte nur noch die Boulevard-Posse blüht, aber auch unerreichbar dasteht. Die englischen Schauspieler haben etwas Festes, auf sich selbst Beruhendes, Männliches, das außerordentlich wohl thut. Wenn, wie man einmal von den Bourbons und der Herzogin von Angoulême sagte, unter den Wiener Schauspielern ein einziger Mann ist, Madame Schröder nämlich, so sind hier alle Männer, selbst die Weiber, ver-

steht sich im besten Sinne. Unbekannt mit den hiesigen Sitten, hatte ich mir keinen Theaterzettel beigelegt und weiß daher nicht, wie die Schauspieler hießen, die mir so wohl gefielen. Da ich wenig von den Worten verstand, ermüdete ich doch auf die Länge und ging gegen elf Uhr, fand auch nach mancher Mühseligkeit den Weg nach Hause. Einer der Schauspieler, erinnere ich mich, war Mr. Farren, der im scape-goat, oder wie das Ding hieß (unser Hofmeister in der Klemme), den alten Präceptor unnachahmlich spielte.

Doch nein, eben finde ich den Theaterzettel und ersehe daraus, daß ich das erste Mal Fidelio mit der Malibran, scape-goat und die Oper Masaniello hörte. Jene drei Lustspiele waren am 19. in Coventgarden, wo ich im Drurylane keinen Platz mehr fand, um wild cats und heart of Midlothian zu sehen.

Also die Malibran. Ich kam der späten Essensstunde wegen zu spät zum Anfange, hörte daher den ersten Akt nicht. Von vornherein fand ich jene berühmte Sängerin weit unter ihrem Rufe. Sie singt jedoch hier englisch, was, obgleich sie es sehr gut spricht, einen nicht vortheilhaften Einfluß auf ihre Gesangsweise haben mag. Die große Arie im zweiten Akt vortrefflich. Die Passagen scheinen nicht immer so gerundet, als bei den andern großen italienischen Sängerinnen, manchmal sogar etwas gestoßen, auch haben offenbar die hohen Töne gelitten, heißt das die ganze höhere Oktave, denn die höchsten nimmt sie wieder mit Leichtigkeit. Die tiefe Lage noch immer vortrefflich. Sie hat offenbar die Manie des Spiels, wodurch sie sich so in Bewegung setzt, daß ihre Töne nothwendig darunter leiden müssen. Keinen Augenblick ruhig, wird dieses immerwährende Hervordrängen geradezu lästig. Aber Das gerade gefällt hier. Im dritten Akte, beim Grabmachen, gräbt sie wie ein Taglöhner, daß ihr der Schweiß an der Stirne steht, wo denn nun freilich an kein Singen zu denken ist. Das berühmte Kerkerduett habe ich nicht leicht schlechter singen gehört, ihre Mitteltöne waren unhörbar. Das

hiesige Publikum aber, das von Musik rein nichts versteht, bewundert gerade dieses Auftragen, und während sie grub, und als sie die Pistole dem Gouverneur geradezu ins Maul steckte, ihn auch nicht mehr losließ, war des Beifalls kein Ende. Von den übrigen, Herr Templeton, Florestan, gute Stimme, scharfer, mitunter harter Vortrag, sonst lobenswerth. Pizarro, Mde. Giubolei, schöne Stimme, wüthender Vortrag. Rocco, Herr Seguin, so, so. Jaquino, Durusel, der unleidlichste Spaßmacher, hier aber sehr beliebt. Chor schwankt vom Mittelmäßigen zum Schlechten.

Den Eindruck von scape-goat habe ich oben angegeben.

Donnerstag, den 19. Mai, mußte ich meinen Bankier Doxat and company aufsuchen, da es mir an englischem Gelde zu fehlen anfing. Er sollte in der City, Bishopgate-street wohnen, einer Kirche gegenüber, Nr. 24. Das war nun ungefähr vier Meilen (englische) von meiner Wohnung. Ich beschloß dennoch, zu Fuße zu gehen, weil man nur so eine große Stadt bald und genau kennen lernt. Es ward daher der Plan genommen und die Lage der Straßen, zum Glücke bloß große, auf ein Blatt Papier nachgezeichnet, da man doch nicht immer zur Belustigung der Vorübergehenden die große Karte zu Rathe ziehen konnte. Um zwölf Uhr machte ich mich auf den Weg. Die größte Mühe hatte ich nun, mich nur aus dem Gewirre kleiner Gassen in der Nähe meiner Wohnung herauszufinden. Als einmal High-street, Holborn und so weiter erreicht war, ging es schon besser. Ich weiß nicht, verdarb mir die Aengstlichkeit des Suchens den Genuß oder verglich ich, halb unbewußt, das Gewöhnliche des Hiesigen immer mit dem Besten von Paris. Auch dieser Gang brachte mich noch nicht zu jener Bewunderung Londons, die mich jetzt durchdringt. Ich ging nahe an zwei Stunden und fand endlich auch Bishopgate-street, auch Nr. 24, aber da war an keinen Bankier zu denken. Der Kirche gegenüber lag ein Haus, aber ohne Inschrift, mit Gittern verschlossen. Ich fragte in dem Laden nebenan, aber Die ge-

verdeten sich, als ob sie den Namen Doxat nie hätten aussprechen hören. Endlich ging ich in einen andern Laden. Der gefällige Inhaber, der den Namen Doxat gleichfalls nicht kannte, schlug eine Art Adressenbuch auf und schrieb mir die Wohnung des gesuchten Unbekannten, eines der bedeutendsten Bankiers, auf ein Blatt Papier. Sie war Nr. 13 — gerade gegenüber und hart neben dem Laden, in dem ich zuerst nachgefragt hatte, in demselben verschlossenen Hause ohne Hausnummer. Und so war den nächsten Nachbarn, gleichfalls Kaufleuten, ihr nächster Nachbar, Kaufmann wie sie, völlig unbekannt. Derlei findet man oft in London. Niemand weiß als was ihn zunächst angeht, und man rechnet den Leuten oft als Ungefälligkeit an, was nichts als reines Nichtwissen ist. Ich erhielt ziemlich trocken mein Geld, worüber ich sehr froh war, denn jede Gefälligkeit wäre mir höchst unbequem gewesen. Den Weg zurück fand ich leicht, ermüdete mich aber bis zum Sterben. Von Fiakern war ich schon den ersten Tag so ziemlich geprellt worden, hatte auch kein Geld in der Tasche als meine fünf Pfund Noten und einen Sovereign in Gold nebst etwas Kupfergeld. Die Omnibus, für die das letztere hingereicht hätte, fuhren zwar von allen Seiten und geradezu in ununterbrochener Folge, da ich aber die Lage ihrer Richtungen nicht kannte, fürchtete ich, in ein entgegengesetztes Stadtviertel zu gelangen, und ging daher wacker meinen Weg. Nur dem vortrefflichen Pflaster verdanke ich es, daß ich lebend meine Wohnung, nicht ohne Verwicklung in den nächsten Straßen, erreichte.

Etwas besseres dinner mit Fisch, der nicht übel war. Nach Tisch in Drurylane, wo ich keinen Platz bekam und daher nach Coventgarden ging. Hier war es, wo ich die drei Lustspiele sah, deren Namen ich vergessen habe. Das Haus in Coventgarden weiß mit Gold, nicht im besten Geschmacke, höchstens dreißig Mal schöner, als unser schönstes Theater in Wien; dagegen Drurylane, karmoisinroth mit erhabener Goldverzierung, das Herrlichste, was man sehen kann. Selbst die große Oper in Paris muß, denke ich, zurückstehen. Die

Form ist dort gefälliger, der Eindruck hier majestätischer. Dazu die Gesellschaft in den Boxes des ersten Ranges, wie ein versammeltes Oberhaus, imposant, erhaben. Das pitt wird Einem durch die gar zu große Ungezwungenheit des Publikums etwas verleidet (obschon es nahe an zwei Conventionsgulden kostet). Wem's einfällt, der behält den Hut auf dem Kopfe. Kommen nun gar die half-price-Leute, so setzt sich Jeder, wo kein Platz ist, und gibt sich scheinbar alle Mühe, die Nebensitzenden zu geniren.

Ueberhaupt zerstören die Halbpreise die hiesigen Theater. Um ihnen das Beste nicht Preis zu geben, werden die guten Stücke zu Anfang gegeben, wo noch die gute Gesellschaft beim Mittagsmahl sitzt. Kommen die ordentlichen Leute ins Theater, so sehen sie höchstens den Schluß des Bessern und für den übrigen Abend das elende Zeug, das, eben des Halbpreis-Haufens wegen, die weitere Unterhaltung ausmacht. Auch ist die Verwaltung der Theater gewinnsüchtig, elend. Man theilt selbst für die Logen, wo doch nur eine bestimmte Anzahl Platz findet, Billets ins Unendliche aus. Die später Kommenden stürmen nun die Logen, steigen hinter den Rücken auf die Bänke der Sitzenden, drängen sich ein. Die Logenthüren bleiben offen, und ich mußte eine Vorstellung des Julius Cäsar, wo Kemble spielte, im vierten Akte verlassen, bloß weil ich den Schluß nicht mit einer Verkältung erkaufen wollte.

Freitag, den 20. Nahm meinen Weg ins Westende, Oxford-street, Regent's-street, Charing-cross, Parliament-street. Wohnte einer Sitzung des Lordkanzlers bei, in einem kleinen Zimmer, der erhabenen Handlung kaum würdig. Der Lordkanzler selbst in großem Kostüme, sein Stab und ein großer Blumenstrauß vor ihm auf dem Tische. Er in mächtiger Perrücke, die Advokaten in mäßigern. Die Westminsterabtei vor der Hand von außen besehen. Leider erinnerte ich mich nicht, daß heute das Parlament prorogirt wird, und versäumte, der letzten Sitzung beizuwohnen, auch war es erst

drei Uhr, und das Haus sollte sich erst gegen fünf Uhr versammeln. Besah Whitehall, die Horseguards, Admirality und hatte ohnehin den unerläßlichen Gang ins Alien-office, um meinen Aufenthaltsschein bestätigen zu lassen, bei Geld- oder Gefängnißstrafe. O freies England! Erhielt die Verlängerung bis zum 1. Juli mit großer Höflichkeit. War sehr müde. Ging in den St. James-Park und setzte mich in die kühle Sonne. Darauf zurück, verlor den Weg; gerieth ins Pallmall, das mir mit seinen nicht so außerordentlichen Gebäuden und dem Gedränge von Wagen und Fußgängern in der Erschöpfung der Müdigkeit wie eine Feenwelt vorkam, orientirte mich endlich mit Mühe und kam erschöpft nach Hause.

Abends in Drurylane. Madame Malibran und Sonnambula. Was diese Frau als Sängerin vermag, zeigte sie heute, ungeachtet der schon neulich erwähnten Wuth, zu spielen, die ihr von vornherein schon nicht erlaubte, auch nur einen Augenblick ruhig zu sein. Heute war ihre Stimme rein, hinlänglich, in den tiefen Tönen schön, zu jeder Verzierung geschmeidig, dem Ausdruck des Gefühles vom leisesten und noch immer vernehmlichen Tone bis zum Sturme des noch immer musikalischen Aufschreis folgsam. Sie ist eine wahrhaft große Sängerin. Die übrigen Leute sangen auch. Herr Templeton sogar manchmal gut, nur ist etwas Seemännisches in seiner Manier.

Samstag, den 21. Beschloß, ins Gesandtschaftshotel zu gehen, der Verlängerung meines Passes wegen. Eine für mich völlig unbekannte Gegend. Chandos-street, Leicester-square. Entwarf mir eine völlige Marschroute. Zugleich galt es, ein anderes Kosthaus zu suchen, da ich mit dem meinigen völlig unzufrieden war. Fand doch meinen Weg. Der Botschaftssekretär nicht anwesend. Ein Commis, ich glaube ein junger Lebzeltern, recht höflich. Wußte meinen Nachfragen nach Herrn Westerholz aus Wien, auf dessen Beistand ich hier gehofft hatte, nicht zu genügen. Fragte in ein

paar Boardinghäusern vor, wo es mir aber nirgends sonderlich gefiel. Ueberall kleine schlechte Schlafzimmer, für den Aufenthalt des Tags über an das meistens prächtige Gesellschaftszimmer angewiesen, was mit meinen Neigungen nicht übereinstimmt. Wollte noch ein wenig in meinem alten Hause abwarten, wo ich doch wenigstens einige gefällige Deutsche habe. Essen kann ich ja irgend sonst wo. Ging noch weiter. Regentsstreet, Pallmall, Picadilly, Alles prächtig, herrlich, von Herr abgeleitet. Bunte Bediente, glänzende Equipagen. Strand. Besah ein paar Brücken, die seit der Asen-Welt, wo der Regenbogen eine bildete, nicht mehr so wunderbar vorgekommen sind. Templebar mit dem Thor der City, das der Lordmayor vor dem Könige schließt. Fleetstreet, mit all der wimmelnden Bewegung einer Handelsstadt. Durch Drurylane nach Hause.

Abends war Concert im Drurylane-Theater. Größtentheils Händelsche Musik. Ausgewählte Stücke aus fünf oder sechs Oratorien. Der Schauplatz vortrefflich hergerichtet. Vorn an einer Balustrade Sopran und Alt (letzterer von Männern gesungen), dahinter auf, in die Coulissen hinein emporlaufenden Stufen Tenor und Baß. Dahinter das Orchester in einem concentrischen Kreise. Die wenigen Blasinstrumente hinter und in gleicher Richtung mit den männlichen Singstimmen. Es wird nämlich die Musik ohne oder mit höchst geringer Vermehrung der Blasinstrumente, ganz wie Händel sie schrieb, gegeben. Die Wirkung scheint mir viel besser. Die Chöre sehr gut, wahrscheinlich wegen vielmaliger Wiederholung. Anfangs auch die Solostimmen gut. Endlich machte man sich's aber leichter, und es ging so schlecht, daß man sich die Ohren hätte verhalten mögen. Das hinderte jedoch den unmäßigsten Applaus nicht. Madame Malibran sang ein paar wenig bedeutende Dinge, wobei sie sich, sehr gut, selbst auf dem Klavier accompagnirte. Sie ist eine hinreißende Frau.

Bald hätte ich vergessen. Der Hintergrund des Schauplatzes ist als gothische Halle behandelt, mit hineingemalten

Musikern, so natürlich, daß es einen wunderbaren Eindruck von Unendlichkeit des Orchesters macht. Auch eine gemalte Orgel fehlt nicht.

Sonntag, den 22. Machte mit fünf oder sechs der in meinem Hause wohnenden Deutschen, Norwegern und Dänen eine Partie nach Richmond. Fuhren um 11 Uhr im Dampfboot ab, durch die Häusermassen und Brücken durch ins Freie. Anfangs unbedeutende Gegend, immer angenehmer und schöner. Unzählige Landhäuser und Parks rechts und links. Die Fahrt dauerte wohl dritthalb Stunden. Endlich Richmond. Bestellten Essen in einem wenig scheinbaren Gasthofe und gingen spazieren. Die Lage wunderschön, die Aussicht so bezaubernd, als es in einer Gegend, der es an Bergen, nicht aber an Wasser fehlt, sein kann. Zu Fuß nach Hamptoncourt, einem königlichen Lustschlosse. Befinden sich Raphaelische Kartons da, die ich sehen wollte, und die Andern gingen mit. Als wir ankamen, erwartete man den Prinzen von Oranien, und Niemand wurde eingelassen. Verwünschte den Prinzen und gönnte ihm den Verlust von Belgien. Kann das müßige Volk nicht an den Arbeitstagen der Beschäftigten seine Unterhaltungen abthun? Besahen die Gärten. Wunderschön, und Das alles in einer Zeit angelegt, wo das übrige Europa noch tief in der Haarbeutelperiode steckte. Nach Richmond zurück. Das vortrefflichste Mittagsmahl gehalten, dessen ich mich in meinem Leben erinnere. Ein Kalbsbraten, wie aus einem Elephanten ausgeschnitten und weich und saftig, wie ein junges Huhn. Vortreffliche pies. Käse, Salat, roh zu essen, was ich nicht versuchte. Porter, Ale, wie ich es nie getrunken. Eine halbe Krone per Kopf. Oder vielmehr der Gang nach Hamptoncourt geschah nach Tische. Abends Thee und dann nach der Stadt zurück, zum ersten Male auf der Outside eine Landkutsche, d. h. auf dem Dache. Vortreffliche Pferde. Im Galopp zu gehen, hinderte ein Engländer, der aus der Inside nach aller Macht schrie und endlich ausstieg aus Furcht. Bei dunkler Nacht angekommen.

Montag, den 23. Halber Feiertag, als ehemaliger Pfingst-, hier White Monday. Ging in die Westminster-Abtei, die heute offen steht, heißt das, gegen Bezahlung. Herrliches Innere. Im Styl von Notre-Dame, aber schöner, höchstens mit St. Denis zu vergleichen. Alle Kapellen, alle Monumente besehen, erstere vom Führer gezeigt, letztere nach Herzenslust. Kaum ist eines dieser Denkmäler schön zu nennen, aber alle zusammen, was machen sie für einen Eindruck! Und Das ist nicht todt, wie die Geschichte Deutschlands, sondern lebt im gegenwärtigen Leben, in noch bestehenden Institutionen. Wahrlich, dieß Land hat eine Geschichte, wir haben nur Kuriositäten und Begebenheiten. Shakespeare's Denkmal eines der schlechtesten.

Abends spielte Macready den Macbeth. Ich ging hin. Es war aber der Feiertagspöbel da, der einen solchen Lärm machte, daß ich nicht ein Wort verstehen konnte. Die Hexen von Männern dargestellt. Ihre Scenen gesungen, zu welchem Ende ganze Chöre von männlichen und weiblichen Hexen zu Hülfe genommen wurden. Der Unsinn, der daraus entstand, kümmerte die Leute wenig. Die Composition übrigens gut. Die Scene mit Banquo's Geist anders genommen als bei uns. Der König sitzt, abgesondert von den Gästen, auf einem Stuhl in der Mitte der Bühne. Wenn er aufsteht, kommt Banquo in seiner gewöhnlichen Kleidung aus der Coulisse und setzt sich. Das macht um so weniger Eindruck, als man seinen Tod nicht gesehen hat und der Mord hinter der Scene vorgeht. Wer steht dafür, daß er wirklich ein Verstorbener ist? Das zweite Mal kommt er von der entgegengesetzten Seite, und da ist sein Erscheinen völlig wirksam, da man aus dem frühern Benehmen Macbeths nun weiß, mit was für einem Gast man zu thun hat. Ich wäre unbedingt für die hiesige Darstellungsart, wenn Banquo's Ermordung dem Zuschauer sichtbar vor sich ginge.

Dienstag, den 24. Kann mich durchaus auf die tageweise Folge der Begebenheiten nicht mehr erinnern, will daher

nur Einiges, wie es mir einfällt, cumulativ hinsetzen; nur für die Abende geben mir die aufbewahrten Theaterzettel einige Richtung. Guildhall besehen, ein sonderbar alterthümliches Gebäude, in der großen Halle die beiden Kolosse, Gog und Magog genannt, eigentliche Kinderschreck. Die Bank, die Exchange, Post-Office, wo ich einen Brief abgab, aber keinen vorfand. Mansion-House. St. Pauls Kathedrale: Gebäude in neuerem Geschmack, prächtig, ungeheuer, ohne sonderlichen Eindruck von außen und innen. Mit Denkmälern angefüllt, großentheils besser, als die in Westminster-Abtei.

Abends in Drurylane. Richard III. Ein neuer Debutant in der Titelrolle. Nicht schlecht, aber ohne alle Großartigkeit. Wüthende Parteien im Publikum. Förmliche Gespräche zwischen Galerie und Parterre. Der dort im schwarzen Rocke hat gezischt, rief mein Nebenmann, let him be gone! Das Beste: der kleine Herzog von York, von einem kleinen Mädchen recht brav dargestellt. Die Kostümes ohne individuelle Wahrheit, die Comparserie ärmlich. Desto mehr Pracht verschwendet auf die Jüdin, das zweite Stück, eine Paraphrase der gleichnamigen französischen Oper. Einzüge, Harnischmänner, zu welchem Ende man einen eigenen Gang ums Orchester herum gebaut hatte, der schon während Shakespeares Richard die Aussicht auf die Bühne störte. Mit aller Anstrengung doch nur ein schwaches Abbild des geschmackvollen Aufwands der Pariser großen Oper. Hatte das Ding im zweiten Akte satt.

Mittwoch, den 25., beschloß ich, den Tunnel zu sehen. Fuhr daher im Omnibus bis zur Bank und suchte von da meinen Weg, da ich nicht wußte, daß eigene Wagen dahin gehen. Hatte mir meinen ungeheuren Weg aufgezeichnet, am linken Ufer des Flusses. In die unbekannten Regionen des rechten wagte ich mich nicht. Fand mit vieler Mühe endlich die Wapping Stairs an der Themse und ließ mich hinüberrudern. Eingang. Eine ungeheuere Dampfmaschine empfängt den Besucher. Dann auf hölzernen Treppen hinab. Da liegt nun das Riesenwerk, von Gaslampen taghell beleuchtet. Ein

dumpfes Getöse, man weiß nicht, ob von den rauschenden Wassern des Flusses oder (was wahrscheinlich) von der arbeitenden Dampfmaschine, umfängt Einen. Tonnengewölbe, unten vom Zirkel nach einwärts abweichend. Beträchtliche Strecke, und doch noch nicht bis zur Hälfte des Flusses fortgeführt. Man kann dem Werke allen Fortgang wünschen, und doch zweifeln am Gelingen. Meinen Namen ins Buch eingeschrieben, und wieder zurück über den Fluß. Aufs Höchste ermüdet, bei der Bank in einen Omnibus eingesetzt und nach Hause. Abends ging ich in ein Theater, weiß nicht mehr in welches, und was man gab.

Donnerstag, den 26., waren die Docks zu besehen, ein ungeheueres Unternehmen, da die ostindischen wohl zwei deutsche Meilen von meiner Wohnung entfernt liegen.

Erinnere mich erst, daß ich gestern die London-Docks und nebenbei den Tower gesehen hatte. Die ersteren machten mir eben Lust, die übrigen Docks auch zu besehen. Der Tower weit unter meiner Erwartung. Das Aeußere imposant. Das Innere kostet sieben Shillinge und ist nicht sieben Pence werth. Rüstungen, Waffen. Die Kronjuwelen über alle Beschreibung prächtig, besonders die Krone, die allein mehr werth sein dürfte, als das Königreich Dalmatien. Ich war allein. Der alterthümlich gekleidete, mit einem Degen in der Hand vor mir herschreitende Aufseher suchte mir daher so viel möglich von den Sehenswürdigkeiten zu entziehen, und ich kümmerte mich wenig, noch mehr alten Wust zu sehen.

Heute also nach den indischen Docks. Bis zur Bank gefahren. In Oldgate fand ich einen neuen Omnibus, der bis zu den East India Docks geht. Bald verlor ich alle Richtung und fürchtete für den Rückweg, wenn ich den Omnibus verfehlen sollte. Ich redete daher einen mitfahrenden Commis an, der ein Kistchen mit sich führte, nach Madras überschrieben, so daß er nothwendig meinen Weg nehmen mußte. Er war auch gleich bereitwillig, mir, wenn ich mit ihm auf das Douanenzimmer gehen wollte, Alles in den ostindischen

Docks zu zeigen und mich dann auf den Weg zu den westindischen zu bringen. Wie gesagt, so gethan. Ich begleitete ihn, dann er mich. Ich staunte die ungeheuern, kokett geschmückten Schiffe an. Groß wie Linienschiffe, scheinbar neu zur Abreise bereit, und wie halb neu von der halbjährigen, stürmischen Reise zurückkommend. Letztere, fremde Thiere, Gazellen, Papageien, seltsame Schweine auf dem Verdecke. Ein Original-Indier in weißem Kaftan. Wir bestiegen zwei der Schiffe. Ein Steuermann war gleich bereit, uns überall herumzuführen. Mahagony-Möbel, blendende Reinlichkeit. Der Schiffe kein Ende. Waarenhäuser auf allen Seiten. Ein- und Ausladen. Nachen mit Handelsleuten, die sich zu den Schiffen hinrudern lassen. Endlich gingen wir. Bei den westindischen Docks angekommen, schüttelte mir mein neuer Freund die Hand und freute sich, mir behülflich gewesen zu sein. Die Westindia Docks. Wiederholung der vorigen, aber, wenn ich mich recht erinnere, noch ungeheurer, die Schiffe aber kleiner und minder prächtig. Es war schon spät, und ich mußte zu Fuße fort. Auf dem Wege aber holte mich ein Omnibus ein, und ich benützte ihn. Wunderschönes Frauenzimmer unter den Mitfahrenden, scheinbar höchst sittsam. Als sie aber ausgestiegen war, versicherte mich ein Seemann, der neben mir saß und sich um den alten Begleiter derselben sehr zu thun gemacht, ihn auch mit Cigarren beschenkt hatte, es sei leichte Waare und der alte Herr ihr Hüter oder Mäller. Es war zu spät, um nach Hause zu gehen. Suchte daher einen dining room und gerieth zufällig in einen der schlechtesten. Mutton chops, eine Art gerösteter großer Nieren, guter Käse, keine Mehlspeise zu haben. Gutes Ale, recht guter Portwein.

Abends in English Opera House. The middy ashore. Mrs. Krealy, der Midshipman, recht gut, eben so Herr Salter als Bootsmann.

Hierauf Yeoman's daughter, ein weinerliches Drama, aber vortrefflich dargestellt. Dieselbe Mistreß Krealy, die im ersten Stücke den Seekadetten, einen lustigen Burschen, ge-

spielt, jetzt als sentimentale Yeoman's daughter, aber so vortrefflich, so weiblich, so sanft und englisch liebenswürdig, daß ich nicht so bald einen gleich vortheilhaften Eindruck empfangen habe. Gleich gut Herr Serle, als ihr Liebhaber. Der Yeoman, Herr Williams; der Konstabler, Herr Salter; der Rattenfänger, Mr. Romer; alle nach Wunsch.

Man about town durch das ausgezeichnete Spiel eines Mr. Wrench in der Titelrolle ungemein ergötzlich.

Freitag, den 27. Ging in den zoological-garden, Regents-Park. An der Kasse angekommen, verweigert man mir den Eintritt, weil die Erlaubniß eines Direktors dazu nothwendig sei, was ich, da man einen Shilling bezahlt, nicht vorausgesetzt hatte. Während ich nicht weiß, was zu thun, tritt ein hübscher Mann, eine Dame am Arm, hinzu; unterschreibt eine Karte, gibt sie mir, schreibt eine zweite in der Voraussetzung, daß ich noch ein zweites Mal zu kommen wünschen möchte, und macht endlich von seinem Rechte Gebrauch, mich, als einer der Direktoren, gratis einzuführen, so daß ich mein Geld und noch dazu zwei Karten in der Tasche hatte. Er spricht französisch mit mir und macht mich Anfangs auf Alles aufmerksam, bald aber trennt uns die Menge. So thätige Gefälligkeit findet man nur in England. Ich durchstreife den wunderschönen Garten und besehe die Menagerie, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Und Alles durch Subscription von Privaten. Auf einmal werde ich in meiner Muttersprache angeredet. Es ist ein Deutscher, ein Herr Bulwering aus Liefland, den ich schon neulich auf dem Dampfboote nach Windsor getroffen. Wir tauschten unsere Namen aus. Er ist erfreut u. s. w. Fordert mich auf, des nächsten Tages mit ihm und einem seiner in London bewanderten Freunde die Feierlichkeiten des königlichen Geburtstages mitanzusehen. Ich nehme mit Vergnügen an, und wir trennen uns, da seine Tour schon vollendet ist. Ich genieße noch nach Herzenslust den schönen Garten, die warme Sonne und den Anblick der merkwürdigen Thiere. Zwei Elephanten, wo-

von ein ostindischer der größten Art. Ein Nashorn. Vier, sage vier Giraffen. Was weiß ich noch Alles.

Abends ins Haymarket-Theater. The housekeeper. Miß Taylor, ausgezeichnet. Ein Herr Vining, zugleich Herr Korn und ein Mann. Er gleich gut, sie etwas schwächer, ja ein wenig gemacht im zweiten Stücke atonement. Ein Bruder des erstern, J. Vining, höchst ergötzlich in der Rolle des Dandy, Captain Popingay. Alles Andere gut. Das Lustspiel ist auf einem hohen Grade der Vollkommenheit in England.

Samstag, den 28. Holte mich Herr Bulwering zur Auffahrt nach St. James ab. Ich gehe mit ihm in seine Wohnung, wo noch zwei Deutsche sich anschließen und ein alter in London eingebürgerter Franzose. Durchstreifen den St. Jamespark, stellen uns am Palaste auf und sehen die Wagen vorbeipassiren. Die Anzahl der Wagen ungeheuer, die Pracht minder, als ich sie mir vorgestellt habe. In Wien ist sie, leider, bei ähnlichen Gelegenheiten größer. Prinzessin Viktoria ein gut aussehendes Mädchen. Die königliche Garde königlich, da kaiserlich zu wenig wäre; vorausgesetzt, daß hier von einem Regiment die Rede ist, und nicht von 60 galonnirten Invaliden auf ausgeborgten Pferden, oder eben so vielen adeligen Strohjunkern.

Um vier Uhr sollte erst der Einzug der mail-coaches sein, wir beschlossen daher, noch vorher eine Dampfmaschinen-Druckerei zu besehen, die des Atlas nämlich, in der Nähe des Strand. Gefällig eingelassen, besehen wir das Ganze. Zauberartige Menschenthätigkeit der Maschine.

Den Zug der Mail-coaches versäumen wir aus Unkenntniß ihres Weges, und ich gehe mit meinen neuen Freunden in ihr Boarding-House zu Tische. Man ißt recht sehr gut da.

Abends mit ihnen ins Haymarket-Theater zu halben Preisen. Sehen ein Ballet Zulema. Nicht so übel. Besonders ein junger hübscher Tänzer, Mr. Massot, und die Favoritsultanin Mlle. Josephine Danse, die auch andern Leuten als Favorite angestanden hätte. Darauf ein Lustspiel in fünf Akten, mar-

ried life oder so. Das Stück gut, die Darstellung vortrefflich. Uebersetzt würde es auch bei uns sehr gut gefallen. Gegen ein Uhr Morgens nach Hause.

Sonntag, den 29., machte ich mit mehreren meiner Mitkostgänger einen Ausflug nach Highgate und Hamstead in der Nähe von London, berühmt wegen ihrer hübschen Lage. Alles zu Fuß, ermüdend und nicht ganz belohnend. Die Gegend, außer dem wunderschönen Grün, mit unsern nicht zu vergleichen. Ein Lunch, an dem ich aus Erschöpfung mit Theil nahm, bloß aus Ale und Käse bestehend, setzte meinen Magen in eine etwas unbehagliche Verfassung. Wir kamen Mittags nach Hause, was mir unlieb war, da bekanntlich der Sonntag das langweiligste Ding in London ist. Im Nachhausegehen auf offener Straße ein junger Methodistenprediger, der sich das Heil seiner Mitmenschen sehr zu Herzen nahm, recht gut sprach, aber nur wenig Zuhörer fand. Nach Tisch mochte ich mich mit der häuslichen Unterhaltung nicht begnügen, besonders da am Sonntag nicht einmal Kartenspiel oder Musik geduldet wird. Ging daher aus und durchstrich die Straßen, die ich nur wenig belebt fand zu meinem großen Erstaunen, da ich bei dem Geschlossensein aller öffentlichen Unterhaltungsplätze nicht begreife, was die ungeheure Volksmenge an diesem Jammertage beginnt. Ging aus Ermüdung in eine Weinstube und trank Sherry-Wein, der nicht übel schmeckte, aber, wie die Folge zeigte, doch verfälscht sein mochte.

Montag, den 30. Fühlte gleich beim Erwachen Kopf und Magen widerlich beschwert, wie denn überhaupt gestörte Verdauung und Hartleibigkeit die beiden Plagegeister meiner Reise sind.

Ging demungeachtet, ein paar Kunstanstalten zu besehen. Zuerst in die Nationalgalerie Pallmall, die ich Anfangs Mühe hatte zu finden, so unbekannt war sie Allen, die ich fragte. Endlich, in einem Kupferstichladen, gab man mir richtige Anweisung. Im gegenwärtigen Lokale ist sie nur provisorisch

aufgestellt, daher das Gebäude nicht sonderlich. Die Wahrheit zu gestehen, gefiel sie mir auch nicht besonders. Große Namen, wie mir schien, und mittelmäßige Bilder. An der Aechtheit der Claude Lorrains wollte ich zweifeln; ein guter norwegischer Maler versicherte mich aber vom Gegentheile und ihrem hohen Werthe. Er mag wohl Recht haben und meine Unkenntniß oder kränkelnde Mißstimmung die Schuld tragen. Eben so kamen mir die Correggio's sonderbar vor. Ich bin kein Kenner, obgleich sonst ein ziemlich richtiger Empfinder. Doch Das glaubt Jedermann zu sein. Die Wilkies Jedermann einleuchtend und gewiß vortrefflich. Hogarths Heirath nach der Mode, im Original und, wie natürlich, die Kupferstiche im Ausdruck weit hinter sich lassend. Für die Wests gebe ich nicht viel. Rembrandts Ehebrecherin vortrefflich angeordnet und beleuchtet, sonst wohl ein wenig gemein. Rubens, wie überall u. s. w.

Hierauf in die British Institution; eine Ausstellung von Privaten, aus ihren Kunstschätzen zusammengestellt. Hier ging mir das Herz auf. Gleich der Galerie im Vatican, braucht man sich nicht durch Schund und Mittelgut durchzuarbeiten. Nicht viel Bilder, aber Alles von Werth. Murillo's, die ihren Meister in die erste Reihe der Maler stellen. Velasquez voll strengem Ernst. Niederländer wie gestern gemalt. Die vier Menschenalter von Tizian ließen mich kaum von sich. Den sieben Sakramenten von Poussin konnte ich keinen Geschmack abgewinnen. Diese Claude Lorrains leuchteten mir ein. Zwei Landschaften von Ruysdael, wie man nichts Schöneres sehen kann. Ein Magdalenenkopf von Guido, der an weicher Schönheit nicht übertroffen werden kann, besonders der Mund. Eine heilige Familie von Raphael, entweder nicht von ihm, oder aus einer Zeit, wo er noch nicht Raphael war.

Ich hatte mich mit meinen neuen Freunden schon um halb fünf Uhr zum Essen in eine Taverne zusammenbestellt, da Charles Kemble im Julius Cäsar auftreten sollte und räthlich war, schon um sechs Uhr im Theater zu sein, eine Stunde, wo man in den Boarding-Häusern erst zu Tische geht. Ganz

daher nach dem Strand, fand die Gesellschaft, und wir aßen gemeinschaftlich, eine halbe Krone per Kopf. Dafür hatte man Suppe (real turtle), sehr guten Fisch, in Portionen, daß Christus mit sieben derselben allerdings hätte dreißigtausend Mann speisen können, roast beef, nach Belieben sich selbst von einem Riesenstücke herabzuschneiden, und Käse. Ich hütete mich sehr im Essen, obgleich die Anstrengung des Sehens mir gewaltigen Hunger gemacht hatte. Auf etwas Ale setzte ich guten Sherry, mit heißem Wasser und Zucker gemischt, ein Magenmittel nach hiesigem Gebrauch.

Darauf ins Theater. Dr. Bulwering bestand darauf, ins pit zu gehen, wir fanden aber schon die ungeheuerste Menschenmasse, die sich auf englische Art, d. h. wie die wilden Thiere drängte. Ein paar Mal in Gefahr, die Brust zerdrückt zu haben, machte ich mich von meinem Begleiter los und nahm einen Platz in den Boxes, wo ich Anfangs ziemlich gut daran war.

Die Vorstellung gut. Sheridan Knowles, als Brutus, nicht besonders, Cassius, Macready, lobenswerth. Kemble, der den Antonius gab, vorzüglich in der Scene nach Cäsars Tode und in der Leichenrede ausgezeichnet. Die Volksscenen viel besser, als Aehnliches bei uns. Ich hätte gern das Ganze mit angesehen. Aber als um neun Uhr die Halbpreise eintraten, wurde das Theater im eigentlichen Verstande gestürmt. Die Thüren der Logen aufgerissen. Die kalte Luft drang schneidend in den erhitzten Raum. Keine Möglichkeit, die Eingedrungenen wieder zu vertreiben. Hinter den Rücken der Sitzenden stiegen sie auf die Bänke. Huren drängten sich in jede Oeffnung. Unausgesetzter Wortwechsel, selbst Handgemenge. Da sagte ich Shakespearen im vierten Akte Valet, riß mich durch die Menge und erreichte wie ein gehetzter Hirsch meine Wohnung.

Dienstag, den 31. Mai. Die Tochter des Hauses, wo ich wohne, wurde heute vermählt. Großes Frühstück, auf das wir armen Kostgänger aber bis eilf Uhr mit leerem Magen warten mußten. Es ging dabei auf eine Art steif her, wie man selbst in Deutschland keinen Begriff hat. Nebst dem

Bräutigam hielten noch drei bis vier Personen kleine Reden, und eine Anzahl Gesundheiten wurden vorschriftsmäßig ausgebracht. Hierauf mit ein paar der hier wohnenden Deutschen nach Greenwich, vorher aber eine der größten hiesigen Brauereien besehen. Manche Einzelheiten kaum so groß, als ich sie mir gedacht, das ganze Etablissement aber so riesenhaft, daß es Einen schaudert. Beinahe Alles durch eine Dampfmaschine verrichtet, die ziemlich unscheinbar, aber unermüdlich ihren Weg geht und das Verschiedenartigste durch denselben Mechanismus verrichtet. Gerstenvorräthe, um eine belagerte Stadt zu verproviantiren; Kühlapparate, um darauf Schiffbruch leiden zu können; eine Reihe von vielleicht mehr als 100 Fässern, deren kleinstes 1000, das größte 3500 Barrels hält. 160 Arbeitspferde im Stalle. Hierauf auf dem railway nach Deptford. Der ganze Weg in der Luft auf Bogenbrücken fortgeführt. Dreißig oder vierzig Kutschen, aneinander gehängt, erwarten den Dampfwagen, der sie in Bewegung setzen soll. Man steigt ein. Endlich verkündet ein Schnauben das rückkehrende Ungeheuer. Es wird vorgespannt. Nun stampft es und tobt es, die Bewegung erfolgt. Anfangs langsam, dann rascher und rascher, bis das Ganze ungefähr mit der Geschwindigkeit des Vogelfluges dahinstürmt. Die Schnelligkeit bemerkt man übrigens mehr an dem Vorüberfliegen der Gegenstände, als daß man im Wagen sitzend davon irgend afficirt würde. In sechs Minuten kommt man in Deptford an, was doch eine halbe deutsche Meile entfernt sein mag. Von hier nach Greenwich. Herrlicher Park. Schöne Aussicht. Das Invalidenhaus schöner als ein Königsschloß. Die Kapelle mit den Portraiten berühmter Admirale und den Schilderungen großer Seegefechte herrlich, herzerhebend. Die Gesellschaft trennt und verfehlt sich durch unrichtige Zusammenbestellung. Ich und einer der Deutschen, Schulze, finden uns allein. Das Dampfboot nach London geht erst um fünf Uhr. Gehen daher zur Eisenbahn zurück. Warten auch dort und kommen erst um halb sieben Uhr zum Mittagessen nach Hause.

Abends in die italienische Oper, Gazza ladra. Rubini wie immer, nicht mein Mann. Tamburini vortrefflich. Lablache hat etwas verloren, nebstdem daß der Podesta wohl nie seine Rolle war. Die Grisi, vortreffliche Stimme, große Geläufigkeit, mitunter mißbraucht. Singt gern zu hoch, was auf mich einen gräßlichen Eindruck macht. Einen großen Moment im Spiel oder Gesang habe ich bei ihr nicht bemerkt. Das Haus schön, ungeheuer, die vornehmste Gesellschaft, voller Putz. Da sitzend und wartend, höre ich auf einmal neben mir — Wienerisch sprechen. Ich frage: es sind wirklich zwei Wienerinnen, die eine hier an einen Buchdrucker vermählt, die andere eine Mde. Reichmann aus Wien. Ich hatte in der ersten Freude meinen Namen genannt und war recht vergnügt, als die Buchdruckerin nach meiner Wohnung fragte und mir wiederholt anbot, mich mit einem Professor der deutschen Sprache am Kings College bekannt zu machen, der mir u. s. w. Das war gegen meine Absicht, und ich benutzte die Applaudissements am Ende der Oper, um mich unbemerkt aus dem Staube zu machen. Ich hatte mich den ganzen Tag sehr übel befunden. Jetzt war ich von Durst ausgetrocknet. Da ich keines der hiesigen geistigen Getränke vertragen kann und Wasser am Brunnen auch nicht zu schöpfen wußte, so trank ich ein Glas Ginger-Beer, was mich erquickte und mir sehr wohl bekam. Will dieses Zeug zu meinem Getränke machen.

Mittwoch, den 1. Juni. Der letzte Monat meines Urlaubes beginnt. Ging ins britische Museum, das die ganze Zeit meiner bisherigen Anwesenheit geschlossen war. Nahm mir vor, bloß die Antiken zu besehen und den naturgeschichtlichen Theil dem Zufalle zu überlassen. Vortreffliche Sachen, die man durchlaufen muß, statt bei jeder stundenlang stehen zu bleiben. O ewige Griechen! Daneben ägyptische Brutto-gewicht-Dinge nebst indischen Scheußlichkeiten, die darstellen wollen, was man höchstens denken könnte. Endlich die Elginschen Marmore. London ist eine nicht üble Stadt, der

Parthenon mag aber denn doch mehr werth gewesen sein. Alles zerstört, aber überall Spuren einer Schönheit, die man mit keinem Dampfapparat herstellen und mit ihren höchsten Erzeugnissen nicht aufwägen kann. Die Gruppe der drei Schicksalsgöttinnen, die Theseusbildsäule, die Metopen, die Friesen. Nicht Riesen-, Götterwerke. Was mag Das gewesen sein. Die Einbildungskraft erlahmt, nur nachzuconstruiren. Es erlahmten aber auch meine Füße. Ich konnte mich, als es vier Uhr war, kaum mehr regen. Doch wollte ich noch zum Gesandten gehen, um mir Eintritt ins Parlament zu verschaffen, das heute nach unglücklicher, zehntägiger Prorogation wieder beginnt. Unglücklicherweise aber regnet es, und ich muß nach Hause, denn bei meinem Gesundheitszustande durchnäßt werden, wäre nicht räthlich.

Abends Concert des norwegischen Violinspielers Ole Bull in Kings Theatre. Einige sagen: ein Schüler Paganini's, die Meisten: sein gefährlichster Nebenbuhler. Ouverture von Mozart aus G-Moll. So schlecht aufgeführt, daß man in den Wiener concerts spirituels zu sein glaubt, mitunter schlechter. Die Gesangsstücke von den ersten italienischen Sängern so unbedeutend, daß man merkt, sie wissen, vor was für einem Publikum sie singen. Ole Bull selbst vortrefflich, was die mechanische Fertigkeit betrifft. Der Körper Paganini's ohne seine Seele. Selbst die Schwierigkeiten weiß er mit dem eigentlich musikalischen Theil nicht so zu verbinden, daß sie zusammen ein Ganzes ausmachten, sie blieben meistens ein Getrenntes. Kunststück zum Bewundern. Moscheles spielte eine Phantasie, d. h. phantasirte zu Hause und spielte dann im Theater. Im Anfang sogar ohne Bestimmtheit und Sicherheit, dann rollte es glatt weg. Thalberg hat mich für die andern Klavierspieler verdorben. Seinen Ton muß man bei Moscheles nicht suchen, selbst in Geläufigkeit, namentlich in den Oktavenpassagen steht er ihm nach. Fand einen Herrn Präger aus Leipzig im Theater, einen liebenswürdigen Mann, der sich nach meinem Namen erkundigte und mich erkannt

haben wollte. Schon während des Mittagessens war ein junger Figdor aus Wien da gewesen, der mich engagirte, mir des andern Tags mehrere merkantilische Merkwürdigkeiten zu zeigen, was ich mit Vergnügen annahm.

Donnerstag, den 2. Ging zu Figdor, wo ich auf dem Comptoir seinen Vater antraf. Gingen zusammen. Besahen erst die Börse, die Winter und Sommer in einem von Säulengängen umgebenen freien Raume abgehalten wird. Dann ins East India House. Viele indische Merkwürdigkeiten. Waffen Tippo Sahibs. Ein Lieblingsspielzeug desselben, vorstellend einen Tiger, der einen Menschen zerreißt, wo denn eine angebrachte Drehorgel das Gebrüll des Tigers und das Geschrei des Menschen nachahmt. Eine conservative Unterhaltung. Meine Begleiter drängten, hätte gern Alles genauer besehen. In die Goldsmith Hall. Von einer Pracht, die alle Vorstellung übersteigt. Riesenspiegel aus Einem Stücke. Mahagonymöbel, wie aus Eisen gegossen und zugleich wie aus Papier geschnitten. Das Etablissement eines Herrn Morison, mit allen Arten Waaren, vom Seidenband bis zum Shawl und feinsten Vigogne-Tuch. Ein Möbelmagazin, durch sechs oder acht Etagen im Schneckengewinde hinauflaufend. Der Eigenthümer stieg mit uns selbst hinauf, obschon wir gleich erklärten, daß wir nur zum Besehen da wären. Mußte mit den Beiden in ihre Wohnung nach Islington zum Essen. Fängt an zu regnen. Finde die Tochter. Scheinbar ein höchst liebenswürdiges Frauenzimmer. Mittagmahl nach englischer Weise, zwei Gerichte, aber vortrefflich. Guter Portwein. Angenehme Unterhaltung. War höchst liebenswürdig.

Nach Tisch ins Parlament. Mußten zwei Stunden warten, um für unsere halbe Krone in die Fremdengalerie zu kommen. Eine Aeußerung von mir, ich könnte allenfalls den Dichter Bulwer herausrufen lassen, um Einlaß zu erhalten, veranlaßte den Vater Figdor, in diesem Sinne mit dem Constabel zu sprechen; und siehe da, auf einmal kommt Herr Bulwer auf mich zu, was mir natürlich sehr unangenehm war, da

meine Aeußerung nur im Spaß gemeint war. Trug dem gutaussehenden jungen Manne mein Anliegen vor, da nun einmal gesprochen werden mußte. Er schien, wie natürlich, nicht sehr au fait der Namen und Sachen, benahm sich etwas cavalièrement, versicherte, heute sei das Gedränge zu groß, wenn ich aber des andern Tags um fünf Uhr kommen wollte. Redensart. Ich war froh, ihn wieder los zu werden. Das Haus, nur ein provisorisches, macht Anfangs einen höchst unbedeutenden Eindruck, der aber bald zum großartigen wird. Ein langer schmaler Saal, mit Stufensitzen zu beiden Seiten. Die Sprecher im Fond. Alles ohne Schmuck. Galerien rings herumlaufend, die zu beiden Seiten für die Mitglieder zum Ausruhen, was sie denn liegend, lümmelnd, mit den Füßen auf der Balustrade höchst unanständig thun. Gegenüber dem Sprecher die Fremdengalerie, so weit entfernt, daß man nur mit Mühe hören und, der Kronleuchter wegen, immer nur eine Seite des Hauses sehen kann. Wir saßen rechts, also im vollen Anblick der ministeriellen Seite. O'Connell ganz schwarz gekleidet, mit kleiner vorstehender Hemdkrause. Ein starker Mann, schwarzes Haar, eine Papierrolle in der Hand, die er während der Rede der Gegenpartei wie eine Klarinette an den Mund hielt. Seine Züge konnte ich nicht ausnehmen. Er saß auf der zweiten Bank. Beinahe vor ihm auf der ersten Sheil. Hager, blond, lebhaft. Wie wir eintraten, hielt eben der Sekretär für Irland, Lord Morpeth, eine Rede. Stark und kräftig, von hear, hear seiner Partei und Oh, Oh, und Ey, Ey, der Gegenpartei unterbrochen. Darauf Sir James Graham. Anfangs abgebrochen, ohne Fluß, darauf fortlaufend, mehr im Sprech= als Rednerton, nur bei der häufigen Unglücksprophezeiung mit erhobener Stimme. Da waren denn die Groons und Eys viel häufiger, manchmal fünf Minuten lang, als ob sich beide Parteien überbieten wollten. Dauerte wohl zwei Stunden. Endlich stand Sheil auf. Seine Stimme ist wie ein zweischneidiges Schwert, von vornherein unangenehm, er selbst eine Feuerflamme. Die Leb-

haftigkeit seiner Bewegungen, die Abwechslung der Stimme, die Bitterkeit seines Hohns, das Donnern seiner Verwünschungen unbeschreiblich. Daß es meistentheils Variationen oft dagewesener Themate waren, ist wohl natürlich. Auch konnte ich der Entfernung wegen, der Schnelligkeit, besonders von Sheils Redeweise, und meiner geringen Fähigkeit, englisch Gesprochenes zu verstehen, sehr Vieles nicht auffassen. Doch machte es großen Eindruck. Mir schien der Strom seiner Rede heute mitunter mehr gemacht als natürlich. Das hinderte doch nicht den Eindruck des Ganzen. Die Engländer mögen nur ruhig sein. Sie kennen die andern Nationen vielleicht nicht genug, um ganz zu wissen, wie allmächtig sie sind. Wenn sie einmal ernsthaft wollen, wird Alles vor ihnen zerstäuben, wie selbst Napoleon zerstäubte. Die Welt ist gesichert. Als Sheil ausgeredet hatte, brauchte es keine Auflösung der Sitzung, Alles ging auseinander. Ich kam um halb zwei Uhr nach Hause.

Freitag, den 3. Juni. Hatte versprochen, um zwölf Uhr zu Figdor zu kommen, einige Dinge in der City zu besehen. Aber es regnete. Ging daher, da gerade ein Einlaßtag war, ins Museum. Durchlief den naturhistorischen Theil, der, außer der Mineralogie mit merkwürdigen Versteinerungen, nichts Besonderes zu sein scheint, und wendete mich wieder zu den Alterthümern, d. h. zu den Elgin-Marmoren. Sog mich voll von den Eindrücken des Minerventempels. Diese Metopen, mehr als halb zerstört, und doch die Denkmäler der höchsten Schönheit. Was für Arme und Beine. Diese Priesterinnen, in halbsoldatischem Ausschritt, und doch so weiblich gelehrig vor dem sie belehrenden Priester. Diese Pferdebändiger, Dasselbe hundertfach abgestuft. Endlich die Figuren der beiden Frontispize. Das östliche kann man sich beinahe vollkommen in Gedanken zusammensetzen. Die drei Schicksalsgöttinnen möchten wohl, wenn unverstümmelt, das Schönste sein, was im Fach der Gruppe auf uns gekommen. Laokoon ist nur im Einzelnen schön, die Knaben haben mir nie gefallen können.

Und Das alles an Einem Tempel. Die erhaltenen Säulenschäfte zeigen das Riesenhafte des Baues. O neue Pfeffer- und Thee-Welt, wie kommst du da zur Vergleichung.

Abends wieder ins Unterhaus. Nach einer Stunde Wartens eingelassen. Es sprach eben Mr. Ward, einer der Minister, wie ich glaube. Ziemlich langweilig. Dann stand ein Conservativer auf, How-Vane oder wie er hieß. Drasch das oft gedroschene Stroh. Ward unterbrochen, verspottet, nahm's übel, berief sich auf das Recht, seine Meinung zu sagen. Plötzliche Bewegung, Alles drängt sich, die Zuseher stehen auf. O'Connell fängt an, zu sprechen. Wenn je ein Mensch alle äußern Eigenschaften eines Redners vereinigte, so ist er's. Tüchtige Gestalt, tiefes klingendes Organ, leichte, treffende Bewegungen; im Spott wie im Donner des Ernstes gleich wirksam. Was er sagte, schien nicht viel Neues, wenigstens was ich davon verstand. Auch war der Fluß seiner Rede nicht immer ununterbrochen, nicht so ununterbrochen als bei der Feuerflamme Sheils. Des Lärmens und Beifalls war kein Ende. Er spie Invektiven und Persönlichkeiten, so daß ihn der Sprecher zurecht weisen mußte. Jeden Augenblick unterbrach ihn seine Partei mit Geschrei und Jubel, so daß er fast keinen Satz aussprechen konnte. Die Irländer scheinen vortreffliche Deklamatoren, die Engländer gute Redner, Sprecher möchte ich eher sagen. Aus der Vereinigung beider würde der gute Redner hervorgehen. Am Ende seiner Rede eine ungeheure Bewegung unter den Mitgliedern, deren Ursache ich nicht abnehmen konnte. Vielleicht wollte man schon abstimmen. Da ertönt plötzlich eine klare, ruhige Stimme, es war Sir Robert Peel. Meine Kraft aber war erschöpft. Ich konnte nicht mehr sitzen. Von sieben Uhr bis ein Uhr gedrängt, bestürmt, ohne Haltpunkt, von der Aufmerksamkeit auf die mir nur halb verständliche Sprache aufgerieben. Dazu drängte mein Begleiter, ein Deutscher aus demselben Kosthause, der trotz seiner athletischen Constitution nicht mehr aushalten konnte und der den nothwendigen Hausschlüssel mit sich führte

(die vorige Nacht hatte ich eine halbe Stunde mit Klingeln zubringen müssen). Es war gegen ein Uhr. Ich konnte nicht mehr hören, verstehen schon gar nicht. Dazu peinigte mich ein kaum mehr auszuhaltender Durst. Die Zeitungen mußten ja den weitern Verfolg erzählen. Ich ging und schlief wie ein Todter bis neun Uhr in den Tag hinein.

Samstag, den 4. Juni. Gar zu gewöhnlicher Tag. Mußte einige Einkäufe machen; wollte Figdor besuchen. Zuerst zur Gesandtschaft. Fand den unfindbaren Legationssekretär wieder nicht. Sprach mit einem der Beamten und trug ihm mein Anliegen wegen des Eintritts in die Pairskammer vor. Hierauf mit Dankel in die City. Kaufte Rasirmesser, die schlecht waren. Zu Figdor, den ich nicht zu Hause antraf. Holte bereits gekaufte East-India-Schnupftücher, die ziemlich häßlich sind, ab, und so war der Vormittag vertrödelt.

Schon während des Mittagessens fing es zu gießen an. Ich wollte in die italienische Oper, was denn nun nicht möglich war. Hatte Vormittags die beiden Nummern des Morning Chronicle gekauft, die die Reden enthielt, die ich mit angehört hatte. Las jetzt bis zum Erblinden das Gehörte nach und fand die Reden, mit Ausnahme der von Lord Morpeth, unbedeutender, als ich mir vorgestellt hatte. Spielte, da es zu regnen nicht aufhörte, ein kasuelles Whist und zu Bette.

Sonntag, den 5. Juni. Wer weiß, was für ein schreckliches Ding ein Sonntag in London ist, wird meine Lage begreifen, wenn ich sage, daß es schon am frühen Morgen zu regnen anfing und mit kurzen Unterbrechungen erst am Abende aufhörte. Wollte eine Partie in die Umgegend machen, allenfalls nach Windsor. Das ward Alles durch das Wetter zerstört. Wendete den Vormittag an, theils meine Zeitungen zu lesen und mich so in der Sprache zu üben, größtentheils aber die ausgelassenen Tage in meinem Reise-Journal nachzutragen und dieses so gewissermaßen zu vervollständigen. Freilich sind die ersten Eindrücke unter dem Schwall neuer Dinge vergessen; doch ist es besser so, und in der Folge wird,

hoffe ich, die Erinnerung an manches Uebergangene mit Hülfe des wenigen Niedergeschriebenen wieder erwachen und mir die Möglichkeit geben, das Bild dieser ungeheuern Stadt für alle kommenden Tage bei mir festzuhalten. Was mich gleich Anfangs daran hinderte, Tag für Tag das Erlebte aufzuzeichnen, war das völlig Unbehagliche meiner Lage. Schlecht bewohnt, unzufrieden, kaum im Stande, mir Tinte zu verschaffen, durch das abgeschmackte Boarding-Leben, wo das gemeinschaftliche Frühstück den halben Morgen wegnimmt und die Nothwendigkeit, den Plan der Stadt zu studiren, um sich auf seine Excursionen vorzubereiten, die andere Hälfte. Kurz, es war rein unmöglich, und gesteh' ich's nur, meine wenige Bekanntschaft mit der Sprache, die mir allenfalls erlaubte, mich selbst zur Noth auszudrücken, mir aber, was die Andern sagten, beinahe unverständlich machte, setzte mich so ziemlich in die Lage eines Schiffbrüchigen, der im löchrigen Kahn allein in der Unermeßlichkeit des Weltmeers herumtreibt. Doch hoffe ich, dem Zweck meiner Reise, Wiedergewinnung der eigenen Selbstthätigkeit und der Möglichkeit, mit Menschen beisammen zu sein, durch alle diese Drangsale hier näher gerückt zu sein, als in Paris, wo mir Alles entgegen kam und gerade durch die Unzweckmäßigkeit der Berührung mich störte und verwirrte.

Heute also, nachdem ich bis gegen drei Uhr geschrieben, benützte ich vor Tisch eine regenlose halbe Stunde, um ein paar Straßen zu durchlaufen und mir einige körperliche Bewegung zu verschaffen. Mittagsmahl um fünf Uhr, wie hier des Sonntags gewöhnlich, um den Dienstleuten einen längern Nachmittag zu verschaffen. Nach Tisch ein wenig mit einem der hier wohnenden Engländer gelesen, dann wieder ins Freie durch die sonntäglich wenig belebten Straßen. Bei geschlossenen Buden gibt die Stadt mit ihren schwarzen gleichförmigen Häusern einen traurigen Anblick. Durch Oxford-street, Regent's-street, Picadilly in den Hydepark. Achillesstatue zum Andenken Wellingtons und seiner Armee. Die einbrechende Dunkel-

heit verbot, weiter in den Park einzudringen, der hübsch genug aussieht. Zurück, vom Wege abgewichen, mich in den Straßen von Grosvenor-square verirrt, durch einen artigen jungen Mann wieder in die Oxford-street zurückgebracht. Nach Hause. Sah den jungen Leuten zu, die der Langeweile des Sonntags durch Kinderspiele Herr zu werden versuchten, weßhalb die Frau und Tochter vom Hause in ächt englischer Sonntagsabgötterei sich entfernt hatten. Die Theezeit war längst vorüber. Etwas Käse mit Brod that die nämlichen Dienste. Zu Bette.

Montag, den 6. Juni. Wollte zu Figdor gehen, vorher aber meines Passes wegen ins Alien office. Erhielt meinen Paß ohne Bezahlung einer Taxe, eine Folge der neuen Einrichtungen, zufolge deren das ganze Alien office mit 1. Juli aufzuhören hat. Sehr würdig dieses freien Landes, nicht mehr die Fremden allein als Knechte zu behandeln. Besah die Westminsterhalle, die mir früher entgangen war. Groß, wüst, aber von ausgezeichneter Arbeit in den Skulpturen der ungeheuern Bogen und Tragsteine. Letztere Jagdgegenstände. Aus der Halle die Eingänge in die verschiedenen Gerichtshöfe. Vice-Chancellors court, court of common pleas, Kingsbench. Ging in jeden derselben und wohnte den Verhandlungen bei. Bewunderungswürdige Ueberlegenheit der Richter in Auseinandersetzung der Fälle und augenblicklicher Zurechtführung der Advokaten. Hierauf nach dem Strand. Die Adelaidengalerie besehen. Vor dem Eingange ein hübsches Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, gut gekleidet, so betrunken, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnte. Theilte demungeachtet Ohrfeigen und Riesenpüffe an die Vorübergehenden aus, die sie zum Gegenstande ihrer Neugier machten. Die Galerie höchst merkwürdig. Eine Masse mechanischer Erfindungen und physikalischer Experimente. Auffallende Beweise von der Einerleiheit der magnetischen und elektrischen Kraft. Dampfkanone, die mit sekundenübereilender Schnelligkeit einzelne Kugeln und mit fürchterlichem Geprassel ganze Hagel

auf einmal fortschleudert. Verlor einige Stunden im Warten auf die mikroskopischen Darstellungen, da mehr Leute da waren, als das geräumige Zimmer auf einmal fassen konnte. Es war fünf Uhr, als ich herauskam, und ein schnell einfallender Platzregen nöthigte mich, mit höchster Eile meine Wohnung zu suchen.

Nach Tisch ins Drurylane-Theater. Das Mädchen von Artois, original englische Oper von Balfé. Einzelne hübsche Sachen. Das Ganze langweilig und bunt. Mde. Malibran vortrefflicher als jemals. Eine ihrer Arien, ein schönes Duett. Vor Allem aber eine Art Walzer, der das Ganze höchst unschicklich schließt, den sie aber mit einer Virtuosität sang, die Alles hinter sich läßt. Dieser leichte Wechsel von hohen und tiefen Tönen in dem schnellsten Zeitmaße, diese völlig ausgebildeten Pralltriller, dieser vollendete Geschmack im Uebergehen zu der wiederkehrenden Anfangsmelodie, dieses Aufjubeln, diese tiefe Empfindung. Die Pasta geht ihr gewiß an Tiefe und Großartigkeit vor, sie aber ist unendlich mannigfaltiger, frei genialer. In den Passagen nach aufwärts ist manchmal ein Anklang von Stoßweisen, überhaupt nicht die vollendete Nettigkeit der Fodor, manchmal ein stumpfer Ton in Verbindung der Höhe mit der Tiefe, der fortgesetzte Triller nicht so bestimmt, so tonreich als bei mancher ihrer großen Nebenbuhlerinnen, aber als Ganzes steht sie gewiß den Besten nicht nach und übertrifft sie alle als Theatersängerin in ausgedehntestem Bereich.

Als ich gegen Mitternacht nach Hause kam, fand ich einen Brief vom Legationsrath, der mir eine Karte zur Pairssitzung für diesen Abend übersendete. Natürlich nicht zu benützen. Sonderbare Gefälligkeit, mehr um eine Bitte abzuthun, als wirklich förderlich zu sein.

Dienstag, den 7. Juni. Wollte die Familie Figdor vor ihrer Abreise sehen, ward durch einen Besuch Prägers weit über meine Absicht lange zu Hause gehalten. Nach Wallbrook-street. Fand die Figdors nicht. Trieb mich in der

City herum, wo ich Rasirmesser und sonst Einiges kaufte, von dem immer wieder losbrechenden Regen aber fortwährend in der Nähe der Börse gehalten wurde, wo doch der bedeckte Gang einigen Schutz darbot. Endlich, um nicht ganz durchnäßt zu werden, zeitlich nach Hause.

Abends trotz Regen ins italienische Theater; l'assedio di Corinto. Ich habe der Grisi bisher unrecht gethan. Das ist eine so vortreffliche Sängerin, als je eine war. Weniger stark leidenschaftlich, aber dafür immer wohltönend. Anfangs dieselbe Neigung zum Zuhochsingen, als da ich sie das erste Mal hörte. Später setzte sich Alles zurecht. Ich habe diese Oper oft aufführen gesehen, aber erst heute gehört. Sie hat eine Leichtigkeit und Annehmlichkeit der Stimme wie selten eine Prima Donna, die meistens schon halb ausgesungen sind, wenn sie zu den letzten Stufen gelangen. Der Chor schlecht. Von den übrigen liebe ich weder Tamburini besonders, noch Rubini überhaupt. Lablache taugt nicht mehr für den Priester, der ihm immer zu tief lag, besonders aber jetzt, wo seine Stimme sehr in Verfall ist. Aber ihr Zusammenwirken, wie natürlich, vortrefflich. Die Ausstattung viel kleinlicher als in Paris.

Mittwoch, den 8. Juni. Frühmorgens kam der junge Figdor zu mir, dessen Angehörige eben abgereist waren und der mich nach dem Colosseum abholte. Sahen das Panorama von London, das an Großartigkeit und Treue nichts zu wünschen übrig läßt, aber doch etwas gar zu bleich und verwaschen in der Farbe gerathen ist. Wie ungeheuer! Aber der Eindruck Wiens vom Kalenberge ist auch nicht kleiner. In den Straßen selbst merkt man, wie groß London ist. Drauf die Schweizer Hütte, eine Spielerei mit einigen artigen Einzelnheiten. Darauf Straßen auf und ab. Corn exchange, ein ungeheures Gebäude zum Behuf des Getreidehandels. Verabredeten für nächsten Samstag eine Partie nach Windsor. Morgen ist großes Dankfest der Pfarrschulen in St. Paul. Mittags zu Hause.

Abends ging ich ins Astley's-Theater, um es doch auch gesehen zu haben. Schlechte Spektakelstücke. Reiterkünste besser, als man sie irgend sieht. Eine Miß als Pferde-Abrichterin, mit einem herrlichen Pferde voll Gelehrigkeit. Machte darauf im einfachen eleganten Reithabit die Reitschule, zum wahren Genusse. Gruppirungen, Menschenpyramiden, von wirklichen oder vorgeblichen Beduinen dargestellt, bis zum Unglaublichen. Besondere Meister in den unmöglichsten Gliederverrenkungen, Seiltänzer ziemlich schlecht. Der Eine fiel derb aufs Maul, daß er forthinkte. Ein königlicher Prachteinzug, nur in Paris überboten. Ein Wettrennen von Knaben auf kleinen Ponies, den großen aufs Täuschendste nachgeahmt. Ging endlich, übersatt.

Donnerstag, den 9. Früh Morgens mit Figdor und einem andern deutschen Kaufmanne in die St. Paulskirche, die mit endlosen Stufen zum Kinderfest hergerichtet war. Rings unter der ungeheuern Kuppel um Das, was man bei uns Presbyterium nennt, die emporsteigenden Sitze, deren ich sechzehn übereinander zählte. Raum für achttausend Kinder. In der Mitte ein Predigtstuhl, im Fond die Orgel. Die Versammlung im Ganzen bis vierzehntausend Menschen. Die Zuseher waren bald versammelt, unabsehbar, außer der Peterskirche in Rom nichts damit vergleichbar. Nach und nach stellten sich die Kinder ein. Nach den Pfarren in verschiedenen Farben gekleidet. Die Knaben höchst barock, die Mädchen, obwohl im Kostüme alter Weiber, doch durch die außerordentliche Reinlichkeit ihrer Hauben, Schürzen und Halskrägen nach Pilgerschnitt, sämmtlich glänzend weiß, ein wohlthuender Anblick. Blau, grün, roth in allen Schattirungen, schwarz, braun, grau, die Mädchen von unten hinansteigend, die Knaben von oben herab. Als alle achttausend beisammen waren, gab es einen Anblick, dessen Gleichen in der Welt nicht ist. Gegen die Orgel zu ein Fächer von lauter Mädchen, schneeweiß, von dunkeln Farben eingesäumt, wahrhaftig wie eine Engelsglorie. Die andern saßen horizontal getheilt. Die weißen Mädchen bildeten die Schneeregion des Menschen-

gebirges, nur fiel sie umgekehrt nach unten. Hie und da war die gleiche Linie durch einen Hauben- und Schürzenzwickel nach oben malerisch unterbrochen. Langweilige Gebete, von Chören unterbrochen, die die achttausend Kinder sangen, wie ein Donnerwetter, im Sopranschlüssel gesetzt. Die ziemlich schweren Sachen gingen besser, als ich gedacht hatte. Der protestantische Erzbischof über ganz Irland (all Ireland, Gott verdamm' ihn!) hielt eine Predigt, die er selbst verstanden haben mag. Der hundertdreizehnte Psalm recht gut componirt. Ein Alleluja von Händel, das den Kindern denn doch zu bunt war. Endlich nach dritthalb Stunden ein nicht unwillkommenes Ende. Wir, die wir schon um zehn Uhr da waren, hatten eigentlich fünf Stunden ausgehalten. Ging mit Figdor ins London-Kaffeehaus, wo er mich traktirte. Vortreffliche englische Küche. Salm, für einen Kaiser zu gut. Roastbeef über alle Vorstellung. Johannisbeertorte für einen großbritannischen Gaumen. Grüne Erbsen, in Wasser abgekocht. Grüner Salat, roh zu essen, was wir bleiben ließen. Stilskäse, dem nichts gleichkommt. Das Couvert vier Shillinge. Dazu Ale, Hochheimer und zum Schluß etwas Sherry. Hernach in den Cigarrendivan, wo für einen Shilling die Person eine Cigarre und eine Tasse schlechten Kaffee erhält. Zeitungen in Ueberfluß. Sah und las seit beinahe drei Monaten zum ersten Male wieder die Allgemeine Zeitung. Unter anderm, der Kaiser von Oesterreich habe den Erzherzog Ludwig zum Mitglied des Staatsministeriums ernannt, ihn, der so lange die obersten Geschäfte halb selbständig leitete. Ist Das eine Erhöhung oder Erniedrigung?

Ging darauf in die italienische Oper. Marino Falieri von Donizetti. Hübsche Sachen. Die Grisi gefiel mir nicht. Tamburini hat offenbar seine Stimme verloren. Lablache der Beste, ohne sonderlich zu sein. Die Chöre ein Skandal. Mit mir in derselben Loge ein recht artiger Engländer, der recht leidlich französisch sprach und die Musik zu goutiren schien. Zwei seltene Eigenschaften in diesem Lande.

Ich komme um Mitternacht nach Hause und finde, daß die jungen Leute sich eine kleine Abend- oder Morgenunterhaltung machen, wobei sie einen Höllenlärm verbringen. Ich will noch ein wenig schreiben, vielleicht kriegen sie's mittlerweile satt.

Die Ordnung war bewunderungswürdig in der Paulskirche, nur störte, was aber nicht anders sein konnte, das Kommandomäßige gewisser Handlungen. So bedeckten bei manchen Stellen der Gebete die Kinder auf ein Tempo sich die Augen mit Händen und Schürzen, was ein wenig heuchlerisch aussah, high-church-mäßig. Die Prinzessin Viktoria war da mit ihrer Mutter und dem Herzog von Oranien. Sie saß Anfangs zu unterst, mitten unter den Kindern. Da nun aber die Leute auf die Bänke stiegen, um sie zu sehen, trotz der Stewards, die unermüdlich die Obenstehenden mit ihren Stäben berührten und zur Anständigkeit aufforderten, verließ sie ihren Platz und setzte sich in den Chor. Da kehrten sich denn die dort sitzenden Mädchen mit dem Gesichte nach ihr und machten in einem Tempo ihr unablässige Verneigungen, so daß das Ganze aussah wie ein wallendes Meer. Mitten unter den Gebeten fiel es auf einmal ein paar Schulbuben ein, ihr ein lautes Hurrah (Hurräh) zu bringen, in das das ganze Kinderheer einstimmte, zum offenbaren Mißvergnügen des Erzbischofs von Armagh (eines hochtoristischen Lords Beresford); auch scheinen die Kleinen einen Wink zur Unterlassung bekommen zu haben, denn es blieb bei diesem einmaligen Ruf, was sonst nicht in der hiesigen Sitte ist.

Die jungen Leute lärmen noch immer fort. Mein Licht ist zu Ende, ich will mich daher zu Bette legen, vielleicht nimmt es doch bald ein Ende.

Freitag, den 10. Es war ein förmlicher Ball im Hause, was ich nicht wußte, da ich des Mittags auswärts gegessen hatte. Man tobte bis zum hellen Morgen, so daß ich kein Auge zuthun konnte.

Beim Frühstück erfahre ich, daß der Legationssekretär gestern

noch einmal da gewesen ist. Das scheint denn doch mehr als leere Höflichkeit. Will versuchen, ihn heute zu sprechen.

Mir thut leid, daß ich Raumers Werke über England vor meiner Abreise nicht lesen konnte oder vielmehr nur in den letzten beschäftigten zwei Tagen durchblättern. Will es zu Hause nachholen. Hier gefällt er den Radikalen sehr, die Tories schimpfen über ihn. Auch in der Allgemeinen Zeitung, die ich gestern las, wird er heftig angegriffen. Auf deutsche Weise, d. h. ungeschickt. Der Mensch hat viele gute Eigenschaften, und nur eine üble, die aber bei einem historischen Schriftsteller alle andern zerstört. Er ist kein Mann. Wer aber Das nicht schon bei der Geschichte der Hohenstaufen sah, Dem ist nicht zu helfen. Manchmal erinnert er sich des Johannes Müller, dann dringt er auf Tugend, Religiosität, und was weiß ich. Dann fällt ihm wieder ein, daß er ein Freund Tiecks ist, und nun geräth er in einen Tieckischen moralischen Indifferentismus, den Tieck Goethen nachgeahmt hat und er Tiecken. Manchmal thut er liberal, um nicht hinter Rotteck an Popularität zu stehen, dann will er's doch mit der preußischen Regierung nicht verderben und modificirt seine Ansichten, daß nichts übrig bleibt, als was allenfalls im märkischen Sande auch aufkeimen könnte. In Deutschland merkt man aber derlei spät, weil die gesunde Stimme des Publikums für nichts gilt, sondern Lob und Tadel von einigen miserablen Tagblattschreibern ausgeht. Mir ist der Mann immer widerlich gewesen. Eine Art Hormayr, mit mehr Fleiß und weniger Persönlichkeit, übrigens von leidlicherem Charakter.

Beschloß, einen Versuch zu machen, mit meiner Karte vom verflossenen Montag heute in die Pairskammer zu gehen. Vorher zum Gesandtschaftssekretär Humelauer, den ich auch dießmal zu Hause fand. Offenbar ein gescheiter Mensch, doch vielleicht davon zu sehr überzeugt. Seine Augen sind es, durch die das österreichische Kabinet die hiesigen Dinge ansieht. Ich las den österreichischen Beobachter in seinen Worten. In Bezug auf die Lügenhaftigkeit der Whigs und Tories ist

er meiner Meinung. Keine der beiden Parteien getraut sich, zu sagen, was sie will. Daher sind ihre Reden so leer, und sie machen sich wechselseitig so leicht lächerlich, weil nämlich ihre vernünftige Absicht nie ausgesprochen wird. Die Radikalen hält er für die einzigen Vernünftigen und Talentvollen. Eine Revolution im demokratischen Sinne, mit Staatsbankerutt u. s. w., scheint ihm unvermeidlich. Was ich nicht glaube und nur dann möglich würde, wenn die gemäßigten Tories noch länger sich von den Whigs entfernt halten und diese dadurch zwingen, ihre Majorität bei den Radikalen zu suchen. Aber auch dann wird's nicht geschehen. Eher kommen die Tories wieder ans Ruder. Der Geist der Masse ist offenbar monarchisch.

Ich kam um halb drei Uhr ins Oberhaus und suchte als ein Fremder, der London demnächst verlassen muß und der durch Unwohlsein gehindert wurde, von seiner Karte zu gehöriger Zeit Gebrauch zu machen, Einlaß. Ward auf halb fünf Uhr beschieden, da der door keeper nicht zugegen war. Ging unterdeß in den court of common pleas, wo eben eine schlüpfrige Materie verhandelt wurde. Eine verheirathete Frau, die sich bei Gelegenheit einer Landpartie auf einem Seitenfußsteige brauchen ließ. Es war merkwürdig, mit welcher Ernsthaftigkeit die Richter die unanständigsten Zeugenaussagen herablasen und Niemand lachte oder zischelte. Der Advokat sprach ausgezeichnet. Ging, eh' es zu einem Abschluß kam. Ward in die Pairskammer glücklich eingelassen. Der Saal klein, hochroth ausgeschlagen. Im Fond der Thron, ein zwölf Schritt davor der Wollsack des Lordkanzlers. Die Bischöfe, obwohl in der Opposition, doch auf der rechten ministeriellen Seite sitzend. Es war kaum ein halb Dutzend Mitglieder da, die unterdessen sich in kurzen Wechselreden übten. Nach und nach füllte sich das Haus. Einer der ersten Lord Wellington. Er sieht entschlossen und doch geistlos aus, was er auch ist. Die Rede war von Bestechungen bei den Wahlen, mit offenbarer Hinsicht auf einen bestimmten Fall. Wellington sprach kurz und stockend. Ein paar Ministerielle, der eine fließend,

der andere nicht übel. Alle Reden kurz. Ein Oppositionslord sehr gut. Bittschriften wurden eingebracht. Ein ministerieller Graf Shrewsbury scheint ein ausgezeichneter junger Mann. Ein Bischof sprach gegen die Minister. Lord Melbourne, der nicht gut aussieht und fast schmutzig gekleidet war, weißen Hut auf dem Kopfe, einen Knittel in der Hand, antwortete kräftig, im Gefühl der Ueberlegenheit. Lyndhurst stand auf; allgemeine Aufmerksamkeit. Ihm antwortete Melbourne heftig, drohend, beleidigend. Lyndhurst wies die Vorwürfe nicht auf die höflichste Art von sich. Es entstand eine Pause. Ich ging, da es nahe an sieben Uhr war und ich noch nicht gegessen hatte. Speiste im Strand recht gut. Ich hatte mich mit Figdor zusammenbestellt, bei einer deutschen Familie Thee zu nehmen. Als ich nach Hause kam, war er da gewesen, aber schon wieder fortgegangen. Fand einen Zettel von ihm, wodurch die Partie nach Windsor auf morgen vier Uhr Nachmittags festgesetzt ward.

Blieb zu Hause und brachte den Abend zu, wie es eben gehen wollte.

Samstag, den 11. Hatte Verschiedenes vor, beschloß aber zu Figdor zu gehen, um das Nähere wegen der Partie nach Windsor zu erfahren. Fand ihn dort mit ein paar preußischen Windbeuteln, die ihn um Geld prellen wollten, die er aber herzhaft ablaufen ließ. Endlich kam auch Eötvös, ein armer Teufel von Ungar, der nach Nordamerika auswandern will. Gingen endlich zu unserm dritten Reisegefährten, der aber drohenden Wetters halber nicht mit wollte. Uns fing auch an, die Lust zu vergehen, da der Himmel jeden Augenblick Regen drohte und ein kalter Westwind jede Annehmlichkeit hinwegnahm. Ich wäre gern in die Gerichtshöfe gegangen, der Sprache wegen; wollte aber Figdor nicht beleidigen, der sich meinetwegen von allen Geschäften frei gemacht hatte, und so gingen wir in der Stadt herum, besahen eine Society of arts, in dem schlechte Maschinen-Modelle standen und nicht viel bessere Bilder hingen. Hunger-ford-Market,

einiges Beiläufige. Gingen ins Hôtel de la Sablonière essen. Abends nach Haymarket ins Theater, wo man School for Scandal gab. Das Spiel theilweise sehr gut. Miß Tree als Lady Teazle ausgezeichnet. Miß E. Philipps fiel mir wegen ihres ächt englischen Wesens in Sprache und Benehmen nicht unangenehm auf. Vandehoff als Joseph Surface gut, manchmal etwas gesucht. Gut Vining als Charles, nur gibt er die Weigerung, des Onkels Bild zu verkaufen, gleich von vornherein zu ernsthaft. Mrs. Glover als Klatscherin sehr brav. Mr. Webster, Sir Peter Teazle, hat die üble Gewohnheit, aus Streben nach Mimik fortwährend die häßlichsten Gesichter zu schneiden, was einen unerträglichen Eindruck macht und die Mimik doch nicht ersetzt. Sonst viel Gutes. Im Ganzen war die Darstellung doch nicht à la hauteur des Stückes. Man merkte das Theater vom zweiten Rang.

In Very's Kaffeehaus, Regent's-street, noch ein Glas Eis genommen und die Abendzeitungen gelesen. Große Aufregung unter den Leuten. Man glaubt, es müsse zu einem Bruche mit dem Oberhause kommen. Die Tories sind vorige Nacht in einer Minorität von 86 geblieben, und doch scheint nicht, daß sie nachgeben wollen. Schein trügt oft.

Sonntag, den 12. Fuhr mit Figdor um 10 Uhr nach Windsor. War, des Sonntags wegen, nicht im Stande, eine Tasse Thee in London zu bekommen, und mußte daher nüchtern die 27 englischen Meilen machen. Die Gegend dahin weniger schön, als nach der übertriebenen Beschreibung Eins glauben sollte. Wir saßen Outside, und es fing an zu regnen, hörte aber zum Glück bald auf. Doch schien der Tag gefährlich bleiben zu wollen. Windsor-Castle macht bei Vormittagbeleuchtung keinen besonderen Eindruck. Die gothische Bauart, verbunden mit dem abgeputzten, neuen Ansehen, hat etwas Disharmonirendes, Spielwerkartiges. Auch da die Gegend ohne Berge, ja (den Hügel, auf dem das Schloß liegt, abgerechnet), selbst ohne Anhöhen ist, macht die gerade Beleuchtung von oben einen kahlen Eindruck. Nahmen in der

Eile ein unentbehrliches Frühstück und gingen in den Park, nachdem wir für sechs Uhr Platz zur Rückkehr bestellt hatten und das Schloß, als den nächsten Gegenstand, für die letzte Stunde vor der Abfahrt aufsparten. Der Park ist schön, doch wüßte ich nicht, worin das Besondere läge, vornehmlich für Jemand, der aus Oesterreichs schönen Gegenden kommt, und nicht aus dem Berliner Thiergarten. Die kolossale Statue Georgs des Dritten. Hatten soviel von den Virginia Waters reden gehört, daß wir sehr lüstern nach ihnen waren. Der Park war ganz menschenleer. Gingen kreuz und quer durch zwei Stunden, bis wir endlich das Wunderwerk erreichten, das so unbedeutend ist, als etwas in der Welt. Ein artiges Stück Wasser, leidlich von Baumgruppen umgeben. Ein paar Segelschiffe darauf. Soll ein chinesischer Tempel da sein, in den man aber nicht hinein darf, wenigstens nicht am bigotten Sonntage. Hatten uns in unserer (nicht meiner) Hartnäckigkeit so übergangen, daß wir erst gegen halb sechs Uhr nach Windsor zurückkamen. Wollten das Schloß nachholen. Der eingeschlagene Weg ward uns, als nur für die königliche Familie bestimmt, verwehrt. Mußten einen andern einschlagen, verloren den letzten Rest der Zeit und konnten, da ohnedieß das Innere des Schlosses am Sonntag nicht zu sehen war, kaum einen schnellen Ueberblick des Gebäudes und der Aussicht von der Terrasse gewinnen. Letzterer ist bei Abendbeleuchtung wirklich bezaubernd. Die längeren Schatten geben Mannigfaltigkeit, das rothe Licht mischt den schönen Rasen mit Gold. Ohnehin ist die Umsicht weit, durch nichts als die natürliche Entfernung beschränkt. Die Massen des Schlosses lösen sich von einander ab. Es verliert das Kartenhausmäßige und zeigt sich schön. Die Terrasse selbst wunderhübsch mit Blumen und Statuen. Heute war Musik da, viel Spaziergänger. Die Luft so weich, rein und angenehm, als irgendwo in der Welt. Ein bezaubernder Ort.

Mußten einsitzen und zur Stadt zurück, da nach sechs Uhr keine stage-coach mehr fährt. Im Wagen zwei Wiener.

Schnelle Bekanntschaft. Aßen mit ihnen um 10 Uhr Nachts zu Mittag im Hôtel de la Sablonière, wo sie wohnen. Figdor macht sich unliebenswürdig. Die Fremden gefallen ihm nicht, und er weder ihnen noch mir. Der Verlust eines Schnupftuches hat ihn ärgerlicher gemacht, als billig. Vor 11 Uhr trennen wir uns. Der Spaß hat einen Sovereign gekostet, was er wahrlich nicht werth ist.

Montag, 13. Juni. Ging zu Figdor, der in seiner Gutmüthigkeit sich für verpflichtet hält, mir die letzten Tage meines hiesigen Aufenthaltes noch die Honneurs der Stadt zu machen. Und ich gehe fleißig zu ihm, obschon mir's wahrhaftig lieber wäre, meine Zeit allein zu benützen. Gerade so war's in Paris mit Brant.

Heute war mein Paß bei der österreichischen Gesandtschaft zu visiren. Wir gingen zusammen hin. An der Krontaverne, im Strand, drängten sich die Leute. Unten am Eingange lag eine Petition zur Unterschrift, oben war ein Meeting. Wir gingen hinauf. Im Saale, von Menschen umringt, waren Hustings, auf denen ein ziemlich übel aussehender Mann schwadronirte. Der Antheil der Zuhörer schien nicht sehr groß, als auf einmal Lärm entsteht. Zudrängen, Geheul, Schreien: throw him out! throw her out! Ich glaubte, ein Taschendieb sei ertappt worden. Es war aber Mistreß Courtenay mit ihrem 13- oder 14jährigen Burschen, den sie für O'Connells Sohn ausgibt. Sie hatte diese Gelegenheit benützen wollen, um ihre Ansprüche geltend zu machen, hatte sprechen wollen und wurde eben jetzt im strengsten Wortverstande hinausgeworfen. Anfangs that sie etwas weinerlich, auf der Straße aber gesellte sie sich ziemlich ruhig zu Einigen, die sie da erwarteten, und ging mit ihnen fort, als ob nichts geschehen wäre. Sie und der Bube sehen ziemlich ärmlich aus, letzterer hat rothes Haar, was der gerühmten Aehnlichkeit mit dem schwarzhaarigen O'Connell nicht sehr entspricht.

Darauf besahen wir die Kensington Gardens mit dem Palast der Prinzessin Viktoria. Die Gärten wunderschön, ein

schöne Natur mit sorgfältig versteckter Kunst. Der Palast ein wunderliches Gemäuer, ziegelroth, im Geschmack des St. James-Palace. Der freie, grüne, von Baumgruppen begränzte Platz vor dem Schlosse das reizendst Großartige, was man irgend sehen kann. Es war nahe an sieben Uhr, daher zu spät, zum Essen nach Hause zu gehen. Fuhren im Omnibus. Eine ordentlich aussehende Dame, die behauptet, ihren Geldbeutel verloren zu haben, und der ich daher einen Shilling borge, den Wagen bezahlen zu können. In Coventgarden gespeist, in einem vortrefflichen, aber unsinnig theuern Hotel. Roastbeef, von einer Zartheit wie Lammsfleisch, Moselwein, recht gut, aber für eine halbe Million. Abends ins Coventgarden-Theater. Eine neue Oper oder, wie es heißt: Operatic romance: The sexton of Cocogno. Die Sänger nicht übel, die Musik leidlich, Dekorationen verschwenderisch. Darauf The hunchback, in dem der Verfasser Sheridan Knowles selbst spielte. Er nahm die Rolle lustiger, als bei uns geschieht und überhaupt, wie es scheint, geschehen sollte. Miß Faucits eine vortreffliche Schauspielerin. Manchmal mit etwas Uebertreibung. Aber was für natürliche Vollkommenheit! Ich weiß nichts so Imposantes in Deutschland. Das ist der Ausdruck. Imposant sind die hiesigen besseren Schauspieler. Ich weiß außer der Schröder keinen imposanten Schauspieler in Deutschland. Schöne Figur, schönes Haar, prächtiges Auge, herrliches Organ. Nichts hingeworfen, vernachlässigt, Alles gehalten. Die Deutschen streben bis zur Unbedeutendheit, natürlich zu sein; hier wissen sie wenigstens, daß sie eine Kunst ausüben.

Frechheit der Weiber in den Corridors. Uebrigens alle hübsch und prächtig gekleidet. Gegen Mitternacht nach Hause.

Dienstag, 14. Juni. Ging mit Figdor, einen Platz im Dampfboot zu nehmen, das übermorgen nach Antwerpen abgeht. Nur noch die letzte Kajüte erhalten. Pässe besorgt. Den Entlaßschein in Alien office. Drauf ins warme Schwimmbad. Recht hübsch, aber halb unreinlich, halb unanständig.

Man muß nackt ins Wasser gehen, das, wie natürlich, nicht ohne Spuren der Badenden ist. Darauf nach dem Strand zu Tisch.

Abends in die italienische Oper. Othello. Die Grisi vortrefflich, ihre beste Rolle. Rubini den Othello, lächerlich! Er läßt eben Alles fallen, was den Charakter zum Charakter macht. Tamburini, Jago. Winter, Rodrigo, Chöre und Orchester besser als gewöhnlich.

Vormittags sah ich im Vorbeigehen bei einem Wirthsgarten zwei Boxer. Es war vorherein nicht im Ernst gemeint, und doch gaben sie sich Schläge auf Kopf und Brust, daß es weithin tönte. Scheußlich, ich mußte gehen.

Mittwoch, den 15. Ging noch Einiges besorgen, dann eingepackt, eingepackt, eingepackt. Der Tag heiß, wie im August, der Schweiß lief mir stromweise vom Leibe. Um sechs Uhr holte mich Figdor ins Hôtel de la Sablonière ab, um mit vier Landsleuten zu speisen. Herr Miesbach, sein Neffe und zwei Ungarn. Artige Leute. Miesbach traktirt mit Champagner.

Nach Tisch ins Strandtheater, das ich noch nicht gesehen. Sehr klein, aber artig. Sehr gute Schauspielerin, deren Namen ich vergessen. Früh mit Figdor nach Hause. Vorher aber noch Jeder bei Very drei Gläser Eis gegessen, so unerträglich heiß war es.

Donnerstag, den 16. Juni. Tag der Abreise. Wieder gepackt, die Rechnung bezahlt, die die gute Frau Williams doch höher angesetzt, als Anfangs ausgemacht war. Uebrigens doch billig. Frühstück. Ein junger Deutscher, der im Hause wohnt, Schultze aus Mecklenburg, will die Reise bis Mainz mitmachen. Ist ein artiger Mensch. Figdor kommt. Ein Wagen wird geholt. Abschied. Mistreß Williams hat Thränen in den Augen. Auch die kleine Bella scheint betrübt. Händedruck, Good by! und in den Wagen. Das Costumhouse ist erreicht, die Effekten in ein Boot gebracht, wir rudern zum Dampfschiffe. Figdor begleitet uns an Bord. Das Schiff ist keins der hübschesten, auch keins der schnellsten, wie man sagt. Erst vor 14 Tagen mußte es drei Tage bei

Vließingen liegen bleiben, weil die Maschine brach. Es heißt „der Tourist." Besehe mir die Kajüte, ein Hundestall, obgleich innen von Mahagony und Bronze. Das Verdeck voll Reisender, fast ausschließlich Engländer.

Ich fürchtete ein wenig das Meer, denn ich war schon beim Einsteigen ins Schiff so gut als seekrank, wahrscheinlich vom gestrigen Champagner. Ich wußte mir in der Eile nicht besser zu helfen, als ein großes Glas Grog zu trinken, was wirklich half.

Um halb 11 Uhr fahren wir ab, bei regnichtem, aber windstillem Wetter. Machen noch einmal, zum letzten Mal, die Wasserstraße von London durch. Schon sind die ostindischen Docks erreicht. Die Häuser werden spärlicher, verlieren sich. Die Themse schwillt zum See an, die Ufer weichen immer weiter zurück, werden unscheinbarer; verschwinden. Wir sind in offener See. Man deckt zum Mittagmahle auf dem Verdeck, in den Kajüten. Ich nehme Theil und trinke zur Magenstärkung eine Pint Sherry. Der Tag haspelt sich ab. Kurze Conversationen. Ein artiger Schwede, der deutsch spricht. Ein Anderer, nur des Französischen mächtig. Eine englische Familie, die mir wohlgefällt. Der Vater ein Lebemann, zwei erwachsene Söhne wie junge Jagdhunde, und die Mutter noch jetzt schön. Ein paar andere, nicht üble Frauenzimmer; Abendthee. Es hat geregnet und wird nun immer kälter und kälter. Ich nehme meinen Mantel, und da außer Regen und Kälte auch schon die Nacht anfängt, die Gegenstände unkenntlich zu machen, gehe in die Kajüte, die mit Matratzen und Schläfern besäet ist. Kriche in mein Loch. Fange zwei bis dreimal an, einzuschlafen, werde aber immer wieder durch Lärm aufgeweckt. Wache zum letzten Male auf und kann nun nicht mehr einschlafen. Die Ausdünstung so vieler Schlafenden war unerträglich. Endlich werden die Kajütenfenster licht. Ich gehe aufs Verdeck, es ist halb vier Uhr, Schultze ist schon da. Die hübschesten Weiber und Mädchen liegen in Betten und Mäntel eingehüllt, kreuz und quer auf dem Deck. Die Zimperlichsten lümmeln herum, wie

die Lastträger. Die Temperatur erträglich. Feiner Regen rieselt noch immer. Bald zeigt sich rechts ein Streifen Land. Es ist die belgische Küste, links Walcheren, wir laufen in die Schelde ein. Unzahl von Seehunden, die auf einer Sandbank spielen und sich ins Meer stürzen. Vließingen. Holländische Fregatte. Ein neuer Lotse an Bord gebracht, Frühstück, Erwartung. Endlich ein senkrechter Nebelstreif, der Thurm der Kathedrale von Antwerpen. Die Schelde verengt sich zum Flusse. Wir sind in der Stadt. Artiges Benehmen der Zollbeamten. Keine Frage nach einem Passe. Wir beschließen, sammt den beiden Schweden, ins Gasthaus St. Antoine zu gehen, von welchem aus ein Aufwärter zum Menschenfang aufs Schiff gesendet worden ist. Wandelte durch die alterthümliche Stadt. Nur halb altdeutsch, halb vielleicht spanisch. Gute Zimmer im Gasthofe. Sogleich in den Dom. Wunderschön. Der Thurm scheint aus der Ferne größer, ist aber von herrlicher Arbeit. Das Aeußere schwunghafter als Notre-Dame, das Innere mit fünf fast gleichbreiten Schiffen (und darin Notre-Dame nachstehend, wo das Hauptschiff breiter ist), durch Anweißen verdorben. Sonst herrlich. Und was für Gemälde: Rubens' Kreuzabnahme, gewiß das edelste Bild dieses Malers, an die besten Italiener erinnernd. Die Himmelfahrt Mariä, an der die Jungfrau selbst der schwächste Theil. Noch mehrere gute, ja vortreffliche Sachen. Die Kirche selbst durch eine Kuppel merkwürdig, was sonst bei altdeutschen Kirchen nicht der Fall ist. Nach Tisch ins Museum. Ein vortrefflicher Quintin Messys. Mehrere vortreffliche Sachen. Der bekannte Christus, auf Maria's Schooße liegend, von Van Dyk. Ausgezeichnetes von Van de Voß. Die einbrechende Dunkelheit verbot längere Besichtigung. Ein wenig durch die Stadt. Das schöne Rathhaus, durch Abbildungen bekannt. Die Stadt scheint sehr herabgekommen, oder ist es der Abstich von dem lauten, riesenhaften London, was diesen Eindruck macht. In drei Stunden nicht eine Kutsche gesehen. Nach Hause. Thee getrunken, um 10 Uhr zu Bette.

Samstag, den 18. Juni. Gut, aber kurz geschlafen. Um halb vier Uhr wach und um halb sechs aufgestanden. Nach langer Zeit wieder einmal zum Frühstück Kaffee genommen, der mir nicht behagt. Freilich ist auch der hiesige Thee nicht der englische.

Hierauf fort in die St. Jakobskirche. Zu sagen, was da für Schätze von Gemälden sich vorfinden, scheint mir unmöglich. Ein todter Christus von Van Dyk. Rubens: als heiliger Georg mit seinen drei Weibern. Christus und die Ehebrecherin, von Rubens' Lehrmeister, wo, wie mir dünkt, Christus' Charakter besser getroffen ist, als in irgend einer andern Darstellung dieser Art. Eine Innigkeit in Blick und Stellung, die, bei all seiner Größe, Rubens ihm nicht abgelernt hat. Eine Versuchung des heiligen Antonius mit der Chiffre Albrecht Dürers. Vortrefflich, aber, wie mir scheint, nicht in der Manier dieses Malers. Gemalte Fenster, die ihres Gleichen in der Welt nicht haben. Die Geschichte von Rudolf von Habsburg und dem Priester, von Albrecht und seiner Gattin Isabella gestiftet. Es ist ein Reichthum zum Erdrücken. Maler, größer als ihr Name, und solche, deren Name größer ist als sie. Antwerpen ist, außer den italienischen Städten, die merkwürdigste in Kunstrücksicht, weil all Das weder gekauft, noch gestohlen ist, sondern hier gewachsen.

Darauf in die Citadelle. Die Belagerungsgeschichte im Detail angehört. Wenn Chassé seine Drohung erfüllt und diese Kunstsachen zerstört hätte, man müßte ihn mit den türkischen Helden in Athen in eine Reihe stellen. Darauf in die Franziskanerkirche. Die berühmte Geißelung von Rubens. Eine Kreuztragung von Van Dyk, nicht vollendet, verderbt. Der Kopf des Erlösers unübertrefflich. Am Hochaltar drei Marmorgruppen, darunter eine Jungfrau Maria, die, nicht im Stil, aber in der Lebendigkeit des Ausdrucks, nicht ihres Gleichen hat. Nach Tisch auf die Eisenbahn nach Brüssel. Das Land ein Garten. Niemand fragte nach unseren Pässen.

Zu Brüssel im Hôtel de Suède abgestiegen, unsern schwedischen Reisebegleitern zu Liebe. Abends noch mit Schultze

die Stadt durchstreift. Einige schöne Straßen. Der Park sehr angenehm. Schöner botanischer Garten, einer Privatgesellschaft angehörig. Das Gebäude zweckmäßig und schön. Früh zu Bette.

Sonntag, den 19. Juni. Gut geschlafen. Vielleicht eine Folge des vortrefflichen Bettes, das, weiß wie Schnee, das Darinliegen zu einem wirklichen Genusse machte. Um 10 Uhr zu Vieren ausgegangen. Zuerst ins Museum. Ein Reichthum von vortrefflichen Sachen. Die Bekanntschaft eines Malers, wie mir wenigstens scheint, vom ersten Range gemacht Caspar de Crayen, von dem eine Masse ausgezeichneter Bilder hier sind. Rubens nicht besser als überall. Van Dyk sich selbst beinahe unähnlich. Sehr gute Jordaens. Ein merkwürdiger Ruysdael u. s. w., an vierhundert Stück, sehr gut erhalten. Meine Begleiter hatten weniger Geduld als ich, mußte daher die älteren Sachen ziemlich schnell abfertigen. Von ganz neuen ein nach meinem Urtheil vortreffliches Stück, die Revolultion von 1830 darstellend. Ich weiß kein Bild, neue Ereignisse darstellend, das ich diesem vorziehen, ja nur gleichstellen möchte, höchstens die Farbe gegen den Vordergrund zu etwas bleich, aber componirt, gedacht, gefühlt, wie wenig. Der Meister ist wahrscheinlich in der Kunstwelt allbekannt, ich weiß ihn nicht.

Darauf in den Palast des Prinzen von Oranien. Mußten bei einer Stunde warten, bis man uns einführte, uns Pantoffel anziehen ließ und durch einige Prachtzimmer hetzte, so daß man einen Raphael, Paul Veronese, Perugino nur im Fluge sehen konnte. Der Führer vertröstete auf einen künftigen Tag, da heute der Zudrang zu groß war. Für mich giebt's hier leider keinen künftigen Tag, besonders da, wenn man auch noch einen zugeben wollte, der Montag eben so tumultuarisch sein soll. Dann zerstreuten sich meine Begleiter, und ich besah allein das Hôtel de ville, ein imposantes Gebäude, und die Kirche St. Gudule mit den vortrefflichsten Fenstergemälden, besonders, wie mir schien, auf der rechten Seite des Presbyteriums. Meisterhaftes Schnitzwerk unter

der Kanzel: Adam und Eva mit dem Apfel, Engel und Tod dabei, das schönste Laubwerk mit Vögeln und Thieren. Suchte auch eine Kirche der Notre-Dame, die in Büchern gerühmt wird, konnte sie aber nicht finden, weil es drei Kirchen dieses Namens mit verschiedenen Beinamen in Brüssel gibt. Fragte mich sterbensmüde in den Gasthof zurück.

Die Stadt recht hübsch, nur unbequem wegen der Ungleichheit des Bodens. Ganz nach Pariser Sitte alle Buden am Sonntag offen.

Nach Tisch ein wenig die Stadt durchstrichen. Nahmen Abschied von unsern schwedischen Freunden, die ins Theater gingen. (Einer ist ein Graf Rosen, der Andere ein Baron. Seinen Namen habe ich nicht behalten, obschon er der Liebenswürdigere war. Beide Offiziere.) Nahmen Thee. Um acht Uhr auf die Post und fort nach Lüttich. Fanden einen recht angenehmen Deutschen mit seiner Frau. Noch einen Deutschen, der besoffen war, von Einem auf den Andern fiel und stets zu speien drohte. Die kalte Nacht schlaflos vorüber gegangen. Gegen acht Uhr Ankunft in Lüttich. Hübsche Stadt. Wenn Hoffnung gewesen wäre, jenes berühmte große Fabriks-Etablissement zu sehen, wären wir geblieben. Man sprach uns aber alle Hoffnung ab. Wir wollten die Sehenswürdigkeiten der Stadt betrachten, es regnete in Strömen. Da beschlossen wir, nach zwei Stunden wieder fortzufahren. Da wir nicht wußten, wo der Ort des Einsteigens war, und im Thore des Posthauses stehen blieben, fuhr mit einem Mal der Wagen an uns vorüber, und kaum konnten wir ihn laufend einholen. Die Spitzbuben hatten, statt uns, eine ganze belgische Familie mit zwei ungerechneten Kindern aufgenommen, die nun im Wagen standen, saßen, wie es gehen wollte. Ein Engländer mit dem deutschen Namen Meyer und seine artige Frau fuhren mit. Ein Frankfurter Goldarbeiter, aufgeweckt und gescheit. Die Unterhaltung war ganz angenehm. Preußische Grenze; Paßabgabe. Endlich Aachen. Höfliche, nachahmenswürdige Behandlung auf dem Zollhause. Wir

kehren im Gasthause zur Kaiserkrone ein. Nothmittagsmahl, durch eine große Flasche Rheinwein verbessert. Darauf ausgegangen. Das Rathhaus besehen mit dem Krönungssaale, wo der König von Preußen in knapper Lieutenantsuniform an der ehrwürdigen Stelle hängt. Haben denn diese Diebe gar kein Schicklichkeitsgefühl. Es war zu spät, den Dom anders als von außen zu besehen. Gingen auf einen artig bepflanzten Hügel am Rande der Stadt, besahen im Abendgrauen die wunderschöne Gegend, nahmen Thee und gingen zu Bette.

Dienstag, den 21. Um fünf Uhr aufgestanden, da die Post nach Köln um halb sieben Uhr abgeht. Finden auf dem Posthause unsern Engländer mit seiner Frau wieder, auch das deutsche Ehepaar, mit dem wir die Fahrt nach Lüttich gemacht. Ein nicht übles Frauenzimmer aus Köln, wozu endlich ein zierlich in eine Blouse mit Perlenschnüren und Puffärmeln gekleideter junger Mensch kam, der eine erbärmliche Geschichte erzählte, wie er, längere Zeit in Rußland abwesend, als Conscriptionsflüchtiger citirt, eingesperrt, bedroht, und was weiß ich Alles, worden sei. Er gehe jetzt nach Köln, in ein Regiment eingereiht zu werden. Das Mitleid mit ihm ward durch seine unverkennbare Geckerei geschwächt. Die Engländerin ist offenbar ungehalten, daß Schultze, der ein hübscher Bursche ist, mit der Kölnerin spricht, statt mit ihr. Eine Meile vor Köln wird noch zu Mittag gegessen, obgleich es erst zwölf Uhr ist. Köln. Wir kommen mit Regen an, und es regnet noch jetzt in Strömen, wo ich, den alten Rhein mit der Schiffbrücke unter mir, auf der Stube sitze und dieses niederschreibe. Beim Rheinberg eingekehrt. Hübsche Stuben, herrliche Aussicht. Gleich nach der Ankunft gehe ich mit dem Engländer und seiner Frau, den Dom zu besehen. Herrlich. Ich weiß nicht, ist ein Theil der Vorhalle nicht ausgebaut oder zerstört. Das Schiff von einer erstaunlichen Höhe. Die Säulen schön. Die Fenstergemälde des Presbyteriums vortrefflich, doch meiner Meinung nach unter denen in den niederländischen Kirchen. Leider überall durch Baugerüste der Ein-

druck gestört oder genommen. Von Bildern ein einziges altes merkwürdiges, dessen Meister mir entfallen ist. Besehen für zwei Thaler die Schätze. Unendlich reich, sehenswerth, damit man sie gesehen habe. War wegen der Regengüsse und der einbrechenden Dunkelheit unmöglich, jenes berühmte Rubens'sche Bild in einer der hiesigen Kirchen zu besehen. Habe ihrer genug gesehen.

Mittwoch, den 22. Morgens um halb sieben Uhr besteigen wir das Dampfschiff Concordia bei drohendem Wetter. Die Einrichtung des Schiffes hübsch, die Kajüte offenbar zu klein für so viel Passagiere. Der behagliche Engländer mit seiner ganzen Familie und seinem Bedienten, in dem ich bald einen Oesterreicher erkenne, ist da, meine neue englische Bekanntschaft. Ein junger Indier, der — etwas deutsch spricht. Ein Berliner Kaufmann und ein Mecklenburger Arzt, letzterer ein liebenswürdiger Mensch, mit welch beiden ich bald in nähere Berührung komme. Die Ufer von Köln aus unbedeutend, das Wetter immer schlechter, endlich in einen Platzregen übergehend, der der Schirme und Mäntel spottet und uns in die Kajüte zurückjagt. Unterhalte mich mit meinem Lütticher Engländer und seiner Frau. Er ist, wie ich erfahre, ein Musiker, Harfenspieler, den ein Armbruch zwingt, sich zurückzuziehen. Man ist froh, die Langeweile durch das Mittagmahl unterbrochen zu sehen. Endlich Bonn erreicht. Wunderschöne Lage. Der Engländer mit seiner Frau verläßt uns. Oder war das vor dem Mittagsessen. Von Bonn an verschönern sich die Ufer. Das Wetter wird etwas leidlicher, man kann mit dem Regenschirm auf dem Verdecke aushalten. Doch ist an der Gegend eben nicht so viel Besonderes. Rolandseck. Das große Schloß Rheineck, das ein Prinz von Preußen herstellen ließ und bewohnt. Schöne Lage von Andernach. Endlich Koblenz mit der Festung Ehrenbreitstein. Schlechte Zimmer im Gasthause. Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Wir bestiegen den Ehrenbreitstein, ohne aber ins Innerste der Festung zu gelangen, da nach sieben Uhr keine

Erlaubniß mehr gegeben wird. Abendessen. Schlechte Nacht, durch die dumpfe Feuchtigkeit des Zimmers veranlaßt.

Donnerstag, den 23. Früh Morgens auf das Dampfschiff gestiegen. Der herrlichste Tag. Schultze nimmt Abschied, er geht von Koblenz nach Ems. Mein erster Blick trifft auf jenen wunderlichen Schnurrbart, den ich an der Wirthstafel in Antwerpen für einen Oesterreicher erkannt hatte. Er nähert sich uns. Nach den ersten Späßen zeigte sich gar bald, daß das ein völlig gescheiter Mensch ist, voll guter Einfälle und nichts weniger als kenntnißlos. Er machte uns die ganze Fahrt zu einer eigentlichen Lustpartie, fast mehr, als mir lieb war. Der Eindruck des Tages wird mir nie verlöschen. In orientalischer Behaglichkeit etablirt, die wunderschöne Gegend an sich vorübergleiten zu lassen. Endlich auf dem Verdeck getafelt, ohne durch die Rheinweingläser an irgend einer Aussicht gehindert zu sein. Das Außerordentliche der Lage ist auch die Hauptwürze, denn die Gegenden, so schön sie sind, haben doch ihres Gleichen zu viel in der Welt, mit Ausnahme der Ruinen, die nirgends so schön und so häufig anzutreffen sind. Die Brüder, Katze und Maus, Rheinfels, St. Goar, vornehmlich Bacharach. Bei Bingen verliert sich die Schönheit, und man ist, vom Sehen müde, endlich froh, Mainz zu erreichen, das wunderschön daliegt. In Mainz noch herumgeschlendert. Die Rheinbrücke besehen. Zu Tische. Vortrefflichen Hochheimer getrunken. Unser Wiener, ein Sohn des vormaligen Stabsarztes Zang, erheitert fortwährend die Gesellschaft und söhnt unsern Berliner Kaufmann mit den Oesterreichern aus.

Freitag, den 24. Juni. Morgens die Domkirche besehen. Wunderliches Gebäude, schon durch seinen Thurm von allen ähnlichen verschieden. Von innen nur ein Theil alt, der übrige unbedeutend. Grabmal Frauenlobs. Nach den sogenannten Anlagen, gegenüber dem Einflusse des Mains in den Rhein. Schöne Aussicht. Um eilf Uhr in den Wagen und nach Wiesbaden. Große Hitze. Wiesbaden schöner

[illegible]

[illegible] und [illegible]

[illegible]

[illegible] Der [illegible]

[illegible]

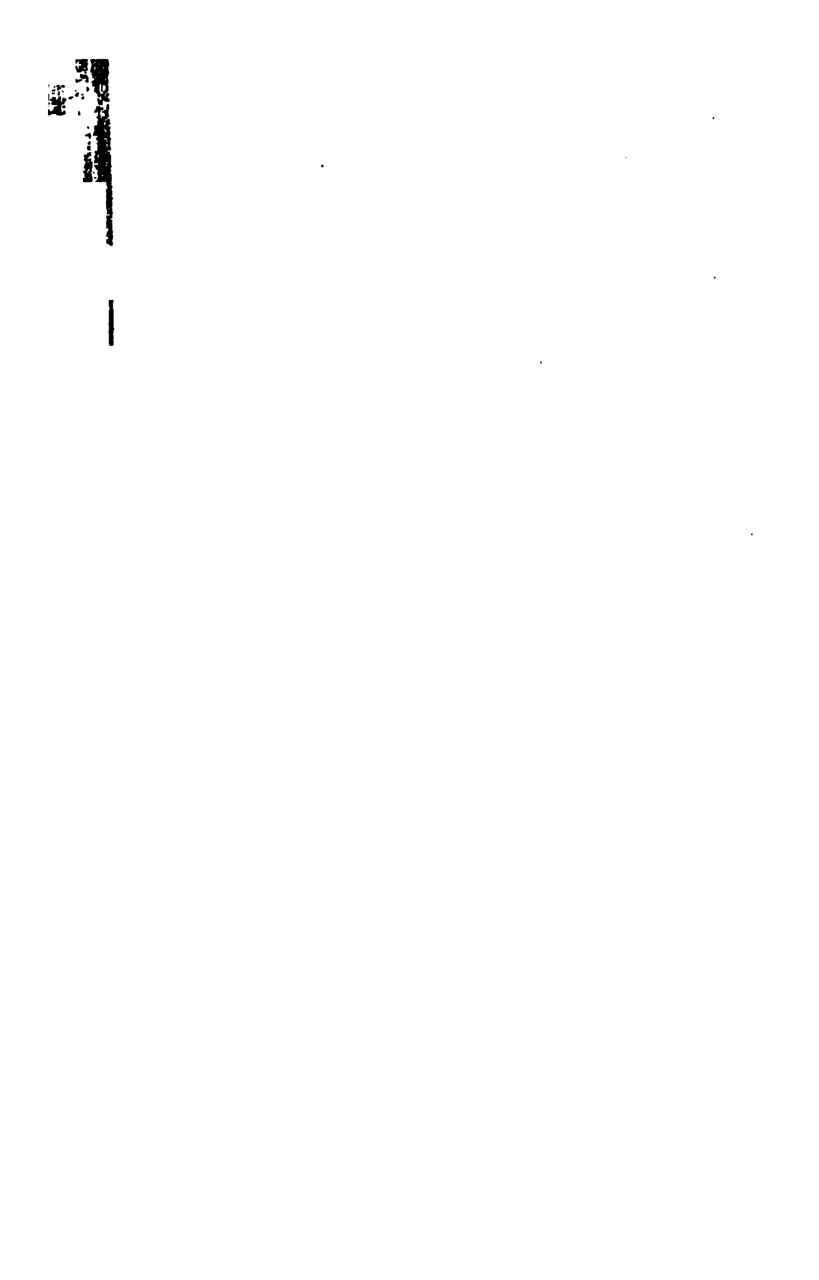
hof scheint. Allein die Stadt durchstrichen. Altes königliches Schloß, merkwürdig nur seine Alterthümlichkeit. Das neue schön genug. Die Anlagen unendlich lieblich. Blühende Orangenbäume, Alles nach Wunsch. Um neun Uhr zu Tische. Nicht ganz gut gestimmt, wegen der Besuche, die es morgen zu machen gibt.

Montag, den 27. Juni. War um zehn Uhr Morgens bei Uhland, den ich der Kammersitzung wegen nicht zu Hause antraf. Ging in die Sitzung. Der Anblick des Saales würdig. Auch Uhland sprach, nicht ganz geläufig. Man sah, daß er es selbst fühlte und nicht mit sich zufrieden war. Ueberhaupt die ganz kurzen Reden nicht bündig. Die Partei der Regierung und die Beamten sprachen am Besten. Nach Tische wieder zu Uhland. Fand ihn mit seiner liebenswürdigen Frau. Er so einfach und gutmüthig, als man sich ihn vorstellt. Anfangs etwas gepreßt, dann immer gemüthlicher und freier. Gingen beide mitsammen in den Museumsgarten und blieben bei einer Flasche Wein bis Viertel auf zehn Uhr. Vorher besuchten wir Schwab, der aber nicht zu Hause war. Unsere Gespräche drehten sich um Literatur, besonders alte deutsche und die neueste lyrische, die ihm nicht ganz so abschmeckend zu sein scheint, als mir, so daß ich geradezu Uhland für den einzigen ächt lyrischen Dichter unserer Epoche halte. Abends nach Hause, von Uhland begleitet. Fand eine Karte von Schwab, der den Besuch bereits erwiedert hatte, mich aber nicht zu Hause fand.

In München angekommen, fand ich Briefe mit der Nachricht, daß mein Bruder Karl Weib, Kinder und Amt verlassen und die Amtskasse sich leer befunden habe. In Wien angekommen, klagte er sich eines Mordes an und gab alle Zeichen des Wahnsinnes.

Es schließt sich somit mein Tagebuch.

Beiträge zur Selbstbiographie.



Ein poetisches Tagebuch zu führen, d. h. keinen Tag vorübergehen zu lassen (ausgenommen, während man mit größern Arbeiten beschäftigt ist), ohne die eben im Gemüth obwaltende Stimmung poetisch auszudrücken, Das müßte für Vieles helfen und vor Allem zu Sammlung, Ruhe und Klarheit führen.

Mein Vorsatz ist: der Verstandes- und Meinungs-Poesie unserer Zeit nicht nachzugeben. Das Bild, die Gestalt, Gefühl und Phantasie festzuhalten und der Unmittelbarkeit der Anschauung zu gehorchen, die splitterrichtende Kritik mag dazu sagen, was sie will.

1824.

Bin ich nicht mit meinem Streben, mich der Poesie zu entziehen und im gewöhnlichen Leben unterzutauchen, eine Art Ludwig XV., der, indeß er wollüstig die Vortheile seines hohen Amtes genoß, sich den Anforderungen ihrer Bürden gemein-idealisirend dadurch zu entziehen strebte, daß er sich gern als Privatmann dachte; knickerig ein Privatvermögen sammelte, indeß er das öffentliche vergeudete, und hoffte, sich um so mehr als eigentlicher Mensch zu fühlen, je schlechter er als König sich erkennen mußte.

Warum ich Schriftsteller der vergangenen Zeit, wär' es auch der nächstvergangenen, denen aus den Zeitgenossen vorziehe, liegt auch mit darin: daß die Irrthümer jeder Vorzeit

klar vor den Augen der Nachwelt daliegen und man sie mit historischem Auge betrachtet, ohne dadurch afficirt zu werden; die Gegenwart aber haftet sich mit so vielen Fäden an uns, daß selbst schon die Gewalt, die man anwendet, sich von ihren Irrthümern loszureißen, ein Zuviel von der andern Seite hervorbringen muß. — Es gibt keinen unparteiischen Beschauer seiner Zeit.

Wenn es Leute gibt, die immer die Farbe ihrer Umgebung tragen, so ist es höchst sonderbarer Weise bei mir gerade das Gegentheil. Je entzückter bei Beschauung eines Kunstwerkes z. B. die Andern sind, desto kälter bin ich, und je gleichgültiger die Andern, desto gerührter werde ich dagegen.

So fühle ich mich auch unwiderstehlich gezogen, Dasjenige zu tadeln, was Andere besonders übermäßig loben; und, worüber Jedermann loszieht, Das zu vertheidigen und die guten Seiten hervorzuziehen, macht mir ein eigenes, bis zur Hartnäckigkeit gehendes Vergnügen.

Die Empfindung hat bei mir immer eine vorherrschende Neigung zum Formlosen; das Formgeben bringt mich dem Verstande näher, als billig ist.

Daß mir die meisten Dinge im Leben mißlingen, kommt wohl nur daher, daß ich sie nicht so angreife, wie es sein müßte, um sie zum besten Ende zu bringen, sondern nur suche, sie sobald als möglich vom Halse zu schaffen. Daher kommen die Verlegenheiten immer wieder zurück, und ich weiß recht wohl, daß, wenn ich mich über mein böses Geschick beklage, ich die Schuld auf meine Ungeschicklichkeit, mein Aufschieben, mein Zaudern und Uebereilen nehmen muß.

1821.

Woher kommt es denn, daß ich immer einen Menschen haben muß, den ich anfeinde, auf den ich alles Schlechte, Widrige und Abgeschmackte übertrage, das mich in der Welt anekelt, und dann den Menschen eigentlich hasse und (obwohl nur in Gedanken) verfolge, als ob er wirklich all das Hassenswerthe in sich vereinigte, ob ich mir gleich bei kaltem Blute gestehen muß, daß ich ihm in Manchem Unrecht thue. Und das ist immer nur Ein Mensch. Ich kann immer nur Einem herzlich gram sein, und so oft ich jedesmal einen neuen finde, söhne ich mich halb unbewußt mit den früher Angefeindeten aus. Auch sind diese Grollträger nicht immer Leute, die etwa mich beleidigt hätten, vielmehr bin ich sehr versöhnlich, oder vielmehr sehr vergeßlich, oder vielmehr sehr (hochmüthig-) nicht achtend gegen Beleidigungen, nein, es ist jedesmal etwas rein Objektives von Schlechtigkeit oder Abgeschmacktheit, was mich so in Harnisch bringt. Kann man nicht die Sache verabscheuen ohne eine Person? Was ist es für eine läppische Schwäche, zur Mißbilligung des Schlechten eine Leidenschaft gegen die Schlechten und zur Uebung der Gerechtigkeit im Allgemeinen eine Ungerechtigkeit im Einzelnen nöthig zu haben? Ich erinnere mich sehr wohl noch eines ähnlichen Charakterzuges bei meinem verstorbenen Vater.

1821.

Warum ich die Alten so liebe? Nebst allem Andern auch darum: weil, wenn ich sie lese, ich zugleich die ganze Vergangenheit mitlese zwischen mir und ihnen. Wie viele Helden- und Dichterherzen mögen bei diesen Biographien Plutarchs geglüht haben, die jetzt mich durchglühen mit eigenen und erborgten Flammen!

1820.

In Herders Biographie wird von ihm gesagt: „seine Seele bedurfte der geistigen Zuneigung Anderer, wie der Luft, zu athmen.“ Mir geht's nicht anders.

1818.

Mir ist oft, wenn ich etwas sehe, was ich sonst bestimmt nie gesehen, als ob ich es vor äußerst langer Zeit schon einmal gesehen hätte, so auch, wenn ich etwas noch nie Gethanes thue, durchfährt mich eine dunkle Ahnung, als sei es nicht das erste Mal. Aehnliche Gefühle, die wohl aus der Erinnerung an Aehnliches entspringen, mögen auf die Ideen von Seelenwanderung geführt haben.

1818.

In meinem Kopfe sieht's aus wie in Ungarn. Rohe Stoffe im Ueberfluß, aber Fleiß und Industrie fehlt; das Material wird nicht verarbeitet. Es gibt unter den Schriftstellern Leute, wie die Fischangelschmiede in England; aus einem Gedanken, den ein Anderer als einen derben Barren hingeworfen hatte, schmieden sie 30,000 andere; die sind zwar klein, sehr klein, aber geschliffen und fein. Leider versteh' ich Das nicht.

1816.

Wenn eine Violinsaite gestrichen wird, so klingen die Saiten einer daneben liegenden unberührten Geige mit. Wie, wenn ein ähnliches Nachleben unserer Nerven Ursache an der so großen Wirkung der Musik wäre? Bei mir wenigstens liegt gewiß so etwas zu Grunde, denn ich darf nur einen Ton hören, ohne noch Melodie zu unterscheiden, so geräth schon mein ganzes Wesen in eine zitternde Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann.

Ich bin froh, ein Deutscher zu sein. Nicht als ob ich die Nation so hoch stellte, eher das Gegentheil. Aber wenn der Mensch Papier ist, auf welches das Leben schreibt, so will ich als unbeschriebenes zur Welt gekommen sein. Der Deutsche bringt von allen Völkern die wenigsten Vorurtheile mit. Das ist sein Vorzug, aber vielleicht sein einziger.

In einem philosophischen Werke verstehe ich nichts, bevor ich nicht weiß, worauf das Ganze hinausgeht; für mich gibt's keine Form ohne Inhalt.

Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goethe'schen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden, und man wird mich nie mir selber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, sonst zieht sich das Innere zusammen und versagt den Dienst. Ich habe wohl versucht, Das zu überwinden, aber mir dabei nur Schaden gethan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können.

Ich bin ziemlich wandelbar in meinen Entschlüssen, meine Meinungen sind aber so eisern mit meiner innersten Natur verflochten, daß, so lange ich lebe, ich meines Wissens keine geändert habe. Wer mir die Unrichtigkeit einer derselben bewiese, könnte mich höchstens bedauern machen, sie zu haben; sie gegen eine andere zu vertauschen, wäre mir eben so unmöglich, als einen Theil meines Leibes verbessern, er möchte so schlecht sein, als er wollte. Mein Denken ist immer nur ein Suchen von Gründen, das Resultat war lange vor der Untersuchung da.

Mir ist es Bedürfniß, mich immer mit einem Lerngegenstande zu beschäftigen. Durch diesen Kunstgriff genieß' ich im Mannesalter fortwährend den Nachgeschmack der Kinderzeit, und es soll mich, hoff' ich, jung erhalten noch zwei Stunden vor meinem Tode.

Fällt es Jedermann so schwer als mir, sich eine junge Römerin zu denken, die mit ihrem Heißgeliebten von ihrer Leidenschaft — lateinisch spricht? Warum kann ich mir sehr wohl eine Griechin in derselben Lage in ihrer Sprache redend vorstellen?

1822.

Der absurde Verfasser der falschen Wanderjahre macht unter andern Goethen den Vorwurf, daß seine Schilderungen der Liebe das Zeitalter verderben. Bei mir haben sie gerade das Gegentheil bewirkt. Meine ersten Neigungen waren, vielleicht wohl mit durch Goethe's Mariannen und Philinen, auf Schauspielerinnen gerichtet, und ich dachte mir ein Verhältniß mit dieser Klasse von Frauenzimmern immer als das reizendste. Als ich aber in der Folge mit Schauspielerinnen wirklich bekannt wurde, wirkte die Unähnlichkeit derselben mit den nach Goethe geschaffenen Urbildern so heftig auf mich, daß ich mich mit Abscheu von ihnen entfernte und, obschon ich nothwendig so oft in ihrer Nähe sein mußte, nie irgend ein Verhältniß mit einer von ihnen gehabt habe.

Wenn ich alte, aber einfach erzählte Märchen lese, z. B. das englische vom König Artus, so kommt mir manchmal bei einzelnen Stellen eine Erinnerung der Empfindung, mit der ich derlei Erzählungen in meiner Kindheit hörte. Dieser Eindruck geht aber so schnell vorüber, daß ich mir nicht klar machen

kann, worin eigentlich sein Reizendes liegt. Am Deutlichsten glaube ich ihn zu schildern, wenn ich mir ihn aus dem Gefühle des Wunderbaren, verbunden mit dem des Nichtwunderns über dieses Wunderbare, des Zuhauseseins in demselben, zusammengesetzt denke. Daß das Wunderbare in der Kindheit für uns zugleich den lebendigen Reiz des Natürlichen hat, ist die Ursache von dem tiefen Eindruck, den Märchen auf Kinder machen.

Mein Geist ist den Krämpfen eben so unterworfen, als mein Körper. Jede nur etwas stärkere Gemüthsbewegung, selbst von der Gattung der angenehmen, bringt in meinem Innern eine solche krampfige Zusammenziehung hervor, und erst wenn alle diese Veranlassungen, all diese Anspannungen entfernt sind, kann mein Geist sich ausdehnen, und dann kommt gewöhnlich auch die Poesie.

Woher mag es denn kommen, daß ich, dem man in seinem dichterischen Wirken einen ziemlichen Grad von Phantasie nicht wird abstreiten können, doch beim Denken einen solchen Grad von Verstandesgemäßheit fordere, daß mein Geist von Natur aus dabei Alles zurückstößt, was von der Einbildungskraft hergeholt ist?

Ich habe immer mehr nach starken Anschauungen gearbeitet als nach Begriffen, daher werde ich auch, wenn die Gewalt der ersteren durch einen Zeitverlauf geschwächt ist, leicht an meinen Werken irre, und meine große Gewissenhaftigkeit läßt mich leicht auf die Seite der Tadler hinübertreten.

Was mein — weniger absichtliches, als durch meine Natur gebotenes — Streben war und, wie es scheint, mir nicht gelungen ist, war, die Poesie dem Ursprünglichen, durchaus

Bildlichen, die Berechtigung in der Empfindung und nicht im Gedanken Suchenden der alten Dichter näher zu bringen. Die neuern Dichter, so vortrefflich sie sein mögen, hatten mir immer so viel Beimischung von Prosa, so viel Lehr- und Reflexionsmäßiges, daß ich eigentliche Erquickung nur in der alten Poesie fand, wo die Gestalt noch der Gedanke und die Ueberzeugung der Beweis ist. Damit ist nicht jene alte Poesie gemeint, die jene Eigenschaft nur aus Unbeholfenheit und Unfähigkeit hat, wie die mittelhochdeutsche, oder daß ich mich je vom Volksliede angezogen gefunden hätte, sondern jene Dichter waren es, die, mit Talent und Geist begabt, als die Spitze einer an sich poetischeren Zeit jene Einheit abspiegelten, mit der das Leben sie umgab, und die die neuere Zeit im Fortschritt der Entwicklung — vom Standpunkte der Prosa aus: zu ihrem Glücke — längst abgestreift hat. Die Griechen, die Spanier, Ariost und Shakespeare waren die Freunde meiner Einsamkeit, und ihre Darstellungsweise mit der Auffassung der neuern Zeit in Einklang zu bringen, mein halb unbewußtes Streben. Da ich aber mit meiner Ansicht in den letzten zwanzig Jahren so ziemlich allein stand, so war es mir nicht möglich, die Anschauung immer lebendig und rein zu erhalten, um so weniger, als ich, durch die traurige Lage der Welt und meines Vaterlandes vielfach zerstreut und gestört, die Ausführung nicht mehr so in Einem Zuge vollenden konnte, als für ein solches Verfahren unter solchen Umständen durchaus nothwendig wäre. Der nackte Gedanke mußte zu Hülfe gerufen werden, der dann die Anschauung, so wie die Anschauung den Gedanken störte. Zwischen dem Anfang und der Beendigung des goldenen Vließes starb meine Mutter, und ich machte die Reise nach Italien. Dann kam jener schändliche Geistesdruck in Oesterreich, den ich darum nicht weniger empfand, weil mir nicht jedes Mittel recht war, ihn abzuschütteln. Hero und Leander, Weh Dem, der lügt: zwei meiner liebsten Stoffe und von vorn herein ganz naiv gemeint, sind nicht Das geworden, was sie hätten werden sollen, und

nach dem Vorgange meiner frühern Arbeiten auch hätten werden können, und ein paar andere Stücke in meinem Pulte werden, so lang ich lebe, das Licht des Tages nie erblicken, weil ihnen jenes Lebensprinzip fehlt, das nur die Anschauung gibt und der Gedanke nie ersetzen kann. Damit will ich nicht mich rechtfertigen und meine Schuld auf die Zeit und die Verhältnisse schieben. Ein wahrer Dichter hätte sich über alles Das weggesetzt und einen Mittelpunkt in seiner Begeisterung gefunden. Aber eine zu berührbare Natur, mit einer hypochondrischen Anlage und einem entschiedenen Widerwillen gegen die Oeffentlichkeit, konnte unter den gegebenen Umständen sich nicht viel anders nehmen und fassen. Auch ist dabei keine kleinthuerische Bescheidenheit gemeint. So fühle ich mich gegenüber Dem, was sein soll. Gegenüber Dem, was sonst in unsern Tagen ist, kenne ich meine Vorzüge sehr gut. Man könnte aber sehr gut der beste Dichter einer gegebenen Zeit und noch immer ein höchst unbedeutendes Licht sein.

1816.

Wenn mein Nervensystem gereizt ist, so zeigen sich oft die sonderbarsten Erscheinungen. So z. B. höre ich auch mit den Schläfen, wie sonst mit den Ohren. Es fängt nämlich die Empfindung des Hörens bei einer Schläfe (meistens bei der linken?) an und pflanzt sich durchs ganze Haupt bis zur entgegengesetzten fort. Etwas Aehnliches habe ich auch schon in der Mitte der Stirne oder den beiden Augenbrauen wahrgenommen. In solchen Augenblicken glaube ich oft das Denken wie eine mechanische Operation wahrzunehmen. Jeder Gedanke gibt gleichsam einen elektrischen Schlag, und die Ideen communiciren unter einander in wellenförmigen Bewegungen.

Ich habe zweimal in meinem Leben im Theater eine ähnliche, äußerst angreifende Empfindung gehabt. Vor mehreren Jahren, als ich zum ersten Male einen Kastraten (Velluti) singen hörte, und vor einigen Wochen, als ich (dem übrigens

weniger als mittelmäßigen) Schauspiele: **Die Waise und der Mörder**, beiwohnte. Das erste Mal machte die Stimme des Sopransängers einen äußerst widerwärtigen Eindruck auf mich, der sich immer mehr verstärkte. Auf einmal änderte die Gestalt des Sängers sich vor meinen Augen aufs Häßlichste, bis sie zu einer wahren Teufelsfratze ward, und jetzt durchflog mich ein unnennbares, entnervendes Gefühl, das beinahe wie ein heftiger, elektrischer Schlag auf mich wirkte. Ich habe oft versucht, dieses Gefühl mit Worten auszudrücken, und immer blieb ich in der Beschreibung dabei stehen, es sei mir gewesen, als ob Feuer aus dem Körper des Sängers ausgehe. Das war es aber gewiß nicht, obschon ich nichts näher Bezeichnendes finden kann. — Nach Jahren geschah mir neulich etwas Aehnliches. Mlle. Demmer spielte in dem genannten Drama die Rolle des Taubstummen mit hinreißender Lebhaftigkeit. Am Schlusse des Stückes, als sie den Mörder ihres Vaters erkennt, wurden ihre Bewegungen mit jedem Moment immer heftiger, und ich war fast im Fieber. Endlich erblickt sie das verhaßte Antlitz und fährt entsetzt zurück — da war's geschehen. Der Schlag ging durch meinen ganzen Körper, und ich war darnach so ermattet, daß ich mich mühsam aus dem Theater schleppen mußte. Auch hier war meine Empfindung gleichsam mit einem schimmernden Lichte begleitet, das aus dem Körper der Schauspielerin auszugehen schien. Wohlgemerkt, das letzte Mal war ich kurz von einer Krankheit aufgestanden.

Ich weiß wohl, wie ich's machen sollte! Nicht lange über einem Werke brüten, das Größte und Kleinste, das Oberste und Unterste haarscharf ausrechnen und dann furchtlos beginnen. Viel schreiben sollt' ich, herausgießen die Fülle der Gedanken, wie sie der Gott gibt; unbekümmert über Fehler, wenn nur der Vorzüge mehr sind. Es wäre schlimm, wenn Jedermann so arbeitete, aber i ch sollte so thun. Jedermann muß seine Art, zu arbeiten, haben, wie Jeder seine eigene Art, zu sein, hat. Obige ist die meinige.

Ich weiß, daß ich es nie erreichen werde. Auch was ich strebe in der dramatischen Poesie: das Leben und die Form so zu vereinigen, daß beiden ihr volles Recht geschieht. Man wird es vielleicht nicht einmal ahnen, daß ich es gewollt, und doch kann ich nicht anders.

1828.

Mit einer eigenen, unendlich traurigen Empfindung denke ich der Plane, die ich einst in bessern Tagen machte. Wenn ich mir jetzt die Ideen, die mich bei der Ausarbeitung des Spartakus begeisterte, bedenke, so schaudere ich, und es ist mir kaum begreiflich, sie je gehabt zu haben.

1830.

Daß ich bei länger dauernden Arbeiten leicht dem ersten Plane untreu werde, liegt auch mit darin, daß ich Lieblingsthemata und Ansichten in mir herumtrage, die sich mir unbewußt einmischen, wo es nur immer möglich ist.

Daß meine im Grunde schwache Gesundheit nie bis zur eigentlichen Krankheit kommt, davon ist wohl die Ursache, daß bei geistiger Beschäftigung sich mein Organismus sehr steigert und dadurch die Ausdünstung vermehrt. Das gleicht die Einflüsse der Witterung wieder aus, denen ich sehr unterworfen bin.

Ich habe durch Schreyvogels Tod viel verloren. Nicht seinen Rath bei meinen eigenen Arbeiten. Ich habe nie mit Jemanden meine Plane oder ihre Ausführung besprochen und nie, mit Ausnahme der Ahnfrau, an einem vollendeten Stücke etwas nach seiner Meinung geändert. Aber er hatte, was Form und Technik betrifft, gleiche Ansichten mit mir, und

wir konnten daher überhaupt uns über Literatur u. dergl. besprechen, ohne uns mißzuverstehen, oder erst langweilig den Standpunkt festzustellen. Seit seinem Tode ist Niemand in Wien, mit dem ich über Kunstgegenstände sprechen möchte, ja auch in Deutschland wäre Niemand, der mir anstände, höchstens etwa Heine, wenn er nicht innerlich ein lumpiger Patron wäre. Dadurch versauere und verstocke ich in mir, und die Produktion stellt sich immer ferner.

Die Jugendeindrücke wird man nicht los. Meinen eigenen Arbeiten merkt man an, daß ich in der Kindheit mich an den Geister- und Feen-Märchen des Leopoldstädter Theaters ergötzt habe; aus Liszts Klavierspiel schlagen überall die Zigeuner vor.

Man hat unrecht, über seine Zeit ärgerlich zu sein. Man nenne mir erst eine, die besser war, als die gegenwärtige, ich weiß keine. Selbst wo sie Einem zuwider ist, ja anekelt, ist es nur in dem Wenigen, was man versteht und worin man sich ihr überlegen fühlt, indeß in dem Vielen, das man nicht versteht, man den Andern vielleicht ebenso zur Last ist. So kann ich mir recht gut einen vernünftigen Legitimisten denken, dem ich mit meinen liberalen Perfektibilitäts-Ideen, und mit Recht, eben so widerlich bin, als er mir mit seinen literarischen. Man sollte derlei eben ertragen können und seinen Weg gehen, ohne sich um die Andern viel zu kümmern.

März 1848.

Die Leute sagen mir: nun habt ihr die Preßfreiheit, nun schreib! sprich zum Volke! Aber zu schreiben aus keinem andern Grunde, als weil man die Preßfreiheit hat, käme mir vor, wie ein junger Kadett, der zum ersten Male einen Säbel an der Seite hat und der nun glaubte, er müßte ihn nun

gleich auf der Stelle gegen irgend Jemand brauchen. Die Preßfreiheit ist ein scharfes Schwert, laßt es uns nur ziehen, wenn die Noth es erheischt. Aber die Noth war schon da! — Allerdings. Ich hatte auch die Feder schon halb aus der Scheide gezogen. Anfangs wollte ich dem Volke sagen: sei muthig! — aber sie waren muthig. Als später die Zugeständnisse etwas zögernd auf sich warten ließen, wollte ich sie zur Mäßigung ermahnen — aber sie waren mäßig. Zuletzt schien's mir nothwendig, zu warnen, man möge über den Starrsinn halb wahnsinnig gewordener Rathgeber nicht die sprüchwörtlich gewordene Milde, das Wohlwollen des regierenden Hauses vergessen; als ich aber auf die Straße kam, fuhr der Kaiser eben durch die kurz noch halbempörte Stadt, und das Volk jubelte ihm entgegen, wie einst als Kronprinz, als er nach einer todesgefährlichen Krankheit das erste Mal sich wieder öffentlich zeigte; als ob die letzten Jahre des Druckes gar nicht da gewesen wären. Da dachte ich mir: Was soll man einem Volke sagen, das durch einen glücklichen Instinkt überall das Rechte selbst herausfindet?

Ich war immer stolz, ein Oesterreicher zu sein. Wenn mir literarische Freunde über unser Zurückgebliebensein in der Bildung klagten, und wie das übrige Deutschland geringschätzig auf uns herabsehe, so dachte ich mit Georg in Götz von Berlichingen: guckt ihr —! und so weiter. Gesunder Menschenverstand und Natürlichkeit der Empfindung sind unscheinbare Güter; wer sie aber durch nachgeplapperte Theorien und unfruchtbare Vielwisserei verloren hat, ist übler daran, als wer auf sie allein beschränkt ist. Ich war immer stolz, ein Oesterreicher zu sein. Ich habe nie im Auslande drucken lassen, nie stand ein Wort von mir in den deutschen Journalen. Selbst die Censurgesetze habe ich geachtet, weil ich glaubte, es zieme dem rechtschaffenen Manne, sich den Gesetzen seines Vaterlandes zu fügen, gesetzt auch, sie wären absurd. Und sieh da, der Tag ist gekommen, wo ihr meinen Stolz gerechtfertigt. Ihr habt euch in diesen letzten Tagen

als Oesterreicher benommen, als ein Volk, das Kopf und Herz im rechten Gleichgewicht hat, keines das andere unterdrückend und beide einander dienend.

Und doch möchte ich ein Wort der Warnung sprechen.

Woher kömmt wohl die unbeschreiblich widerliche Empfindung, die mich abhält oder es mir vielmehr unmöglich macht, noch einmal einer Vorstellung meiner Ahnfrau beizuwohnen? Theilweise lassen sich wohl Erklärungen geben, aber ganz vermag ich es nicht. Ich werde in meinem Leben nicht vergessen, wie mir bei der ersten Vorstellung zu Muthe war. Ich denke, wenn man mir unvermuthet mein eigenes lebensgroßes Bild, in Wachs geformt, nach der Natur bemalt, und doch in seiner ganzen todten Starrheit vor die Augen brächte, würde mein Gefühl viel Aehnliches mit jener Empfindung haben. Die Gestalten, die man geschaffen und halb schwebend in die Luft gestellt hat, vor sich hintreten, sich verkörpern zu sehen, den Klang ihrer Fußtritte zu hören, ist etwas höchst Sonderbares. Die Aufführung meines Stückes hat auch offenbar mein Schamgefühl verletzt. Es ist etwas in mir, das sagt, es sei eben so unschicklich, das Innere nackt zu zeigen, als das Aeußere.

1819.

Wenn ich mir recht überlege, warum mir nur Arbeiten, die sich rasch in einem Zuge vollenden lassen, gelingen, hingegen andere von größerer Ausdehnung, zu deren Zustandebringung ein längerer Zeitverlauf erforderlich ist, so leicht mißrathen, so finde ich den Grund in dem ewigen Wechsel der Empfindungen, dem mich mein reizbares, unstätes Wesen aussetzt. Ich verliere bei langanhaltender Beschäftigung mit einem Werke weder den Muth zur Vollendung, noch den eigentlichen Faden der Verknüpfungen; aber, so wie jetzt dieser, jetzt jener Zustand des menschlichen Lebens mich am Meisten interessirt, trage ich unbewußt, so viel nur irgend möglich,

von jenem Interesse in meine Hauptpersonen und ihre Schicksale, und so kommt es, daß bei sonst unverrücktem Gang des Ganzen und Beibehaltung der Motive selbst, doch eine Ungleichheit im Ton entsteht, deren ich mir bald dunkel bewußt werde und die, zu Deutlichkeit gekommen, mir, und mit Recht, alle Lust und Freude an dem Werke nimmt. So ging es mir mit dem goldnen Vließ. Ich muß es für ein verunglücktes Werk halten, und weiß Gott, ob es mir je gelingen wird, es mir wieder als ein Ganzes vor die Anschauung zu bringen und aus einem Gusse zu vollenden. Ich verzweifle daran.

1822.

Das, worauf es bei dem goldenen Vließ ankömmt, ist wohl dieses: Kann das Vließ selbst als ein sinnliches Zeichen des Wünschenswerthen, des mit Begierde Gesuchten, mit Unrecht Erworbenen gelten? Oder vielmehr: ist es als ein solches entsprechend dargestellt? Wenn es das ist, so wird dieses dramatische Gedicht mit der Zeit wohl unter das Beste gezählt werden, was Deutschland in diesem Fache hervorgebracht hat. Ist aber die Darstellung dieses geistigen Mittelpunktes nicht gelungen (und so scheint es mir), so kann das Gedicht als Ganzes freilich nicht bestehen, aber die Theile wenigstens werden noch lange Dessen harren, der's besser macht. Ich weiß wohl, daß meine Gemüthsstimmung jetzt getrübt ist, aber ich glaube doch, das Werk ist mißlungen.

Sollte ich jetzt hintreten, wie so Mancher, und versuchen den Leuten das Verständniß zu eröffnen, und sagen: so hab ich's gemeint, Das habe ich mir dabei gedacht? Was heißt Das? Eine Maschinerie, an die man nicht glaubt, ist schon darum schlecht, denn sie ist poetisch unwahr, wäre sie auch metaphysisch unwiderleglich. Es bleibt nichts übrig, als zu warten, ob die Leute nicht von selbst daran glauben wollen.

Ich habe seit dem Vließ eine eigene Hinneigung zu großen, zusammengesetzten, ins Weite gehenden Compositionen. Davor muß ich mich hüten, das ist nicht meine Sache. Wenn meine Phantasie die Schranken nicht fühlt, geht sie aus dem Weiten ins Weitere, und ermattet sie bei der Länge des Weges nur für einen Augenblick, so faßt die Hypochondrie Posto und zerstört mit ihrer Selbstkritik alles Gewonnene wieder. Man erzählt von einem General, daß er gesagt haben soll: Eine Armee von vierundzwanzigtausend Mann kann ich kommandiren, eine von hunderttausend kommandirt mich. Das sollte für alle Dichter gesagt sein, vornehmlich aber für mich. Die Ahnfrau, Sappho, das waren meine Stoffe.

Man hat sonderbar gefunden, daß ich dem [illegible] von Hero und Leander [illegible] den Titel: Des Meeres und der Liebe Wellen gegeben. [illegible]

Mein neuestes Trauerspiel [illegible] ein Wort zu verlieren, denn [illegible]

loben, ist beinahe eben so albern, als das eines Andern unbefugt verunglimpfen. Nur in Bezug auf die Form glaube ich Recensenten von dieser Sorte darauf aufmerksam machen zu müssen, daß in der literarischen Welt dieselben Anstandsregeln gelten, wie in der bürgerlichen, und daß, wenn die Herren einmal irren, die Lakaien zwar allerdings das Recht haben, darüber ihre Meinung zu sagen, aber mit dem Hut in der Hand.

Es ist mit den eigenen Gedanken ein eigenes Ding. Erstens ist seit Erschaffung der Welt so viel und mitunter von sehr begabten Leuten so gedacht worden, daß man, die Richtigkeit vorausgesetzt, selten etwas denken wird, das nicht Einer vor uns auch schon gedacht hätte. Dann gibt es Gedanken, die sich durch ihre Natürlichkeit Jedem aufdringen, und bei denen der Letzte so viel Verdienst hat, als der Erste. Und das sind eben die wirksamsten in der Poesie: alte Gedanken an der rechten Stelle. Dann liest man so viel, daß, gerade bei einem schlechten Gedächtniß, man nicht weiß, wie viel von einem Gedachten Einem selbst gehört, und was einem Andern. Mir wenigstens ist es so oft geschehen, daß ich beim Wiederlesen vor lange gelesener Autoren mit Erschrecken gewahr worden bin, daß Gedanken, auf die ich mir etwas zu gut that, nur geborgt waren, welches Borgens ich mich gewiß enthalten hätte, wäre mir nur eine Ahnung eines solchen Diebstahls im Augenblicke des Niederschreibens gegenwärtig gewesen. Oft habe ich aber auch meine Gedanken, mitunter beinahe mit denselben Worten, bei Schriftstellern gefunden, die früher als ich geschrieben, die ich aber viel später gelesen habe. Wie z. B. eben jetzt in Herbart eine Aeußerung über Schelling und Hegel mit denselben Worten, die ich in einem Epigramm über die Beiden gebraucht. Was bleibt nun da übrig? In Gottesnamen zu schreiben, was Einem Passendes einfällt, und sich damit zu trösten, daß nur Der ein leichtsinniger Schuldenmacher ist, der nichts besitzt, als was er erborgt.

Ich habe seit dem Vließ eine eigene Hinneigung zu großen, zusammengesetzten, ins Weite gehenden Compositionen. Davor muß ich mich hüten, das ist nicht meine Sache. Wenn meine Phantasie die Schranken nicht fühlt, geht sie aus dem Weiten ins Weitere, und ermattet sie bei der Länge des Weges nur für einen Augenblick, so faßt die Hypochondrie Posto und zerstört mit ihrer Selbstkritik alles Gewonnene wieder. Man erzählt von einem General, daß er gesagt haben soll: Eine Armee von vierundzwanzigtausend Mann kann ich kommandiren, eine von hunderttausend kommandirt mich. Das sollte für alle Dichter gesagt sein, vornehmlich aber für mich. Die Ahnfrau, Sappho, das waren meine Stoffe.

Man hat sonderbar gefunden, daß ich dem aus dem Stoffe von Hero und Leander gezogenen Stücke den Titel: Des Meeres und der Liebe Wellen, gegeben. Mir lag aber daran, gleich von vornherein anzudeuten, daß die Behandlung, obgleich mit antiker Färbung, doch romantisch gemeint sei. Es war überhaupt ein Versuch, beide Richtungen zu vereinigen. Die Ausführung mag zurückgeblieben sein, oder vielmehr, ich weiß, daß sie es ist; aber das Vorhandene scheint mir noch immer beachtenswerth. Die Fehler sind im vierten Akte, aber leider von der Art, daß sie nicht wegzuschaffen sind. Das pflegt immer so zu gehen, wenn man an einem in früherer Zeit unreif, aber warm gedachten Plan später bei der Ausführung ändert und umstellt. Vor Allem ist die Figur des Priesters dabei zu kurz gekommen.

Mein neuestes Trauerspiel [ein treuer Diener seines Herrn] hat, wie man mir sagt, in einem der hiesigen Blätter einen herben Tadler gefunden. Was nun die Sache selbst, den Grund oder Ungrund des Tadels, betrifft, so fällt mir nicht ein, darüber ein Wort zu verlieren, denn sein eigenes Werk

loben, ist beinahe eben so albern, als das eines Andern unbefugt verunglimpfen. Nur in Bezug auf die Form glaube ich Recensenten von dieser Sorte darauf aufmerksam machen zu müssen, daß in der literarischen Welt dieselben Anstandsregeln gelten, wie in der bürgerlichen, und daß, wenn die Herren einmal irren, die Lakaien zwar allerdings das Recht haben, darüber ihre Meinung zu sagen, aber mit dem Hut in der Hand.

Es ist mit den eigenen Gedanken ein eigenes Ding. Erstens ist seit Erschaffung der Welt so viel und mitunter von sehr begabten Leuten so gedacht worden, daß man, die Richtigkeit vorausgesetzt, selten etwas denken wird, das nicht Einer vor uns auch schon gedacht hätte. Dann gibt es Gedanken, die sich durch ihre Natürlichkeit Jedem aufdringen, und bei denen der Letzte so viel Verdienst hat, als der Erste. Und das sind eben die wirksamsten in der Poesie: alte Gedanken an der rechten Stelle. Dann liest man so viel, daß, gerade bei einem schlechten Gedächtniß, man nicht weiß, wie viel von einem Gedachten Einem selbst gehört, und was einem Andern. Mir wenigstens ist es so oft geschehen, daß ich beim Wiederlesen vor lange gelesener Autoren mit Erschrecken gewahr worden bin, daß Gedanken, auf die ich mir etwas zu gut that, nur geborgt waren, welches Borgens ich mich gewiß enthalten hätte, wäre mir nur eine Ahnung eines solchen Diebstahls im Augenblicke des Niederschreibens gegenwärtig gewesen. Oft habe ich aber auch meine Gedanken, mitunter beinahe mit denselben Worten, bei Schriftstellern gefunden, die früher als ich geschrieben, die ich aber viel später gelesen habe. Wie z. B. eben jetzt in Herbart eine Aeußerung über Schelling und Hegel mit denselben Worten, die ich in einem Epigramm über die Beiden gebraucht. Was bleibt nun da übrig? In Gottesnamen zu schreiben, was Einem Passendes einfällt, und sich damit zu trösten, daß nur Der ein leichtsinniger Schuldenmacher ist, der nichts besitzt, als was er erborgt.

I.

Was ich auf meine poetische Flucht für Bücher mitnehmen werde? fragst du. Wenig und viel! Herodot und Plutarch, dazu die beiden spanischen Dramatiker. Und Shakespeare nicht? Shakespeare nicht. Obgleich er vielleicht das Größte ist, was die neuere Welt hervorgebracht hat: Shakespeare nicht. Er tyrannisirt meinen Geist, und ich will frei bleiben. Ich danke Gott, daß er da ist, und daß mir das Glück ward, ihn zu lesen und wieder zu lesen und aufzunehmen in mich. Nun aber geht mein Streben dahin, ihn zu vergessen. Die Alten stärken mich, die Spanier regen mich zur Produktion an; aber die erstern stehen zu ferne, die letztern sind zu rein menschlich, mit ihren Fehlern mitten unter den größten Schönheiten, mit ihrer häufig nur gar zu weit getriebenen Manier, als daß sie den ächten Quell des wahren Dichters: die Natur, die eigene Anschauungsart, das Individuelle der Auffassung, irgend im Gemüthe beeinträchtigen sollten. Der Riese Shakespeare aber setzt sich selbst an die Stelle der Natur, deren herrlichstes Organ er war, und wer sich ihm ergibt, dem wird jede Frage, an sie gestellt, ewig nur er beantworten. Nichts mehr von Shakespeare! Die deutsche Literatur wird in seinem Abgrunde untergehen, wie sie aus ihm hervorgestiegen ist. Ich aber will frei sein und selbständig, lieber ein Wurm, der sich selbst sein Blatt sucht, als der Flötenspieler, durch den Vaucanson entzückt.

II.

Du magst den Wunsch, schreibst du, nicht aufgeben, daß das Theater eine moralische Tendenz erhalte? Du hast Unrecht; nicht bloß in künstlerischer, auch in moralischer Hinsicht, denk' ich. Denn erstens hat die Moral des Theaters, die doch des Gefälligen nie entbehren kann, etwas so Zwitterhaftes, daß nur höchst selten ein praktischer Nutzen daraus hervorgehen kann. Dann würde aber auch all das Leichtfertige und Lustige, das auf denselben Brettern verhandelt wird, unter der

Aegide jener Ansicht nur um so verderblicher auf das Gemüth des Zuschauers einwirken, der, gewohnt, Lehren von dorther zu empfangen, die angenehmeren darunter gewiß nicht unbeachtet vorübergehen lassen würde. Das Theater muß als sittlich gleichgültig behandelt werden, oder es wird Sitten verderbend.

III.

Du nimmst die Partie deines Vaterlandes und willst nicht zugeben, daß dieses passive Stehenbleiben, dieses Nichtweiterschreiten auf dem Pfade der Entwicklung so erniedrigend, so unwürdig sei, als es mir vorkomme. Nun denn, ich wiederhole es: ein Verbrechen an der Menschheit ist es! Wodurch ist denn der Mensch, was er ist, als durch seine Gattung? Sein ganzer Bestand als Mensch liegt nicht in Einem Individuum, nicht in tausend, sondern in der Menschheit als Ganzes, als moralisches Wesen, entgegengesetzt dem physischen, dem einzelnen. Richte einen Affen ab bis zur höchsten Vernunftähnlichkeit, bis zum äußersten Grade der Geschicklichkeit, seine Jungen werden nicht mehr wissen, als jedes andern Affen Junge, und willst du sie vervollkommnen, so mußt du von vorn anfangen, von der ersten erwerblichen Fertigkeit, wie bei ihrem Vater; von seinem Wissen ist nichts auf sie übergegangen, wird nie etwas übergehen, und so steht jedes Thier noch auf derselben Stufe, in der die ersten seiner Art am Tage der Schöpfung standen. Warum? Weil ihnen die Gabe der Mittheilung fehlt, weil sie nur als Individuen da sind, weil sie nur im Verstande des Menschen eine Gattung ausmachen, in der That aber Einzelwesen sind, höchstens Generationen, mit bloß physischer Wechselwirkung der Mitlebenden, jede eingeschlossen in den Zwischenraum von Geburt und Tod. Der Mensch aber erbt von früheren Jahrtausenden, und spätere Jahrtausende erben von ihm. Ein unreifer Knabe unserer Zeiten weiß Dinge, die den Weisen Griechenlands ein Räthsel waren, die Geschichte ist sein Leitstern im Wollen und Handeln; er ißt und trinkt und pflanzt sich fort als Individuum, aber er

lebt nur als Mensch, als Glied seiner Gattung. Darin liegt das Heiligthum seiner Existenz, das ist das Palladium seiner Vorzüge, in dieser allgemeinen Menscheneinsicht, in diesem allgemeinen Menschenwillen tritt der Gott ein in die Natur.

Daher ist jedes absichtliche Stehenbleiben der einzelnen oder der moralischen Person ein Verbrechen an dem Geschlechte, ein Vergehen gegen Gott. Wollen wir nichts hinzufügen zu dem Schatze der Menschheit, wer gibt uns ein Recht, das von uns Gesammelte zu gebrauchen? Wollt ihr stehen bleiben, so gebt vorerst zurück, was eure Eltern euch geliehen; damit ihr es in organischer Fortentwicklung vererbt an ihre Enkel. Zieht euch in Höhlen, knirscht Eicheln, tragt zur Schau die Blöße eures thierischen Selbst, gebt auf Sprache und Schrift und schämt euch nicht, Bestien zu heißen, wenn ihr es durchaus sein wolltet. Ich wollte lieber ein Hund sein, und den Mond anbellen, als — —

IV.

Hast du gelesen, was Jakobi im Woldemar sagt über die Formen der Menschheit, oder vielmehr über die Formen, in denen sich das Höhere im Menschen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zeigt? Wie das Gefäß nach und nach verwittert, der Gehalt verfliegt, und welche Kämpfe es kostet, bis eine neue Hülle des Göttlichen aufgefunden und anerkannt ist? Wie aber doch das Höhere, das Gottähnliche nie zu Grunde gehen kann, sondern nur in einer Art Seelenwanderung in neue Körper übergeht. Die traurigsten Zeiten sind dann offenbar die, wo eine solcher Formen im Verscheiden ist und die eine Hälfte der Menschheit sich abmüht, das inhaltsleere Gefäß zusammenzuhalten und zu flicken, die andere Hälfte aber den Gehalt überhaupt leugnet, weil er in dem verwitterten Gefäße nicht mehr zu finden ist. Die Zeit unmittelbar vor und nach der französischen Revolution war eine solche traurige; aber mir däucht, die Morgenröthe einer neuen Existenz schimmert hervor über den fernen Bergen.

Wenn damals eine mächtige Hülle des Göttlichen, der Tugend, vielleicht auf lange zu Grunde ging: die Religion als positive Anstalt, so beginnt dafür ein neues Vehikel der Tugend, virtus, sich zu bilden in dem Streben der Völker nach Freiheit, nach bürgerlicher und politischer Freiheit. Schon ist der Mensch nicht mehr auf sein enges Selbst beschränkt, schon nimmt er wieder Theil an einem Allgemeinen, die Begeisterung erwacht, und die Tugenden haben ja Das gemein mit den Lastern, daß, wenn man einer die Thüre öffnet, sich die andern ungerufen miteindrängen. Land! Land! Armer Schiffer!

Ein Erlebniß.

1822. 5. Mai. Gestern begegnete mir einer der sonderbarsten Vorfälle in meinem Leben. Frau v. P., deren Tochter, die ich gekannt, vor einiger Zeit gestorben ist, läßt mich bitten, sie zu besuchen. Beinahe ein volles Jahr vor dem Tode ihrer Tochter war ich aus ihrem Hause weggeblieben, theils weil ich in dem dort herrschenden Tone etwas Gesuchtes zu bemerken glaubte, theils weil ich fürchtete, es könne durch Zeit, Gewohnheit und Gerede der Leute ein näheres Verhältniß zwischen mir und der Tochter vom Hause, einem übrigens höchst geistreichen, gebildeten, guten Mädchen entstehen, das, wenn auch nicht gerade schön, doch besonders durch ihren über allen Ausdruck schönen Wuchs auch äußerliche Vorzüge genug besaß, um eine solche Furcht nicht ungegründet zu machen. Zu all Dem gesellte sich noch meine alte Menschen- oder vielmehr Gesellschafts-Scheu, und kurz, ich blieb weg. Nach einigen nur schwachen und bald ganz aufgegebenen Versuchen, mich wieder in ihren Kreis zu ziehen, stellte sich auch die P.sche Familie darüber zufrieden, und ich hatte alle Ursache zu glauben, daß sie, mutatis mutandis, eben so wenig mehr an mich dächten, als ich an sie. Verflossenen Winter höre ich plötzlich, Marie P. sei schwer krank. Sie war mit ihrem Bruder bei meinem Onkel S. auf dem Balle gewesen, hatte stark getanzt, während ihr Bruder, der sich unwohl befand, unmäßig Thee trank, um sich von dem starken Grimmen, das ihn plagte, zu befreien, dadurch aber nur das Uebel stärker machte und vor Schluß des Balles mit seiner Schwester nach Hause fahren mußte. Zu Hause an-

gekommen, nimmt der Schmerz zu, das Mädchen in ihrer Gutmüthigkeit will Niemand wecken, läuft selbst, noch vom Tanzen erhitzt, in die Küche, macht Thee, wärmt Tücher, besorgt den Bruder. Des andern Morgens findet man sie in heftigem Fieber, sie hat sich erkältet und ist nun selbst sehr krank. Die Krankheit nimmt zu, greift besonders auf die Nerven, weicht aber doch endlich der vereinten Bemühung geschickter Aerzte, und das Mädchen naht der Genesung.

Beinahe erst in diesem letzten Zeitraume erfahre ich etwas von der ganzen Sache. In Zweifel, ob ich hingehen soll, oder nicht, entscheidet sich meine Trägheit, wie gewöhnlich, für das Letztere, und ich ging nicht. Kurz darauf höre ich, das Mädchen sei von Neuem in die Krankheit zurückgefallen, die nun ganz einen nervösen Charakter angenommen habe, und als ich eben bei meiner Tante S. bin, fragt mich diese, wie um etwas ganz Bekanntes: Du weißt ja doch, daß Marie P. gestorben ist? Ich war heftig erschüttert, obgleich mehr über das Unerwartete, als über die Sache selbst, obschon ich das Mädchen wahrhaft geschätzt hatte und ihren Umgang gewiß gesucht haben würde, wenn ich überhaupt Umgang suchte und der etwas gezierte Ton ihrer Verwandten nicht ein unangenehmes Licht auf sie selbst geworfen hätte. In ein paar Tagen darauf war das Leichenbegängniß. Ich ging an der Stephanskirche vorüber, als man eben die Anstalten dazu machte, und ward innerlich ergrimmt über mich, daß mich der traurige Fall so gleichgültig lasse. Ich nahm es als einen neuen Beweis einer seit einiger Zeit nur zu deutlich empfundenen allmählichen Verhärtung des Herzens, das mich zuletzt noch zu einem Ideen-Egoisten machen wird, wie es Egoisten des Vortheils gibt. Wie gesagt, ich ärgerte mich über meine Gefühllosigkeit und ging in die Kirche, um mich auf die Probe zu stellen, wie weit das ginge. Der Leichenzug kam, die Bahre mit dem Jungfrauenkranz geziert, hinterher der alte, grämliche Bediente, der mir oft, wenn ich neben dem Mädchen saß, die Teller gewechselt, sonst barsch,

fast grob, jetzt in Thränen zerfließend, fast wankend bei all seiner derben Beleibtheit. Alle Anwesenden weinten „über das brave, schöne Fräulein, das so wohl ausgesehen und so früh sterben müssen.“ Da kam mir denn doch auch eine Art Rührung an, aber mehr eine allgemeine, auf die Hinfälligkeit des ganzen Menschengeschlechtes gehende; nur wenn ich mir in der Phantasie das Mädchen, im Sarge liegend mit geschlossenen Augen, mit gefalteten Händen, ausmalte, mischte sich ein persönliches Bedauern mit ein, das aber bald wieder verschwand.

Ich habe diese Verstocktheit, diese Gefühllosigkeit zur Zeit, wenn mich fremdartige Ideen beschäftigen, oft mit innerlichem Grauen an mir bemerkt. Kurz, das Mädchen ward eingesegnet, ich lehnte während der Grabgesänge, in Dumpfheit versunken, an der Wand und ging eben so wieder nach Hause. Am vorhergehenden Tage des Morgens hatte ich Vater und Bruder der Verstorbenen bei einem Spaziergange begegnet, ich wollte sie nicht ansprechen und grüßte nur im Vorübergehen. Der Bruder sah zur Erde. Der Vater aber warf mir einen halb trostlosen, halb grimmigen Blick zu.

Die Sache war für mich abgethan, ich dachte auf nichts weiter. Nur Eins muß ich erwähnen, so lächerlich es klingen mag. Von Jugend auf war ich nicht frei von Gespensterfurcht, die aber von Zeit zu Zeit bei einzelnen Anlässen bis zum Thörichten sich vermehrte. Zum Beispiel, als ich die Ahnfrau schrieb; dann nicht bei meines Vaters, wohl aber sehr bei meiner Mutter Tode. Seit einer längern Periode war ich frei davon geblieben. Nach diesem Begräbniß kehrte sie auf einmal sehr heftig wieder. Alle Abende glaubte ich, Marie P. müsse mir erscheinen und — sonderbar genug! — müsse mir Vorwürfe machen, daß ich mit Ursache an ihrem Tode sei; sie habe mich heimlich geliebt. Zu letzterer Vermuthung hatte ich um so weniger einen Grund, da mir das Mädchen nie ein Zeichen von tieferer Neigung gegeben hatte und selbst, wenn wir beisammen waren, sie sich immer mehr

um meine Arbeiten als um mich zu interessiren schien. Genug, so war's. Auch diese Abendmahnungen gingen vorüber, und ich dachte nicht mehr an die Sache.

Vorgestern, beinahe sechs Wochen nach dem Todesfalle, kömmt der junge P. zu mir; in Thränen ausbrechend, bittet er mich im Namen seiner Mutter, sie nächsten Tags zu besuchen. Er ging bald und sagte nichts Näheres. Ich dachte: sie wollen dem Mädchen einen Grabstein setzen und verlangen von mir eine Inschrift. Manchmal kam mir der Gedanke, sie habe mir ein Andenken, einen Ring oder dergleichen hinterlassen, wie man wohl Bekannten zu geben pflegt, immer aber verwarf ich diese Idee wieder als Eingebung der Eitelkeit.

Des andern Tages gehe ich hin. Die Mutter, in Trauer gekleidet, empfängt mich feierlich, ohne Thränen. Sie führt mich in ein entferntes Zimmer, schließt die Thüre ab, setzt sich aufs Ruhebett, winkt mir, neben ihr Platz zu nehmen. Es geschieht. Nun zieht sie aus ihrem Arbeitsbeutel ein geschriebenes Heft heraus, es ist das Testament ihrer Tochter. Darin blätternd und den gehörigen Artikel aufsuchend, sagte sie: Es war der Wunsch meiner Tochter, daß Sie als Andenken Ihr (mein) eigenes Porträt annehmen möchten, das sie selbst heimlich gezeichnet und sehr werth gehalten hat. Daß es doch lieber Ihrer Tochter eigenes wäre! rief ich aus. Ja? versetzt die Frau, auch das bestimmte Ihnen meine Tochter, wenn Sie es selber begehren würden. Und nun bricht sie in Thränen aus und kann nicht länger mehr zurückhalten. Sie erzählt Alles. Das Mädchen hatte zu mir eine heftige Neigung gefaßt, dieselbe aber mit so ungeheurer Selbstbeherrschung verborgen, daß weder ich, noch ihre Eltern etwas davon bemerkten, erst das Testament gab darüber Aufschluß. Wohl war den Eltern ein gewisses Interesse für mich nicht verborgen geblieben, das sie aber, wie ich und Jedermann, auf meine poetischen Arbeiten bezogen. Auch schien in der letzten Zeit ein Kummer an ihr zu nagen, aber man ahnte die Ursache nicht.

Das Testament machte Alles klar. Mein Wegbleiben aus dem Hause ihrer Eltern hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie suchte den Grund davon in meinem bald darauf bekannt gewordenen Verhältniß mit Katty F* und schwieg gegen Jedermann. Sogar an den Bemühungen ihrer Eltern, mich wieder für ihr Haus zu gewinnen, nahm sie keinen Antheil. Um so weniger konnten jene die Ursache des Trübsinns erfahren, der sie nunmehr befiel, und die sie in körperlichen Zuständen suchten. Bald darauf hatte das Mädchen einen Traum (welchen? habe ich noch nicht erfahren), der ihr ihren baldigen Tod ankündigte. Sie sagte Niemanden etwas davon, setzte sich aber hin und schrieb auf zwei Bogen ihr Testament, in dem sie auch ihre tiefe Neigung mit den bestimmtesten Zügen ausdrückt. So verlebte sie den Sommer still und ruhig. Bei Anfang des Herbstes wiederholte sich ihr der vorige todverkündende Traum, und nun erzählte sie ihn ihren Eltern, indem sie ihre Ueberzeugung aussprach, daß sie gewiß sehr bald werde sterben müssen. Aber noch kein Wort über ihre Leidenschaft. Die Eltern suchen sie von dem Albernen ihrer Besorgniß zu überzeugen, Aerzte verlachen die Furcht der scheinbar von Gesundheit Strotzenden. Im Winter erkrankt sie, wie oben erwähnt ist, wird besser, schlimmer, stirbt. Kurz vor ihrem Tode verließ sie jene früher auf ihr gelastete Melancholie; sie ward heiter, fröhlich, gesprächig und erklärte, daß sie nie glücklicher gewesen sei. Aber auch hier kein Wort von ihrer Neigung. So starb sie. Bis ans Ende ihrer Sinne mächtig, geduldig wie immer. Das erzählte mir nun die alte Mutter; klagte mich bald an, umarmte mich dann wieder, nannte mich Sohn. Die Tochter hatte in ihrem letzten Willen die Eltern gebeten, daß sie für mich sorgen, mich in ihr Haus nehmen, Verwandtenstelle an mir vertreten sollten; Das alles ward mir angeboten — und ich? kalt, zerstreut hörte ich Das alles an, schlug aus, lehnte ab, spielte ein wenig Komödie, ward aber keiner Thräne Meister und war froh, als ich wieder gehen konnte. Angegriffen hat es mich wohl, aber, weil ich sonst die

Frau etwas geziert und outrirt in ihren Empfindungen gekannt habe, so konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht los werden, obgleich bittre Thränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu sehr beurkundeten.

Verständige Männer haben es nicht für schlechthin unmöglich gehalten, daß Abgeschiedene nach ihrem Tode den Rückgebliebenen erscheinen können. Ich habe an dem Gegentheile wohl nie im Ernste gezweifelt, halte es aber jetzt für apodiktisch unmöglich. Denn wäre es möglich, Marie P. würde mir gewiß erschienen sein.

Unter Grillparzer's Papieren fand sich folgende, für jenes Mädchen Marie P. entworfene Grabschrift: „Jung ging sie aus der Welt, zwar ohne Genuß, dafür auch ohne Reue.“

Erinnerungen an Beethoven.

Ich lese einen Aufsatz von Herrn L. Rellstab: „Beethoven" überschrieben, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist. Diese Anschuldigung gilt nicht Herrn Rellstab, der ohne Zweifel Alles, was ihm Beethoven sagte, bis auf die Worte getreu niederschrieb. Die Ursache dürfte vielmehr in dem traurigen Zustande des Meisters während seiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Geschehenes und bloß Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ. Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammentreffen, und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.

Das erste Mal daß ich Beethoven sah, war in meinen Knabenjahren — es mochte in den Jahren 1804 oder 1805 gewesen sein — und zwar bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause meines Onkels, Joseph Sonnleithner, damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven befanden sich noch Cherubini und Abbé Vogler unter den Anwesenden. Er war damals noch mager, schwarz und zwar, gegen seine spätere Gewohnheit, höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hülfsmittel eines kurzen Gesichtes nicht mehr bediente. Ob er selbst oder ob Cherubini bei dieser Musik spielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur

daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, sich Abbé Vogler noch ans Klavier setzte und über ein afrikanisches Thema, das er selbst aus dem Mutterlande herübergeholt, endlose Variationen zu spielen anfing. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach während seiner musikalischen Durchführungen in den Speisesaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieser, und Beethoven stand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abt Vogler, nunmehr ganz allein gelassen, aufhörte, sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen. Ich selbst war im dumpfen Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben. Was von diesem Augenblicke an weiter geschah, darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtniß völlig. Neben wem Beethoven bei Tische saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abt Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles Das hingezogen hätte.

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien. Unsere Wohnung ging gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemiethet. Beide Abtheilungen waren durch einen gemeinschaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann — er war unterdessen stärker geworden und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet — wenn er brummend an uns vorüberschoß; meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang, und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Thüre hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paarmal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Thür aufgeht, er selbst heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von

diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle andern Gelegenheiten abgeschnitten waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein Niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Thüre nach dem Gange verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausganges durch den Garten bedienen würden: Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauf folgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahe gelegenen Döbling eine Landwohnung inne hatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das baufällige Haus eines wegen seiner Liederlichkeit berüchtigten Bauers, Flohberger hieß er. Dieser Flohberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Lise. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flohbergers Hofthore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernbursche gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignoriren, in Zorn brachte, dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächstemal wieder am Hofthore stehen zu bleiben. Ja, sein Antheil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängniß gesetzt wurde (Kotter genannt), Beethoven sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Frei-

lassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die gestrengen Rathsherrn so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte, und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillige Gesellschaft leisten müssen.

Später sah ich ihn höchstens auf der Straße und ein paarmal im Kaffeehause, wo er sich viel mit einem jetzt seit lange verstorbenen und vergessenen Dichter aus der Novalis-Schlegel'schen Gilde, Ludwig Stoll, zu schaffen machte. Man sagte, sie projektirten zusammen eine Oper. Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von diesem anhaltlosen Schwebler etwas Zweckdienliches, ja überhaupt etwas Anderes als — allenfalls gut versifizirte — Phantastereien erwarten konnte.

Unterdessen hatte ich selbst den Weg der Oeffentlichkeit betreten. Die Ahnfrau, Sappho, Medea, Ottokar waren erschienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moriz Dietrichstein, die Kunde kam, Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er nicht vermögen könne, für ihn, Beethoven ein Opernbuch zu schreiben.

Diese Anfrage, gestehe ich es nur, setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Einmal lag mir der Gedanke, je ein Opernbuch zu schreiben, an sich schon fern genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdessen völlig gehörlos geworden war und dessen letzte Kompositionen, unbeschadet ihres hohen Werthes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singstimmen in Widerspruch zu stehen schien; ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch im Stande sei, eine Oper zu komponiren. Der Gedanke aber, einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle Rücksichten, und ich willigte ein.

Unter den dramatischen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte, befanden sich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulassen schienen. Der eine bewegte sich im Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft. Aber nebstdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Haupt-

rolle gewachsen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußersten Gränzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend da lagen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten.

Ich wählte daher die Fabel der Melusine, schied die reflektirenden Elemente nach Möglichkeit aus und suchte durch Vorherrschen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatisch hielt, mich den Eigenthümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen. Mit dem Kompositeur früher über den Stoff zu konferiren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Ansicht erhalten wollte, auch später Einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm ja freistand, das Buch zu komponiren oder nicht. Ja, um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzuthun, sandte ich ihm das Buch auf demselben Wege zu, auf dem die Anforderung geschehen war. Er sollte durch keine persönliche Rücksicht irgend einer Art bestimmt oder in Verlegenheit gesetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethovens — derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat — zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an, und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte. Ich fand ihn, in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Thüre, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich, mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücken des Wohlwollens und

der Achtung und kam sogleich auf die Oper zu sprechen. Ihr Werk lebt hier, sagte er, indem er auf die Brust zeigte, in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu komponiren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte: wo soll das hinführen? Obwohl ich die Nothwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständniß er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Aenderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Kontrakt mit mir zu schließen. Die Vortheile aus der Oper sollten gleich zwischen uns getheilt werden u. s. w. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte (wodurch es auch kam, daß mir dieselben, die ich — Uhland ausgenommen — für das Beste halte, was Deutschland seit dem Tode seiner großen Dichter hervorgebracht, allesammt kaum so viel eingetragen, als einem Verstorbenen, oder Lebendigen, oder Halbtodten ein einziger Band ihrer Reisenovellen und Phantasiebilder). Am Wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Kontrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.

Ich hoffte, er hätte das Geschäftliche seiner Idee aufgegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger, Wallishauser, zu mir und sagte, Beethoven bestünde auf der Abschließung eines Kontraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entschließen könnte, sollte ich mein Eigenthumsrecht auf das Buch ihm, Wallishauser, abtreten, er würde dann

das Weitere mit Beethoven abmachen, der davon schon prävenirt sei. Ich war froh, der Sache los zu werden, ließ mir von Wallishauser eine mäßige Summe auszahlen, cedirte ihm alle Rechte der Autorschaft und dachte nicht weiter daran. Ob sie nun wirklich einen Kontrakt abgeschlossen haben, weiß ich nicht; muß es aber glauben, weil sonst Wallishauser nicht unterlassen haben würde, mir über sein aufs Spiel gesetzte Geld nach Gewohnheit den Kopf voll zu jammern. Ich erwähne alles dieß nur, um zu widerlegen, was Beethoven zu Herrn Rellstab sagte: „er habe anders gewollt, als ich." Er war damals vielmehr so fest entschlossen, die Oper zu komponiren, daß er schon auf die Anordnung von Verhältnissen dachte, die erst nach der Vollendung eintreten konnten.

Im Laufe des Sommers besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Hetzendorf. Ich weiß nicht, sagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir Jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringende bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Komposition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen herausbrachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor das seine, und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wildnaiven, gutmüthigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich, ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Thoren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg, allein antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle

liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohns, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.

Später sah ich ihn — ich weiß nicht mehr, wo — nur noch einmal wieder. Er sagte mir damals: Ihre Oper ist fertig. Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn, auch nicht aufs Leiseste, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, in schwarzem Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter seinem Sarge herging.

Zwei Tage vorher kam Schindler des Abends zu mir mit der Nachricht, daß Beethoven im Sterben liege und seine Freunde von mir eine Rede verlangten, die der Schauspieler Anschütz an seinem Grabe halten sollte. Ich war um so mehr erschüttert, als ich kaum etwas von der Krankheit wußte, suchte jedoch meine Gedanken zu ordnen, und des andern Morgens fing ich an, die Rede niederzuschreiben. Ich war in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat,

um das Bestellte abzuholen, denn Beethoven sei eben gestorben. Da that es einen starken Fall in meinem Innern, die Thränen stürzten mir aus den Augen, und wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte, ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäste entfernten sich in andächtiger Rührung, und — — Beethoven war nicht mehr unter uns! —

Rede am Grabe Beethovens.

Indem wir hier am Grabe dieses Verblichenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesammten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte Dessen, was uns übrig blieb von dem dahingeschwundenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüthe. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges in deutscher Sprache und Zunge; aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bach's, von Haydn und Mozart's unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben stammende Kunst. Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch sein taubes Ohr,

trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm?

Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, Alles hatte er durchmessen, Alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demüthiges Lied! — Kinder ihr der drei- und viergetheilten Stimmen! brausende Symphonie: „Freude schöner Götterfunken," du Schwanengesang! Muse des Lieds und des Saitenspiels: stellt euch rings um sein Grab und bestreut's mit Lorbeeren!

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am Leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüths keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen Alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unserem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr

habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer. Drum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungebornen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint.

Ich habe Beethoven eigentlich geliebt. Wenn ich von seinen Aeußerungen nur wenig wieder zu erzählen weiß, so kommt es vorzüglich daher, weil mich an einem Künstler nicht Das interessirt, was er spricht, sondern was er macht. Wenn Sprechen einen Maßstab für Künstlerwerth abgäbe, so wäre Deutschland gegenwärtig ebenso voll von Künstlern, als es in der That leer ist. Ja, der eigentlichen Schöpfungskraft kommt nur jenes, bereits im Talent gegebene, gleichsam gebundene Denkvermögen zu gute, das sich instinktmäßig äußert und die Quelle von Leben und individueller Wahrheit ist. Je weiter der Kreis, um so schwerer seine Erfüllung. Je größer die Masse, um so schwieriger ihre Belebung. Als Goethe noch wenig wußte, schrieb er den ersten Theil des Faust; als das ganze Reich des Wissenswürdigen ihm geläufig war, den zweiten. Von Einzelnem, was Beethoven sagte, fällt mir nachträglich nur noch ein, daß er Schiller sehr hoch hielt, daß er das Loos der Dichter gegenüber den Musikern als das beglücktere pries, weil sie ein weiteres Gebiet hätten; endlich daß Webers Euryanthe, die damals neu war und mir mißfiel, ihm gleich wenig zu gefallen schien. Im Ganzen dürften es doch Webers Erfolge gewesen sein, die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper

zu schreiben. Er hatte sich aber so sehr an einen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt im Stande gewesen wäre, seine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand keines, weil es für ihn keines gab. Es hätte ihn doch sonst Einer der vielen Stoffe, die ihm Herr Rellstab vorschlug, besonders ehe ihn noch Mängel der Ausführung zurückschrecken konnten, wenigstens in der Idee anziehen müssen.

Mein Opernbuch, als dessen Eigenthümer ich mich nicht mehr betrachten konnte, kam später durch die Buchhandlung Wallishauser in die Hände Konradin Kreuzers. Wenn keiner der jetzt lebenden Musiker der Mühe werth findet, es zu komponiren, so kann ich mich darüber nur freuen. Die Musik liegt ebenso im Argen als die Poesie, und zwar aus dem nämlichen Grunde: dem Mißkennen des Gebietes der verschiedenen Künste. Die Musik strebt, um sich zu erweitern, in die Poesie hinüber, wie die Poesie ihrerseits in die Prosa. Dieß weiter auseinanderzusetzen scheint nicht an der Zeit, so lange Kunstphilosophen, Kunsthistoriker — ich denke hier an Gervinus und ähnliche Halbwisser, die die Unfähigkeit für ihr eigenes Fach als eine Befähigung für jedes fremde ansehen, — so lange derlei sachunkundige Schwätzer den deutschen Kunstboden inne haben. Von dem gesunden Sinne der Nation ist übrigens zu erwarten, daß sie sich der Herrschaft der Worte baldmöglichst entziehen und wieder auf Sachen und Thaten zurückkommen werde.